

# Die Ortenau

77. Jahresband 1997

Einladung zur

## **Jahresversammlung**

des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V.

am 19. Oktober 1997 in Offenburg

8.30 Uhr

Geschäftliche Sitzung und Mitgliederversammlung  
im Foyer des Grimmelshausen-Gymnasiums

10.15 Uhr

**Empfang der Stadt Offenburg  
im Grimmelshausen-Gymnasium**

Gesangverein „Concordia“ Offenburg mit Liedern aus der Zeit  
des Vormärz und der Revolution.

11.00 Uhr

**Festsitzung im Grimmelshausen-Gymnasium mit Vortrag**  
von Herrn Dr. Hans-Joachim Fliedner, Offenburg:  
„Offenburg und die demokratische Bewegung von 1847/49.“

12.30 Uhr

Mittagessen im Gasthaus „Wagner Braustüble“

14.30 Uhr

**Nachmittagsprogramm**

Besuch der Ausstellung „Des Volkes Freiheit. Die Revolutionäre von  
Offenburg 1847–1849“ des Hauses der Geschichte Baden-Württemberg  
im Spitalspeicher und der St. Andreas-Kirche  
mit Führung durch Dr. Roland Peter.

*alternativ:*

Stadtführung „Wo dies alles stattgefunden ...“.  
Orte der Revolution in Offenburg.

Der Oberbürgermeister  
der Stadt Offenburg

*Dr. Wolfgang Bruder*

Der Präsident  
des Historischen Vereins  
für Mittelbaden e.V.

*Dr. Dieter Kauf*

# Die Ortenau

Veröffentlichungen  
des Historischen Vereins für Mittelbaden

**77. Jahresband 1997**



Redaktion  
Karl Maier

OFFENBURG/BADEN  
VERLAG DES HISTORISCHEN VEREINS FÜR MITTELBADEN

ISSN 0342-1503

Für den Druck dieses Jahrbuches haben das Regierungspräsidium Freiburg und der Ortenaukreis Zuschüsse gewährt.

Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem, umweltfreundlichem Papier.



Verlag Historischer Verein für Mittelbaden

Gesamtherstellung: Konkordia Druck GmbH, 77815 Bühl

Nachdruck und photomechanische Wiedergabe nur mit Genehmigung des Vereins und der Verfasser

# Inhaltsverzeichnis

Oberbürgermeister Dr. Wolfgang Bruder, Grußwort der Stadt Offenburg.....	9
Michael Friedmann / Dr. Dieter Kauß, Nachrufe .....	11
Bernhard Uttenweiler, Zum 90. Geburtstag von Emil Schwendemann	18
Erich Krämer, Die Heimatmedaille für Gerhard Finkbeiner .....	20
Manfred Hildenbrand, Jahresbericht des Historischen Vereins für Mittelbaden 1996/97.....	23
Tätigkeitsberichte der Mitgliedergruppen .....	26
Tätigkeitsberichte der Fachgruppen.....	59
Landrat Günter Fehring, Der Ortenaukreis – Rückblick 1996 .....	115
Suso Gartner, Zur Frühgeschichte des Klosters Schwarzach .....	137
Rainer Hennl, Die Herren bzw. Grafen von Eberstein.....	153
Jeanne Peipers, Die künstlerische Leistung der Chorherren von Allerheiligen in der Wallfahrtskirche Lautenbach, Architektur und Altäre .....	173
Manfred Merker/Manuel Yupanqui Werner, Der Kanzlerkeller – Stadtarchäologische Aktivitäten einer Schüler AG in einem Offenburger Gewölbekeller .....	199
Ernst Gutmann, Mittelalterliche Funde in Stollhofen.....	221
Gerhard Hoffmann, Nothausen – eine Wüstung bei Baden-Baden- Haueneberstein .....	231
Harald Rosmanitz, Vom Gott des Handels und der Diebe. Ein frühbarockes Kachelmodell mit Merkur aus dem Museum im Ritterhaus in Offenburg .....	235

Hans-Martin Pillin, Gußeiserne Ofenplatten als Produkte des Kunsthandwerks aus mehr als drei Jahrhunderten. Die Ofenplattensammlung Désiré Parisels aus Oberkirch .....	257
Martin Ruch, „Pianta Della Citta Di Offenburg“: eine zweite Ansicht Offenburgs vor der Zerstörung 1689 .....	273
André-Marc Haarscher, Berufstätigkeit der Juden in der ehemaligen Grafschaft Hanau-Lichtenberg im 17./18. Jahrhundert .....	295
Bernhard Klär, Musikpflege im Kloster Ettenheimmünster – Pater Ildefons Haas aus Offenburg .....	311
Ludwig Uibel, Die Grundsteinlegung der Scherzheimer Kirche. Ein Bericht des Pfarrers Johann Jacob Schoch (1757–1833) .....	333
Johannes Werner, Die letzten Eremiten in Wolfach und anderswo .....	341
Gerhard Finkbeiner, Untertanen des Klosters Ettenheimmünster fordern die Abschaffung der Leibeigenschaft, der Fronen und der Abgaben. Aus den Aufzeichnungen des Klosterarchivars Gervasius Bulfer und des Vikars Bernhard Stöber über die Orte Schweighausen und Dörlinbach .....	351
Stefan Fassbinder, Eine geistliche Apotheke aus dem Schuttertal .....	363
Josef Bayer, Die Diersburger Tracht .....	388
Eckart Rüsich, Karl Friedrich Schinkels Kurzbesuch in Baden-Baden. Natur- und Kunstgenuß eines unbemerkt erlebten Sommerabends im Jahre 1824 .....	389
Ulrich Coenen, Die Baugeschichte der Stadt Bühl von den Anfängen bis zum Historismus .....	401
Wolfgang M. Gall, „... eine schändliche Verschwörung gegen das Cölibatsgesetz.“ – Biographische Anmerkungen zu dem Offenburger Reformkatholiken Dekan Franz Ludwig Mersy .....	431
Franz X. Vollmer, Der Schweizer Sonderbundkrieg von 1847 und die Ortenau .....	441

Louis Schlaefli, Kanonikus Alexandre Straub auf Studienreise in Baden.....	459
Manfred Hildenbrand, Heinrich Hansjakob und die Juden .....	485
Ulrich Burgert, Ein Denkmal für Theodor Wacker .....	497
Ralf Bernd Herden, Das Ende des deutschen Unterseebootes U 250....	503
Karl Volk, „Gell, seller B’suech!“ Heinrich Himmler in Triberg .....	509
Bernd Boll, Befreiungen. Fremdarbeiter erleben das Kriegsende in Baden 1945 .....	539
Adolf Schmid, Lehrerbildung im Kurbad.....	559
Birgit Seitz, Straßenumbenennungen in Offenburg zwischen 1933 und 1948 .....	577
Heinz G. Huber, Vom Klosterwein zum Diplomatentropfen. 800 Jahre Weinbau im Renchtal.....	587
Hans Joachim Fliedner, Unser jüdisches Erbe und wir .....	637
Frank Schrader, Bauliche Entwicklung in Wolfach im 20. Jahrhundert	647
Dieter Kauß, Titel der laufenden Zeitschriften aus unserer Bibliothek in Kehl-Kork. Teil 2.....	677
Buchbesprechungen und Hinweise.....	679
Autorenverzeichnis .....	698





## Grußwort der Stadt Offenburg

Im Namen der Stadt Offenburg begrüße ich die Teilnehmerinnen und Teilnehmer an der Jahresversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden e. V. am 19. Oktober 1997 herzlich.

Wir freuen uns, nach den Jahren 1911, 1934, 1949, 1960, 1985 und 1989 erneut Tagungsort für die Ortenauer Historiker zu sein.



1997 ist für Offenburg ein bedeutendes Jahr. Die Ereignisse der badischen Revolution von 1847/49 jähren sich zum 150. Mal. Für die badische Demokratiebewegung war unsere Stadt ein wichtiges Zentrum. Drei große politische Versammlungen fanden in ihren Mauern statt:

- am 12. September 1847 die Versammlung im „Salmen“ und die dort verkündigten dreizehn „Forderungen des Volkes“,
- am 19. März 1848 die große Landesvolksversammlung,
- am 13. Mai 1849 das Betreiben des Sturzes des Großherzogs.

Vor 150 Jahren wurden in Offenburg unter Beteiligung aller Volksschichten die wichtigsten bürgerlichen Grundfreiheiten verabschiedet. Das Bewußtsein für diese demokratischen Grundlagen unserer eigenen Geschichte ist nicht selbstverständlich. So haben wir in Offenburg in den letzten Jahren intensiv und mit Erfolg darauf hingewirkt, daß man sich mit diesem Jubiläum überregional befaßt, sowohl politisch als auch wissenschaftlich. Seit 1993 hat das Kulturamt der Stadt Kontakt mit führenden Fachwissenschaftlern aufgenommen und drei Kolloquien sowie zwei Forschungsbörsen zur Erforschung der Demokratiebewegung in Offenburg initiiert. Vertreter badischer Universitäten und außerbadischer Forschungseinrichtungen formulierten 1993 gemeinsam einen Aufruf, sich mit den Ereignissen jener Jahre auseinanderzusetzen. Im Jahr 1994 schlossen sich 23 badische Städte diesem Aufruf an.

Das Jahr 1997 steht in Offenburg ganz unter dem Eindruck der 1847/49er-Freierlichkeiten. Bereits im Vorfeld des Freiheitsfestes fand die Veranstaltungsreihe „Offenburg will Freiheit . . .“, die vom Archiv der Stadt organisiert wurde, viel Beachtung und großen Zuspruch. Über 150 Vereine haben sich unter dem Motto „Der Freiheit ein Fest“ an den Aktivitäten beteiligt. Am Wochenende des 12.–14. September 1997 eröffnete Ministerpräsident

Erwin Teufel mit dem Offenburger Freiheitsfest den Beginn einer beeindruckenden Reihe von Veranstaltungen in Baden-Württemberg, die zwischen 1997 und 1999 zum Gedenken an die Revolution im deutschen Südwesten stattfinden. Mittelbaden und die Ortenau gehörten letztendlich zu den Zentren demokratischer Aktivitäten vor 150 Jahren. Wir Offenburger freuen uns deshalb besonders, daß sich mehrere Ortenauer Gemeinden 1998 mit vielfältigen Aktivitäten an dem Jubiläum beteiligen.

Auch die diesjährige Jahresversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden wendet sich 1997 dem Gedenken an die badische Revolution zu. So sind die Teilnehmer zu Stadtführungen zum Thema „Freiheitsbewegung 1847–49“ und einem Besuch der Ausstellung „Des Volkes Freiheit. Die Offenburger Revolutionäre 1847/49“ eingeladen, die das Haus der Geschichte Baden-Württemberg im Spitalspeicher und in der St.-Andreas-Kirche gestaltet hat.

Wir wünschen allen Teilnehmern der Hauptversammlung eine gelungene und interessante Veranstaltung und einen schönen Aufenthalt in Offenburg.

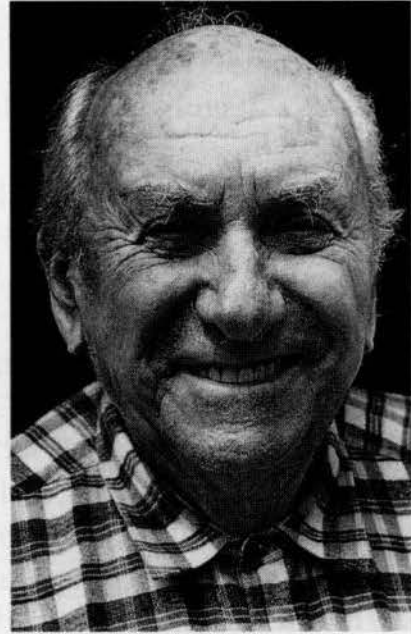
A handwritten signature in black ink, reading "W. Bruder". The signature is written in a cursive, flowing style.

Dr. Wolfgang Bruder, Oberbürgermeister

## Nachruf auf Hermann Sprauer

(\*13. März 1903, † 3. August 1996)

Anfang August 1996 starb Hermann Sprauer in seinem Haus in Zell-Weierbach im Alter von 91 Jahren. Er liegt auf dem Weingarten-Friedhof begraben. Mit ihm verlor die Stadt Offenburg und die Ortenau eine der bestimmenden Künstlerpersönlichkeiten der letzten Jahrzehnte. Von 1934 bis zu seiner Pensionierung 1967 arbeitete er, unterbrochen von Kriegsdienst und Gefangenschaft in der Sowjetunion, als Kunsterzieher am Schillergymnasium Offenburg. Dort vermittelte er ganzen Schüलगenerationen mit seinem Sachverstand, seiner inneren Fröhlichkeit und Gelassenheit Verständnis für die Kunst.



Lange Zeit war Sprauer Mitglied im Kulturausschuß. Ihm verdankt die Stadt den Beginn der Kunstausstellungen in Offenburg, zunächst im Europa-, dann im Salzhaus und später im städtischen Ausstellungsraum in der Gärtnerstraße. Daneben bearbeitete Sprauer auch intensiv kulturelle Themen der damaligen „Ortenauer Herbstmesse“. Jahrelang gestaltete er Plakate und Prospekte, schrieb in der lokalen Zeitung, organisierte und betreute Sonderschauen. Glanzpunkt dieser Arbeit war die Ausstellung „Kirchliche Kunst in der Ortenau aus einem Jahrtausend“ im Jahre 1969.

Er half seiner Stadt, wo immer er konnte, war aber, wenn es sein mußte, auch kritisch und unbequem. Beim drohenden Abriß des Spitalspeichers gehörte er zu den wenigen, die sich für dessen Erhalt einsetzten. Als die Stadt mit dem Wunsch an ihn herantrat, sein gesamtes Spätwerk mit den Ortenauer Farbdrucken zu kaufen, antwortete Sprauer auf eine für ihn typische Weise: Er schenkte die wertvollen Blätter dem Offenburger Stadtarchiv.

Von 1924 bis zu seinem Tod war Hermann Sprauer Mitglied des Historischen Vereins für Mittelbaden. Auch als Autor unseres Jahresheftes bewies er seine Fähigkeit, Kunst zu vermitteln. In seinen Aufsätzen über die „farbige Erneuerung historischer Baudenkmäler in Offenburg“ (1932), den „Passionszyklus in der St. Petruskapelle zu Reichenbach“ (1933) und die „Außenwandmalereien an der ehemaligen Pfarrkirche von Hausach“ (1935) halten seine Beschreibungen nicht nur den Bestand fest, sondern

diskutieren auch an den Objekten künstlerische Grundprobleme. Für die Burgenbände 1934 und 1984 verfaßte Sprauer die Artikel über das Bezirksamtsgebäude in Offenburg.

Seine künstlerische Ausbildung erhielt Hermann Sprauer an der Karlsruher Akademie, wo er zunächst Schüler von Georg Scholz, Karl Hubbuch und Carl Dillinger war, dann Meisterschüler von Ernst Würtenberger. Seine Studien beendete er 1929, dem Jahr, in dem ihm auch der Badische Staatspreis für Graphik zuerkannt wurde.

Sprauers erste Schaffensphase ist vom Stil der Neuen Sachlichkeit geprägt. Dabei gilt sein Interesse dem Menschen in der Stadt, sein Blick ist analytisch und sozialkritisch. Ihn interessiert der Rand seiner Welt, die Vorstädte, Bahngleise und Tanklager, vor allem aber die einsamen Menschen im sozialen Abseits oder in den Straßen der Vorstadt (Holzschnittfolge „Die Nacht“ aus den Jahren 1929–1932). Daneben malt er Architektur, Baustellen, Gerüste und Maschinen, die er gerne mit üppiger Natur kontrastiert. Werke dieser Zeit sind es vor allem, die Sprauer international bekannt machen und mit ihnen hat er einen Platz in der Kunstgeschichte gefunden. Er ist auf zahlreichen Ausstellungen zur deutschen Kunst der 20er Jahre und der Neuen Sachlichkeit mit wichtigen Arbeiten vertreten. Seine Bilder hängen ebenso in Karlsruhe, Stuttgart oder Berlin, wie in Paris, New York und Montreal.

Im Dritten Reich war Sprauer, wie andere Offenburger Künstlerfreunde auch, verschiedentlich Repressalien durch die nationalsozialistischen Machthaber ausgesetzt. In seiner Kunst blieb er sich dennoch kompromißlos treu, verband die Akribie des Chronisten mit der Parteinahme des Humanisten. So tragen die – meist kleinformatigen – Bleistiftzeichnungen aus den Kriegsjahren in der Sowjetunion keine Spur eines etwaigen Feindbildes in sich. Sprauer registriert auch hier sachlich seine Umwelt, zeichnet ärmliche Dörfer und ihre Bewohner, Fabrikanlagen und Arbeiter, bisweilen vor malerischen Kulissen.

Unter den Eindrücken des letzten Krieges entstand zwischen 1946 und 1948 eine Reihe von Holzschnitten, die Sprauer Jahre später in einem ausdrucksstarken Band als limitierte Auflage zusammenstellte (Verleih uns Frieden gnädiglich, Herr Gott zu unsern Zeiten“, Offenburg 1983). Er setzte sich hier mit dem Leid auseinander, das der Zweite Weltkrieg über die Menschen gebracht hat. Sprauer verstand seine Arbeit auch als Mahnung: „Blätter wie diese können keinen Krieg verhindern, doch zum Erinnern, Nachdenken, Entscheiden und Handeln veranlassen.“

In den letzten Jahrzehnten entstanden schließlich eine Fülle von Farblinolschnitten; die meisten davon sind in einem Buch zusammengefaßt („Bilder der Ortenau“, Offenburg 1990). Die künstlerische Vorgehensweise war immer gleich: Auf der Suche nach Motiven durchstreifte er dann, meist zusammen mit seiner Frau Else, per Fahrrad vom Haus in Zell-Weierbach aus die Landschaft der Ortenau. Er hielt vieles von dem, was er sah, im Gedächtnis fest, er verglich, ordnete ein. Ortsstraßen und Dorfkirchen, Waldhänge und Rebhügel, Baumgruppen und Blumenfelder, Ansichten und Stimmungen: er nahm sie in sich auf. Manche Motive setzte er in Bilder um. Irgend etwas hat ihn dann gepackt: Eine besonders schöne Komposition der Landschaftslinien, ein Detail am Weg, eine bestimmte Farbe. Dann entwickelte er seine Bilder vor dem Motiv auf einer Skizze und feilte diese in seiner kleinen Werkstatt zu einer Komposition aus Linien und Farben aus. Er faßte Flächen zusammen, reduzierte seine Palette auf wenige Farben, die er gerne scheinbar unvermittelt und übergangslos einsetzte, die aber in ihrer Gesamtwirkung vollkommen durchkonstruiert sind.

Handwerkliche Präzision war für Sprauer eine Selbstverständlichkeit. Für die Herstellung seiner Bilder hat er eine eigene langwierige Technik entwickelt. Er druckte in kleiner Auflage („... ich bin gegen Massenware“) die durchschnittlich sechs bis zwölf Farben von einer Platte, die er dabei gleichzeitig immer mehr herunterschnitt und so vernichtete. Jedes Bild war eigenständig komponiert und in sich farblich genau abgestimmt. Das Gefühl für Form und Farbe hat Sprauer ständig weiterentwickelt. Ihm verdanken seine Bilder die eigene Sprache, wobei gerade der Umgang mit der Farbe mit dem zunehmenden Alter des Künstlers immer kühner und perfekter wurde.

In den Farbbildern der Ortenau vollzieht Sprauer eine Synthese seiner bisherigen Sichtweisen. Immer noch wirft er einen intensiven Blick auf die reale Umwelt. Jetzt beschäftigt ihn die Veränderung der heimatlichen Umgebung. Ökonomische Umgestaltung und touristische Erschließung haben auch die Ortenau erfaßt. Oberrheinkanalisation, Autobahn- und Straßenbau, Rebumlegung und Flurbereinigung, Abriß und Neukonstruktion, Verarmung der Tier- und Pflanzenwelt. Sprauer hält sozusagen dagegen. Er präsentiert seine Landschaftsbilder als klare, harmonische, in sich ruhende Dokumente einer vom Verschwinden bedrohten Welt. Und hierin liegt jetzt das sozialkritische Element seiner Bilder. Es besteht in der Mahnung, diese leuchtende Landschaft zu schonen und zu schützen. Es ist zu hoffen, daß in unserer Zeit der fortschreitenden Umweltzerstörung unsere Wahrnehmung der Natur durch die Bilder Sprauers beeinflußt wird. Wenn es uns gelingt, die Landschaft um uns mit seinen Augen zu sehen, ist vielleicht auch nach hundert Jahren noch etwas davon erhalten.

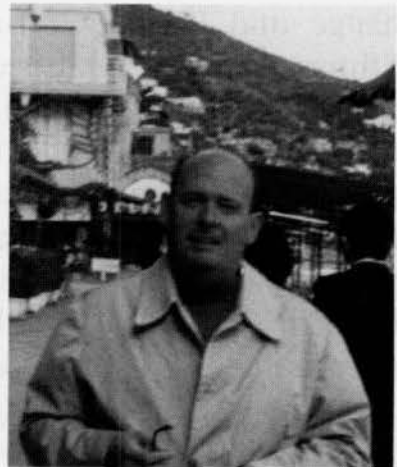
*Michael Friedmann*

# Dr. Hans Georg Zier (1926–1997) zum Gedenken

## Archivar und Landeskundler für die Ortenau

Hans Georg Zier wurde am 9. August 1926 als Sohn des Pfarrers an der Schloßkirche in Pforzheim geboren. Während seines Militärdienstes in Ludwigsburg verlor er in Pforzheim bei einem Fliegerangriff seine Eltern und eine Schwester sowie das elterliche Haus.

Von 1946 bis 1952 studierte er in Freiburg und Marburg Geschichte, Deutsch sowie Französisch. Er promovierte bei Prof. Dr. Clemens Bauer über die Agrargeschichte des Hanauerlandes.



Sein Traumberuf war der des Archivars. Von 1952 bis 1954 absolvierte er dafür den Vorbereitungsdienst am Generallandesarchiv (GLA) in Karlsruhe und an der Archivschule in Marburg. Erfolgreich schloß er die Staatsprüfung für den höheren Archivdienst ab.

Als Archiv-Assessor wirkte er 1954 am GLA und am Staatsarchiv Sigmaringen, 1955 am Hauptstaatsarchiv Stuttgart und wiederum am GLA. 1958 wurde er dort Archivrat, 1965 Oberarchivrat und 1973 Archivdirektor. Im Jahre 1975 übernahm er am GLA die Archiv-Leitung bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1986.

Hans Georg Zier starb am 13. März 1997 in Kandern. Am 25. März nahmen zahlreiche Freunde und Kollegen in einer Trauerfeier in der Schloßkirche zu Pforzheim Abschied von ihm.

Hans Georg Zier war in erster Linie Archivar. Er sorgte sich besonders um die neueren Bestände des GLA. Aktenübernahme, Erschließung und Auswertung der Akten waren seine Arbeit, auch sein Anliegen. Er stellte das Archivgebäude an der Nördlichen Hildapromenade wieder her. Er schloß die Rückführung der Archivbestände in dieses ab.

Lange Jahre wirkte Hans Georg Zier als Wappenreferent und gab dabei 10 Wappenbücher heraus.

Als Archivar war er je länger umso mehr auch Anwalt und Berater der Archivbenutzer. Immer, wenn man ihn in Karlsruhe traf, hatte er Benutzer in seinem Schlepptau.

Hans Georg Zier war wissenschaftlich ein Landeskundler und Landesgeschichtler. Sozial- und Wirtschaftsgeschichte waren dabei seine Schwerpunkte. Seine Heimatstadt Pforzheim bedachte er mit einer Stadtgeschichte. Bekannt geworden sind seine Publikationen über J. G. Tulla und die Industrialisierung des Karlsruher Raums.

Wir in der Ortenau und im Historischen Verein für Mittelbaden haben viel von Hans Georg Zier erfahren, profitiert und gelernt. Auf den Mitgliederversammlungen des Gesamtvereins vertrat er als Mitglied der Kehler Mitgliedergruppe auch immer das GLA. Wie schon angedeutet, war er Berater und Wegweiser für viele Ortenauer bei ihrem Archivstudium.

Er publizierte 1961 das Wappenbuch des Kreises Kehl. Er war Redaktionsmitglied und einer der Autoren bei der Ortschronik von Bodersweier.

Ausgehend von seiner Dissertation „Studien zur Agrargeschichte des badischen Hanauerlandes besonders im 17. und 18. Jahrhundert“ war Hans Georg Zier ein gefragter Redner bei verschiedensten Veranstaltungen. Im Jahre 1960 veröffentlichte er in der „Ortenau“ den Beitrag „Die Wirtschaftsgeschichte der Ortenau im 19. und 20. Jahrhundert“. Die Mitgliedergruppe Appenweier wurde 1965 von ihm bei einer Ausstellung bestens beraten und unterstützt. Bei der dortigen Mitgliederversammlung hielt er den Festvortrag über „Das Landgericht Appenweier in der Landvogtei Ortenau“.

Im Jahre 1978 bereicherte er ebenfalls die Mitgliederversammlung mit einer Rede über „Obst- und Weinbau in der Bühler Gegend gestern und heute“. Als Pensionär sprach er bei gleicher Gelegenheit 1988 in Rheinau über „Das Hanauerland auf der Suche nach seiner Identität“.

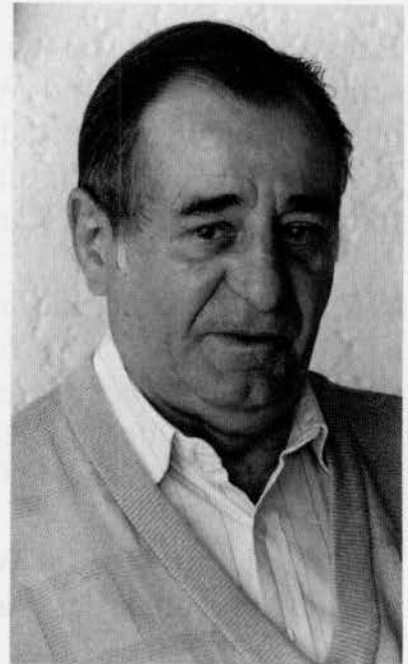
Hans Georg Zier arbeitete nicht nur als Archivar und Historiker für das Hanauerland und die Ortenau, sondern er lebte auch gerne hier. Dafür dankt ihm der Historische Verein für Mittelbaden und bewahrt ihm ein ehrendes Gedenken.

*Dr. Dieter Kauf*

## Walter Demuth zum Gedenken

Am 26. Mai 1997 verstarb nach kurzer schwerer Krankheit in Rheinau-Freistett der Vorsitzende der Mitgliedergruppe Rheinau Walter Demuth.

Geboren am 22. Februar 1926 durchlief er alle Stationen im Zolldienst, begonnen mit der Aufnahme 1950 in den mittleren Dienst. 1958 bis 1961 absolvierte er den Vorbereitungsdienst zum Aufstieg in die gehobene Laufbahn. Er wurde 1967 Zolloberinspektor und 1980 Zollamtsrat. Im Herbst 1983 konnte er sein 40jähriges Dienstjubiläum feiern. Fünf Jahre später ging er in den Ruhestand.



Walter Demuth wurde 1980 mit dem Verdienstkreuz des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland als Zollbeamter, als Gewerkschafter, als Obmann für den Grenzaufsichtsdienst und Dienstkleidung, als Personalvertreter und als Richter ausgezeichnet.

Nach seiner Pensionierung wurde Walter Demuth zunächst im Februar 1989 als Beisitzer und 1990 als Vorsitzender des Historischen Vereins in Rheinau gewählt. Er war damit der dritte Vorsitzende des im Jahre 1984 gegründeten Historischen Vereins von Rheinau nach Dr. N. Honold und H. Großholz. Von letzteren übernahm er ein reichhaltiges Programm, das er in vollem Umfang weiterführte, ausbaute und akzentuierte.

Mit großem Geschick, mit Ideenreichtum und mit großem Engagement führte Walter Demuth den Historischen Verein Rheinau an die dritte Stelle innerhalb des Gesamtvereins. Er setzte eine gelungene Vereinsstruktur durch; er bewirkte vielfältige Aktivitäten, war zukunftsweisend in der personellen Besetzung innerhalb des Vereins und beharrlich in der Sorge und Herausgabe der Zeitschrift „Aus der Stadt Rheinau“.

Er realisierte den Umzug des Vereins in das Heimatmuseum mit Archiv, Bibliothek und Sitzungszimmer; er praktizierte eine gute Zusammenarbeit mit Heimatbund und dem Museumsverein, dessen Vorsitzender er im Jahre 1992 wurde. Damit hatte Walter Demuth ein zweites Standbein ehrenamtlichen Handelns gewonnen: das Heimatmuseum in Freistett. Diesem widme-



te er weiter auch seine Zeit und seine Ideen. Sonderausstellungen prägten hier in der Folge das Bild.

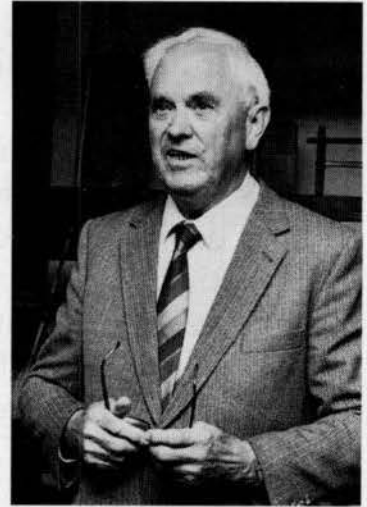
Im letzten Jahr 1996 richtete er in seiner Doppelfunktion die Martin-Wiederrecht-Stube im Heidenkirchel ein. Er führte eine dreiteilige Vortragsreihe über das Elsaß durch. Seine letzte Studienfahrt führte nach Köln. Der Abschluß des Jahresprogramms war bezeichnenderweise in Straßburg. Mitte März 1997 konnte er einen Kurs über „Deutsche Schriften lesen und schreiben“ mit einem hoffnungsvollen Blick nach vorn beenden, stolz auf das von seinen Mitgliedern Geleistete.

In diesem Sinne gedenkt der Historische Verein für Mittelbaden seines engagierten Mitgliedergruppenvorsitzenden Walter Demuth. Dank gilt seinem unermüdlichen Einsatz. Er wird uns unvergessen bleiben.

*Dr. Dieter Kaufß*

## Zum 90. Geburtstag von Emil Schwendemann

Es ist ohne Zweifel eine besondere Gnade, wenn es einem Menschen vergönnt ist, seine vielseitigen Fähigkeiten und seine Kraft bis ins hohe Alter von 90 Jahren der Erforschung und Darstellung der Geschichte seiner Heimatgemeinde zu widmen. Dieses nicht alltägliche und nicht selbstverständliche Geschenk des Schicksals wurde dem in Murg bei Säckingen lebenden Oberregierungslandwirtschaftsrat i. R.



Emil Schwendemann zuteil. Aus Liebe und Anhänglichkeit zu seiner Heimat beschäftigt er sich nun seit seiner Pensionierung im Jahre 1969 bis heute sachkundig und beständig mit der Geschichte, der Sprache und dem Alltagsleben von Münchweier.

Emil Schwendemann wurde am 23. April 1907 als Sohn des Landwirts und Bürgermeisters Franz Schwendemann in Münchweier geboren. Nach dem Abitur am Realgymnasium Ettenheim 1927 nahm er an der Hochschule Hohenheim ein agrarwissenschaftliches Studium auf. Nach der Diplomprüfung 1932 wurde er als Lehrer an den Landwirtschaftsschulen in Ettenheim, Rastatt und Neustadt eingesetzt. In Krieg und Gefangenschaft, er kehrte erst im Herbst 1947 nach Hause zurück, verlor er kostbare Jahre seines Lebens. Danach war er an den Landwirtschaftsschulen in Neustadt und Bühl, ab dem Spätjahr 1948 im Badischen Ministerium für Ernährung in Freiburg und ab 1951 im Landwirtschaftsamt Säckingen und der Landwirtschaftsschule in Laufenburg tätig, deren Leiter er von 1955 bis 1969 war.

Die ersten Jahre seines Ruhestandes verbrachte er in Münchweier, wo er als ehrenamtlicher Fachberater bei der Rebflurbereinigung maßgeblich mitwirkte. In diese Zeit fallen auch die ersten heimatgeschichtlichen Veröffentlichungen im Ettenheimer Heimatboten. Er schrieb über die Flurbereinigung, die Geschichte des Weinbaus und das bäuerliche Leben in Münchweier, legte Verzeichnisse der Flurdenkmäler und Flurnamen an und befaßte sich mit der Geschichte der Klosterhöfe. Im Auftrag des Regierungspräsidiums wirkte er an einer Dokumentation über die badischen Landwirtschaftsschulen mit und bearbeitete hierfür unter anderem auch die Winterschule in Ettenheim. Eine weitere aufschlußreiche Dokumentation stellte er für die Lokalbahn von Ettenheimmünster an den Rhein zusammen. Auch nachdem er 1974 seinen endgültigen Wohnsitz nach Murg bei

Säckingen in die Nähe seines früheren beruflichen Wirkens verlegt hatte, blieb er seiner Heimatgemeinde treu. 1975 brachte er das Bändchen „Daten aus dem Leben der Gemeinde Münchweier“ heraus. Im „Geroldsecker Land“ veröffentlichte er eine Abhandlung über den Heidenkeller und über die Winzergenossenschaft Münchweier-Wallburg-Schmieheim. Für die Redaktion des „Badischen Wörterbuchs“ zeichnete er den Wortschatz von Münchweier auf. Sein „Bezeichnungswörterbuch in der Mundart von Ettenheim-Münchweier“, eine einmalige Sammlung mit 7000 Mundartwörtern und entsprechenden Erklärungen, wurde 1992 von der Sparkasse Lahr-Ettenheim in Buchform herausgegeben. Für die Fachgruppe Mundart verfaßte er 1986 eine Grammatik des Dialekts von Münchweier. Als Achtzigjähriger unterzog er sich noch der großen Mühe, eine Bibliographie zur Geschichte Ettenheims zusammenzustellen, die allerdings erst im Jubiläumsjahr 1995 von der Mitgliedergruppe Ettenheim veröffentlicht wurde. Unter den rund 1350 dort aufgeführten Titeln sind über 50 aus seiner Feder. Es folgten eine Abhandlung über das klösterliche Hofgut „Burbach“ und die Chronik des Chorgesangs in Münchweier (1808 bis 1995). Beim historischen Teil des 1996 neu aufgelegten Ortssippenbuches von Münchweier brachte er ebenfalls sein umfangreiches geschichtliches Wissen ein. Es wäre wünschenswert, wenn nun auch seine jüngste Arbeit, eine Zusammenstellung von Daten, Argumenten und Literaturangaben zu einer Weiheurkunde vom 18. Oktober 1098, die sich nur auf eine frühere Kirche von Münchweier beziehen kann, herauskäme.

Die Würdigung der Persönlichkeit von Emil Schwendemann wäre unvollständig ohne den Hinweis auf die ebenfalls beeindruckende Zahl von Veröffentlichungen zur Geschichte seiner Wahlheimat Murg und ohne die Erwähnung der Tatsache, daß er auch im Gemeindeleben seines früheren Wirkungsortes eine aktive Rolle spielte. Als Gemeinde- und Kreisrat habe er sich, so Wirtschaftsminister Dr. Eberle 1982 bei der Verleihung des Bundesverdienstkreuzes, in besonderem Maße vorbildhaft für die Belange der Landschaft des Hotzenwaldes und der dort lebenden Menschen eingesetzt.

Die Stadt Ettenheim hatte das heimatgeschichtliche und volkskundliche Werk von Emil Schwendemann und seinen wertvollen Beraterdienst bei der 1972 durchgeführten Flurbereinigung schon 1978 mit der Verleihung der Verdienstmedaille gewürdigt.

*Bernhard Uttenweiler*

## Die Heimatmedaille für Gerhard Finkbeiner

Heimat ist in aller Munde, steht für unterschiedliche Gefühle, Aktivitäten, Traditionen. „Heimat ist die Verbindung von unverzichtbaren Traditionen und Werten mit Zukunfts- und Weltoffenheit . . .“, definierte die derzeitige Baden-Württembergische Kultusministerin Dr. Annette Schavan den Begriff und ehrte anlässlich der Heimattage in Weil der Stadt am 8. September 1996 acht Persönlichkeiten aus dem Land durch die Verleihung der „Medaille für Verdienste um die Heimat Baden-Württemberg“.



Die rarste Auszeichnung, die das Land zu vergeben hat, erhielt auch Gerhard Finkbeiner aus Schuttertal – Lehrer, Denkmalpfleger, Heimatforscher, Vorsitzender der dortigen Ortsgruppe des Historischen Vereins – kein Zweifel, es traf den Richtigen.

Der 1940 geborene Lörracher kam 1966 an die Grund- und Hauptschule in Schuttertal und unterrichtet heute dort die Kinder seiner damaligen ersten Schüler. In die Anfangszeit des jungen Lehrers fielen die mit Emotionen geladenen Auseinandersetzungen um Eingemeindung und Gemeindezusammenschluß. Auch im Schuttertal schlug die Gemeindereform Anfang der siebziger Jahre hohe Wellen. Mit der Gründung einer Bürgerinitiative gegen die Eingemeindung der Obertalgemeinden nach Seelbach 1973/74 schob er die Entwicklung in die richtige Richtung: die Gesamtgemeinde Schuttertal, bestehend aus den Dörfern Schweighausen, Dörlinbach und Schuttertal, entstand. Diesem stark landwirtschaftlich geprägten Gemeinwesen, eingebettet in die harmonische Landschaft des mittleren Schwarzwaldes, und seinen Menschen, gehörte fortan Gerhard Finkbeiners ganzer Einsatz.

Sein Name ist vor allem mit der Denkmalpflege verbunden, mit dem Erhalt der bäuerlichen Bausubstanz. Daß es bei den oft bescheidenen Schwarzwaldhöfen und deren Nebengebäuden wie Hofmühlen, Kornspeichern, Kapellen um schützenswerte Denkmale, um Baukultur geht, das wollte vielen lange nicht in die Köpfe. Hier mußte der ehrenamtliche Mitarbeiter des Landesdenkmalamtes langwierige und zähe Überzeugungsarbeit leisten, mußte Widerstand, begründet durch materielle Interessen, überwinden, hier war nicht nur Fachkenntnis, hier war vor allem Zivilcourage und Ausdauer gefragt. Der dreißigjährige Einsatz hat sich gelohnt, sichtbare Zeugen der Mühen sind eine große Zahl vorbildlich renovierter Höfe, vor allem auch Mühlen und so unscheinbare, aber architektonisch und historisch reizvolle Nebengebäude wie die Kornspeicher. Zahlreiche Veröffentlichungen, Vorträge, Fotoausstellungen begleiteten die denkmalpflegerischen Tätigkeiten. Fast nebenbei kam es auch zu einer detaillierten Dokumentation aller Bildstöcke und Wegkreuze im ganzen Tal.

Ein weiteres Tätigkeitsfeld Gerhard Finkbeiners, das allein schon die Heimatmedaille begründen würde, ist die Ortsgeschichte, die Erforschung der Sippengeschichte und ganz speziell die Auswanderungsforschung. Er begnügte sich nicht allein mit der Dokumentation der Auswanderungswellen nach Ungarn und Nordamerika, er stellte auch Verbindungen her zu den Nachfahren der Schuttertäler, die aus bitterer Not die Heimat verlassen mußten. Ergebnis dieser Forschungsarbeit ist die Patenschaft Schuttertals mit der Heimatgemeinschaft Modosch/Banat.

Fast spektakulär war die Kontaktaufnahme mit den Nachfahren der im vorigen Jahrhundert nach USA ausgewanderten Schuttertälern. Die intensive Spurensuche wurde belohnt durch lebhaftes Interesse der heute unter anderem in Ohio, Indiana, Illinois, Minnesota und Oregon lebenden Nachkommen der Fehrenbacher, Weber, Müllerleile, Buchholz und anderen Familien, die von Hunger und Arbeitslosigkeit getrieben, die Reise ins Ungewisse angetreten hatten. Mehrere Reisen in die Neue Welt, Vorträge dort und in der alten Heimat, Besuche der nach ihren „roots“ forschenden Amerikanern in den Dörfern ihrer Vorväter bauten Brücken über Generationen hinweg.

Stark von der Öffentlichkeit beachtet wurden Gerhard Finkbeiners Einfluß auf Gestaltung und historische Aufarbeitung der Ortsjubiläen im Tal:

700 Jahre Schuttertal (1970), 750 Jahre Dörleinbach (1975) und 800 Jahre Seelbach (1979) und die entsprechenden Veröffentlichungen. Vor allem das zu letztgenanntem Jubiläum entstandene Buch sprengte im positiven Sinn den Rahmen vergleichbarer Ortschroniken.

Bleibt der Privatmann, der Wanderer auf einsamen Wegen im Schwarzwald und Berner Oberland, der Kunstfreund und unermüdliche Arbeiter – aber da sind wir ja schon wieder am Anfang! Und all das ginge nicht ohne eine Familie, die ihn bei allen Aktivitäten unterstützt, ohne eine verständnisvolle Frau, die ihm den Rücken freihält.

*Veröffentlichungen:*

- 700 Jahre Schuttertal (1970)
- 750 Jahre Dörlinbach (1975)
- Seelbach im Schuttertal, Marktflecken und Luftkurort im Geroldeckerland (1979), Redaktion
- Erinnerungen an vergangene Tage – Die Gemeinde Schuttertal in alten Fotos 1850–1959 (1986)
- Wenn Steine reden (1988), Mitverfasser: Gernot Kreuz
- Lahr und das Schuttertal in alten Ansichtskarten (1988), Mitverfasser: Hans-Peter Mölders
- Heimatgeschichtliche Aufsätze in den Jahreszeitschriften „Geroldseckerland“ und die „Ortenau“
- Mitverfasser der Ortssippenbücher von Schuttertal, Dörlinbach und Schweighausen.
- Schweighausen im Schuttertal – Ein Dorf in schwerer Zeit (1938 bis 1948), Aufzeichnungen des Pfarrers Erich Reitingen über die Pfarrgemeinde Schweighausen, Redaktion und Herausgeber.

*Erich Krämer*

# Jahresbericht des Historischen Vereins für Mittelbaden 1996/97

*Manfred Hildenbrand*

Die Jahresversammlung der 33 Mitgliedergruppen des Historischen Vereins für Mittelbaden fand am 20. Oktober 1996 in Oppenau statt. Anlaß – nach 1913, 1942, 1956 und 1982 – zum fünften Male eine Jahresversammlung in Oppenau abzuhalten, war das Jubiläum „800 Jahre Allerheiligen“, welches die Gemeinden des Renchtales 1996 feierten. Außerdem konnte die Mitgliedergruppe Oppenau ihr 85jähriges Bestehen begehen. Der Vorsitzende der Mitgliedergruppe Oppenau, Rainer Fettig, begrüßte die zahlreichen Teilnehmer zu Beginn der Geschäftlichen Sitzung im Josefshaus.

Auf eine erfolgreiche Arbeit konnte der Präsident des Historischen Vereins für Mittelbaden, Dr. Dieter Kauß, in seinem Rechenschaftsbericht zurückblicken. Während zahlreiche Geschichtsvereine in ihrer Mitgliederzahl stagnieren, so Dr. Kauß, erreichte der Historische Verein für Mittelbaden mit 3612 Mitgliedern seinen bisherigen Höchststand. Er gedachte vor allem des verstorbenen Ehrenmitglieds und langjährigen Redakteurs der „Ortenau“, Dr. Erwin Dittler. Ein festes Standbein für den Verein, so betonte Dr. Dieter Kauß, seien die neun Fachgruppen, die äußerst erfolgreich arbeiteten.

Das Aushängeschild des Historischen Vereins für Mittelbaden sei, so hob Dr. Kauß hervor, das Jahrbuch „Die Ortenau“, die 1996 mit 704 Seiten eine Fülle von regionalgeschichtlichen Untersuchungen beinhalte. Die wichtige Registerarbeit habe Bernhard Uttenweiler (Ettenheim) übernommen. Dr. Kauß gab der Hoffnung Ausdruck, daß es gelingen möge, den Historischen Verein für Mittelbaden weiterhin in eine Richtung zu halten, die frei ist von Ideologie und vorgefaßter Meinung; denn die Aufgabe der mittelbadischen Historiker sei es, die Geschichte der Ortenaulandschaft vorurteilslos zu erforschen.

Der Kassenbericht von Geschäftsführer Theo Schaufler machte deutlich, daß für die Finanzen des Historischen Vereins für Mittelbaden die Einrichtung der Vereinsbibliothek in der ehemaligen Essigfabrik in Kehl-Kork eine große finanzielle Belastung war. Trotzdem könne der Mitgliedsbeitrag, so hob Theo Schaufler hervor, auch im kommenden Jahr konstant gehalten werden. Redakteur Karl Maier kündigte für 1998 einen Sonderband des Jahrbuches „Die Ortenau“ an, der sich mit der 48er Revolution in Mittelbaden beschäftigt.



*Mit der Ehrenmitgliedschaft ausgezeichnet wurden bei der Jahresversammlung in Oppenau Präsident Dr. Dieter Kauß (links) und Carl Helmut Steckner (rechts). Der erste stellvertretende Präsident Kurt Klein (Mitte) würdigte die Verdienste der Geehrten.*

*Foto: Manfred Hildenbrand*

Die Neuwahlen des gesamten Vorstandes brachte folgendes Ergebnis: Präsident Dr. Dieter Kauß, erster stellvertretender Präsident Kurt Klein, zweiter stellvertretender Präsident und Schriftführer Manfred Hildenbrand, Redakteur der „Ortenau“ Karl Maier, Kassen- und Geschäftsführer Theo Schaufler, Kassenprüfer Dr. Fritz Ebner und Werner Scheurer.

Aufgrund ihrer großen Verdienste um den Historischen Verein für Mittelbaden wurden Dr. Dieter Kauß und Carl Helmut Steckner zu Ehrenmitgliedern ernannt. Dr. Kauß ist seit zwölf Jahren Präsident des Vereins und hat durch zahlreiche Publikationen und Aktivitäten Beispielhaftes geleistet. Carl Helmut Steckner hat als Leiter der Fachgruppe „Grenzüberschreitende Zusammenarbeit“ viel für die Kooperation von badischen und elsässischen Historikern getan.

Beim Empfang der Stadt Oppenau stellte Bürgermeister Thomas Grieser seine Stadt vor. Bei der Festsitzung konnte Präsident Dr. Dieter Kauß auch



den Präsidenten der Gesamtvereinigung der elsässischen Geschichtsvereine Jean Claude Hahn, den Vizepräsidenten Jean Marie Holderbach und den Ehrenpräsidenten Professor Marcel Thomann begrüßen. Den Festvortrag hielt Dr. Jeanne Peipers über „Die künstlerische Leistung der Chorherren von Allerheiligen in der Wallfahrtskirche Lautenbach, Architektur und Altäre“. Die Referentin verstand es, anhand von Dias gute Eindrücke von diesem künstlerischen Kleinod in der Ortenau zu verschaffen. Die musikalische Umrahmung der Festsitzung erfolgte durch das Bläser-Ensemble der Stadt- und Kirchspielkapelle Oppenau. Am Nachmittag fand eine Exkursion zur Klosterruine Allerheiligen statt.

Am 8. März 1997 fand im Konferenzsaal des Handwerkmuseums in Kehl-Kork die Frühjahrstagung der 33 Mitgliedergruppen des Historischen Vereins für Mittelbaden statt. Die Hauptaufgabe der Mitgliedergruppen des Historischen Vereins für Mittelbaden ist nach wie vor das Erforschen der Lokal- und Regionalgeschichte sowie die Bewahrung der örtlichen Kulturdenkmale. Dies betonte Präsident Dr. Dieter Kauß in seinem Bericht zu Beginn der Frühjahrstagung.

Breiten Raum nahmen die Berichte der Fachgruppen ein. Helmut Decker von der Fachgruppe „Bergwesen“ berichtete, daß allein im Kinzigtal etwa 1000 verfallene Stollen entdeckt worden seien. Dies seien etwa dreißig Prozent der ehemals dort vorhandenen Bergwerksstollen. Dr. Dieter Kauß von der Fachgruppe „Denkmalpflege“ bedauerte, daß vom Landesdenkmalamt kaum noch Zuschüsse für die Restaurierung von Denkmalobjekten zu erwarten seien. Dr. Ewald Hall von der Fachgruppe „Flurnamen und Mundart“ kündigte die Erstellung eines Flurnamenatlases für das Kinzigtal an. Viele Grenzsteine und Bildstöcke seien gefährdet, so Dr. Gernot Kreutz von der Fachgruppe „Grenzstein-Dokumentation“. Sie würden leider oft entfernt oder sogar gestohlen.

Nach den Worten von Carl Helmut Steckner von der Fachgruppe „Grenzüberschreitende Zusammenarbeit“ werde in absehbarer Zeit eine Dokumentation über die Architektur in Straßburg und Kehl im 20. Jahrhundert fertiggestellt. Auch die Fachgruppe „Jüdische Geschichte und Kulturgeschichte“ plane, so ihr Leiter Jürgen Stude, ein grenzüberschreitendes Projekt „Jüdische Spuren beiderseits des Rheins“. Aus dem Bericht von Dr. Wolfgang Gall von der Fachgruppe „Neuere Geschichte und Zeitgeschichte“ ging hervor, daß der Schwerpunkt ihrer Aktivitäten im Austausch von Informationen zur Geschichte der Ereignisse von 1848/49 gelegen hat.

# Tätigkeitsberichte der Mitgliedergruppen

## *Achern*

Bedeutende historische Stätten aufzusuchen und sich darüber kundig zu machen, qualifizierte Referenten mit interessanten Vortragsthemen zu verpflichten sowie Ausstellungen verschiedenster geschichtlicher Bereiche zu besuchen, waren die prägenden Leitlinien des Jahresprogrammes 1996 der Mitgliedergruppe Achern im Historischen Verein für Mittelbaden.

Daß die Ortsgruppe der Aufarbeitung der jüngsten deutschen Geschichte besondere Sorgfalt zuwendet, ließ bereits die Auftaktveranstaltung am 18. Januar 1996 offenkundig werden. Hierbei gelang es Realschulrektor Friedrich Peter, Achern, mit seinem Lichtbildervortrag zum Thema „Der Zweite Weltkrieg in einer oberrheinischen Region“ nicht nur aufschlußreiche Fakten zu vermitteln, sondern darüber hinaus die zahlreich erschienenen Zuhörer in starkem Maße betroffen zu machen.

Gleich drei Zielpunkte hatte die Exkursion in die ehemalige Landeshauptstadt Karlsruhe am 23. März 1996. Nach eingehender Besichtigung der „Erinnerungsstätte Ständehaus“ mit intensivem Studium des dort nach den neuesten Erkenntnissen der Technik eingerichteten multimedialen Informationssystems und einem kurzen anschließenden Rundgang durch das Karlsruher Rathaus wurde die Führung durch das Mausoleum, der Grabkapelle der großherzoglichen Familie, zum abschließenden Höhepunkt einer insgesamt sehr beeindruckenden Lehrfahrt.

Ein langgehegter Wunsch vieler Mitglieder ging am 4. Mai 1996 in Erfüllung: eine Exkursion zu kunsthistorisch bedeutsamen Stätten am Kaiserstuhl und am Tuniberg unter Leitung von Professor Hermann Brommer. Der in der gesamten Kunstwelt geschätzte Fachmann führte die über 50 Teilnehmer durch die St. Michaelskirche zu Niederrotweil, das Stephansmünster in Breisach und durch die Barockkirche in Merdingen. Dabei verstand es Professor Brommer optimal, nicht nur profund in die Kunstwerke einzuführen, sondern auch immer wieder wichtige Querverbindungen zu verschiedenen Bereichen der Historie zu knüpfen.

Zu einer Sonderveranstaltung hatte die Ortsgruppe Mitglieder und Gäste am 25. Juni 1996 in das Achener Sensen- und Heimatmuseum eingeladen. Die Ausstellung „Achern vor 1945 – Bilder vergangener Zeit“ zum Anlaß nehmend, machte Horst Brombacher auf anschauliche und unterhaltsame

Art und Weise die Teilnehmer mit entscheidenden Stationen in der geschichtlichen Entwicklung der Hornisgründestadt bekannt.

Der erste Vorsitzende der Mitgliedergruppe Achern war es auch, der am 19. September 1996 das Referat hielt, das sich traditionsgemäß an die Generalversammlung anschließt. „Der Amtsbezirk Achern und seine Geschichte“ war in diesem Jahr das Thema, das bei den Zuhörern auf großes Interesse stieß.

„Burgen des Renchtals – Symbole der Herrschaft und Zentrum mittelalterlichen Lebens“ hatte Johannes Mühlhan, Sasbach, seinen Vortrag überschrieben, der am 22. November 1996 nahezu 100 Besucher interessierte und faszinierte. Das Referat, durch erstklassige Dias optimal ergänzt, entfaltete ein sehr plastisches und lebendiges Bild vom Leben, Wohnen und Arbeiten der Menschen im Mittelalter.

Mit einem Besuch der Frankenausstellung im Reiss-Museum der Stadt Mannheim am 30. November 1996 wurde ein gelungener Schlußpunkt hinter ein reges und erfolgreiches Vereinsjahr der Mitgliedergruppe Achern gesetzt.

*Elmar Gschwind*

### *Appenweier*

- Im Auftrag der Gemeindeverwaltung: Organisation zweier Ausstellungen von Bildern Appenweierer Künstler in der französischen Partnerstadt Montlouis-sur-Loire und in Appenweier; Filmvorführung: Begebenheiten aus den letzten 25 Jahren.
- Vorträge bei den katholischen Altenwerken Appenweier und Nesselried über den Isenheimer Altar und Eindrücke aus Sachsen und Thüringen sechs Jahre nach der Wiedervereinigung.
- Zusammen mit dem Heimatverein Nesselried: Besuch der „Erzknappenlöcher“ im Hardtwald (Führung Andreas Huber), Vorbereitung einer Ausstellung alter Fotos in Nesselried.

*Karl Maier*

### *Baden-Baden*

Das Jahr 1996 war stark geprägt von der Sorge um die Zukunft des Neuen Schlosses in Baden-Baden. Nach einer intensiven und mühevollen Unterschriftenaktion konnten letztendlich nur 1500 Unterschriften gesammelt werden. Unser Versuch, mit diesen Unterschriften bei unserem Minister-

präsidenten in Stuttgart für einen Erhalt des Neuen Schlosses als Badisches Landesmuseum vorstellig zu werden, scheiterte, und in den Absagen des Staatsministeriums klang an, daß zwar viel Verständnis, aber wenig Geld vorhanden sei.

In einer Pressekonferenz stellte Prinz Bernhard eine Untersuchung zur Nutzung des Neuen Schlosses als 5-Sterne-Hotel vor mit dem Ziel, in einer Bauvoranfrage die Realisierbarkeit eines solchen Projektes zu klären. Zwischenzeitlich ist die Bauvoranfrage mit einigen Abstrichen genehmigt. Ein Interessent als Hotelier läßt bislang noch auf sich warten. Es ist nach wie vor bedauerlich, daß das Neue Schloß als „Wiege des Landes Baden“ nicht als Museum zu erhalten ist. Für den Arbeitskreis blieb die traurige Erfahrung, daß im Land Baden eine gemeinsame Aktion aller Badener als politisches Manifest nicht zu erreichen ist.

Von Dr. Reiner Haehling von Lanzenauer wurde „Das Baden-Badener Attentat“ veröffentlicht. Es beschreibt den genauen Ablauf des Attentates auf König Wilhelm von Preußen im Jahre 1861 in der Lichtentaler Allee. Das Büchlein kann vom Arbeitskreis bezogen werden.

Das „Stadtmuseum Baldreit“ in Baden-Baden hat eine neue Leiterin. Bei der personellen Auswahl wurde auch der Arbeitskreis zu Rate gezogen, und wir sind sehr zufrieden, daß weiterhin eine qualifizierte Fachkraft – Frau Heike Kronenwett MA – mit Umsicht die vielfältigen Bestände des Museums betreut.

Auf Vorschlag der Stadt Baden-Baden wurde im Oktober ein Stadtgeschichtlicher Beirat ins Leben gerufen, der sich aktiv darum bemüht, die Belange des Museums bei den entsprechenden Gremien zu vertreten. Neben Anregungen zu Möglichkeiten und Gestaltung des Museums soll insbesondere die Pflege der geschichtlichen Forschung in Baden-Baden intensiv unterstützt werden. Der Arbeitskreis ist mit drei Mitgliedern vertreten. Als Vorsitzender des Beirates wurde Dr. Reiner Haehling von Lanzenauer gewählt.

Mit großer Trauer haben wir von unserem Mitglied – Freifrau Gerty von Pagenhardt – Abschied genommen. Sie wurde Opfer eines rätselhaften Verbrechens, das vermutlich nie aufgeklärt wird. Der Name von Pagenhardt ist in badischen Landen insbesondere bekannt durch die Arbeiten ihres Mannes – Eduard von Pagenhardt. Er hat in unzähligen fotografischen Arbeiten und Diavorträgen Land und Leute in Baden festgehalten und die Heimatgeschichte um hervorragende und einmalige Dokumente bereichert.

*Hannes Leis*

### *Bad Peterstal-Griesbach*

Seit Jahren unternimmt die Mitgliedergruppe eine mehrtägige Herbstfahrt. Für 1996 hatte man sich für Thüringen entschieden. Vom 24. 09. bis 1. 10. bezog man in einem Hotel in Oberhof Quartier. Von diesem Zentrum des Wintersports am Rennsteig im Thüringer Wald startete die Reisegruppe mit dem Bus zu ausgewählten Tageszielen. Man folgte den Spuren großer Namen wie Luther, Goethe, Bach, Schiller in Eisenach (Wartburg), Erfurt, Weimar, Rudolstadt, Großkochberg, Ilmenau, Arnstadt, Meiningen, Schmalkalden, Gotha. Auch die Feengrotten in Saalfeld wurden besucht. In Gotha begann auch eine Fahrt auf den Großen Inselsberg, zunächst mit der Thüringerwaldbahn bis Tabarz, dann mit dem Inselsberg-Expreß auf die Kammhöhe. Zum Jahresprogramm gehörten auch zwei Zusammenkünfte: Mitte September galt ein Abend der Information zur Herbstfahrt; im November erinnerten sich die Fahrtteilnehmer mit einem Dia-Abend nochmals an den erlebnisreichen Aufenthalt in Thüringen, wo man Kultur und Natur in eindrucksvoller Weise erlebt hatte.

*Siegfried Spinner*

### *Bühl*

Ein umfangreiches und breitgefächertes Programm wurde 1996 von dem Vorbereitungsteam der Bühler Ortsgruppe angeboten.

Zunächst referierte am 5. 3. Klaus Rupp über Auswanderung und die Möglichkeiten der Familienforschung. Am 26. 3. sprach er dann zusammen mit D. Paulini über Familien- und Wappenkunde. Großes Interesse fand auch der Diavortrag von G. Hoffmann zur Vor- und Frühgeschichte in Mittelbaden. Unsere Jahresexkursion führte im Sommer unter der Leitung von R. Güssregen und J. Hörth von der Bezirksgruppe Hornisgrinde des Vereins für Mineralogie und Geologie zur Silbergrube Caroline und zur unweit gelegenen Hochburg bei Emmendingen, wo wir an beiden Orten unter fachkundiger Leitung in die Geschichte und Methoden des Bergbaus bzw. der hochmittelalterlichen Burg und ihres neuzeitlichen Festungskomplexes eingeweiht wurden. Der alljährliche Stammtisch auf Burg Altwindeck mit Burgführung mußte diesmal im Waldmatter Schulkeller abgehalten werden. Mit den Lehensherren dieser Burg, dem Geschlecht der Ebersteiner, und ihren Stadtgründungen, befaßte sich der Vortrag von Rainer Hennl am 30. 9. Am 4. 12. stand dann ein aktuelles Thema auf dem Programm. Dr. A. Steinberg beleuchtete eindrucksvoll die

heutige politische Lage in Israel und ihre geschichtlichen und religiösen Hintergründe. Beide Vorträge wurden in Zusammenarbeit mit der hiesigen Volkshochschule durchgeführt.

Schließlich seien noch die Stammtische in der Gutsschänke Geppert und die Teilnahme und Repräsentation am Burgfest Altwindeck erwähnt.

*Dr. S. Gartner*

### *Ettenheim*

Im Rahmen des Neujahrsempfangs 1996 verlieh Bürgermeister Bruno Metz dem Vorsitzenden der Mitgliedergruppe Ettenheim, Bernhard Uttenweiler, für dessen Verdienste um die Herausgabe mehrerer heimatgeschichtlicher Publikationen und für sein Engagement bei zahlreichen historischen Ausstellungen die Bürgermedaille der Stadt Ettenheim.

Sehr erfreut war die Mitgliedergruppe Ettenheim über die Entscheidung des Vorstandes des Hauptvereins, die Dissertation unseres Mitglieds Karl-Heinz Debacher aus Rust über die Geschichte des *Historischen Vereins für Mittelbaden* als Sonderband der *Ortenau* herauszubringen. Die Vorstellung des Buches durch Präsident Dr. Kauß fand im September in der Bibliothek des Vereins in Kehl-Kork in Anwesenheit von Professor Dr. Wolfgang Hug von der Pädagogischen Hochschule Freiburg statt.

Zum 75. Geburtstag von Ministerialrat a.D. Dr. Horst Ferdinand, St. Augustin bei Bonn, am 4. April veröffentlichte Bernhard Uttenweiler in der Lokalpresse eine Würdigung seiner Persönlichkeit und seiner publizistischen Tätigkeit. Unter den mehr als einhundert biographischen Abhandlungen aus seiner Feder, die in den „Badischen Biographien“ veröffentlicht wurden, befinden sich die Ettenheim betreffenden Biographien von Johann Baptist Ferdinand, Fritz Broßmer, Dr. Otto Biehler, Karl Richard Schneider und Carl Ludwig Schneider (1896–1940), der als Sozialdemokrat von den Nazis ermordet wurde. Zuletzt erschien in der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 144 (1996) eine Abhandlung über eine unbeachtete Quelle zur Reaktion auf die Hinrichtung des Herzogs von Enghien im Jahre 1804.

Beim 25jährigen Jubiläum der Ettenheimer Winzergenossenschaft im Juni bot Thomas Dees mehrere Stadtführungen auch mit Informationen über den Weinbau in Ettenheim an. Dazu gehörte der Besuch der alten Weinkeller in der „Winterschule“, in dem Ichtratzheimschen Haus und im Zehntkeller des Klosters Ettenheimmünster am Kirchberg.

Am 22. Juni wurde das 25jährige Bestehen der Städtepartnerschaft Ettenheim-Benfeld gefeiert. Aus Anlaß dieses Jubiläums führten Wolfgang Schwab und Bernhard Uttenweiler die Gäste aus dem benachbarten Elsaß zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt.

Seit einigen Jahren veranstaltet die Mitgliedergruppe Ettenheim in Zusammenarbeit mit der Volkshochschule alljährlich für Neubürger und für Einheimische Führungen in Ettenheim und in der Wallfahrtskirche in Ettenheimmünster. Auch im Frühjahr 1996 fand der Rundgang mit Thomas Dees wieder reges Interesse. Ebenso lockte im September die Wallfahrtskirche St. Landelin mit den Ausführungen von Bernhard Uttenweiler und dem Orgelspiel von Werner Veith erneut viele Besucher an.

Im September hielt Ilse Kern im Altenstüble einen gut besuchten Vortrag über geschichtliche Ereignisse in der Rohanstadt.

Während des ganzen Jahres wurden von den Mitgliedern Dr. Robert Furtwängler, Ilse Kern und Gertrud Wilhelm für Besuchergruppen Stadtführungen durchgeführt.

Mit einem sehr lebendigen und aufschlußreichen Dia-Vortrag stellten Heinz G. Huber und Dr. Wolfgang Gall im Ettenheimer Bürgersaal ihr im Braun Verlag Karlsruhe erschienenenes Buch „Die Ortenau – Landschaft und Alltagsleben in alten Photographien“ vor. Die begleitende Ausstellung des Verlags mit großformatigen Bildern wurde vom historischen Verein betreut und vom 29. 11. bis zum 15. 12. zugänglich gemacht.

Folgende Neuerscheinungen betreffen den Ettenheimer Raum: Im November übergab Verleger Klaus Siefert, Lahr, dem Münchweierer Ortsvorsteher Karl-Heinz Hug die dritte Auflage des Ortssippenbuches Münchweier. Aus dem Geroldsecker Land 38 (1996) sind für den Südbezirk wieder mehrere Aufsätze von Interesse. Hubert Kewitz veröffentlichte Teile des Tagebuches von Pfarrer Kleinhans zu St. Landelin (1803–1813) und Herbert Motz einige Ringsheimer Sagen. Maria Kölblle widmete einen Aufsatz dem Grafenhausener Pfarrer Wilhelm Keller. René Paul Zander befaßte sich mit dem Verkauf des Dorfes Schmieheim im Jahre 1439, Mechthild Michels mit der Bierablage der Riegeler Brauerei in Ettenheim und Fritz Leonhardt mit der Firma Simona in Ringsheim. Im Geroldsecker Land 39 (1997) schrieb Günter Boll über die frühesten Bestattungen auf dem jüdischen Friedhof von Schmieheim, Hubert Kewitz über Ettenheim im Bauernkrieg 1525 und Karl-Heinz Debacher über den Ruster Kindergarten. Maria Kölblle veröffentlichte im selben Band Notizen ihres Großvaters als Kriegsgefangener im Ersten Weltkrieg. Im Rombach Verlag Freiburg er-

schien 1996 der zweite Band der Übersetzung (Adalbert Weh) der „Geschichte des Schwarzwaldes“ von Fürstabt Martin Gerber mit ausführlicher Darstellung der drei Ortenauklöster Ettenheimmünster, Gengenbach und Schuttern.

*Bernhard Uttenweiler*

### *Gengenbach*

- 25. 1. 1996 Stammtisch
- 11. 2. Vorstandssitzung
- 2. 3. Jahresversammlung
- 11. 4. Gesprächs- und Diskussionsabend
- 29. 6. Führung von Manuel Yupanqui durch das Römerbad Rammersweier – anschl. Besuch der Bibliothek Kork und des Handwerkmuseums, Führung
- 20. 7. Beteiligung am Ökumenischen Straßenfest
- 21. 7. Beteiligung s. oben
- 7. 8. Stammtisch. Referat Manuel Yupanqui: Ausgrabungsbericht über die Brandgräber bei den Erdarbeiten zum neuen Altersheim
- 10. 8. Besuch der Ausstellung „800 Jahre Allerheiligen“
- 14. 8. Führung durch Manuel Yupanqui: Ausgrabungen Altersheim
- 8. 9. „Tag des offenen Denkmals“, Führungen, Gästebetreuung
- 9. 9. Stammtisch: Gesprächsrunde wegen „Adventskalender“
- 14. 9.ff Beteiligung von Mitgliedern bei der Foto-Ausstellung Klem-Lichthart-Strohm im Museum Haus Löwenberg
- 15. 9. Beteiligung bei der Exkursion zur „Viereckschanze“ mit Herrn Josef Naudascher
- 10. 12. Veranstaltung „Mir gen z’Licht“, gestaltet von Mitgliedern und einer „Stubenmusik“ bei Alfons Frei im „Torkelkeller“
- 17. 12. Vorstandssitzung bei Alfons Frei
- 28. 2. 97 Vorstandssitzung wegen Jahresversammlung
- 9. 3. 97 Jahresversammlung

verschiedene Daten: Mitglieder machen Stadtführungen, Museumsaufsicht, Arbeit im „Kräutergarten“, „Kleine Brauchtumsrunde“, Beteiligung „Gengenbacher Blätter“ – Bruno Lehmann als „sachkundiger Bürger“ nimmt an Begehungen usw. teil.

*Hertha Schlegel*



## *Haslach i. K.*

### Veranstaltungen:

- 21. 10. 1996: Lichtbildervortrag von Inge Jockers vom Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“ (Gutach) über „S'Choris‘ – Bäuerliche Kindheit um 1900 im mittleren Schwarzwald“
- 25. 11. 1996: Lichtbildervortrag von Dr. Dieter Kauß über „Volks Glaube im Schwarzwald“
- 25. 1. 1997: Lichtbildervortrag von Manfred Hildenbrand über „Die Verfolgung und Vernichtung der Juden in der Ortenau“
- 17. 3. 1997: Hauptversammlung der Mitgliedergruppe Haslach mit Lichtbildervortrag von Manfred Hildenbrand über „Haslach – Stadt der vielen Kapellen“

Das denkmalpflegerische Projekt, um das sich die Mitgliedergruppe Haslach zur Zeit bemüht, ist die Restaurierung der Kassettendecke in der aus dem Jahre 1745 stammenden Kapelle „Maria Königin“ in Haslach-Schnellingen. Die hölzerne Kassettendecke, die noch in ihrer ursprünglichen Form erhalten ist, zeigt im Stile der Malerei des 18. Jahrhunderts Bilder und Anrufungen der Lauretanischen Litanei – eine seltene Kostbarkeit. Die Malereien sind in einem desolaten Zustand und sollen nun fachmännisch restauriert werden.

*Manfred Hildenbrand*

## *Hausach*

Die Burgwache mit den Burgbläsern und den Burgfrauen eröffneten mit der „Neujahrs-Serenade“ das Jahr 1996. Unter dem Titel: „Südbaden unter der französischen Besatzungsmacht“ beleuchteten der Vorsitzende und Zeitzeugen im Rahmen der Frühjahrsveranstaltung die Nachkriegsjahre von 1945–1949. Im Spätjahr referierte Herbert Berg, Offenburg, in Wort und Bild über „Burgund–Kulturelles Zentrum im Mittelalter“.

Im Mai konnte das in mühevoller Arbeit durch den vom Historischen Verein initiierten Museumskreis – unter der Leitung von Helmut Spinner – vollendete Heimatmuseum im Herrenhaus zur allgemeinen Besichtigung freigegeben werden. Zum 100jährigen Kirchenjubiläum der katholischen Pfarrgemeinde überreichte der Vorsitzende die von ihm verfaßte Jubiläumsschrift „Das Kirchspiel Hausach“ der Öffentlichkeit.

Am Sommer-Ferienstpaß beteiligte sich Helmut Spinner mit einem historischen Gang nach Einbach. Auf der Jahreshöhe wurde auf dem Schloßberg das „Johannisfeuer“ entzündet. Nachdem die Stadtgemeinde die rund 50jährige Tradition der Herausgabe des „Heimatbriefes“ eingestellt hatte, übernahm auf Drängen vieler Stimmen aus der Bevölkerung der Historische Verein die Fortsetzung des Erscheinens dieser aktuellen Stadtchronik – ergänzt durch geschichtliche Rückblicke.

Durch die „Schloßputzete“ stellte sich die vereinseigene Rentnerriege in den Dienst der Allgemeinheit. In Zusammenarbeit mit dem Schwarzwaldverein beteiligte sich unsere Vereinigung an der Verlegung des „Heimatspfades“, die durch den Bau der Umgehungsstraße notwendig geworden ist. Die Ausrichtung des St. Sixtpatrosiniums der Hausacher Vereine erfolgte durch unsere Gemeinschaft.

In diesem Jahr konnte die vom Historischen Verein ins Leben gerufene „Gemeinschaft der Hausacher Vereine“ auf ihr 30jähriges Bestehen zurückblicken. Über 25 Jahre stand der Vorsitzende diesem Zusammenschluß als Sprecher vor.

*Kurt Klein*

### *Hohberg*

Das Jahr 1996 konnten wir erfolgreich beschließen. Die Mitglieder der Ortsgruppe Hohberg haben durch rege und zahlreiche Beteiligung an allen angebotenen Veranstaltungen ihr Interesse und ihre Verbundenheit mit unserem Verein bekundet.

Angeboten wurden 6 Vorträge + 1 Kurzreferat, eine Halbtagesfahrt und eine viertägige Studienreise.

- |              |   |
|--------------|---|
| Februar 1996 | Historikerin Frau Naumann, Freiburg, referierte über das Thema:<br>„Auswanderer aus Baden nach Amerika auf Grund der Revolution von 1848“ |
| März 1996    | Dia-Vortrag als Vorbereitung für die geplante Studienreise in den Harz<br>(Helmut Dorgathen und Siegfried Stähle)                         |
| April 1996   | Dr. Rolf Kranz referiert in einem Dia-Vortrag über das Thema:   |

„Gott – Heimat – Vaterland“ über das Selbstverständnis heutiger badischer Bürgerwehren.

- Mai 1996 Studienreise in den Harz:  
– Wir besichtigen die Altstadt von Goslar sowie die Kaiserpfalz.  
– Stiftskirche Gernrode  
– Quedlinburg mit der Stiftskirche und bewundern den Domschatz  
– Dom zu Halberstadt incl. Domschatz  
– Stadtführung Wernigerode und die St. Johanniskirche  
– eine Halb-Tagesfahrt durch den Harz mit Besichtigung einer Tropfsteinhöhle zur Auflockerung  
– Klosterkirche Drübeck  
– Stabkirche Hahnenklee  
Eine gelungene, geschichtlich informative Reise, die allen Teilnehmern in bleibender Erinnerung sein wird.
- August 1996 Im Rahmen des Ferien-Freizeit-Programmes hat unsere 2. Vorsitzende Frau Gisela Stoffel Kindern die jüdische Geschichte, die Judenstadt und auch den jüdischen Friedhof in Diersburg nahegebracht.
- September 1996 Geistl. Rat, Pfarrer Dr. Bayer, spricht über:  
„Der Umbruch in der Zeit um 1800, eine kleine Herrschaft Binzburg – Schutterwald“
- September 1996 „800 Jahre Allerheiligen“  
Halbtagesfahrt nach Allerheiligen und Klosterkirche Lautenbach unter der Führung unseres Präsidenten Dr. Kauß.  
Ein besonderes Erlebnis.
- Oktober 1996 Pfarrer Igor Lindner behandelt das Thema:  
„Luther und die Juden“
- November 1996 Schulamtsdirektor i.R. Kurt Klein referiert:  
„Der Kinzigtäler Jakobusweg“

Am 24. Januar 1997 fand die Jahreshauptversammlung nun schon traditionell in der Probierstube des Weingutes Roeder von Diersburg statt. Zu dieser Veranstaltung konnten wir auch wieder unseren Präsidenten, Herrn Dr. Kauß, sowie den Geschäftsführer, Herrn Schaufler, begrüßen.

Dank galt wieder den unermüdlichen fünf Mitgliedern der Fachgruppe Museum, die in 38 Arbeitseinsätzen 368 Arbeitsstunden geleistet haben.

Zum Abschluß der Versammlung hörten wir noch ein Kurzreferat unseres Ehrenmitglieds, Pfarrer i.R. Dr. Bayer, über die Trachten in Diersburg.

Mit einem Grußwort von unserem Präsidenten Dr. Kauß wurde der offizielle Teil abgeschlossen, und ein reger Gedankenaustausch bei einem guten Tropfen Wein nahm seinen Anfang.

*Helmut Dorgathen*

### *Hornberg-Triberg*



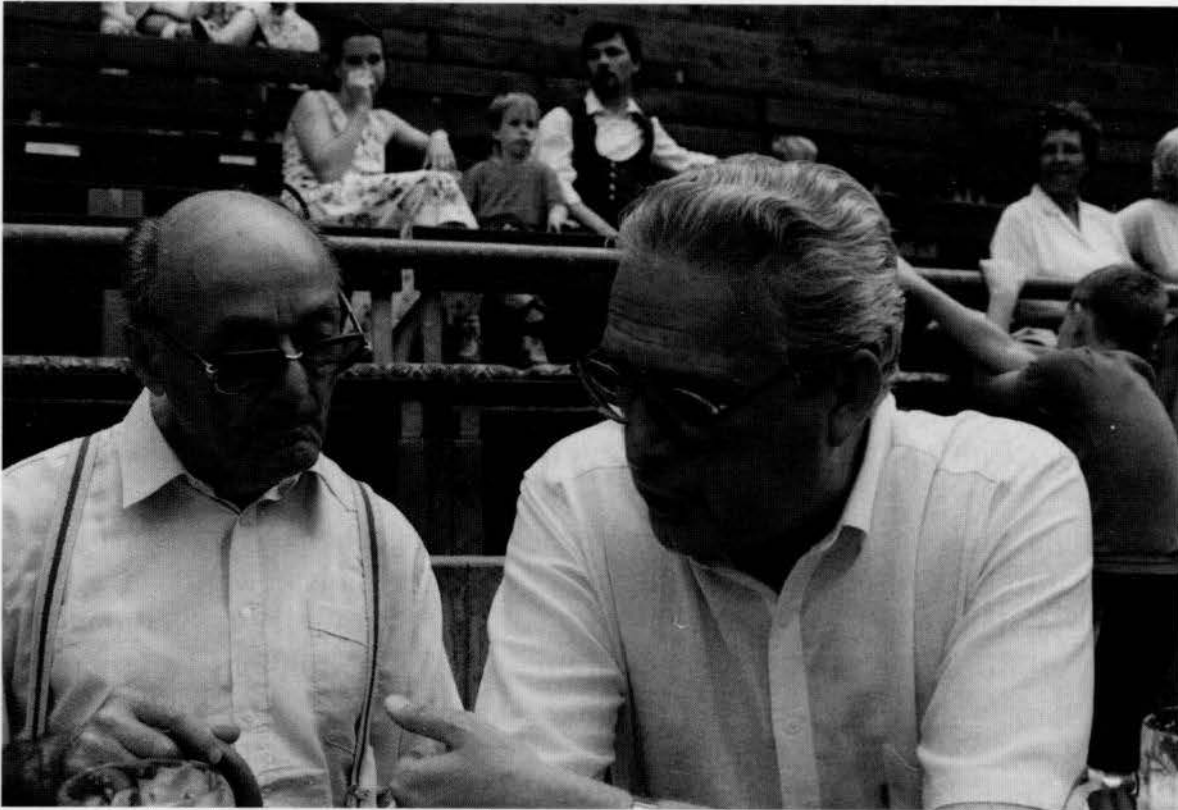
Im Jahresbericht des Jahres 1995 berichteten wir, daß der Historische Verein Hornberg e. V. sein 40jähriges Jubiläum feiern konnte. Weil dies auch gleichzeitig das 40jährige Jubiläum der Aufführung des Freilichtspiels „Das Hornberger Schießen“ im Storenwald war, nahm der Verein dies zum Anlaß, der Hornberger Freilichtbühne den Namen des Autors des Freilichtspiels zu geben. In einer feierlichen Handlung wurde dazu eine vom Hornberger Bildhauer Walter Kühn entworfene und geschnitzte Säule mit der Beschriftung „Erwin Leisinger Bühne“ im Beisein des Autors und einer vollbesetzten Freilichtbühne enthüllt.

Der Hornberger Ehrenbürger und Heimatdichter Erwin Leisinger starb Anfangs 1996.

Mit seinem Volksschauspiel „Das Hornberger Schießen“ hat er Tausenden von Besuchern die sprichwörtliche Geschichte der Stadt näher gebracht. Nicht zuletzt deshalb wurde ihm von der Stadt der Ehrenbürgerbrief verliehen. Er blieb aber auch danach, was er stets gewesen, einer der unseren.

Seine Gedichtsammlung „Heiter & Besinnlich“, Verse aus dem Schwarzwald, belegt sein Wissen um die Menschen und die Natur seiner Hornberger Heimat. In zahlreichen, aus seiner Feder stammenden Sketchen machte er den Zuhörer auch mit der allzu menschlichen Seite seiner Mitbürger bekannt und brachte ihn zum Schmunzeln. Sein Auftreten auf den Hornberger Heimatabenden, die zu den ersten im Lande zählten, bleibt unvergessen.

Sein Volksschauspiel „Das Hornberger Schießen“ ist eine Meisterleistung der Darstellung des weltbekannten Sprichwortes vom „Hornberger



*Das Bild zeigt links den Autor mit seiner Königlichen Hoheit Herzog Carl von Württemberg auf der Hornberger Freilichtbühne.*

Schießen“. Es ist sein kulturgeschichtliches Vermächtnis und den Lebenden Verpflichtung zu Erhaltung.

Erwin Leisinger hat sich um die Kulturgeschichte seiner Heimat verdient gemacht. Wir werden ihm stets in Dankbarkeit verbunden sein.

Neben dem Hornberger Volksschauspiel kam auch das Märchen Kater Mikesch 1996 mehrmals erfolgreich zur Aufführung.

Leider hat das Jahr geendet wie begonnen, denn mit dem Tod von Walter Kühn verstarb nicht nur ein besonderer Förderer des Vereins, sondern auch der letzte noch aktive Holzbildhauer Hornbergs, in dessen Mauern diese Tätigkeit einst eine große Tradition hatte. Eine seiner letzten Tätigkeiten war die zuvor genannte Anfertigung der Säule zur Umbenennung der Hornberger Freilichtbühne in „Erwin Leisinger Bühne“ zum Gedächtnis an seinen Freund. Viele Jahre später spielte er im Hornberger Schießen mit großem Erfolg den Ratschreiber.

Überall, wo es zu helfen galt, war Walter Kühn zur Stelle. Unter anderem war es sein Anliegen und sein Verdienst, daß viele Kinder aus nah und fern die Märchenspiele auf der Hornberger Freilichtbühne besuchten. Wir sind Walter Kühn für sein Wirken zu großem Dank verpflichtet. Er war ein aufrichtiger Mitstreiter bei der Erhaltung heimatlichen Brauchtums.

Der „Förderverein Stadtmuseum Hornberg, Verein für Heimatgeschichte e. V.“ war auch im vergangenen Jahr mit den Vorbereitungen für ein Hornberger Stadtmuseum beschäftigt. Gilt es doch dafür zu sorgen, daß nach der Fertigstellung des Hornberger Rathausumbaus Ende April mit den Arbeiten der Einrichtung begonnen werden kann.

Im Januar hielt der Vorsitzende einen DIA-Vortrag über die im Hornberger Gebiet durchgeführten Exkursionen und deren Ergebnisse. Ein Vortrag, der aufzeigte, daß es in und um Hornberg genügend Spuren längst vergangener Zeiten gibt und diese zu erforschen immer noch eine lohnenswerte Aufgabe ist.

Bei den monatlichen Zusammenkünften in der Minnesängerstube des Hotels „Adler“ hatten Bürgerinnen und Bürger die Möglichkeit einer Aussprache mit uns. Dabei sollten nicht nur Fragen des Museums, sondern auch die der Stadtgeschichte angesprochen werden.

Im April wurde unser Vorstandsmitglied Christian Brüstle mit dem Bundesverdienstkreuz am Bande ausgezeichnet. Brüstle ist bei uns Leiter der Abteilung Forst- und Landwirtschaft und für deren Darstellung im Museum zuständig. Er war der letzte Bürgermeister des heutigen Stadtteils Reichenbach.

Bei einer Abendwanderung nach Niederwasser im August machte uns Bernhard Dold mit den kürzlich in der dortigen Kirche durchgeführten Umbauarbeiten bekannt. Sein aufschlußreicher Vortrag machte uns mit den Anfängen der Pfarrei in Niederwasser bekannt.

Unsere alljährliche Exkursion führte uns in die Welt des Bergmanns nach Sulzburg im Markgräfler Land, in das „Landesbergbaumuseum von Baden-Württemberg“ und in das historische Besucherbergwerk „Teufelsgrund“ in Untermünstertal. Für alle Teilnehmer war es ein besonderes Erlebnis. Dies gilt wohl auch für die daran anschließende Einkehr in einer „Straußwirtschaft“ in Grunern bei Staufen.

Im November zeigte uns Herbert Schwertel aus St. Georgen im kath. Kirchenzentrum in Hornberg das von ihm mitgestaltete Video „Sitte und

Brauchtum im Raum St. Georgen um 1900“. Den zahlreichen Besuchern wurde dabei deutlich, daß die Freudentage der Bauern im Schwarzwald wohl in der Minderheit waren und hartes Arbeiten zu ihrem Auskommen notwendig war.

Leider hat auch der Förderverein Stadtmuseum Hornberg einen Trauerfall zu beklagen.

Tieferschüttert mußten wir zur Kenntnis nehmen, daß am 22. Februar 1997 unser 2. Vorsitzender, Herr Günter Schondelmaier, einem Herzinfarkt erlegen war.

Günter Schondelmaier war ein engagierter und sachkundiger Mitarbeiter beim Aufbau unseres Stadtmuseums. Stets auf der Suche nach Spuren längst vergangener Hornberger Zeiten, verbrachte er viele Stunden seiner Freizeit. Sein Tod hinterläßt eine große Lücke bei uns.

Dies ist besonders dort zu bemerken, wo es um das Wissen von der Hornberger Steingutware geht, deren Veröffentlichung einmal sein Lebenswerk werden sollte, ein Werk das nicht nur für unsere Stadt von ganz besonderer Bedeutung gewesen wäre.

Günter Schondelmaiers Tod ist für uns ein großer Verlust. Wir werden ihm stets in Dankbarkeit verbunden sein.

*Wolfgang Neuß*

### *Kehl-Hanauerland*

Auf der Jahreshauptversammlung der Mitgliedergruppe am 29. 2. 96 erfolgte wegen vorzeitigen Ausscheidens des 2. Vorsitzenden, Herrn Dr. med. F. Fluhr, Linx, die Neuwahl von Frau Helga Kelly, Kehl-Marlen, einstimmig. Herrn Dr. Fluhr wurde in Anerkennung seiner großen Verdienste um ein lebendiges Vereinsleben insbesondere während seiner 10jährigen Vorstandsarbeit (davon 9 Jahre im Amt des 1. Vorsitzenden) die Ehrenmitgliedschaft des Zweigvereins Kehl-Hanauerland verliehen. Die Mitgliederzahl betrug an diesem Stichtag 386 einschließlich korporativer Mitgliedschaften wie Schulen und andere Vereine.

Die im Winterhalbjahr 1995/96 begonnene Vortragsreihe über Themen aus dem Gebiet der Geschichte der Medizin und Sozialmedizin, eröffnet am 30. 11. 95 mit einem Referat von Prof. Dr. med. E. Seidler, Ordinarius für

Geschichte der Medizin der Universität Freiburg, über „Gesundheitsvorsorge im mittelalterlichen Freiburg“, wurde fortgesetzt mit Vorträgen

- am 25. 1. 96 von Dr. med. H. Schneble, Leitender Arzt am Epilepsiezentrum Kork, über „Christliche Heilige und ihre Krankheitspatronate“,
- am 8.2.96 von Dr. H. Müller, Stuttgart, über „Medizin in der klassischen Zeit des Islam“,
- am 20. 6. 96 von Prof. Dr. med. G. Fichtner, Ordinarius für Geschichte der Medizin der Universität Tübingen, über „Die Idee der Transplantation – Über Heilung durch Pfropfung und Verpflanzung in Legende und Medizingeschichte“,
- am 25. 9. 96 erneut von Dr. med. H. Schneble, diesmal über „Epilepsie – Krankheit der ungezählten Namen“ (eine gemeinsame Veranstaltung zum bundesweiten „Tag der Epilepsie“ mit der Ärztesgesellschaft Hanauerland und der Volkshochschule Kehl).

Auch die Vortragsreihe mit Themen über Jüdische Geschichte und Kulturgeschichte fand ihre Fortsetzung mit Referaten

- am 18. 4. 96 von Dr. med. et phil. A. M. Haarscher, Strasbourg, über „Jüdische Berufstätigkeiten im Hanauerland des 17./18. Jahrhunderts“,
- am 25. 10. 96 von Herrn A. Schick, Sylt, über „Qumran – Die Schriftrollen vom Toten Meer“ (eine gemeinsame Veranstaltung mit dem Katholischen Bildungswerk Kehl),
- am 7. 11. 96 von Realschulrektor F. Peter, Achern, über „Schicksal der Juden in Kehl-Hanauerland während der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft“.

Neu eröffnet wurde eine Vortragsreihe über Themen der regionalen Musikgeschichte mit Vorträgen

- am 4. 7. 96 von Prof. Dr. R. Kruse, Kehl-Kork, über „Mozart in Straßburg“,
- am 28. 11. 96 von Studiendirektor Dr. B. Klär, Offenburg, über „Musikpflege im Kloster Ettenheimmünster – Pater Ildefons Haas aus Offenburg“.

Die Studienfahrten des Jahres führten

- am 13. 3. 96 in die Kunsthalle Tübingen zur Ausstellung über „Auguste Renoir – Gemälde“, nachdem der Kunsthistoriker Chr. Kerstjens, Speyer, am 29. 2. 96 ein Einführungsreferat über „Renoir und die Malerei des französischen Impressionismus“ gehalten hatte; anschließend wurde das Uracher Schloß und die dortige Dauerausstellung über „Eberhard im Barte, Graf und Herzog von Württemberg“, besucht,



- am 28. 4. 96 nach Gengenbach und Griesheim,
- vom 24. 5.–31. 5. 96 mit Wiederholung vom 25. 8.–1. 9. 96 zu Stätten der Familie Bach in Leipzig und Thüringen (Wechmar, Erfurt, Eisenach, Arnstadt, Dornheim, Mühlhausen und Weimar) und zu Luther-Stätten in Erfurt und Eisenach; ein „Rückblick“ auf diese beiden großen Studienfahrten erfolgte am 14. 12. 96 im historischen „Fürstenzimmer“ in Kehl,
- am 28./29. 9. 96 nach Worms und Oppenheim,
- am 17. 11. 96 zur Ausstellung im Reiss-Museum Mannheim über „Die Franken – Wegbereiter Europas“ und über „Liselotte von der Pfalz – Madame am Hofe Ludwig XIV.“ im Heidelberger Schloß,
- am 1. 12. 96 in die Kunsthalle Karlsruhe zur Ausstellung über „Moritz von Schwind, Meister der Spätromantik“,
- am 7. 12. 96 zum Kloster Allerheiligen im Schwarzwald und nach Lautenbach.

*Prof. Dr. med. R. Kruse*

### *Lahr – Friesenheim*

Hand in Hand arbeiten in Lahr und Friesenheim die Volkshochschule, die Badische Heimat und der Historische Verein.

Die Mitgliedergruppe Lahr-Friesenheim beteiligte sich wieder an dem von der deutschen Stiftung Denkmalschutz koordiniertem Tag des offenen Denkmals. In Zusammenarbeit mit der Kirchengemeinde Schuttern und dem Staatl. Hochbauamt konnte die Unterkirche des Klosters Schuttern der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Die angebotenen Führungen in die archäologische Grabung und zum ottonischen Mosaik waren Besuchermagneten. Nahezu 1500 Besucher waren zu verzeichnen.

Aktive Denkmalpflege konnte die Mitgliedergruppe in den Jahren 1995/96 leisten. Am Tag des Denkmals konnte ein barockes Wegkreuz und ein Bildstock geweiht werden. Für das Jahr 1997 ist die Restaurierung eines weiteren Wegkreuzes an der B 3 beabsichtigt. Es fehlt vorerst jedoch noch der Bewilligungsbescheid des Landesdenkmalamtes.

In Lahr hat sich unter der Federführung von Frau Stadtarchivarin Gabriele Bohnert ein Arbeitskreis „Badische Revolution 1848/49“ gebildet. Einige Aktivitäten sind in Vorbereitung. Geschichtsinteressierte Mitarbeiter sind im Arbeitskreis willkommen.

Erstmalig wird im Jahr 1997 in Lahr der Emil-Baader-Geschichtspreis von der Badischen Zeitung an junge Heimat- und Geschichtsforscher vergeben.

Der Preis wurde zur Erinnerung an den 1967 gestorbenen Lahrer Heimatforscher, Schriftsteller und Pädagogen Emil Baader in Zusammenarbeit mit seinem Sohn Tilmann Baader geschaffen.

Bemühungen des Historischen Vereins bei der Lahrer Zeitung, die Heimatbeilage „Der Altvater“ am Leben zu halten, waren leider vergeblich. Nach 54 Erscheinungsjahren wurde die beliebte Beilage für Heimat- und Kulturgeschichte eingestellt. Gründervater dieser Beilage war der Heimatforscher Emil Baader.

Großen Anklang in der Bevölkerung fand die vom Ev. Dekanat Lahr organisierte Ausstellung „Eine Zeitreise durch Stationen badischer Geschichte“. Die Ausstellung wurde im Rahmen des 175. Kirchenjubiläums der Ev. Landeskirche in der Lahrer Stiftskirche gezeigt.

Die Mitgliedergruppe Lahr-Friesenheim zählt derzeit 104 Mitglieder.

*Ekkehard Klem*

### *Meißenheim*

Januar 96: Filmabend (Die Reise im Ballon)

Die Reise führte über Nordfrankreich an den Rhein und ins Elsaß. Überflogen wurden die landschaftlich schönsten Gebiete Frankreichs. Gelegentliche Hindernisse und Zwischenfälle sorgten für Erheiterung.

März 96: Halbtagesfahrt

Welschensteinach – Zell a. H. (Stadtbesichtigung) – Abschluß in Prinzbach.

April/Mai 96

Zwischen der Mitgliedergruppe Meißenheim im Historischen Verein für Mittelbaden und der Gemeinde Meißenheim wurde vereinbart, daß die Ortsgruppe Meißenheim die Restaurierung des Kulturdenkmals Steinkreuz an der Bundesstraße 36 aus dem 16. Jahrhundert, Gemarkung Kürzell, übernimmt. – Entsprechender Antrag auf Gewährung einer Zuwendung zur Erhaltung und Pflege eines Kulturdenkmals wurde an das Landesdenkmalamt gestellt. Die denkmalschutzrechtliche Genehmigung wurde vom Landratsamt Ortenaukreis erteilt. Die Vergabe der Restaurierung des Wegkreuzes wurde vom Ortsschaftsrat Kürzell beschlossen. Mit der Ausführung wurde die Fa. H. Winter, Dörleinbach, beauftragt.

12. 5. 96

Anläßlich des Muttertages veranstaltete die Mitgliedergruppe ein Spanferkelessen im Foyer der Sporthalle. Von der Bevölkerung bestens akzeptiert.

Juni 96

Besuch der Volksschauspiele Ötigheim

Gespielt wurde Carl Zuckmayers spannende Räuberballade „Schinderhannes“. Abschluß in Odelshofen.

September 96: Halbtagesfahrt

Besichtigung des Flughafens Enzheim. – Stadtbesichtigung Obernais. – Infos über Barr; daselbst Abendessen mit Weinprobe.

November 96: Filmabend

„National Parks in den USA“ – Wunderwerke der Natur. Aufnahmen in Großformat.

*Karl Schmid*

*Neuried*

*1. Mitgliedergruppe Neuried / Arbeitskreis Altenheim*

März: Aufnahme der Trachtengruppe der Mitgliedergruppe Neuried in den Bund für Heimat- und Volksleben in Bonndorf.

April: Sonderausstellung „Töchter unter die Haube gebracht“. Dabei werden historische Kopfbedeckungen aus dem südbadischen Raum gezeigt. Unterstützung erfuhr die Mitgliedergruppe Neuried von Frau Hülse vom Bund für Heimat und Volksleben. Diese stellte zahlreiche Stücke zur Verfügung.

Juni: Teilnahme der Trachtengruppe am Kreistrachtenfest in Niederschopfheim.

Ausflug nach Rastatt ins Schloß Favorite und Besichtigung der Markgrafenausstellung im Schloß in Karlsruhe.

Teilnahme der Singgruppe der Mitgliedergruppe Neuried am Sängerwettbewerb des Vereinsjubiläums des Gesangvereins.

September: Mitwirkung der Trachtengruppe beim Umzug anläßlich des Zuckerfestes in Erstein (FR).

Anläßlich des Kreistrachtenfestes in Breisach wurden dort Altenheimer Trachtenstücke ausgestellt.

Oktober: Kameradschaftstreffen des Arbeitskreises „Museum Altenheim“.

November: Aus Anlaß des 450. Todestages von Martin Luther wurde eine Ausstellung unter dem Thema „Glauben und christliches Brauchtum im Ried“ zusammengestellt. Inhalte dieser Ausstellung sind u. a.: Glauben in den verschiedenen Lebensstationen, Luther, Reformatoren in Straßburg, alte Bibeln, Abendmahlsgeschirr, Kirchen in Neuried, Täufer in Neuried.

## *2. Arbeitskreis Ichenheim*

Februar: Ausstellung in der Raiffeisenbank in Ichenheim über die aus der Merowingerzeit stammenden Gräberfunde. Die sechs Gräber wurden im Frühjahr 1995 in Ichenheim im Niederfeld entdeckt. Durchgeführt wurden die Ausgrabungen vom Landesdenkmalamt in Freiburg.

März: Heimatabend des Arbeitskreises in der Festhalle in Ichenheim unter dem Motto „*Hiwwe un driwwe vom Rhin*“.

September: Ausflug ins Elsaß: Stadtführung durch Hagenau und Führung durch die Burgruine Fleckenstein.

Oktober: Besuch der Ausstellung „*Die Franken*“ in Mannheim.

## *Oberharmersbach*

Wie jedes Jahr gab der Historische Verein e. V. Oberharmersbach den „Jahresrückblick“ in einer Auflage von 400 Exemplaren heraus. Die Dokumentation hat sich etabliert und ist für Vereine und Einwohner gleichermaßen ein wichtiges Nachschlagewerk.

Zum 125jährigen Jubiläum der Freiwilligen Feuerwehr stellte der Historische Verein eine Festschrift zusammen. Gemeinsam mit dem „Filmarchiv Oberharmersbach“ wurde die Bilddokumentation erweitert. Für die restaurierte „Gallus-Säge“ in Zuwald gab der Historische Verein in Zusammenarbeit mit der Gemeinde einen Farbprospekt heraus. Der vor Jahren angelegte „Ortsrundgang“ mit Tafeln an wichtigen Gebäuden und einer Beschreibung wurde fortgeführt und nach einer Aussprache in der Generalversammlung gebilligt.

*Karl-August Lehmann*

## *Oberkirch*

27. Januar Winterfahrt durch die Vogesen.  
Besichtigung der Kirche in Niederhaslach, besonders sehenswert die farbigen Fenster aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Nach der Mittagspause Führung in der Stiftskirche St. Peter und Paul in Neuwiller. Besonders sehenswert die vier Wandbehänge, die die Legende des Heiligen Adelphus erzählen.
21. Februar Aschermittwoch-Rätselfahrt.  
Über Oberwolfach (Kaffeepause) nach Wittichen.  
Führung in der ehemaligen Klosterkirche sowie in dem in den letzten Jahren neu entstandenen Museum.  
Abschluß und Auslosung der Rätselgewinner in Gutach.
23. März In einem sehr interessanten Lichtbildervortrag entführte uns Herr Klaus Bentrup ins westliche Kanada.
27. April Tagesfahrt an den Bodensee.  
Führung im renovierten Münster St. Nikolaus in Überlingen. Besonders interessant der prächtige Hochaltar des Überlinger Meisters Jörg Zürn. Am Nachmittag Besichtigung mit Führung der Barockbasilika des Klosters Weingarten.
20. Mai Besuch der Ausstellung „Für Baden gerettet“ im Badischen Landesmuseum Karlsruhe.  
Gezeigt wurden Exponate, die in der Auktion in Baden-Baden durch das Land bzw. das Landesmuseum erworben wurden.
3. Juni Fahrt nach Freiburg.  
Führung durch die Münsterbauhütte. Nachmittags exzellente Erläuterungen bei einer Münsterbesichtigung durch unseren Herrn Studiendirektor Gerber.
13. Juli Tagesfahrt an den Hochrhein.  
Geführte Besichtigung der ehemals vorderösterreichischen Stadt Waldshut. Nachmittags Führung durch Bad Säckingen und das Fridolinsmünster.
- 26.–31. Aug. 6-Tage-Fahrt nach Niederösterreich und in die Wachau.  
26. 08. Anfahrt ins Standquartier Petzenkirchen.  
27. 08. Am Vormittag Führung im Augustiner-Chorherrenstift St. Florian. Nach dem Essen Stadtführung

- in Enns. Enns, das römische Lauriacum, war wichtigste Militärstation der Römer an der oberösterreichischen Donau.
28. 08. Fahrt nach Zwettl ins Waldviertel mit Besichtigung des Zisterzienserstiftes. Am Nachmittag führte unser Weg über Freistadt nach Kefermarkt. In der dortigen St. Wolfgang-Kirche befindet sich einer der schönsten und größten geschnitzten Flügelaltäre des ausgehenden Mittelalters.
29. 08. Morgens zur hoch über der Donau gelegenen, eindrucksvollen Wallfahrtskirche Maria Taferl. Danach Schiffahrt durch die Wachau von Melk nach Dürnstein. Nach dem Essen Führung in Stift und Stadt Dürnstein.
30. 08. Besichtigung eines der größten europäischen Sägewerke in Ybbs, danach Führung im Benediktinerstift Göttweig. Nachmittags Stadtführung in Krems.
31. 08. Rückreise mit kurzem Aufenthalt in Passau.
5. Oktober Tagesfahrt nach Worms und Lorsch.  
Morgens geführte Besichtigung des Domes in Worms. Am Nachmittag Führung im Museumszentrum Lorsch sowie Besichtigung der um 800 erbauten Königshalle und des noch vorhandenen Teiles der Klosterkirche des Klosters Lorsch.
16. Oktober Halbtagesfahrt ins Elsaß.  
Besuch des Ecomusée in Ungersheim. Bei einer sehr interessanten Führung wurde uns das Leben und die Arbeitsweise in früherer Zeit nahegebracht.
16. November Herr Helmut Kreißler führte uns mit einem Videofilm zur Inselgruppe der Maskarenen im Indischen Ozean. Besonders die Inseln Réunion und Mauritius waren sein Thema. Wir sahen viel über Entstehung, Geschichte, Botanik und das heutige Leben auf diesen Inseln.
7. Dezember Jahresabschluß im Gasthaus Pflug.  
Lichtbilder sowie ein Videofilm ließen nochmals Eindrücke der vergangenen Fahrten aufleben. Mit dem Jahresprogramm für 1997 wurden die Aktivitäten für das nächste Jahr umrissen.

Die monatlichen Damennachmittage waren auch 1996 immer gut besucht.

*Horst Schneider*

### *Vorträge der Grimmelshausen-Gesprächsrunden*

8. Januar 96, Klaus Bentrup, Gerhard Birner, Oberkirch, „Das Modell vom Kloster Allerheiligen“, Vortrag mit Lichtbilder
5. Febr. 1996, Franz-Josef Schneider, Karlsruhe, „Der Narr bei Grimmelshausen“.
1. April 96, Catherine Dutilleux, Straßburg, „Musik in der Zeit des Früh- und Hochbarock“ (30jähr. Krieg)
6. Mai 1996, E. Graf, Oberkirch, „Bibliotheksordnung in Allerheiligen von 1788“, von Dr. Gerhard Römer
3. Juni 1996, Rudolf Gerber, Oberkirch, „Besichtigung des Freiburger Münsters“
1. Juli 1996, Götz Bubenhofer, Achern, „Exemplarische Erzählung im Ratsstübel Plutonis“
5. Aug. 1996, Frh. Dr. Karl von Schowingen, Oppenau, „Das Lehenswesen“
7. Okt. 1996, Prof. Dr. Siegfried Streller, Berlin, „Springinsfeld, eine Gegenfigur zum Simplicissimus“
4. Nov. 1996, Prof. Dr. Walter E. Schäfer, Baden-Baden, „Moscherosch“
2. Dez. 1996, Klaus Bentrup, Oberkirch, „Erinnerungen – 800 Jahre Allerheiligen“, Vortrag mit Lichtbilder

### *Offenburg*

Die Mitgliedergruppe Offenburg ging unverändert in das Jahr 1996. In diesem Jahr fand – wiederum in engster Zusammenarbeit mit Volkshochschule, Archiv und Museum – eine große Anzahl von Vorträgen statt, bei denen der Historische Verein Veranstalter oder Mitveranstalter war.

Bemerkenswert waren unter anderem der Vortrag von B. Reinhold „Der Mythos von den deutschen Jakobinern“, der im Februar stattfand. Zusätzlich orientierten im Ritterhaus die Mitarbeiter auf Zeit, Herr Manuel Yupanqui und Herr Harald Rosmanitz, über die Ausgrabungen an der Baustelle „Boschert“ und in der Wasserstraße. Ergänzt wurden diese lokalhistorisch bedeutsamen Vorträge durch Darbietungen von Dr. G. Fingerlin

(Leiter der Bodendenkmalspflege im Regierungsbezirk Freiburg) und Dr. P. Schmidt-Thomé (Leiter der Mittelalterarchäologie im Regierungsbezirk Freiburg).

Besonderes Echo bei den Mitgliedern fand sowohl die Frühjahrs- als auch die Herbstexkursion. Im Frühjahr fuhren wir zum Hambacher Schloß, welches im Hinblick auf den Aufbruch der Demokratiebewegung im deutschen Südwesten eine besondere Bedeutung hat. Die gleiche Fahrt unternahm später auf den Spuren des Historischen Vereins der Offenburger Gemeinderat gemeinsam mit den Ortsvorstehern.

Die Herbstexkursion führte uns nach Schramberg-Sulgen. Dort hat eine Bürgerinitiative die alte Laurentius-Kirche mit großzügiger Unterstützung der dort ansässigen Firma Kern-Liebers wiederhergestellt und Nachbildungen von Bleiverglasungen ausgestellt sowie die Fehrenbacher Krippen. Auch diese Exkursion fand ein gutes Echo.

Besonders gefreut haben wir uns über die Veranstaltung mit unserem Beiratsmitglied, Dr. W. Gall, der auch den Arbeitskreis Zeitgeschichte leitet. Er stellte – gemeinsam mit H. Huber und dem Braun Buchverlag – den von ihm gemeinsam mit Herrn Huber herausgegebenen Band über die Ortenau in alten Bilddokumenten vor. Diese Veranstaltung erfuhr gemeinsam mit der dazugehörigen Bildausstellung ein besonders breites Echo.

Bereits das Jahr 1996 band sehr die Kräfte der Vorstandsmitglieder im Hinblick auf die großen Ortenauer Jubiläumsjahre 1997–99. Es fanden und finden Forschungsbörsen und wissenschaftliche Kolloquien statt, die weit über Offenburg hinaus Beachtung finden. Aus dem Fundus der dort vorgestellten Nachwuchswissenschaftler wird der Historische Verein in Zusammenarbeit mit Volkshochschule und Archiv ein umfangreiches Vortragsprogramm des Jahres 1997 unter dem Motto „Offenburg will Freiheit“ bestreiten. Wir meinen, daß dies eine optimale Vorbereitung auf das 150jährige Jubiläum der Versammlung der „entschiedenen Freunde der Verfassung“ im Gasthaus zum Salmen am 12. 09. 1847 sein wird.

Belohnt werden all diese Bemühungen einer umfassenden Vorbereitung durch ein breites Echo in allen Schichten der Bevölkerung. Sichtbaren Ausdruck findet dies auch darin, daß Ministerpräsident E. Teufel sein Erscheinen zum 150. Jahrestag zugesagt hat. Ebenso wird der Gesamtverein aus Anlaß dieses 150jährigen Demokratiejubiläums seine Jahreshauptversammlung 1997 in Offenburg abhalten. Er ist herzlich willkommen!

*Dr. Hans-Joachim Fliedner*



## Oppenau

Das Jahr 1996 stand für die Gemeinde Oppenau unter dem Motto: „800 Jahre Allerheiligen“

Bei sämtlichen Vorbereitungen und Besprechungen war der Historische Verein präsent und unterstützte die Gemeinde. Mit Vorträgen und Führungen durch die Klosteranlagen wurden viele Interessenten erreicht. Daneben lief das normale Programm der Mitgliedergruppe.

- Januar Vortrag des Vorsitzenden bei der VHS in Offenburg „800 Jahre Allerheiligen“.
- Februar Hauptversammlung der Mitgliedergruppe mit Diavortrag: „Bergwandern auf Kreta“.
- März Vortrag der Herren Birner und Bentrup aus Oberkirch mit Dias: „Konzeption und Bau des Modells – Kloster Allerheiligen – nach den Originalplänen“.
- Mai Studienfahrt durch das ehemalige Gebiet des Klosters Allerheiligen.  
Besichtigung der ehemaligen Altäre des Klosters in Bad Peterstal, der Wallfahrtskirche in Lautenbach und der Pfarrkirche in Nußbach.  
Weiterfahrt durch das Achertal nach Allerheiligen und Führung durch die Klosteranlagen.
- Juni Tagesfahrt nach Triberg. Führung durch das Heimatmuseum. Besichtigung der Wallfahrtskirche Maria in der Tanne. Am Nachmittag Spaziergang durch Donaueschingen. Führung durch die Sammlungen des Hauses Fürstenberg.
- Juli Studienfahrt in die Universitätsstadt Tübingen. Geführter Stadtrundgang mit Besichtigung der Hauptsehenswürdigkeiten. Am Nachmittag Besichtigung des ehemaligen Zisterzienserklosters Bebenhausen und Führung durch die Räume des ehemaligen Jagdschlusses der Könige von Württemberg.
- August Studienfahrt nach Oberschwaben. Besichtigung des ehemaligen Zisterzienserinnenklosters Heiligkreuztal, welches heute – bestens renoviert – als Bildungszentrum der Stephanus-Gemeinschaft genutzt wird. Das nächste Ziel war Salem, ein weiteres ehemaliges Zisterzienserkloster, das heutige Schloß des Markgrafen von Baden. Letzte Station dieser Fahrt war das St. Nikolaus Münster in Überlingen.

- September Die traditionelle Elsaßfahrt begann mit einem Spaziergang durch Bouxwiller, der ehemaligen Residenz der Grafen von Hanau-Lichtenberg. Schwerpunkt der Tour „Romantik im Elsaß“ war die Besichtigung der ehemaligen Benediktinerabtei Neuwiller mit den berühmten Wandteppichen, welche die Geschichte des hl. Adolphus erzählen. Über Lützelstein, Pfalzburg und Dabo führte die Route nach Maursmünster. In der renovierten Krypta zeigte Pfarrer J. Schmitt anhand der Ausgrabungen die Jahrhunderte alte Geschichte dieses sakralen Bauwerks und des Elsaß auf.
- Oktober Durchführung der Hauptversammlung des Historischen Vereins in Oppenau. Vortrag von Frau Dr. Peipers: „Die künstlerische Leistung der Chorherren von Allerheiligen in der Wallfahrtskirche von Lautenbach, Architektur und Altäre“. Führung durch die Klosteranlagen.
- November Vortrag von Herrn H. Decker aus Ottenhöfen: „Heimatgeschichte einmal anders gesehen“

### *Rastatt*

Wie hier üblich, haben wir wieder Vorträge der „Badischen Heimat“ auch den Mitgliedern des „Historischen Vereins für Mittelbaden“ angeboten. Es waren dies die Vorträge von Gerhard Hoffmann im Mai „Zur Geschichte der Rastatter Oberrealschule und ihrer Direktoren Dr. Georg Stucke und Dr. Karl Gutmann“ (von nahezu 30 Zuhörern besucht), von Dr. Johannes Werner im Juli „Der letzte Abt von Schwarzach – Das Ende einer Epoche im frühen 19. Jahrhundert“ (von nahezu 40 Zuhörern besucht) und von Ernst Gutmann über die „Geschichte der Stadt Stollhofen“ im Dezember (mit 25 Besuchern).

*Gerhard Hoffmann*

### *Rheinau*

Mit einem Vortrag „Kipper- und Wipperzeit und die Münze in Willstätt“ von Helmut Decker, Ottenhöfen, fand am 02. März die Mitgliederversammlung 1996 in Rheinau-Freistett statt; dazu am 26. April ein Stammtisch in Rheinbischofsheim mit Helmut Decker mit dem Thema „1658 eine Münze in Rheinbischofsheim“?

Vorträge: „Elsässer Litera-Tour“ am 27. März von Realschulrektor Helmut Mink in Rheinau-Freistett; ein Dia-Vortrag „Loiretal und die Metropole Paris“ von Bruno Ganter, Bühlertal, am 11. April; von Hans-Peter Kapp, Verein für Ortsgeschichte Membrechtshofen, am 15. Mai „Über das Elsaß“ mit Dias aus Wissemburg und eine Erzählung „Deutsch-Französischer Krieg 1870/1871 – Anfang und Kämpfe um Wissemburg“; ein Vortrag von Pfarrer Dr. Schildberg, Bodersweier, „Analyse der witzigsten elsässischen Anekdoten“ in Rheinau-Freistett am 10. Juli; von Bruno Ganter am 03. Oktober ein Dia-Vortrag „Inseln im Meer – Dänemark (Wikinger)“ in Rheinau-Freistett; am 30. Oktober von Dr. Schildberg in Rheinau-Freistett ein Vortrag über „Die Reformation im Hanauerland“.

Studienfahrten: Am 17. März Studienfahrt zum Reiss-Museum in Mannheim zur Ausstellung „Java – Bali – Sumatra“ und zum Schloß Bruchsal zur Ausstellung „... und ewig ticken die Wälder – Uhren aus den Schwarzwaldstuben“. Stadtbesichtigung in Esslingen mit Führung und einem Besuch des Römischen Museums am 05. Mai mit Archäologischem Park in Köngen. Eine Studienfahrt zum Odilienberg und nach Obernai mit Führungen am 08. Juni. Vom 06. bis 08. September eine Studienfahrt nach Mainz, Köln und Schloß Brühl. Am 06. Oktober ein erneuter Besuch im Reiss-Museum in Mannheim zur Ausstellung „Die Franken – Wegbereiter Europas – König Chlodwig und seine Erben“ (5. bis 8. Jh.). Jahresabschlussfahrt nach Straßburg am 10. November.

Am 04. Dezember begann unter der Leitung von Rektor i. R. Kurt Schütt und Friedrich Böniger die Arbeitsgemeinschaft „Alte deutsche Schrift lesen und schreiben“.

Am 15. September konnte mit tatkräftiger Unterstützung der Mitgliedergruppe eine Remise mit historischen landwirtschaftlichen Geräten im Hof des Heimatmuseums der Stadt Rheinau in Freistett eingeweiht werden.

Im Berichtszeitraum sind unsere Broschüren „Aus der Stadt Rheinau“ I/96 „Die Geschichte des unteren Hanauerlandes“ eine chronologische Zusammenfassung in Stichpunkten nach dem Geschichtswerk von Dr. Johannes Beinert unter der Bearbeitung von Walter Klein, Holzhausen, und Nr. II/96 „Sagen aus Rheinau“ (Hanauerland) von der Deutsch-Arbeitsgemeinschaft der Realschule Rheinau mit einem Vorwort von Realschulrektor Helmut Mink (Redaktion W. Beuche, W. Kasper und W. Klein) erschienen.

*Demuth*

## *Rheinmünster*

5. Januar, nochmalige Vorstellung des Historischen Vereines im Gemeindeblatt, Ziele und Aktivitäten für das Jahr 96.

12. Januar, Stammtisch im Gasthaus „Hecht“ in Greffern.

19. Januar, Vortrag zur Frühgeschichte des Klosters Schwarzach von Manfred Huber im Gasthaus Rössel in Schwarzach.

25. Februar, Führung durch die ehemalige Vauban-Festung Fort Louis (Elsaß) mit 30 Personen von Ernst Gutmann.

1. März, Stammtisch im Gasthaus Hecht in Greffern.

30. März, Samstag besuchten wir das Handwerkermuseum und unsere Vereinsbibliothek in Kork. Auf dem Rückweg konnten wir noch die beiden Kapellen in Hausgereuth und Freistett besichtigen.

13. April, Stammtisch in der „Krone“, Schwarzach.

1. Mai. Im Rahmen des Feuerwehrfestes in Stollhofen wurde im Florianstüble das Modell der Stadt Stollhofen ausgestellt. Im Laufe der nächsten 14 Tage besuchten mehrere Schulklassen der Grundschule diese Ausstellung.

18. Mai, Stammtisch in der „Krone“, Schwarzach.

15. Juni, Führung mit Ernst Gutmann durch die ehemalige Stadt Stollhofen mit der 4. Grundschulklasse (Frau Haberecht).

21. Juni, Stammtisch im Vereinsheim der Canada-Legion in Söllingen.

14. Juli, Führung für die Allgemeinheit durch die ehemalige Stadt Stollhofen.

16. Juli, Stammtisch in der „Krone“, Schwarzach.

6. September, Stammtisch in der „Krone“, Schwarzach. Vorstellung der bisher zusammengetragenen Akten und Pläne zur Dorfgeschichte Schwarzach.

Oktober, mit Absprache des LDA. Karlsruhe unternahmen wir eine Suchgrabung in Stollhofen. Mit Hilfe von alten Stadtplänen (1594–1622, 1640,

1689) konnten wir ein Teil der Stadtmauer, vermutl. ein Turmfundament, ergraben.

18. Oktober, Stammtisch in der „Krone“, Schwarzach. Zum gleichen Termin wurde das Jahrbuch 96 im Gemeindeanzeiger vorgestellt.

22. November, Stammtisch in der „Krone“ in Schwarzach.

18. Dezember, kleine Begehung der Überreste der Stollhofener Linie in der Umgebung von Stollhofen.

Das Jahr schließt mit einem Mitgliederstand von 35.

*Ernst A. Gutmann*

### *Schapbach*

Im April war im Kurhaus Bad Rippoldsau vom „Haus der Heimat“ eine Ausstellung über Siedlung und Kultur der Donauschwaben zu sehen, die von der Kurverwaltung betreut wurde. Trachten und Tänze wurden von einer Gruppe von Lahr gezeigt. Leider war versäumt worden, den örtlichen Bezug herzustellen, nämlich die Auswanderung aus Schapbach ins Banat um 1752 und 1770, wie sie durch die kirchlichen Standesbücher nachgewiesen werden kann und bei Hacker aufgeführt ist.

Den Sammlungen konnten durch Vermittlung von Herrn Bürgermeister Herden einige kunstgewerbliche Stücke beigelegt werden. Eine aufgelassene Küferwerkstatt konnte nicht vollständig übernommen werden.

Das Magazin der Mitgliedergruppe mußte wiedereinander umgelagert werden, da das Gebäude von der Gemeinde veräußert wurde.

Beim Dorffest wurden aus einem Bestand militärische Karten von 1940 gezeigt und mit Erfolg angeboten.

Bei Wanderungen des Schwarzwaldvereins wurden bei Gelegenheit historische Aspekte eingeflochten (Grenzsteine, Hofmarken, Waldgewerbe, Bergbau, Dorfentwicklung u.v.a.). Hier ist für Hinweise auch Herrn Willi Armbruster zu danken.

Zum Entwurf des Flächennutzungsplanes der Gemeinde wurden Argumente des Denkmalschutzes/Naturschutzes eingebracht, die berücksichtigt wurden (Historische Wiesen- und Waldnutzungsformen).

Angeregt wurde, in Verbindung mit der Kurverwaltung ein Jubiläum „775 Jahre Schappach“ 1997 (September) zu feiern. Eine Gedenkmedaille wird bereits angeboten.

Veröffentlichungen: In der Tageszeitung (SB) schrieb Maria Schmid aus ihrer Erinnerung über Stubengang, Heukatz, Essentragen.

Adolf Schmid erinnerte an die „Lehrerbildungsanstalt Straßburg in Bad Rippoldsau, vor und nach 1945“.

R. B. Herden brachte „Bad Rippoldsau schrieb Konfessionsgeschichte“ 1821/1996 und eine kleine Sammlung „Schwarzwälder Heimatgeschichten“ (bei Schauenburg) heraus.

Erwin Ofer (Ludwigshafen) erforschte „Eine alemannische Familie“. Darin auch den Lehmann-Zweig des Lehmshofes (Tiefenbach) in Schapbach.

Totengedenken: Herr Bernhard Weis, tatkräftiger Förderer der Vereinsarbeit, starb zu Beginn des Jahres 1997. Seine Anregungen sind uns Verpflichtung.

*Johannes Furtwängler*

### *Seelbach-Schuttertal*

- März 1996: Kritische Stellungnahme in der Presse (Lahrer Zeitung und Bad. Zeitung vom 30. 3. 1996) zur Übergabe des Campingplatzes in Seelbach.
- Sept. 1995/Mai 1996: Textliche und illustrative Erarbeitung des „Gemeinde Spiegels“ (Mittelbad. Presse) für die Gem. Schuttertal (26. 9. 1995) und Gem. Seelbach (14. 5. 1996).
15. Sept. 1996: Gedenkfeier anlässlich der Stiftung des Schuttertäler Bildstock-Kreuzwegs vor einhundert Jahren.
22. Sept. 1996: Kulturgeschichtlicher Gestaltungsbeitrag in Form einer Dokumentation der Hofgeschichte des Vogtbenedikthofs in Schuttertal-Michelbronn anlässlich des „Tages des offenen Hofes“.

- Oktober 1996/März 1997: Umfassende Außen- und Innenrenovierung der Flurkapelle des Robertshofs in Schweighausen-Hintere Geisberg.
- November 1996: In Zusammenarbeit mit dem Verkehrsverein wurden in Dörleinbach an historisch markanten Gebäuden Geschichtstafeln angebracht.
- Dezember 1996: Gestaltung des renovierten Treppenhauses im Rathaus Schuttertal mit großformatigen Fotos mit baugeschichtlich interessanten Bauernhaus-Motiven aus Schuttertal.
- Dezember 1996: Veröffentlichung im Geroldseckerland Nr. 39 zum Thema Auswanderungsforschung:  
„Ein Besuch bei Leo Fehrenbacher im Wilden Westen“ von Gerhard Finkbeiner  
*Gerhard Finkbeiner*

### *Schutterwald*

1. 22. 01.:  
Vortrag mit Lichtbildern: „Der Kinzigtäler Jakobusweg“  
Referent: Kurt Klein, Hausach
  2. 05. 02.:  
Vortrag: „Stefanie, Großherzogin von Baden – Napoleon und Baden“  
Referent: Jürgen Schmidt, Neuried
  3. 11. 03.:  
Lichtbildervortrag: „Kirchliche Kunst der Auvergne und des Perigord“  
Referent: Pfr. Hermann Maier, Obersasbach
  4. Mai:  
Halbtagesfahrt nach Schmieheim, Synagoge, Judenfriedhof. Besuch der Heimkehrerkapelle mit Führung, anschließend Weinprobe mit Bauernvesper.
  5. 2. 6. 96 bis 9. 6. 96:  
Studienfahrt durch die Auvergne und Perigord:
1. Tag: Abfahrt über Autobahn Lyon – St. Etienne – La Chaise Dieu (Besuch der roman. Abteikirche) nach Le Puy (Besichtigung der dortigen Kathedrale Notre Dame).

2. Tag: Weiterfahrt durch das Zentralmassiv, Aufenthalt in St. Flour (Schwarze Stadt auf dem Felsen), Überfahrt von Paß Peyrol, Rundgang durch das Städtchen Salers (in 950 m Höhe auf einem Hochplateau). Über Mauriac und Argentat gelangten wir ins Tal der Dordogne zu unserem Hotel in Gageac.
  3. Tag: Stadtführung in Sarlat, der Hauptstadt des „Perigord Noire“, anschließend Besuch der Schlösser Fayrac, Les Milandes, Montford, Castelnaud und Beynac an der Dordogne.
  4. Tag: Besuch der rekonstruierten Höhle von Lascaux, auf der Rückfahrt ins Hotel Aufenthalt in Les Eysies, um das dortige prähistorische Museum zu besuchen.
  5. Tag: Kurzaufenthalt in Souillac zur Besichtigung der romanischen Abteikirche mit dem ausdrucksgewaltigen Jesaja und des Bestienpfeilers; Weiterfahrt zur größten Tropfsteinhöhle Europas, dem Gouffre de Padirac. Mittagspause und Stadtbesichtigung in Rocamadour, einer am Fels emporwachsenden und einst wichtigen Pilgerstätte des Mittelalters.
  6. Tag: Stadtführung in Perigueux, Hauptstadt des Departements Dordogne und Besuch einer landestypischen Gänsefarm.
  7. Tag: Heimfahrt durch das Vulkanmassiv „Monts Dore“, durch „La Bourboule“, Orcival (Marienwallfahrtskirche), zum Aussichtsberg „Puy de Dome“ (Kaffeepause) nach Clermont-Ferrand.
  8. Tag: Stadtführung durch die Altstadt v. Clermont – Heimfahrt über Paray Le Monial (Burgund) – Autobahn Besancon – Mulhouse – Offenburg – Schutterwald.
6. Tagesfahrt ins Elsaß im Oktober, über Ehrstein zum Struthof (ehem. KZ), Besuch der Wirkungsstätte von Oberlin in Fouday, Weiterfahrt nach Baccarat (Glasmuseum), Rückfahrt über Donon, Schirmeck-Rosheim (romanische Pfarrkirche St. Peter u. Paul), Straßburg-Kork (Einkehr) – Schutterwald.
  7. Oktober:  
Wanderung auf dem Kinzigtäler Jakobus-Wander-Weg  
Gemeinsam mit dem hiesigen Schwarzwaldverein, Strecke: Haslach–Zell a. H.
  8. 25. 11.: Mitglieder-Versammlung  
Bericht des Vorsitzenden, Rückblick und Eröffnung des neuen Jahresprogramms 1997. *Artur Hohn*



## *Steinach*

### **Veranstaltungen**

a) Gemeinschaftswanderung/Gemeinschaftsfahrt „Auf historischen Pfaden“ in langjähriger Kooperation mit dem Verschönerungsverein Steinach nach Dotternhausen, dort Besichtigung mit Führung des Fossilienmuseums im Zementwerk Rohrbach, anschließend Wanderung zum Plettenberg. Mit einem Rundgang durch die Altstadt von Rottweil und Besichtigung ihrer historischen Sehenswürdigkeiten wurde dieser abwechslungsreiche Tag abgeschlossen.

b) Beim Ferienprogramm „Spiel und Spaß, für jeden was“ war die Mitgliedergruppe Steinach mit dem Beitrag „Kirche und Kapellen in Steinach“ vertreten.

Zur Einführung in dieses interessante und historische Thema fand zuerst ein kleiner Rundgang durch das Heimat- und Kleinbrennermuseum/Bereich Kirchengeschichte statt. Anschließend folgten Besichtigungen mit Informationen zur Geschichte, Architektur, Baustil und Innenausstattung der Hl. Kreuz-Kirche, der Schneekapelle und Wendelinuskapelle. Viele Fragen der jugendlichen Teilnehmer belegten das große Interesse an dieser Veranstaltung.

### **Arbeitseinsätze**

a) Heimat- und Kleinbrennermuseum Steinach:

Sauberhaltung des Gebäudes, Reparaturen und Konservierungsarbeiten an verschiedenen Utensilien, Integration neu erhaltener Exponate, Aufbau der saisonal wechselnden Sonderausstellung: „Steinach und Umgebung aus der Zeit von 1955 bis 1965“, fotografiert von Pfarrer Franz Banholzer, geb. 1908, gest. 1966, Pfarrer in Steinach von 1948 bis 1966.

b) Museumsdienst: (Sonntag/Mittwoch/ Sonderführungen)

### **Brauchtum**

Planung, Vorbereitung und Durchführung von:

a) „Klausenbigger“ – Umgang in Steinach mit zwei Gruppen

b) „Die drei Weisen mit König Herodes“ – Altes Krippenspiel, Aufführung in der neu renovierten Hl. Kreuz-Kirche in Steinach am 6. Januar (vor dem Hauptgottesdienst)

*Bernd Obert*

## *Yburg*

Halbtagesfahrt: Das Römische Badenweiler  
Besichtigung: Das Kloster Lichtental  
Für Kurgäste: Geschichtliche Rundgänge in den Reblandorten

Stammtische für Mitglieder und Gäste

Mitgliederversammlung mit Wahlen und dem Vortrag von Petra Simon:  
„Verführt und verlassen“, Mädchenschicksale des 18. Jahrhunderts; (ein  
Thema, das alle Anwesenden betroffen machte).

Und immer wieder Arbeitseinsätze für den Heizungsbau im Museum.

*Ursula Schäfer*

# Tätigkeitsberichte der Fachgruppen

## Fachgruppe Archäologie

*Josef Naudascher*

### **Veranstaltungen und Öffentlichkeitsarbeit**

Der Archäologische Arbeitskreis hat am 13. April 1996 seine Jahreshauptversammlung im Handwerkermuseum in Kork abgehalten. Neben zahlreichen Freunden der Archäologie aus dem Ortenaukreis konnten wieder Gäste aus dem Elsaß begrüßt werden, darunter Monsieur Jean-Marie Holderbach, Vizepräsident der Fédération Société d'Histoire, sowie Monsieur Eugène Kurtz, beide Mitarbeiter der Régional Archéologie d'Alsace in Straßburg. An der Versammlung nahm auch der Präsident des Historischen Vereins für Mittelbaden, Dr. Dieter Kauß teil.

Nach dem Tätigkeitsbericht des Arbeitskreises ging man zum Hauptthema des Tages über. Es stand dieses Jahr unter dem Motto „Fossilien im Ringsheimer Dogger“. Ein Thema, das besonders wegen den zahlreichen, vom Arbeitskreis im Raum Mahlberg-Kippenheim entdeckten, frühgeschichtlichen Eisenschmelzen des Ringsheimer Doggererzes gewählt wurde.

Der Referent Klaus Bosch, langjähriges Vorstandsmitglied des Arbeitskreises und einer der besten Kenner der Ringsheimer Fossilien, ging zunächst auf die Geschichte des Ringsheimer Bergbaus ein und leitete dann zu Einzelheiten der dort auftretenden Fossilien im Braunjura Dogger über. Neben zahlreichen Arten von Amoniten, so der Referent, gibt es dort auch seltene Versteinerungen bis hin zu Kleintieren wie Würmer. Er zeigte sehr anschaulich die einzelnen Schichten mit den verschiedenen Tierarten, die vor etwa 150 Millionen Jahren gelebt haben, allmählich eingingen und mit Schlamm überdeckt wurden. Abschließend wies er auf seine Sammlung hin und zeigte in einer kleinen Ausstellung noch bestens erhaltene Fossilien verschiedener Arten.

In einem Kurzbericht aus dem Elsaß regte Monsieur Holderbach die Teilnahme des Arbeitskreises an einer französischen Studie über „Mühlespiele“ auf Steinen und Felsen an. Sie werde, so M. Holderbach, von der Régional Archéologie d'Alsace in Straßburg im Auftrag der GROUPE D'ETUDES DE RECHERCHES ET DE SAUVEGARDE L'ART RUPESTRE (GERSAR) durchgeführt. Dabei handle es sich um ein Phänomen, das schon lange bekannt sei, aber bisher wenig Beachtung gefunden

habe. So seien in noch unbekannter Zeit und aus unbekanntem Gründen auf hochgelegenen Felsplateaus, aber auch in Steine anderen Baulichkeiten oft bis zu einem Meter große Mühlespiele eingraviert worden. Die anwesenden Mitglieder des Arbeitskreises griffen dieses Thema auf und sagten zu, Straßburg bei diesem Forschungsprojekt zu unterstützen.

Auch im Jahr 1996 standen wieder zwei gemeinsame Exkursionen zu archäologischen Objekten der südlichen Ortenau auf dem Programm. Neben den zahlreichen Freunden, Amateuren und Forschern der regionalen Archäologie stießen wieder mehrere Fachleute bis hin zum Professor dazu.

Die erste Exkursion im Juni führte zur Megalithanlage im Schuttertal bei Dörlinbach. Dort ging der Leiter des Arbeitskreises zunächst auf die Entdeckung durch den Mitarbeiter Hermann Ohnemus ein. Er würdigte sein Engagement bei der Säuberung des Areals, durch die es erst möglich wurde, Einzelheiten zu erkennen. Man war sich darüber einig, daß die dort vorgefundenen Steine von Menschenhand zu einem noch nicht restlos geklärten Zweck gefertigt wurden. Aber auch eine zeitliche Einordnung der Anlage war nur spekulativ möglich. Sie dürfte der Steinzeit angehören, doch weitere Recherchen bleiben Fachleuten vorbehalten.

Bei der zweiten Exkursion führte der Dipl. Ing. Bruno Lehmann die Teilnehmergruppe zu einer besonderen Schanze auf den abgelegenen Spitztannenberg im Tal von Haigerach bei Gengenbach. Er zeigte dort die noch gut erhaltenen Wälle und Gräben, die seltsamerweise nicht parallel zum Berg Rücken verlaufen. Statt dessen ist die rechteckige Schanze so gelegt, daß eine Diagonale genau in Ost-West-Richtung dem kurzen Kamm der Bergspitze folgt. Dann wies er auch auf den überhöhten Innenraum hin, durch den die Anlage kaum noch einen strategischen Wert hatte. Letztlich führen dann noch drei Vorwälle beidseitig der Schanze jeweils quer über den steil ansteigenden Kamm, verlieren sich aber bald wieder am Hang. Daher war man sich darüber einig, daß die Anlage zwar ihrer Größe (23 × 23 m), aber nicht ihrer Struktur nach den im Schwarzwald bekannten Verteidigungsanlagen der Barockzeit entsprechen könne.<sup>1</sup>

Anschließend zeigte der Exkursionsleiter unterhalb der Schanze am südlichen Hang des Spitztannenbergs Reste von altem Bergbau. Dabei wies er darauf hin, daß dort möglicherweise nach Kupfer geschürft wurde. Denn dazu würde es in alten Urkunden noch Hinweise geben. Überhaupt, so führte er aus, sei der Bergbau in dieser Gegend seit früher Zeit betrieben worden und hatte für Gengenbach und seine Region eine größere Bedeutung als bislang angenommen wurde. Darauf sei auch „Alt Gengenbach“ zurückzuführen, das ursprünglich im Tal vom Haigerach lag und von dem bis

heute eine mittelalterliche Kapelle auf einem markanten Hügel zeuge. Er unterstrich die Bedeutung von „Alt Gengenbach“ vor allem mit dem dortigen mittelalterlichen Silberbergbau und wies darauf hin, daß sogar mittelalterliche Münzen aus Gengenbacher Silber geprägt wurden.

Außerdem gab es den ganzen Sommer über eine Reihe Begehungen, zum Teil mit französischen Forschern, im Schwarzwald und den Vogesen. Vor allem war es wiederum das Gebiet um Hornberg und über dem Schuttertal, wo Mitarbeiter des Arbeitskreises sehr interessante archäologische Objekte aufgespürt haben. Sie reichen von megalithischen Relikten wie Schalen-, Schüssel-, Sesselsteine und Kultfelsen, bis hin zu Schleifsteinen, Grabhügeln und Römerstraßen.

In den Nordvogesen wurden dagegen noch stehende prähistorische Menhire aufgesucht, um sie mit den in jüngster Zeit in der Ortenau entdeckten Objekten zu vergleichen. Aber auch die Rillensteine in Lothringen, ein Phänomen, das in dieser Art bisher nur aus Frankreich und Brasilien bekannt ist, war hochinteressant.

Im November nahm dann der Leiter des Arbeitskreises an einer Vorstandssitzung der „Arbeitsgemeinschaft zur Pflege und Förderung der Landesarchäologie Baden-Württemberg“ in Rastatt teil. Auf dieser Tagung, die von dem Vorsitzenden und ehemaligen Landrat des Kreises Rastatt, Dr. Würfel, geleitet wurde, ging der Präsident des Landesdenkmalamts, Prof. Dr. D. Planck, zunächst auf die derzeitige finanzielle Situation der Denkmalpflege ein. Er hob dabei die nur noch schwach fließenden Gelder des Landes für die Denkmalpflege hervor und stellte Überlegung an, künftig vor allem die Archäologischen Arbeitskreise wieder stärker bei den diesbezüglichen Arbeiten ehrenamtlich einzubeziehen. Weiter behandelte er auch das Thema Einrichtung des Zentralarchivs für archäologische Funde des Landes in Rastatt, dessen Baufortgang er vorher an Ort und Stelle erläutert hatte. Anschließend nahm Prof. Dr. Planck in Anwesenheit des Landesarchäologen Dr. Biehl die Arbeitsberichte aus den Mitgliedervereinigungen, so auch von unserem Archäologischen Arbeitskreis entgegen. Abschließend wies er noch auf verschiedene archäologische Veranstaltungen, darunter auch auf den 3. Tag der Archäologie vom 19.–21. Juni 1997 in Ladenburg, hin.

## **Altsteinzeit**

*Schmieheim.* Bereits 1987 stieß man bei Kanalisationsarbeiten etwa ein Meter tief über einem 30 Zentimeter starken Lehmband unter einer Scheune auf eine weiße, röhrenförmige Substanz, die später bei erweiterter Gra-

bung als Rest eines Mammutzahns identifiziert werden konnte. Das seltsame Relikt lief von der Scheune unter das Wohnhaus, wo schließlich noch die Spitze des Zahns zum Vorschein kam. Um die Zahnreste wurden Schneckenhäuser von kleinen Schnecken und darunter kleine, schwarz überzogene „Löbkindel“ beobachtet.<sup>2</sup>

Eine grobe zeitliche Einordnung des Fundes war möglich. Hierzu spielt die ursprüngliche Tiefe des Fundes die ausschlaggebende Rolle. Sie summierte sich aus der 7 Meter hohen abgestochenen Lößwand für die Scheune und der 1-Meter-Resttiefe zum Gesamtprofil von etwa 8 Metern. Im Zusammenhang mit dem unter dem Fund liegenden Lehmband wurde das Relikt dem Würm I-, Würm II-Stage (Zwischenwarmzeit), das nach wenigen tausend Jahren dem Riß-Würminterglazial (Zwischeneiszeit) gefolgt ist, zugeordnet. Somit lag der Mammutzahn schätzungsweise etwa 60000 Jahre unter dem Löß von Schmieheim.

Bei dem Individuum handelt es sich um einen etwa 40 Jahre alten Mammutbullen „*Elephas primigenius*“. Möglicherweise fand er in der einsetzenden und anhaltenden Würm II-Glazial (Eiszeit) nicht mehr genügend Nahrung und verendete. Sein Skelett ist dann in der Folgezeit von dem aus Südwesten angewehten Löß überdeckt worden.<sup>3</sup> (Abb. 1)

### **Megalithkultur<sup>4</sup>**

*Gremmelsbach/Burghalden.* Hoch über dem Gutachtal östlich von Althornberg erhebt sich ein Gebirgsmassiv aus Granit, das in dieser Gegend zu den höchsten Punkten (ca. 850 m ü.d.M.) zählt. Von Nordosten her erstreckt sich eine weitgezogene, teilweise bewaldete Hochfläche. An ihrer Kante zum Abhang zieht eine Felsmauer entlang. Von dort aus ist nicht nur das Gutachtal, sondern ein weitläufiges Panorama des Mittleren Schwarzwalds sowie weite Strecken seiner östlichen Abdachung zur Baar hin zu überblicken.<sup>5</sup>

Noch auf der Hochfläche kurz vor der Felsmauer über dem Tal ist die sonst ebene Waldfläche durch zahlreiche kleine Vertief- und Erhöhungen verändert. Besonders gleichmäßige Hügel von bis zu einem Meter Höhe und fünf Metern Durchmesser, die künstlicher Natur sind, liegen dort weit gestreut. Bei ihnen fiel ein Gebilde auf, das abgerundet wie ein halbes Ei<sup>6</sup> aussieht, welches mit seiner Spitze in der Erde steht. Dabei handelt es sich um einen rund geschliffenen Felsblock aus Granit, dessen unterer Teil einer Seite fehlt, aber durch entsprechende Steinverfüllung der übrigen Eiform angepaßt wurde. Auf der Kuppe dieses künstlich aussehenden Phänomens ist eine kleine Schale eingelassen<sup>7</sup> (Abb. 2).

Geht man nun nach Süden in Richtung der Felsmauer weiter, so fällt ein runder Hügel mit etwa achtzig Metern Durchmesser auf, der sich mit seiner elliptischen, nach oben gewölbten Halbschale etwa fünf Meter deutlich von seiner Umgebung abhebt und künstlich erscheint. Auf der etwas abfallenden gegenüberliegenden Seite erhebt sich schließlich die Felsmauer über dem Gutachtal. Sie ist bekrönt von einem gut gearbeiteten Steinkreuz, das den höchsten Punkt der Gegend kennzeichnet. Unterhalb des Kreuzes auf dem gleichen Felsblock sind mehrere, meist ähnliche, etwa drei Dezimeter große Schüsseln und zwei sogenannte „Sessel“ ausgeschliffen. Vier von den Schüsseln liegen in einer Reihe auf der Südseite des Felsens. Davor an der Felskante ist eine Schüssel etwa drei Dezimeter eingetieft, die halbseitig offen ist, d.h. ihre Wand ist dort bis hinunter zur Ausbuchtung des Bodens beseitigt worden. Die so noch stehende Ausbuchtung des Bodens mit einem Durchmesser von etwa drei Dezimetern und der rückwärtige Teil der Schale entsprechen der Form eines Sessels<sup>8</sup> (Abb. 3).

Auf einem benachbarten Felsvorsprung ist unter einer Klippe ebenfalls eine etwa drei Dezimeter große Schüssel hinter der Vorderkante horizontal in die Oberfläche eingearbeitet. Zwischen dem tonnenschweren Deckstein und dem Schüsselstein ist nur noch etwa zehn Zentimeter Freiraum, um an die Schüssel zu kommen. Andererseits liegt der Deckstein vom übrigen Fels getrennt und scheint entweder auf natürliche, oder aber auch auf künstliche Weise dorthin geschoben worden zu sein (Abb. 4).

Auf den davorliegenden etwas höheren Felsen befindet sich ein auffällig großer „Sessel“. Seine Rückwand ist etwa fünf Dezimeter hoch und seine Sitzfläche – die Schalenausbuchtung – hat etwa den gleichen Durchmesser. Ähnlich wie von den Schüsseln und dem etwas zurückliegenden kleineren „Sessel“ kann von hier aus das oben beschriebene Panorama des Schwarzwalds besonders gut überblickt werden.

*Gremmelsbach/Rappenfelsen.* Unweit östlich der Reste der ehemaligen Burg „Alt Hornberg“ erhebt sich der Rappenfelsen (860,4 m ü.d.M.)<sup>9</sup> auf dem Gebirgskamm über dem tief darunter liegenden Tal der Gutach. Während der von der östlichen Kammseite her langsam ansteigende Fels relativ gut zu besteigen ist, fällt er gegen Westen schroff ab und bildet eine natürliche Stufe des Grats. Oben breitet sich ein kleines planes Plateau aus, von dem man bei unbewaldetem Zustand des Gebirges einen weiten Blick über die Berge und die darunter liegenden Täler hat. Dieser Felsen mit seiner markanten Lage hat sicher zu jeder Zeit die Menschen angezogen. So lag es auf der Hand, auch dort Eintiefungen zu suchen.

Doch es fanden sich dort auf dem körnigen Granit nicht, wie erwartet, Schüsseln oder Schalen, sondern ein zylindrisches Näpfchen. Dieses ein-

zigartige Objekt ist vermutlich wegen seiner geringen Ausdehnung kaum verwittert und hat deshalb noch relativ scharfe Kanten. Es ist ein gutes Beispiel für die wahrscheinlich künstlichen Eintiefungen der verschiedenen Gefäßformen, in den harten Granit<sup>10</sup> (Abb. 5).

*Hornberg/Windeckfelsen.* Auf der rechten Seite der Gutach, hoch über Hornberg, erhebt sich der Windeckfelsen (703,8 m ü.d.M.).<sup>11</sup> Bei ihm handelt es sich um ein seltsames geometrisches Gebilde aus Granit mit ungewöhnlichem Charakter. Seine Struktur und seine Lage am Steilhang neben dem schmalen Berggrat des Felsmassivs, entspricht nicht dem sonst üblichen tektonischen Aufbau.

Der Felsen beginnt etwa 30 m unterhalb dem Berggrat am bewaldeten steilen Westhang, hat eine Basis von etwa 10 × 20 Metern und erscheint mit seinen geometrischen und zyklischen Steinen wie aufgesetzt. Er ragt auf drei Seiten senkrecht gegen den Himmel.

Seine untere Partie entspricht äußerlich einer rechteckigen Blockverwitterung. Sie ist strukturell grob- bis feiblockig unterteilt. Insgesamt weisen die Blöcke an der Basis zusätzliche Linien auf, die radialen Kernsprüngen ähnlich sind und quer durch das Gestein verlaufen.<sup>12</sup> Im oberen Teil dagegen ist der Fels seltsamerweise meist nur noch grobblockig. Er besteht dort aus zwei, etwa drei bis vier Meter hohen, durch eine Lücke getrennten Teilen. Der eine Teil, ein gegen Südosten auf dem Felsen stehender Block, ist gevierteilt, wobei der oberste Block einer Platte gleicht, die wie aufgesetzt erscheint. Sie überdeckt die darunter liegenden Blöcke und wirkt so wie eine mächtige Tischplatte<sup>13</sup> (Abb. 6).

Der nach Nordwesten stehende Block ist durch eine gleich große blockige, etwa 40 Zentimeter hohe Schicht vom darunter liegenden Felsen getrennt, hat pyramidale Seiten, ist etwa noch drei bis vier Meter hoch und wirkt wie ein mächtiger Sockel (Abb. 7). Er überragt den dahinter liegenden Felsgrat und ist etwas höher als der Block mit der „Tischplatte“. Auf seiner etwa drei mal drei Meter großen Oberfläche ist eine schön gearbeitete Schüssel mit einem Durchmesser von 0,32 m, sie ist 0,22 m tief ausgebaucht und hat einen Ablauf gegen Süden (Abb. 8).<sup>14</sup> Am Sockel vorbei ist ein schmaler Fußweg ausgehauen, der hinüber zum „Steintisch“ führt.

Unterhalb dieses schmalen Pfads liegt auf einer kleinen Plattform der einzige Granitstein, der sich von den dort geometrisch auftretenden Gesteinsformen deutlich abhebt. Er hat einen Durchmesser von ca. sechzig Zentimetern und eine Länge von ca. zwei Metern. Auf den ersten Blick sieht er aus wie eine durch Verwitterung entstandene Walze mit längsseitig ange-



legten Armen. Wird er aber genauer betrachtet, so muß man annehmen, daß es sich um ein künstlich gestaltetes Gebilde handelt. Es bedarf kaum einer besonderen Phantasie, um darin den Rest eines groben Körpers mit angelegten Armen, gebrochenem Hals und Beinen zu erkennen. Möglicherweise handelt es sich um den Torso einer prähistorischen Figur, die von dem darüber hochragenden Felssockel mit der Schüssel herabgestürzt worden ist (Abb. 9).<sup>15</sup>

Auch auf dem Berggrat, der über dem Windeckfelsen nach Osten zieht, liegen und stehen auffällig geformte megalithische Steine. Möglicherweise besteht zwischen ihnen und dem Windeckfelsen mit seinen prähistorischen Relikten ein Zusammenhang.

*Kirnbach/Rappenstein.* Ein markanter Felsen der Gegend ist der Rappenstein (753 m ü.d.M.).<sup>16</sup> Er liegt südlich vom Kirnbachtal und erhebt sich über die Bergnase eines längeren nach Westen ziehenden heute bewaldeten Berges. Seine kolossalen Steine aus Granit liegen einerseits wie zusammengefügt übereinander, andererseits ragen zum Teil die an den Kanten stark abgerundete Blöcke fast senkrecht mehrere Meter in die Höhe. Auf den Platten und Spitzen dieser gigantischen Steinblöcke sind zahlreiche Schüsseln von verschiedener Größe mehr oder weniger tief in das Gestein eingearbeitet (Abb. 10, Abb. 11). Davor liegt jedoch ein auffällig rechteckiger kleinerer Block mit einem schön herausgearbeiteten „Sessel“ (Abb. 12).

Dank seiner vor der Bewaldung weit hin sichtbaren Lage, seiner zyklischen Gestalt und seiner auffälligen Struktur hat der Rappenstein sicher seit jeher Menschen angezogen.<sup>17</sup> So kann es nicht verwundern, wenn angenommen wird, daß der Rappenstein schon sehr früh, sei es als profaner Aussichts- und Überwachungspunkt oder zu religiösen Zwecken verwendet wurde. Daher mögen auch die Sagen und Mythen, die um dieses seltsame Gebilde entstanden sind, nicht aus der Luft gegriffen sein, sondern kreisen auch hier vermutlich um einen wahren Kern.<sup>18</sup>

*Niederwasser/Gaisberg.* Westlich von Niederwasser auf dem Gaisberg<sup>19</sup> (ca. 850 m ü.d.M.), liegt eine größere Anzahl Schalen und Schüsseln mit Durchmessern von etwa 20 bis zu 50 Zentimetern. Sie sind sowohl auf drei natürlichen Felsblöcken aus Granit, die in Abständen stufenweise den Hang überragen, als auch auf Monolithen eingetieft. Auf dem höchsten Punkt des obersten, des etwa zehn Meter hohen Dachsfelsens, liegt eine kleine Schale. Sie ist auf der dort leicht abgedachten Oberfläche des Felsens durch eine künstliche kurze Rinne mit der darunter liegenden größeren Schale verbunden. Diese hat einen Abfluß, der an den Rand des Fel-

sens in eine Spalte führt. Außerdem gibt es auf der Westseite des Felsens eine breite, tiefe Schleiffrille.

Aber auch auf der Oberfläche des etwas tiefer gelegenen ähnlich hohen Felsblocks wurden Opferschalen und Schüsseln festgestellt. Dort gibt es dazu noch ein interessantes Phänomen, eine auf einer Felswand nach Osten gerichtete vertikal eingearbeitete Schale. Im tiefsten Punkt des Zentrums dieser Schale sitzt eine Kristalldruse. Um sie scheint die Schale künstlich aus der Felswand gearbeitet worden zu sein. Wozu dieses einmalige Objekt aber gedient haben mag, muß vorerst offen bleiben. Möglicherweise handelt es sich aber um eine Kultstelle. Denn in diesem Zusammenhang könnte ein etwa zehn Zentimeter hohes Kreuz stehen, das in der Felswand daneben eingearbeitet ist.<sup>20</sup>

Wieder eine Stufe tiefer steht neben einem wohl alten, aber neu ausgebauten Weg eine weitere, etwa fünf Meter hohe Felsgruppe mit kleineren Felsformationen und Monolithen in seinem Umfeld. Während auf der Oberfläche des natürlichen Felsens eine Doppelschale eingearbeitet ist (Abb. 13), wurden jeweils auf den umliegenden kleineren Felsen und Monolithen, Schalen beobachtet. Sie liegen hier durchweg auf dem höchsten Punkt schmaler Platten oder dem Grat von Monolithen (Abb. 14). Unter ihnen ist besonders ein noch stehender kegelförmiger Stein aufgefallen, in dessen Spitze eine Schale eingesenkt ist (Abb. 15, Abb. 16). Bei ihm ist schwerlich eine natürliche Entstehung zu konstruieren. Vielmehr dürfte es mit der Entdeckung dieses Objekts gelungen sein, nicht nur ausgegrabene Schalensteine, sondern auch noch stehende Exemplare in den Bereich künstlicher Entstehung einzuordnen. Das um so mehr, da bisher nachgewiesen werden konnte, daß solche Schalen nicht nur auf den Sandstein – so zum Beispiel in den nördlichen Vogesen<sup>21</sup> und im Spessart – beschränkt sind, sondern nun auch im Granit und darüber hinaus auf vulkanischem Gestein in gleicher oder ähnlicher Form vorkommen. Außerdem darf davon ausgegangen werden, daß es sich trotz ihrer Häufung auf engem Raum um Opferaltäre handelt.<sup>22</sup>

Eine genaue Vermessung, Registrierung und der Vergleich mit ähnlichen Objekten sollen noch vorgenommen werden.

Auf der Westseite dieser Anlage fällt ein Steinblock wegen seiner symmetrischen Kanten und seiner ungewöhnlichen Lage auf. Er mißt etwa 80 × 80 Zentimeter und schaut etwa 50 Zentimeter aus dem Boden. Nicht seine Kanten, sondern eine seiner Diagonalen läuft parallel zum Hang. Sie ist nach der Ost-West-, die andere Diagonale nach der Nord-Südrichtung ausgerichtet. Möglicherweise handelt es sich bei dem kleinen Monolith um

einen Kalenderstein, wie er auch bei anderen prähistorischen Anlagen in verschiedenen Formen schon beobachtet wurde.<sup>23</sup>

Hierbei ist auch eine Quelle zu erwähnen, die nur wenige hundert Meter westlich der Anlage entspringt. Sie kommt unter einem Stein hervor, vor dem eine kleine Mulde zu erkennen ist. Diese ist mit Schlamm und Erosionsschutt bis zu ihrem Rand gefüllt und hat einen hangseitigen Auslauf. Obwohl sie heute nur wenig Wasser hervorbringt, könnte sie im Altertum eine gewisse Rolle bei eventuellen Kulthandlungen gespielt haben.

*Niederwasser/Oberfall.* Vom Hof Unterfall an der Straße Niederwasser-Karlstein erstreckt sich ein Hochtal hinüber in Richtung Rensberg. An seiner Strecke erhebt sich zwischen dem Hof Oberfall und dem Gewann Sieben am nordwestlichen Hang ein ca. 10 m hoher und ebenso breiter Felsen aus Granit (um 800 m ü.d.M.), der von mehreren Monolithen umgeben ist.<sup>24</sup> Auf der Plattform des Felsens, den Spitzen und Kämmen der umgebenden, meist etwa 2 m hohen Monolithen sind bis zu 40 Zentimeter breite Schüsseln eingetieft. Die meisten von ihnen haben zusätzlich eine mehr oder weniger große Abflußrinne. Da die Schüsseln auch hier meist in der Spitze oder dem oberen Grat der Monolithe eingetieft sind, ist auch bei ihnen eine natürliche Entstehung sehr unwahrscheinlich (Abb. 17).

Unterhalb der Felsformation fallen dann noch weitere Steine auf, die dort abgebaut, aber nicht abtransportiert worden sind. Einer von ihnen hat in einer Reihe in kurzen Abständen Bohrlöcher und ist auf diese Weise aufgespalten worden. Seine Bearbeitung dürfte jedoch relativ jung sein.

Etwa hundert Meter entfernt, ebenfalls am Hang, zäunen große, etwa ein Meter hohe und breite polygonale Steinklötze ein etwa 50 × 50 m großes, sonst steinloses Feld ein. Sie können kaum zu profanen Zwecken gedient haben. Ihre Bedeutung muß aber vorerst offen bleiben.

*Niederwasser/Schiebenhaus.* Etwa auf gleicher Höhe (um 850 m ü.d.M.) wie die benachbarten Schalensteine am Gaisberg erhebt sich eine kleine Felsformation beim Schiebenhaus über das Tal. Auch dort befinden sich wieder auf dem Granitgestein zwei Schalen. Eine davon ist zentrisch in die Basis eines mächtigen Keilsteins eingearbeitet. Sie ist relativ flach und einseitig konisch. Zu den beiden Seitenkanten hin hat sie eine Rundung von etwa 70 Zentimetern und zum Scheitel des Keils hin einen Konus von etwa 80 Zentimetern. Auch sie entspricht ihrer Form nach den Schalen aus der Zeit des beginnenden Mesolithikums (Abb. 18).<sup>25</sup>

*Schonach/Lauben.* Am Abhang des Laubenwalds befindet sich eine etwa

fünf Meter hohe natürliche Felsformation, die am Waldrand über das umliegende Ackerland hinausschaut. Dort wurden schon vor Jahren mehrere verschieden geformte Schüsseln festgestellt. Sie liegen horizontal auf zwei voneinander getrennten länglichen Blöcken des gleichen Felsens. Die Schüsseln auf dem einen Block sehen so aus, als wären sie einer Laune der Natur entsprungen. Bei näherer Betrachtung kann man aber erkennen, daß die vier paarweise angeordneten Schüsseln nur verschieden stark der Verwitterung ausgesetzt waren. Der Grund ist ihre Anordnung auf einer leicht geneigten Oberfläche. Dadurch dürften die Wände der am weitesten oben gelegenen Schüsseln eher der Verwitterung verfallen sein. Von ihnen ist so nur noch die Grundfläche zu erkennen. Dagegen sind die beiden in Stufen etwas tiefer gelegenen Schüsseln viel schwächer und nur randlich abgewittert. Obwohl alle Schüsseln durch das natürliche Gefälle der Oberfläche des Steins, auf dem sie liegen, auch verschiedenes Niveau haben, scheinen sie schon ursprünglich an ihrer jeweiligen Peripherie miteinander verbunden gewesen zu sein. Damit darf ein Überlauf von Schüssel zu Schüssel seit ihrer Entstehung angenommen werden. Die letzte der durch Rinnen miteinander verbundenen Schüsseln hat dann schließlich einen Ablauf über die Felswand in das Erdreich (Abb. 19).<sup>26</sup>

Eine weitere Schüssel liegt auf einem eiförmigen<sup>27</sup> benachbarten Granitblock des gleichen Felsens. Sie hat einen geringeren Durchmesser, ist dafür aber viel tiefer und auf ihrer Sohle ausgebaucht.<sup>28</sup> Wegen ihrer Lage auf einer Abrundung hat das Oberflächenwasser eine labile Angriffsfläche. Damit war diese Schüssel einer geringeren Verwitterung ausgesetzt und hat daher noch fast ohne Schaden ihre ursprüngliche Form behalten (Abb. 20).

*Schonach/Rensberg.* Auf einer Kuppe des Rensbergs (958 m ü.d.M.)<sup>29</sup> über dem Gasthaus Karlstein zwischen Hornberg und Schonach gibt es mehrere, etwa gleich große megalithische Granitsteine, darunter einen Schalenstein.

Diese Megalithe sind um zwei Meter lang und liegen auf der westlichen Kuppe in lockerer Weise in drei unregelmäßigen Kreisen. Auf der Südostseite dagegen schaut ein größerer Felsblock<sup>30</sup> aus dem Waldboden. Nur ein einziger Stein in der Form eines Hüttensteins steht noch. Auf der Spitze der Kuppe liegt ein keilförmiger, 2,20 Meter langer Schalenstein<sup>31</sup> mit einer kleinen und großen Schale (Abb. 21). Die große Schale<sup>32</sup> mit einem Durchmesser von etwa 50 Zentimetern und einer Tiefe von 15 Zentimetern berührt den westlichen Rand des Steins und hat dort einen Auslauf mit einer schrägen, etwa 3 Zentimeter breiten und ebenso tiefen Rinne. Die zweite kleinere Schale ist unförmig rund, hat einen Durchmesser von etwa 30 Zentimetern und ist gegen zwei Seiten auf etwa 40 Zentimeter ausgeweitet. Der Stein ist etwa Nord-Süd ausgerichtet. Wahrscheinlich wegen der Me-

galithen und des dort anstehenden Felsens ist die dortige Kuppe nicht in die Weidewirtschaft der Umgebung einbezogen worden und trägt daher bis heute eine Waldkrone.

*Schonach/Rensberg.* Eine weitere Anhäufung megalithischer Granitsteine liegt am östlichen Abhang der beschriebenen Kuppe des Rensbergs zwischen dem Gewann „Lagerplatz“ und dem Gasthaus Karlstein in einem kleinen Wäldchen. Der Land- und Gastwirt vom Karlstein, Bruno Haas, Besitzer der umgebenden Wälder, Äcker und Weiden, hat darauf hingewiesen, daß sich dort neben den sehr auffällig gleichmäßig geformten Steinen ebenfalls ein Schalenstein befindet. Auch er ist etwa zwei Meter lang und keilförmig. Die Schale ist nur etwa zehn Zentimeter tief und hat ungefähr einen Durchmesser von sechzig Zentimetern. Ihre Wand ist steil und läuft unten leicht nach innen gewölbt in einen relativ flachen Boden über.<sup>33</sup> Eingezäunt ist die Schale auf beiden Seiten durch je ein etwa drei bzw. sechs Zentimeter breites Feldspatband, das quer zur Längsrichtung des Keilsteins verläuft und die Schalenöffnung tangiert. Daher scheint der Stein geradezu ausgesucht und die Schale zwischen die beiden Feldspatbändern zentrisch eingeschliffen worden zu sein. Aber auch in einem der umgebenden ähnlich großen Steine befindet sich ein weiterer Keilstein mit seltsamen Feldspatmustern (Abb. 22).

Der Form nach entspricht auch dieses Objekt den Opferschalen aus der Zeit um 7000–8000 v. Chr. und könnte demnach der Tardenoisien-Kultur der Mittelsteinzeit (Mesolithikum) angehören.<sup>34</sup>

## **Römerzeit**

*Ettenheim.* Im Dezember 1996 wurde auf einem Acker in der Nähe vom Schützenhaus im Gewann Osterbach eine römische Münze gefunden. Obwohl sie nicht besonders gut erhalten war, konnte sie zeitlich eingeordnet werden. Sie zeigt das Münzbild des römischen Kaisers Constantinus (Konstantin des Großen 306–337 n. Chr.)<sup>35</sup> (Abb. 23)., der u.a. durch seine Schlacht und seinen Sieg (312 n. Chr.) gegen Maxentius an der Milvischen Brücke bei Rom bekannt ist. Er hat diese Schlacht unter dem Zeichen des Kreuzes geführt und nach seinem Erfolg im Mailänder Edikt (313 n. Chr.) dem Christentum erstmals Religionsfreiheit zugesichert.

*Lahr – Dinglingen.* Seit fast nunmehr zweihundert Jahren ist das sogenannte Mauerfeld am Dinglinger „Glocken-Gumpfen“<sup>36</sup> bekannt, vielfach von interessierten Forschern begangen und ein kleiner Teil davon in den letzten dreißig bis vierzig Jahren ausgegraben worden. Der Arbeitskreis hat

sich daran vor allem noch vor der Überbauung des Areals westlich der Bundesstraße in den siebziger Jahren aktiv beteiligt. Dabei konnten Gegenstände geborgen werden, die zur allgemeinen Beurteilung der römischen Siedlung besonders beitragen können. So wurden dort zum Beispiel auf dem am südlichsten gelegenen Areal nach Augenzeugen bei der Kultivierung des Geländes einer Gärtnerei zahlreiche Reste von Töpferöfen angeschnitten und rustikale Töpferware in großen Mengen beobachtet.<sup>37</sup> Aber auch gegen Norden wurden bei der Verlegung der Kanalisation vor dem jetzt nach Westen gebauten Gebäudekomplex neben Scherben der Terra rustica auch eine sehr große Menge der Terra sigillata festgestellt. Sie wurden zum Teil wieder in den Graben geschüttet, aber auch teilweise von Passanten aufgelesen und mitgenommen. Der Arbeitskreis hat sich vor allem der Eisenschlacke,<sup>38</sup> die dort zum Vorschein kam, angenommen. Sie läßt auf eine Schmiede oder eine Eisenschmelze in der Gegend schließen.

Die interessantesten Funde kamen aber insbesondere durch die Neugestaltung der Bundesstraße ans Tageslicht. Darunter ist ein Hackbeil zu erwähnen, das durch Brand nicht nur verbogen, sondern auch mit einer eigenartigen grauen glasigen Sinterschicht umgeben ist (Abb. 24). Wie auf dem ganzen Fundareal sind auch unter und neben der teilweise neuen Straßensführung der Bundesstraße Scherben als „die Fortsetzung der alten keltischen Keramik“ anzuführen, „für die ja die graue oder schwarze Farbe und die Kammstrich-Ornamente bezeichnend sind“<sup>39</sup> (Abb. 25). Aber nicht nur sie, sondern auch andere interessante Funde lassen auf eine keltische Tradition schließen (Abb. 26). Ein eindeutiger Beweis dafür könnte eine keltische Münze sein, die nur zwei Ackerbreiten östlich davon gefunden wurde (Abb. 27 und Abb. 28). Bei ihr handelt es sich um eine Potinmünze – aus zinnhaltiger Bronze-Legierung gegossen –, die ihrer Art nach in der Zeit des Gallischen Krieges – um 60 v. Chr. – beim Volksstamm der Sequaner im Umlauf war.<sup>40</sup> Die gallischen Sequaner waren damals am südlichen Oberrhein bis in die Burgundische Pforte beheimatet. Wobei Lahr-Dinglingen eher schon über ihrer nördlichen Ausdehnung lag.

Die Fundstelle ist aber nicht nur durch die keltische Tradition, sondern insbesondere auch durch römische Funde gekennzeichnet. So konnten damals u. a. nur wenige Meter östlich auch eine Münze der Faustina II., der Gattin des Kaisers Marc Aurel (161–180 n. Chr.) (Abb. 29),<sup>41</sup> eine kleine Tischglocke aus Bronze und eine Bronzefibel<sup>42</sup> gesichert werden (Abb. 30/1 und 30/2). Die Ausgrabungen auf dem Mauerfeld halten noch an.

*Schonach/Schneckenloch.* Über dem Gutachtal südwestlich von Hornberg führt mit sanfter Steigung eine Hochstraße von 930 auf 970 Meter über den

Höhenzug hinüber nach Schonach. Auf ihr endete ehemals bei der „Absetze“ eine sehr interessante Paßstraße aus dem sogenannten „Schneckenloch“.<sup>43</sup> Diese Straße hat früher das Rheintal über das Elz- und Prechtal mit dem Hochschwarzwald bzw. mit dem rückwärtigen Gebiete zum Limes hin verbunden. Noch heute ist sie als alte Poststraße, aber auch als „Römerstraße“, wie sie dort von alteingesessenen Bauern genannt wird, bekannt. In ihrer ursprünglichen Struktur ist sie jedoch nur noch im Bereich ihrer stärksten Steigung von oberhalb dem Hof im Oberen Schneckenloch bis kurz vor der Absetze auf etwa 400 Meter vollständig erhalten. Dies ist ihrer enormen Steigung zu verdanken, die modernen Straßenführungen nicht mehr entspricht und daher auch nicht wie die übrige Führung von der Forstverwaltung ausgebaut wurde. Sie wurde sich daher selbst überlassen. Oben bei der „Absetze“ ist sie vermutlich wegen einer nahen Quelle mit einem versumpften Teich sehr feucht und insgesamt durch den umgebenden Hochwald leicht überwachsen (Abb. 31).

In der Tat gleicht dieses Straßenstück ihrer Struktur nach Römerstraßen, wie sie aus Gebirgsgegenden vielfach bekannt sind. Trotz ihrer starken Steigung ist sie dort kerzengerade, einspurig, etwa 3 m breit und mit relativ großen polygonalen Granitsteinen gepflastert. Die mehrfach zurückgebliebenen tiefen Radspuren in ihrer Pflasterung weisen auf eine sehr lange Benutzung hin. Wohl noch aus ihrer „Postzeit“ dürfte ein Granitfindling stammen, der dort etwa auf halber Höhe am Straßenrand aufgestellt ist und die Jahreszahl 1747 trägt. Er sollte wahrscheinlich an ein besonderes Ereignis erinnern, das aber in Vergessenheit geraten zu sein scheint.

Dort, wo das eigentliche Schneckenloch in seinem wasserreichen Dobel endet und die Straße zum östlichen Gebirgsstock fast rechtwinklig abbiegt, steht auf der Außenseite der Biegung ein alter Schwarzwaldhof. Auf der Innenseite dagegen liegt ein auffällig runder Hügel mit einem Durchmesser von ca. 50 Metern. Darunter am Hang zieht eine bis über 1 Meter hohe und etwa 50 Meter lange Mauer aus zyklischen Granitsteinen hangwärts. Sowohl an ihrem oberen als auch dem unteren Ende biegt sie fast rechtwinklig ab und verläuft jeweils bis etwa 20 Meter dem Hang entlang im Wald. Danach biegt sie sowohl unten als auch oben ab, läuft längs zum Hang und schließt so die Ummauerung. Unterhalb dieses Mauergürtels läuft ein kleiner Gebirgsbach dem Hang entlang und scheint wegen seiner seltsamen Führung künstlich hergeleitet zu sein (Abb. 32).

Diese Ruine im Schneckenloch scheint früher durch Mauern geschützt gewesen zu sein, wie dies ein Wall in angemessenem Abstand andeutet. Wie weit sie aber zur Post- oder zur Römerstraße zu rechnen ist, konnte vorerst nicht geklärt werden. Jedenfalls gehörten diese gigantischen Mauern und

verfallenen Wälle ursprünglich nicht zu einem normalen Schwarzwaldhof, sondern sind eher mit einer ehemaligen Umspannstation kurz vor dem Aufstieg aus dem Schneckenloch zur „Absetze“ in Verbindung zu bringen. So könnte sich auch die „Absetze“ der Paßhöhe auf eine ähnliche Station beziehen. Dann hätten der vermutete Teich auf dem versumpften Areal wie auch der Bach vor dem Bergaufstieg als Viehtränken ihre Bedeutung gehabt.<sup>44</sup>

## **Alamannenzeit**

*Kippenheim.* Bei Feldarbeiten wurde vor einigen Jahren im Gewann Selwert eine sehr verrostete Messerklinge gefunden und gemeldet. Die Klinge entspricht ihrer Form und Abmessung nach verschiedenen Funden aus Gräbern der Alamannenzeit am Ober- und Hochrhein. Möglicherweise läßt auch sie auf ein alamannisches Gräberfeld schließen (Abb. 33).<sup>45</sup>

## **Verschiedene Zeiten**

*Schmieheim.* Bereits im Juni 1980 sind Arbeiter bei Grabarbeiten für die Kanalisation, unterhalb dem jüdischen Friedhof zwischen dem Schacht 702 und 703 unter einer etwa zwei Meter dicken, sehr feuchten Lehm-schicht auf zwei verrostete Eisenbänder gestoßen und haben sie geborgen.<sup>46</sup> Angesichts der Tiefe und der beobachteten dunklen Verfärbungen im gelben Lehm ahnten die Arbeiter, daß sie wahrscheinlich einem frühgeschichtlichen Fund auf die Spur gekommen sind und übergaben ihn dem Leiter des Abwasserzweckverbands, der sofort den Beauftragten für die Archäologie benachrichtigte.<sup>47</sup> Daher konnte das Landesdenkmalamt noch während der Kanalisationsarbeiten eine Sondierung anordnen. Sie wurde unter der Leitung des Beauftragten in der Folgezeit vom Arbeitskreis durchgeführt.<sup>48</sup>

Die Gruppe fand auf etwa 80 Meter Länge verteilt im Grabenprofil vier dunkel gefärbte Gruben, die bis in eine Tiefe von 1,80 m reichten und bis zu 2,50 m lang waren. Aus zwei von ihnen wurden neben glatten dunklen Scherben hellbraune Scherben mit schwarzem Kern, eine größere Menge rotbraun gebrannter Knollen – sogenannter Hüttenlehm – mit Rutenabdrücken, verkohlte Ruten von Wandgeflechten, der Rest von einem flachen Holzgefäß, wohl einem Teller, ein Messerchen, Ringsheimer Eisenerz, eine Eisenluppe und Kalksteinplatten ausgegraben. Hierzu sind auch die beiden Eisenbänder zu zählen, die als Webschwerter angesehen werden (Abb. 34/1–3).<sup>49</sup>



In einer weiteren angeschnittenen Grube wurden aus dem Profil eine sehr weiche, graue, verzierte Sigillatascherbe, ein versintertes Messerchen und eine kleine Glasscherbe geborgen (Abb. 35/1–2).

Etwa 200 m südlich von diesen Funden hat dann der Bagger noch eine schwarze, verfettete Grube angeschnitten. Aus ihr konnte eine braune, grob gebrannte prähistorische Scherbe sowie ein Horndolch geborgen werden (Abb. 36/1–2).

Bei den ausgegrabenen Objekten handelt es sich um Relikte aus verschiedenen Epochen. Es darf dort wohl zunächst eine frühalamannische Siedlung mit Grubenhütten angenommen werden. In ihr dürften Eisenschmelzer und -Handwerker gewohnt haben, die Ringsheimer Erz sowohl geschmolzen als auch verarbeitet haben. Die römischen Reste, die unmittelbar daneben gefunden wurden, lassen auch auf einen älteren Siedlungsplatz schließen. Dagegen dürften die etwas entfernter gefundenen prähistorischen Relikte kaum mit der alamannischen und eventuell römischen Siedlung in Zusammenhang stehen. Doch nach dem Rest eines großen Vorratsgefäßes und dem Knochenmesser zu schließen, wurde der Platz am Schmiebach, dank seiner geschützten Lage, schon in vorgeschichtlicher Zeit aufgesucht.

*Schuttertal.* Westlich der Schutter steigt nach einem im Sandstein auffälligen Kegel und einer leichten Wanne ein breiter Rücken zunächst mehr oder weniger steil von Süden nach Norden an. Nach etwa dreihundert Metern biegt er dann nach Nordosten ab und verläuft über sechshundert Meter fast eben weiter und endet mit dem „Gierifuß“ auf dem Kapf (532,9 m ü.d.M.).<sup>50</sup>

Folgt man diesem Rücken, so passiert man eine große Anzahl archäologisch und historisch hochinteressanter Objekte, die möglicherweise in Zusammenhang zueinander stehen und noch untersucht werden müssen.

Der vorgesetzte markante Kegel ist oben mit einem etwa 20 m breiten Rundell handlichgroßer blockiger Steine bekrönt. Neben dieser Steinkappe, die möglicherweise natürlichen Ursprungs ist, steht auf der Nordseite ein schmaler rechtwinkliger Dreieckstein und schaut etwa ein Meter über die Oberfläche. Die eine Seite des rechten Winkels stellt die Basis dar und steht auf dem Erdreich. Die andere Seite ragt senkrecht nach oben. In die schmale, schräg nach unten verlaufende Längsseite ist über die ganze Länge eine etwa ein Dezimeter breite abgerundete Rille eingetieft. Sie könnte vom Schleifen von Beil- oder Axtschneiden herrühren und dürfte wegen ihrem rundlichen Profil relativ alt sein.

Auf der Westseite unter dem Kegel liegen kniehohe blockige Steine in einigen mehr oder weniger großen Rechtecken zusammen, die in der Wanne etwa über hundert Meter verteilt liegen. Auf dem Kamm über ihnen verläuft ein langer breiter Gesteinsgürtel. Während die Entstehung des Steingürtels auf natürliche Weise erklärt werden kann, wäre es möglich, daß die mehr oder weniger rechteckigen Steinsetzungen von vor- oder frühgeschichtlicher Steinsockelhäuser zurückgeblieben sind.<sup>51</sup>

Dann liegen mehrere archäologische Reste auf dem Rücken, über dem auch eine alte Grenzlinie bis kurz vor den „Gierifuß“ folgt.<sup>52</sup>

Auf dem zunächst nach Norden ansteigenden Rücken verlaufen stufenweise Schwellen, die jeweils mit Grenzsteinen markiert sind. Sie rühren wahrscheinlich von alter Bewirtschaftung des sonst breitflächigen Geländes durch einen der früheren Gebirgshöfe hin. Von ihnen liegt unweit entfernt noch ein Weiher für die Viehtränke mit den üblichen Hangzuläufen.

Nach wenigen hundert Metern biegt der Bergrücken nach Nordosten ab und wird dort durch einen kleinen Sporn, der nur wenig über das Gelände schaut, von der natürlichen Gesteinsverwitterung markiert. Um diesen Sporn liegen wieder blockige Steine, die entweder zum Abtransport dort gebrochen wurden oder von einem antiken Steinsockelhaus erhalten sind.

Noch auf der ersten Hälfte des weiterziehenden Rückens ist am flachen Osthang ein etwa zwei Meter breiter Rundgraben mit einem ungefähren Durchmesser von fünfzehn Metern eingetieft. Er ist zwar noch gut zu erkennen, scheint aber vom Schutt der Erosion in beträchtlicher Menge so gefüllt zu sein, daß die Scheibe innerhalb des Grabenrings zwar deutlich, aber nur noch wenig über ihn herauschaut. Bei diesem Objekt könnte es sich um einen flachen Grabhügel oder eine schützende Motte handeln (Abb. 37).<sup>53</sup>

In der zweiten Hälfte ist zunächst ebenfalls auf der Ostseite ein länglicher Sandstein aufgefallen, der in einem schmalen Band aus der Erde schaute. Vom Schutt befreit, zeigte sich ein stark verwitterter, kegelförmig schlank zugehauener Stein. Er ist ungefähr zwei Meter lang, an der Basis etwa vier Dezimeter stark und verjüngt sich zu seinem Kopfende auf etwas über einen Dezimeter. Seine Rückseite ist eckig und roh. Auffällig ist der Bruch in seinem oberen Drittel. Er läßt darauf schließen, daß der nach vorne abgerundete Obelisk einmal gestanden haben mag, aber gewaltsam in einen vorbereiteten Graben umgestürzt wurde. Wahrscheinlich wurde er dann abgedeckt, um ihn im Graben zu verstecken. Denn durch Erosion kann er an dem sehr flachen und kurzen Hang kaum überdeckt worden sein. Bei dem

Objekt handelt es sich vermutlich um einen prähistorischen Menhir (Abb. 38).

Auf dem weiterlaufenden Rücken wurden dann neben Vertiefungen, die von alten Steinbrüchen herrühren können, noch auf der Oberfläche liegende, blockige Gesteinstrümmer, mehr oder weniger zusammengesetzt, beobachtet. Eine Erklärung für diese Erscheinung gibt es nicht. Es ist aber auch aufgefallen, daß bei diesen Steinsetzungen immer wieder Steine mit breiten abgerundeten Schleiffrillen vorkommen.

Kurz vor dem Sporn des Gierifußes liegt etwas unterhalb des Rückens ein auffälliger, etwa zwei Meter langer, schmaler megalithischer Stein. Er stand ursprünglich dort oder ist möglicherweise vom Rücken herabgezogen worden, um mit seinem in die Basis eingemeißelten Kreuz als Grenzstein zu dienen.

Wie so oft, ist auch der „Gierifuß“ gegen den Sporn hin durch die Gesteinsverwitterung gekennzeichnet. Hier sind es aber keine üblichen Gesteinstrümmer, sondern größere Felsblöcke, die mit Unterbrechung im Abstand voneinander liegen. Am markantesten ist die letzte Stufe, eine mehrfach gebrochene dicke Felsplatte auf dem Sporn. Von dort aus fällt dann das Gelände nach allen Seiten hin mehr oder weniger stark ab.

Diese stark verwitterte und teilweise aufgeblätterte Platte schaut zum Kapfrücken hin kaum einen Meter über das Gelände. Zu den Hangseiten erscheint sie jedoch mächtiger und überragt sie beinahe zwei Meter. Es wäre ungewöhnlich, wenn sie nicht durch Menschenhand bearbeitet worden wäre. Denn aus der westlichen Seitenwand ist wieder ein sogenannter „Sessel“ herausgearbeitet, und auf ihrer Oberfläche sind ein Gitter und daneben drei ungleichmäßig verteilte kleine Kreuze eingraviert. Das Gitter, das auch andern Orts vorkommt, wird volkstümlich als „Mühlespiel“ und die Kreuze als Grenzmarkierung angesehen (Abb. 39). Dagegen wird der „Sessel“ wie andere ähnliche Objekte einer Laune der Natur zugeschrieben (Abb. 40).

Solche Interpretationen verwundern nicht, denn die Eintiefung des Sessels und auch die Eingravierung des Gitters dürften in eine sehr frühe, längst vergessene Zeit zurückgehen. Dafür spricht die große Verwitterung des Sessels. Dagegen würde die gute Erhaltung mit den exakten, tief eingravierten Linien und der fehlenden Patina des Gitters sprechen. Doch solche Ungleichheiten müssen nicht unbedingt auf ein jüngeres Alter schließen. Außerdem wurde neuerdings festgestellt, daß diese mysteriösen Objekte eine alte Tradition haben und teilweise bis in die Antike zurückreichen.<sup>54</sup>

## Anmerkungen

- 1 Vgl. hierzu Josef Naudascher, Tätigkeitsbericht 1995, in: Die Ortenau 1996, S. 90. Die Schanze paßt eher in die spätrömische Übergangszeit zum Frühmittelalter. Sie könnte dem Prinzip der römischen Viereckschanzen um Warten mit Türmen – so u. a. in der Schweiz – folgen, deren Wurzel möglicherweise in den keltischen Viereckschanzen zu suchen sind. Daher sind sie vermutlich die Vorgänger der früh- und hochmittelalterlichen Verschanzungen um Turmburgen (burgus) auf den Bergen und Hügeln. Sie wurden weniger zur Verteidigung, als, ähnlich wie die späteren Motten der Ebene, zum Schutz angelegt.
- 2 Vgl. Josef Naudascher, Fundmeldung an das Landesdenkmalamt Abtlg. Archäologische Denkmalpflege, Dezember 1987. Der Mammutzahn wurde von Ditmar Müller unter seiner Scheune und dem Wohnhaus in Schmieheim, Im Winkel, gefunden; dem Ortsvorsteher Franz-Josef Helle von Ettenheimmünster gemeldet, der sofort den Beauftragten für Archäologie einschaltete.
- 3 Die Altersbestimmung ist dem Paläontologen Prof. Dr. Ekke Guenther zu verdanken, der sie später an Ort und Stelle vornahm.
- 4 Vgl. Megalithbauten (griechisch), Bertelsmann Lexikothek, 1977, Band 6, S. 329, „Megalithbauten sind vorgeschichtliche Anlagen aus großen Steinen, in der jüngeren Phase der Jungsteinzeit (Neolithikum). Es sind über West-, Nordwest- und Nordeuropa verbreitete Menhire, Dolmen, Cromlechs, Großsteingräber, Kuppelgräber, Steinkreise und Steinreihen“.  
Nach bisheriger Beobachtung handelt es sich bei der Megalithkultur des Schwarzwalds möglicherweise um mindestens drei Kulturstufen, wohl um die ältere Kultur der meist, wahrscheinlich umgelegten, Keil- und Rechtecksteine vermutlich aus dem Paläolithikum, um die „Gefäßsteine“ der Näpfcchen, Schalen, Schüsseln und „Sessel“ des Mesolithikums (vgl. Anm. 5 und Anm. 34) sowie um die jüngeren Dolmen und Menhire des Neolithikums.
- 5 Auf diesem markanten Punkt haben Willi und Dagmar Martin schon seit Jahren auffällige tektonische Phänomene beobachtet und schließlich gemeldet. Vgl. Jericho (arab. Eritha) Bertelsmann Lexikothek, Band 5, 1977, S. 144 und Natufien (engl. Natufian) Band 7, 1977, S. 7; Die Ausgrabungen von Jericho in Judäa (zwischen 1907 und 1956) brachten auf dem Tell es-Sultan eine der ältesten Stadtkulturen (7. Jahrtausend vor Chr.) zutage. Darunter war auch ein Heiligtum auf einer Felsplatte mit mehreren Näpfcchen, Schalen und Doppelschalen und mit zahlreichen Relikten der mesolithischen Natuf-Gruppe; benannt nach der Höhlenstation von Schuqbe im Wadi en-Natuf (Eynan und Nahal Oren in Israel). Das Heiligtum mit den eingetieften „Steingefäßen“ wird um die Zeit 7800 v. Chr. datiert (siehe auch Abbildung in Band 7, S. 114). Damit ist es erstmals gelungen, die Schalen und Näpfcchen als Kultgegenstände in die Zeit des Mesolithikums einzuordnen. Vgl. auch Anm. 21 und 34.
- 6 Marcel F. Homet, Auf den Spuren der Sonnengötter, S. 60. Neben zahlreichen anderen Forschern hat auch Prof. Homet auf seiner Amazonasexpedition die Gleichartigkeit der Südamerikanischen Megalithkultur mit der gleichen Kultur der Alten Welt festgestellt. Auch er kam zu dem Schluß, daß es in archaischer Zeit eine Verbindung zwischen der Alten und Neuen Welt gegeben haben muß. Darüber schreibt er: „Jeder neue Eindruck, der in Nordamazonas auf mich einstürmte, bestätigte in fast unheimlicher Weise die urgeschichtliche atlantische Verbindung der Kontinente.“ – Da befand sich wieder einer jener Monolithe in Eiform: immer wieder das kosmogonische Ei darstellend. – Fünfzig Zentimeter vom Boden war dieser eiförmige Monolith auf einer Reihe flacher Steine aufgestellt.– Aber wieder erhebt sich die Frage. Wer hat dieses Steinmonument auf

dem Hügel aufgerichtet? Wie konnte man es hinaufheben? Welches waren die Mittel, deren man sich bediente? – Und warum geschah dies alles? Die Antwort auf all diese Fragen ist immer die gleiche, und doch muß man sie immer wiederholen. *Georg Poisson, Professor der Anthropologie in Paris, hat sie klar geprägt: „Die megalithische Kultur wurde durch ein mächtiges religiöses Gefühl hervorgerufen, das überall dort gleichartig war, wo die Denkmäler und Inschriften die gleichen sind.“* Und sie sind es, wie wir immer wieder feststellen konnten.“

- 7 Neben Schalensteinen auf Granit sind weltweit solche auf Sandsteinen sowie auf vulkanischem Gestein bekannt. Ähnlich flache Schalen hat der ehemalige Museumsdirektor vom Tabakmuseum in Wien, Alfred Horak, in der Nähe von Limassol/Zypern gesehen. Er schreibt: „Diese Schalen sind nicht sehr tief in den Stein gearbeitet und haben unterschiedliche Durchmesser. Auch sind welche nicht kreisrund, sondern oval. Da ich mich anlässlich meiner Zypernreise meistens im Troodosgebirge aufgehalten habe, . . . sind diese Opferschalen in diesem Vulkangestein eingearbeitet.“ Für den Hinweis sei Herrn Horak an dieser Stelle herzlich gedankt. Vgl. hierzu Hannelore Kelling, Inseln: Gran Canaria, Film in Südwest 3, 1. 12. 1996, a) Auf einem hohen Berg bei Las Palmas liegt auf einem Fels aus vulkanischem Gestein ein Altar, d. h. eine horizontal eingearbeitete Opferschale. In der Mitte erhebt sich eine ausgebuchtete Scheibe. Der Altar mit seiner Opferschale wurde wahrscheinlich von Berbern, den Ureinwohnern vor der Ankunft der Spanier, 1492 noch benutzt. Sie waren Hirten mit großen Ziegen- und Schafherden und wohnten in Höhlen. Für sie opferten auf den Gipfeln der Berge jungfräuliche Priesterinnen, die ebenfalls in Höhlen wohnten, ihren Göttern.
- 8 Vgl. Homet S. 252, Im Juli 1958 sagte Prof. Peter Allen, ein Spezialist der bolivianischen Kultur von Tiahuanaco: „Nach meinem Besuch in Marcahuasi bin ich zu der Meinung gelangt, daß es gar keinen Zweifel geben kann, daß diese aus dem Fels gearbeitet Reliefs, die menschliche Wesen und Tiere darstellen, . . . Den Blickpunkt, von dem aus man ihn (einen Löwen) am besten betrachten konnte, befand sich bei einem . . . entfernten Felsen, aus dem ein bequemer Platz zum Sitzen herausgehauen war.“ Vgl. DERNIERES NOUVELLES D’ALSACE, Der „Keltenfelsen“ von Dieffenthal, 13. 06. 1990, Vom Sitz – einem eingearbeiteten Granitsessel – in den „Keltenfelsen“ von Dieffenthal kann die elsässische Ebene überblickt werden.
- 9 Vgl. Topographische Karte 1 : 25 000 Blatt (Bl.) 7815 Triberg, Rechtswert (R.) 34.43.64, Hochwert (H.) 53.38.00. Der Hinweis auf den Rappenfelsen mit seinem Näpfchen ist von Dagmar Martin und Wolfgang Neuß aus Hornberg.
- 10 Wahrscheinlich handelt es sich um Steinbehälter, die von den frühen Hirtenvölkern weltweit auf den Bergen zum Opfer für die Götter von einzelnen Angehörigen sowie von Schamanen und Priestern in großen Mengen auf Steinen – sogenannten Altären – errichtet wurden. In den verschiedenen Behältern konnten Nahrungsmittel und Flüssigkeiten, also Früchte, Fleisch sowie Milch und Blut geopfert werden. Vgl. hierzu Josef Naudascher, Tätigkeitsbericht der Fachgruppe Archäologie, Megalithkultur, in: Die Ortenau 1995, S. 55 ff. und Anmerkungen sowie 1996, S. 82, Anm. 40. Vgl. Gerhard Hoffmann, Funde und Fundstätten der Vor- und Frühgeschichte im Landkreis Rastatt IV, in Heimatbuch Landkreis Rastatt, 1988, S. 139 ff. Im Bericht über den Giersteine im Murgtal hat der Forscher die Steine mit den verschiedenen Eintiefungen typisiert. Neben den Becken-, Kessel-, Wannen-, Schüssel-, Schalen- und Napfsteinen mit und ohne Überlaufrinnen führt er auch den „Sessel“ (hier Sattelstein) auf.
- 11 Vgl. Topogr. Karte 1 : 25 000, Bl. 7715 Hornberg, R. 34.43.90, H. 53.41.65.
- 12 Vgl. Anm. 31.
- 13 Der „Tisch“ wurde von Gerhard Aberle und Thomas Kempf aus Hornberg festgestellt.

Vgl. Margarita Orfila Pons, Enric Taltavull Femenías, An archeological guide of Menorca, 1996, S. 15. Dr. M. O. Pons: „Taulas are formed by two great blocks more or less trapezoidal in section –. One of them is vertical, – and the other is placed horizontally above it. Thus a T-shaped monument is formed like an enormous table (= taula in Catalan) with a central leg, which all authors agree is the source of their name.“ *Use, Function and Chronology of Tulas.* – How are we to reconstruct these monuments in the state in which they originally existed and to what use were they put? There are two opposing theories about this question: one held that the taula was a great table use for purposes of excarnation or sacrifice. Die andere Meinung vertritt: Es könnte sich bei den Pfeilern mit den Platten um den Mittelpunkt von Häusern handeln. Dies kommt für unsere Betrachtung nicht infrage. Die „Taulas“ werden chronologisch unmittelbar vor die Römerzeit gesetzt. Sie sind zwar ungeheuer groß, aber fein gearbeitet und entsprechen nur der Form nach dem „Tisch“ auf dem Windeckfelsen. Er ist viel grober gearbeitet. Entgegen den „Taulas“ von Menorca, die mit hufeisenförmig gesetzten Steinen umgeben sind, steht der „Tisch“ auf dem Windeckfelsen frei, und ragt über die Berge der Umgebung gen Himmel. Wenn er künstlich aufgestellt worden ist, was angenommen werden darf, gehört er wahrscheinlich einer älteren Epoche an.

- 14 Eine Sage hat zur Entdeckung der Schüssel geführt; die unzugänglich auf der Oberfläche des Felsens liegt. Denn es wird berichtet: „Der Teufel sei vom Teufelstritt, einem Felsen auf dem davorliegenden Felsmassiv, hinüber auf den Windeckfelsen sowie auf die benachbarten Berge gesprungen und habe dort mit seinem Huf wie auf dem Teufelstritt seine Spur hinterlassen.“ Dies hat die Hornberger Heimatforscher Gerhard Aberle, Thomas Kempf und Günter Schondelmaier dazu veranlaßt, über eine Leiter auf den Windeckfelsen zu steigen. Dort fanden sie die Schüssel, die in der Sage als Spur des behuften Teufels eine Rolle spielt.
- 15 Der Torso wurde von Gerhard Aberle aus Hornberg entdeckt und gemeldet. Vgl. E. O. James, Religionen der Vorzeit, 1957, S. 150, – Weibliche Figuren des Neolithikums, Abb. 21. *Fruchtbarkeitsidol aus dem Irak. 2000 v. Chr.*, Der Körper von der abgebildeten Göttin der Fruchtbarkeit entspricht wohl der Form nach dem kolossalen Torso auf dem Windeckfelsen. Da aber die Figur aus dem Neolithikum viel feiner gearbeitet ist, scheint der Torso von Hornberg einer anderen, wahrscheinlich noch älteren steinzeitlichen Epoche anzugehören. Die rohe Bearbeitung des zyklischen „Tisches“ auf dem Windeckfelsen paßt chronologisch eher zu dem überdimensionalen Torso, dem ungeheuren Sockel und der eindrucksvollen Schüssel mit ihrem tiefen Ablauf.
- 16 Vgl. Topogr. Karte 1 : 25 000, Bl. 7715 Hornberg, R. 34.43.90, H. 53.46.20.
- 17 Die Lage und auffällige Struktur des Rappensteins ist ein Grund dafür, daß sich seit jeher nicht nur die Bewohner der näheren Umgebung mit dieser mysteriösen Erscheinung, sondern auch Forscher isoliert damit beschäftigten und zeitlich einzuordnen versuchten. Da das Phänomen Opferschalen aber weltweit vorkommt, war dies nur auf breiter Basis, dank moderner Kommunikation zu lösen. Vgl. hierzu u. a. Anm. 5. Die Hinweise auf den Rappenstein stammen von Herbert Spathelf, Gutach, sowie von Wolfgang Neuß, Thomas Kempf und Gerhard Aberle aus Hornberg. Vgl. hierzu Josef Naudascher, Der Rappenstein bei Kirnbach, in: Ein Bericht an das Landesdenkmalamt, Freiburg, 1971.
- 18 Eine der Sagen erzählt: „Der Geist des Rappensteins, eine makabere Gestalt, fährt mit einem Wagen, der von neuen Geißen gezogen wird, hinab in das Tal. Die Tiere müssen an ihrem Geisterwagen in das Tal hinab schwer ziehen. Im Tal aber angekommen, spannt der Geist sechs Geißen vom Wagen ab und fährt wieder hinauf. Trotz der gespannten Tiere läuft der Wagen bergwärts so leicht, daß der Geist „micken“ (bremsen)

muß.“ Man beachte hier wieder die Ziegen, die vielgestaltig im Hochschwarzwald und besonders in Flurnamen wieder zu finden sind (Hinweis von Herbert Spathelf, Gutach).

- 19 Topogr. Karte 1 : 25 000 Triberg im Schwarzwald, Bl. 7815, R. 34.40.60, H. 53.39.70. Der Name Gaisberg und seine prähistorischen Objekte weisen darauf hin, daß diese Region sowohl im Mittelalter, aber auch schon einmal in der Frühzeit, eine Bedeutung als Almland für Hirtenvölker gehabt haben mag. Vgl. hierzu Arbeitsbericht der Fachgruppe Archäologie, in: Die Ortenau, 1969, *Dörlinbach/Ringsheim*, S. 97, Anm. 30. Der Hinweis auf die Näpfchen, Schalen, Schüsseln und einen Kalenderstein am Gaisberg kommt von Gerhard Aberle aus Hornberg.
- 20 Ähnliche kleine Kreuze wurden in der Christianisierungszeit auf heidnischen Kultsteinen öfters als Bann- und Weihezeichen angebracht. Sie kommen auf Menhiren und anderen Kultanlagen der heidnischen Zeit sowohl in den Vogesen als auch im Schwarzwald vor. Möglicherweise hatten die entsprechenden vor- und frühgeschichtlichen Steinmale bis in christliche Zeit eine kultische Bedeutung. Für diesen Hinweis sei Monsieur Jean-Marie Holderbach gedankt. Vgl. auch Anm. 54.
- 21 Vgl. auch Anm. 5. Die Schale entspricht ähnlichen Objekten, die in einem mesolithischen Heiligtum aus der Zeit um 7800 v. Chr. bei Jericho mit anderen steinzeitlichen Relikten ausgegraben wurden. Es handelt sich dort um fünf Schalen, umgeben von zahllosen Näpfchen, das sind kleine Schalen. Sie sind in einen polygonalen, etwa sechs Meter langen und drei Meter breiten Schalenstein eingeschliffen. Die Schalen haben einen Durchmesser von etwa 60 bis 80 Zentimeter und sind etwa zehn Zentimeter tief. Drei von ihnen liegen vier bis fünf Dezimeter auseinander und sind kreisrund bis oval. Die zwei weiteren verschieden großen und ungleich tiefen Schalen überschneiden sich an ihrer Peripherie auf etwa zwei bis drei Dezimeter, so daß zwischen ihnen ein Überlauf besteht. Das Heiligtum wird der mesolithischen Natuf-Gruppe, das waren „Jäger, Fischer und Sammler mit Anzeichen für den Übergang zum Pflanzenbau in Vorderasien, etwa 8.–6. Jahrtausend v. Chr.“, zugeschrieben. Sie sind benannt nach der Höhlenstation von Schuqbe im Wadi en-Natuf (Palästina). Sie wohnten in Freiland-, Abri- (unter Felsüberhang) und Höhlenrastplätzen sowie in Ansiedlungen mit runden Steinsockelhäusern. Sie besaßen Mikrolithe, wie z. B. Erntemesser aus Knochen mit Feuersteinklingen sowie Steinplastiken. Vgl. Tätigkeitsberichte, Fachgruppe Archäologie, in: Die Ortenau 1996, S. 82, Anm. 38.
- 22 Vgl. Bertelsmann Lexikothek, Band 7, 1977, s. 330, Parsismus, Mazdaismus: persische, auf Zarathustra (1. Hälfte des 1. Jahrtausends v. Chr.) zurückgehende Religion. Wegen der Heiligkeit des Feuers wurden auf den Bergen – so in Naqsch-i Rostam bei Persepolis–Feueraltäre errichtet.
- 23 Vgl. Homet, S. 31. Prof. Homet hat einen prähistorischen Kalenderstein auch am Wichita River in Brasilien gefunden. „In einer Höhle im Amazonasgebiet . . . einen Sonnenkalender zu finden, der dem in Arkansas ähnelt, ist eine bemerkenswerte Sache. Aber französische Gelehrte wie Vellard und Lambezat haben es vorausgesehen.“ Vgl. Josef Naudascher, Tätigkeitsbericht der Fachgruppe Archäologie, in: Die Ortenau, 1995, Diersburg, S. 57 ff., Anm. 8, und *Dörlinbach* S. 60 ff., Anm. 7.
- 24 Vgl. Topogr. Karte 1 : 25 000, Bl. 7815 Triberg, R. 34.39.94, H. 53.38.70. Der Hinweis auf die Schüsselsteine ist von Gerhard Aberle aus Hornberg.
- 25 Vgl. Topogr. Karte 1 : 25 000, Bl. 7815 Triberg, R. 34.39.90, H. 53.39.70. Der Hinweis auf die Schalen ist von Gerhard Aberle aus Hornberg.
- 26 Die Beobachtung und der Hinweis sind von Willi und Dagmar Martin aus Hornberg.
- 27 Vgl. hierzu Anm. 6.

- 28 Vgl. Homet, S. 23 und S. 128. Prof. M. F. Homet hat bei den „*Tönenden Dolmen in Amazonas*“ flache absolut regelmäßige Becken festgestellt. Sie hatten einen Durchmesser von rund sechzig Zentimeter und waren mit violetter, eisenoxydhaltiger Farbe bemalt.“ Bei den Katarakten von Mona-Rupa dagegen entdeckte er „*Eine Werkstatt der Steinzeit*“. „Eine wunderbare Entdeckung gelang mir. – Ich untersuchte eine riesige Granitplatte, die sich entlang des Flußbettes erstreckte. Vor einer Reihe von tiefen Rillen und vollkommen regelmäßigen Rundungen hielt ich überrascht an. – Die Rundungen in Form von Schalen hatten im allgemeinen einen Durchmesser von 20 Zentimetern und eine Tiefe von 5 Zentimetern. Die Rillen entsprechen „dem *Zehnfingerstein* (La pierre aux dix doigts) in Frankreich, einer neolithischen Station, die in Vilmaure gefunden wurde.“
- 29 Vgl. Topogr. Karte 1 : 25 000 Bl. 7815 Triberg, R. 34.38.85, H. 53.37.40. Die Megalithe mit dem Schalenstein wurden von Alfred und Stefanie Schnurr festgestellt und gemeldet.
- 30 Der Felsblock liegt etwa zwanzig Meter südöstlich vom Schalenstein. Zwischen ihm und dem Schalenstein wurde auf einer unsichtbaren Linie mit dem ungedämpften Kompaß ein diffuses magnetisches Feld festgestellt, von dem die Kompaßnadel irritiert wird. Die Ursache hierfür wurde nicht näher untersucht. Vgl. hierzu Marcel F. Homet, *Die Söhne der Sonne*, 1972, S. 115. Der franko-brasilianische Archäologieforscher Prof. M. F. Homet, hat auf seiner Expedition durch den Urwald des Amazonas bei einem Steinblock auf der Insel Marca eine ähnliche Beobachtung gemacht.
- 31 Die geometrischen Formen im Granit, so auch die Keilsteine, werden auf natürliche Entstehung zurückgeführt. Sie wurden aber wahrscheinlich für astro-kultische Zwecke zusammengetragen und benutzt. Vgl. hierzu Bertelsmann Lexikothek, Band 5, 1977, S. 272, Kernsprünge, radial durch Gesteine verlaufende Sprünge, infolge starker Temperaturschwankungen entstanden und besonders verbreitet im ariden Klima; (hierzu siehe auch Bild „Kernsprung im Granit [Namib, Südwestafrika]; mit Meterstab zum Größenvergleich“). Vgl. Tätigkeitsbericht der Fachgruppe Archäologie, Megalithkultur, *Diersburg*, in: die Ortenau 1995, S. 59, Anm. 6.
- 32 Vgl. Tätigkeitsbericht der Fachgruppe Archäologie, *Megalithkultur, Gremmelsbach*. In: Die Ortenau 1995, S. 68 ff. und Anm. 1 bis 3 sowie *Hornberg*, S. 70 ff. und Anm. 1 bis 4. Vgl. Tätigkeitsbericht der Fachgruppe Archäologie, *Frühgeschichte, Ringsheim*, in: Die Ortenau 1996, S. 82 und Anm. 37 bis 41.
- 33 Topogr. Karte 1 : 25 000, Bl. 7815 Triberg, R. 34.38.96, H. 53.37.50.
- 34 Vgl. Anm. 5. Vgl. Bertelsmann Lexikothek, 1978, S. 338, *Tardenoisien, das*; (nach dem französischen Ort La Fère-en-Tardenois, Departement Aisne), Kulturgruppe der Mittelsteinzeit mit mikrolithischen trapezförmigen Steingeräten; von der Pyrenäenhalbinsel bis zur Krim verbreitet mit beträchtlichen regionalen Unterschieden in der Lebensweise. Vgl. hierzu Josef Naudascher, Tätigkeitsbericht der Fachgruppe Archäologie, *Hornberg*, in: Die Ortenau, 1996, S. 68 und S. 69 ff. Hierzu sind wohl die Steinzeitgeräte zu zählen, die unweit davon im Offenbachtal am Bergloch gefunden wurden.
- 35 Die Münze wurde von Oliver Schaudel aus Ettenheim gefunden und dem Mitarbeiter Klaus Bosch gemeldet, der die Münze auch bestimmt hat.
- 36 Vgl. Deutsche Grundkarte 1 : 5000, Bl. 7613.19 Dinglingen Ost, R. 34.14.40, H. 53.56.40.  
Vgl. Dr. Erich Pertsch und Dr. Ernst Erwin Lange-Kowal, Langenscheidts Schulwörterbuch, Latein, 1969, S. 77, **cloäca**, ae f Abzugkanal (*maxima Hauptkanal unter dem Forum*); S. 110, **cumba** ae f Nachen, Kahn.  
Das Gewann Glocken-Gumppen lag unmittelbar südöstlich dem römischen Schutter-



übergang und ist heute weitgehend überbaut. Die dialektische Bezeichnung ist „Klokä-Gumbà“ und daher mit der lateinischen Aussprache für „cloäca-cumba“ weitgehend identisch. Möglicherweise bezog sich die Bezeichnung ursprünglich nur auf den Schutterübergang der nördlichen römischen Siedlung. Vielleicht konnte dort die bereits kanalisierte Schutter zuerst nur mit einer Fähre bzw. einem Kahn überquert werden. Es ist aber auch möglich, daß dort die Anlegestelle von Kähnen aus der römischen Siedlung zu suchen ist.

Vgl. Ferdinand Stein, Geschichte und Beschreibung der Stadt Lahr und ihrer Umgebung, 1827, S. 8. Der Brückenübergang ist durch viele Funde gesichert, „die man bei Erbauung der Brücke über die Schutter, wo diese die Landstraße durchschneidet, vor 7 Jahren machte. Hier fand man nämlich bei Ausgrabung der Fundamente auf der Seite des Mauerfelds (gegen Süden) und in geringer Entfernung von diesem in beträchtlicher Tiefe eine große Anzahl römischer Münzen von den Kaisern Nerva, Trajan, Adrian, Antonin, Commodus, der Faustina, und bei solchen viele, noch gut erhaltene, Beile in Form der Zeltbeile, mehrere andere schneidende Werkzeuge, Schaufeln, Steigbügel, Zäune, Hufeisen und sonstiges Eisengeräte.“

Vgl. Dr. Ernst Wagner, Fundstätten und Funde im Grossherzogtum Baden, 1908, Nr. 397 Dinglingen, S. 237 u. 238. Wagner bestätigt Ferdinand Stein und fügt noch hinzu: „Von diesem Fund von 1820 besitzt die Grossherzogliche Sammlung Karlsruhe aus 5,50 m Tiefe einen römischen Gefäßgriff von Bronze in grotesker Zusammensetzung verschiedener Tierfiguren und zwölf römische Münzen von Octavian bis Hadrian.“ Dazu wurden vor wenigen Jahren unweit südlich vom Schutterübergang die Reste eines römischen Gebäudes vom Landesdenkmalamt Freiburg ausgegraben.

37 Für den Hinweis sei Dipl. Ing. Günther Lehmann aus Lahr gedankt.

38 Vgl. Josef Naudascher, Übergabeprotokoll, 23. 09. 1984 an Landesdenkmalamt Freiburg, Frau Wagner-Roser. Auf einer Fläche von nur wenigen Quadratmetern wurden etwa 2 kg Eisenschlacke, Nagel- und Eisenbeschlagreste sowie kupferhaltige Schlacke aufgelesen.

39 Die entsprechende Bestimmung geht aus einem Brief von Univ. Prof. Dr. Hans Reinerth, Unteruhldingen, vom 14. 02. 1978 an Günter Haiss in Zell a. H., hervor.

40 Vgl. hierzu auch das Foto von einer Scherbe, die Dr. Eisenlohr vor vielen Jahren auf dem gleichen Areal gefunden hat. Die entsprechende Bestimmung wurde im Auftrag des M. Prof. Dr. Duval, au colligée de France in Paris, von M. J.-B. Colbert de Beaulieu, Docteur en histoire et Directeur de recherche titulaire honoraire C.N.R.S. in Paris vorgenommen.

Vgl. Josef Naudascher, Funkmeldung an das Landesdenkmalamt, Archäologische Denkmalpflege, Mai 1977. Die Münze wurde mit Zustimmung des Landesdenkmalamts, Dr. Gerhard Fingerlins, dem damaligen Oberbürgermeister der Stadt Lahr Dr. Philipp Brucker für das Museum Lahr übergeben.

41 Vgl. Josef Naudascher, FM, vom 16. 04. 1979, Die Münze wurde mit Zustimmung des Landesdenkmalamts, Dr. Gerhard Fingerlin, dem damaligen Oberbürgermeister von Lahr Dr. Philipp Brucker für das Museum Lahr übergeben.

42 Vgl. Josef Naudascher, FM, vom Januar 1977, Die römische Tischglocke und die Bronzefibel wurden Dr. Wolfgang Struck für das Landesdenkmalamt Freiburg übergeben.

43 Laut dem dort ansässigen Karlsteinwirt Bruno Haas ist der Name Absetze auf den dortigen „Halt“ der Paßstraßenbenutzer vom Schneckenloch zurückzuführen. Es handelt sich wahrscheinlich um den Namen der gedachten Umspannstation. Laut Haas ist der Name Schneckenloch auf die sehr langsame Bewegung der Fuhrwerke aus dem Dobel zurückzuführen. Topogr. Karte 1 : 25 000, Bl. 7815 Triberg, R. 34.39.02, H. 53.38.30, (Absetze 927 m ü.d.M.) und R. 34.38.50, H. 53.37.80, (Schneckenloch 878 m ü.d.M.).

- 44 Der Hinweis auf die vermutete Post- und Römerstraße ist den Heimatforschern Willi und Dagmar Martin aus Hornberg zu verdanken. Der Hinweis auf die Poststraße ist von Wolfgang Neuß in Hornberg. Laut dem Karlsteinwirt Bruno Haas kennen die Bauern der Umgebung dieses Straßenstück nur als „Römerstraße“.
- 45 Das alamannische Messer wurde von Walter Naudascher aus Kippenheim gefunden und vorgelegt.
- 46 Die Kanalisationsarbeiten wurden von Arbeitern der Firma Berger AG in Achern ausgeführt.
- 47 Der damalige Leiter vom Abwasserzweckverband „Südliche Ortenau“ Wolfgang Müller hat den Fund dem Beauftragten für Archäologie Naudascher gemeldet und übergeben.
- 48 Außer dem Beauftragten für Archäologie waren an der Ausgrabung Heinrich Koch, Mietersheim, Manfred Schwantner, Ettenheim, und der Schüler René Naudascher aus Mahlberg beteiligt.
- 49 Für den Hinweis sei Herrn Dr. Gerhard Fingerlin vom Landesdenkmalamt Freiburg gedankt. Vgl. hierzu Matthias Knaut, Die Thüringer, in: Archäologie in Deutschland, Heft 2, 1996, S. 16, Ausstattung der in Grab 46 von Villey-Saint-Étienne (Dép. Meurthe-et-Moselle) bestattete Thüringerin.
- 50 Vgl. Topogr. Karte 1 : 25 000, Bl. 7713 Schuttertal, R. 34.20.60/70, H. 53.46.10/80. Der Hinweis auf den „Gieriefuß“ ist von F.J. Helle.
- 51 Hierzu sei beiläufig bemerkt, daß es dort ein punktuell magnetisches Störfeld gibt.
- 52 Vgl. hierzu, Gerhard Finkbeiner, Streit zwischen Ettenheimer Bürgern und Schuttertäler Bauern (1737–1742) um Grenzverlauf und Waldnutzungsrechte im Ettenheimer Genossenschaftswald in: Die Ortenau, 1985, S. 172 ff. Alle archäologischen Objekte auf dem Kapf sind der Aufmerksamkeit von Hermann Ohnemus zu verdanken, der sie gefunden und weitergemeldet hat.
- 53 Rundgräber der Frühzeit sind oft mit Ringgräben zum Schutz gegen Geister versehen.
- 54 Diese Gitter kommen weltweit zu hunderten und in verschiedenen Variationen vor. Meist sind sie auf markanten Punkten, Plätzen und Baudenkmalen zu finden. Da sie aber nicht nur horizontal, sondern auch vertikal vorkommen, wird davon ausgegangen, daß sie einen symbolischen Charakter haben, der den Ort auszeichnet. Ein ursprünglich spielerisches Element muß damit ausgeschlossen werden. Möglicherweise handelt es sich u. a. um ein uraltes Malzeichen für Gerichtsbarkeit und daher auch für Macht. Dann wären auch die „Sessel“ so einzuordnen, die ebenfalls an markanten Punkten zu finden sind (vgl. hierzu Anm. 8 und 10). Da solche mystische Versammlungsplätze in der Antike auch religiös genutzt wurden, kommt ihnen in christlicher Frühzeit auch eine mystische Bedeutung zu. Sie wurden daher meist auf den alten Kultsteinen durch Kreuze gebannt und geweiht. Vgl. hierzu, Werner Pichler, Die „Spiele-Darstellungen“ unter den Felsbildern Fuerteventuras, in: *Almogaren XXVII/1996*, Hallein 1996, S. 131–168. Für diese Literatur sei Herrn Dr. Ing. Peter Marzolff, Heidelberg, gedankt. Nach dem Hinweis von F.J. Helle wird das Gitter in einer Grenzbeschreibung von 1586 bereits erwähnt. Vgl. auch Anm. 20.
- Seit einiger Zeit werden Mühlespiele und Steine mit ähnlichen Strukturen von der französischen GROUPE, (GERSAR) in Zusammenarbeit mit der Régional Société d’Histoire et d’Archéologie d’Alsace Monsieur J.-M. Holderbach, Strasbourg, registriert. Für die diesbezüglichen Hinweise sei M. J.-M. Holderbach gedankt. Weltweit wurden bisher in Europa = 1016, in Afrika = 21 und in Asien = 39 solcher Objekte registriert. Für diesen und andere Hinweise sei Monsieur Christian Wagner Leiter der GROUPE, GERSAR in Perthes gedankt. Gedankt sei auch Herrn Friedrich Berger, Essen, für seine weiterführenden Berichte.



*Abb. 1: Der Rest vom Stoßzahn eines Mammuts aus der Zeit des Würm I-Würm II-Glazial (Warmzeit vor etwa 60 000 Jahren)*



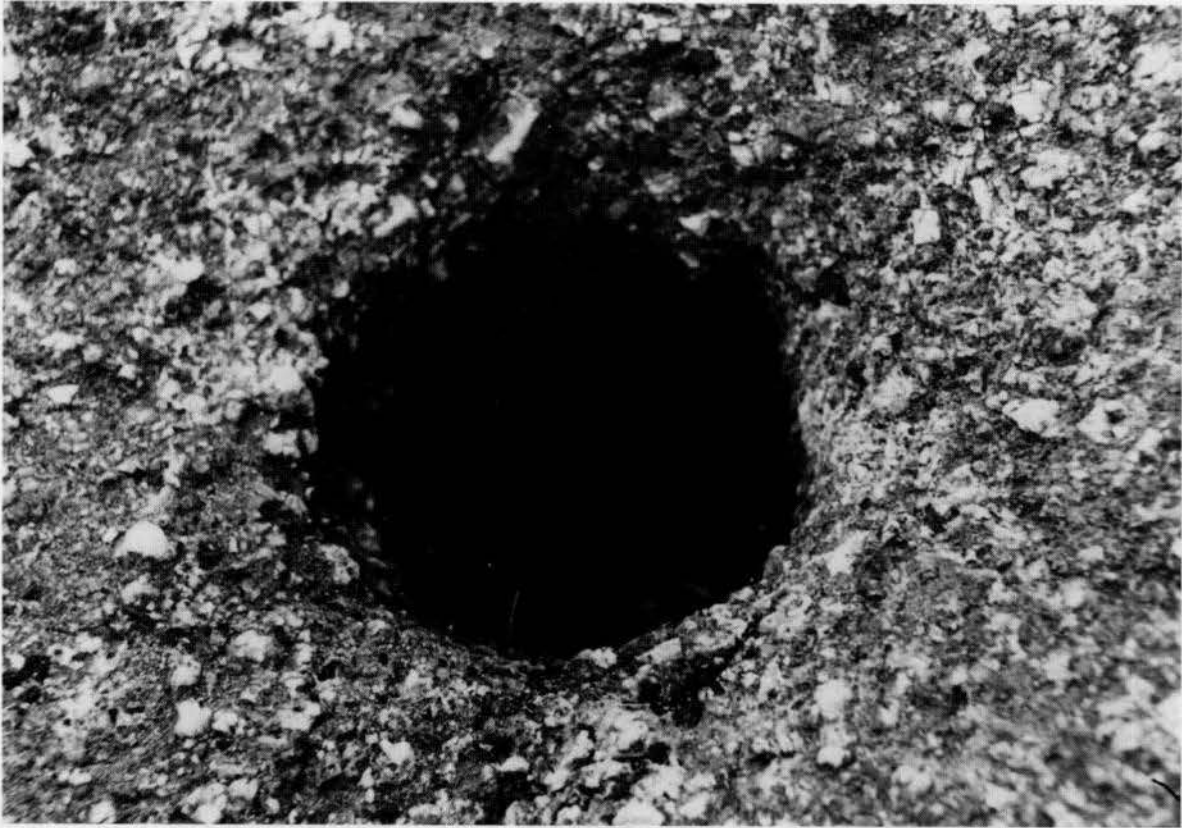
*Abb. 2: Eiförmiger Monolith bei der Burghalde/Gremmelsbach. In seine Kuppe ist ein Schälchen eingetieft.*



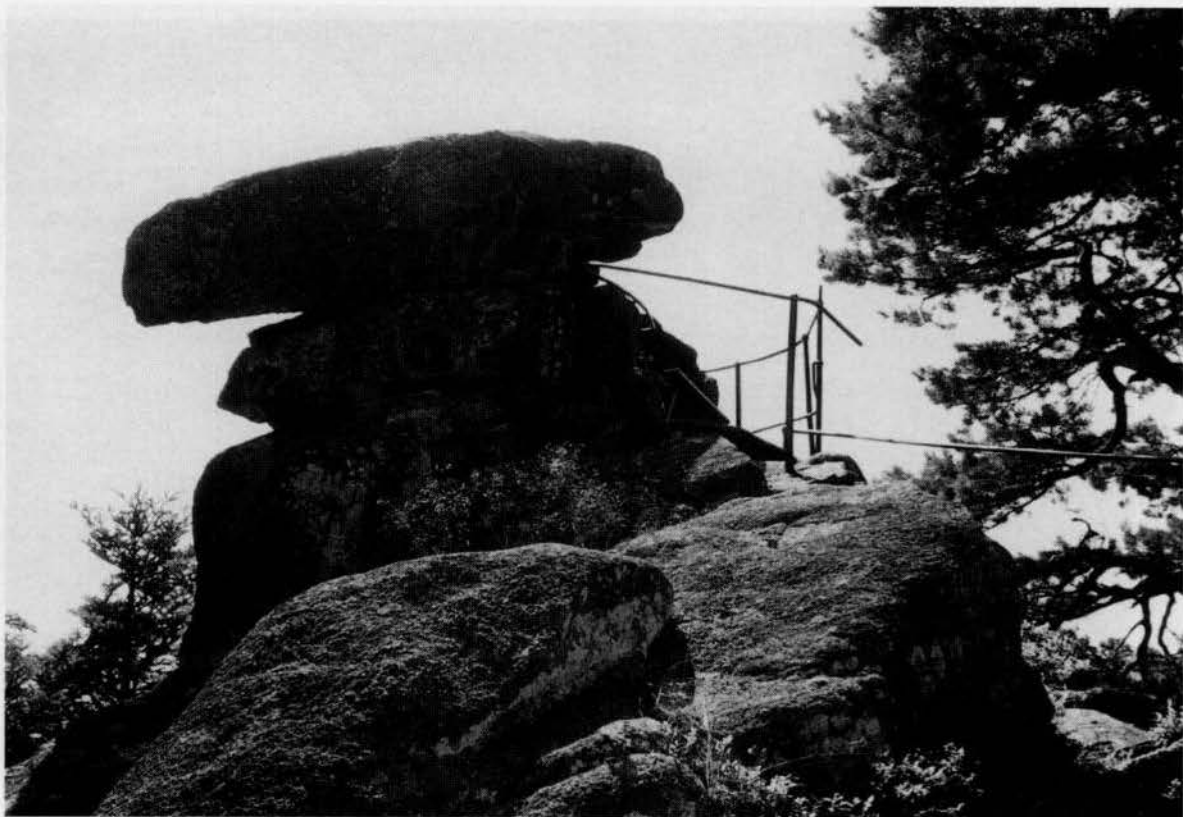
*Abb. 3: Zwei Schüsseln und ein „Sessel“ auf einem markanten Felsen bei der Burghalde/Gremmelsbach. Entlang seiner Südkante sind weitere, etwa gleichgroße Schüsseln eingetieft. Foto: Martin*



*Abb. 4: Die Schüssel unter einem überhängenden Felsen bei den Burghalden/Gremmelsbach*

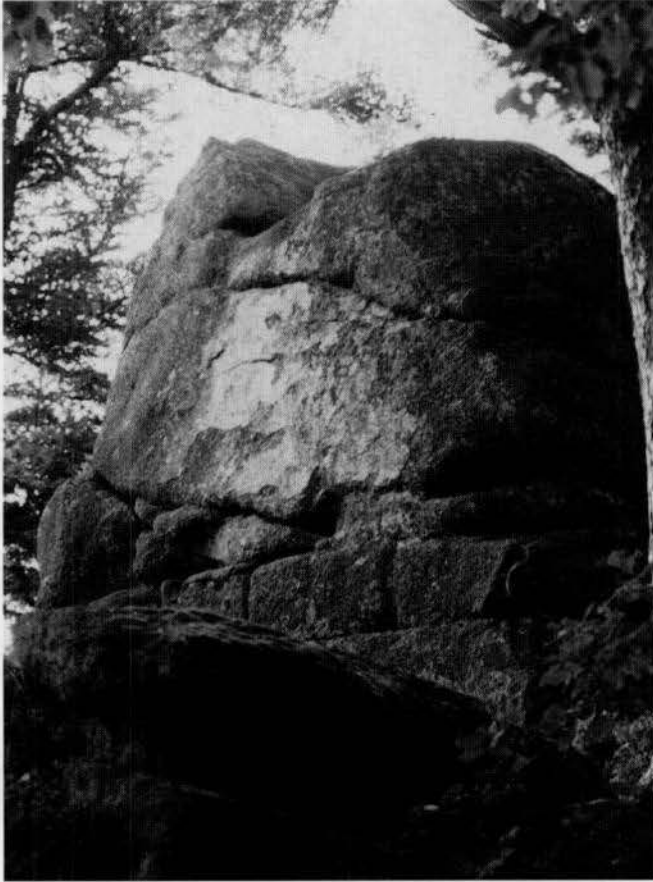


*Abb. 5: Näpfchen auf dem Rappenfelsen bei der Ruine Althornberg*



*Abb. 6: Gigantische „Tischplatte“ aus Granit, unmittelbar neben einem kolossalen Granitsockel auf dem Windeckfelsen/Hornberg*

*Foto: Kempf*



*Abb. 7: Der kolossale Granitsockel auf dem Windeckfelsen/Hornberg. Auf ihm stand vermutlich eine zyklopische Figur neben einer Schüssel mit Ablauf gegen Westen* Foto: W. Neuß



*Abb. 8: Die gut erhaltene Schüssel mit Ablaufrinne auf dem kolossalen Sockel des Windeckfelsens/Hornberg*



*Abb. 9: Zyklopischer Torso aus Granit auf einem Felsplateau unmittelbar unter dem kolossalen Sockel des Windeckfelsens/Hornberg* *Foto: Aberle*



*Abb. 10: Schälchen auf einem Felsblock des Rappensteins/Kirnbach*



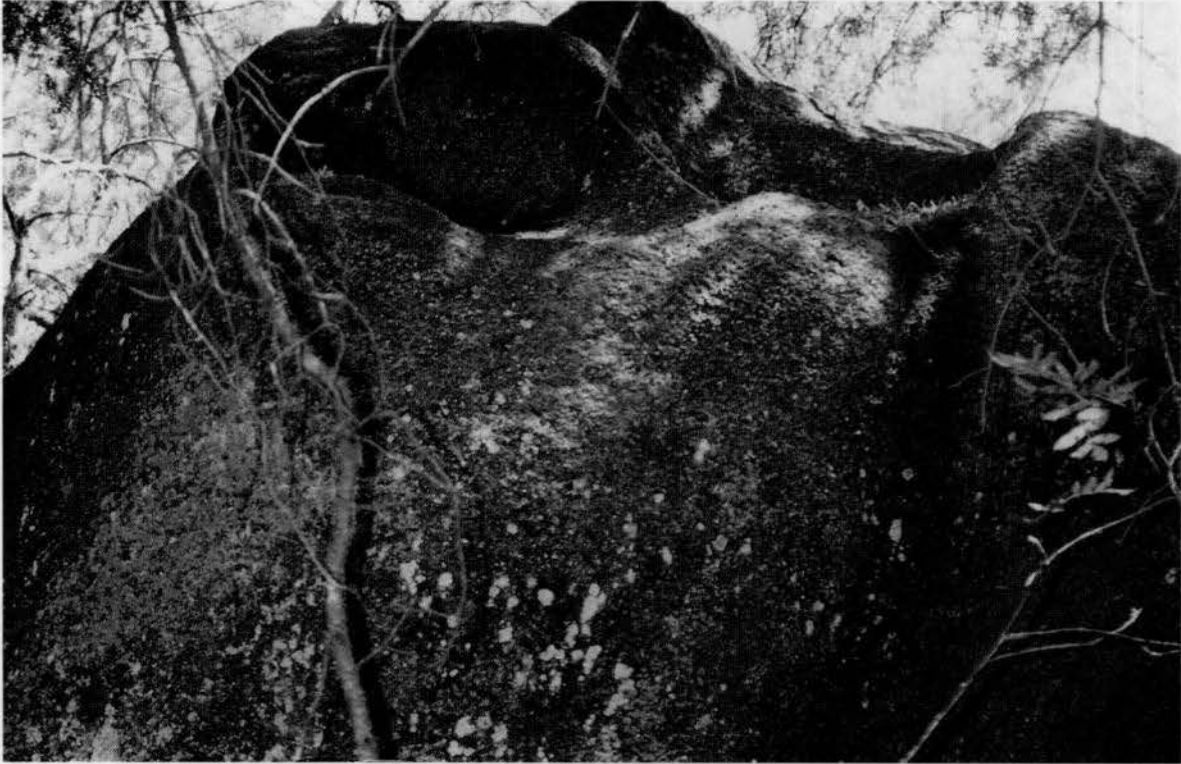
*Abb. 11: Eine der zahlreichen Schüsseln mit Ablaufrinnen auf dem Rappenstein/  
Kirnbach*



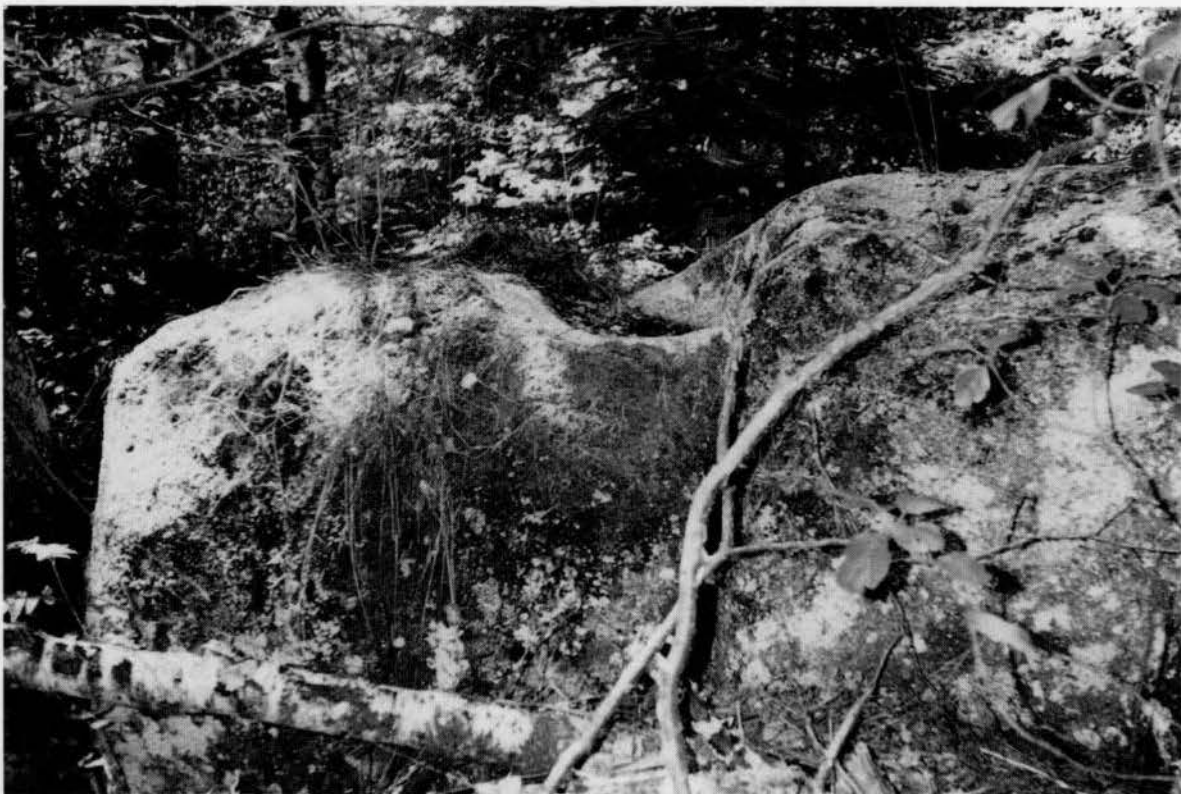
*Abb. 12: „Sessel“ auf einem Granitblock vor dem Rappenstein/Kirnbach*

*Foto: T. Kempf*





*Abb. 13: Doppelschale mit Ablaufrinne auf einem Felsgrat des Gaisbergs/Niederwasser*



*Abb. 14: Eine kleine Schale am Gaisberg/Niederwasser. Sie ist eine der zahlreichen Objekte ähnlicher Art, die am Gaisberg auf Plateaus, Graten und Spitzen von Felsen und Monolithen zu finden sind.*



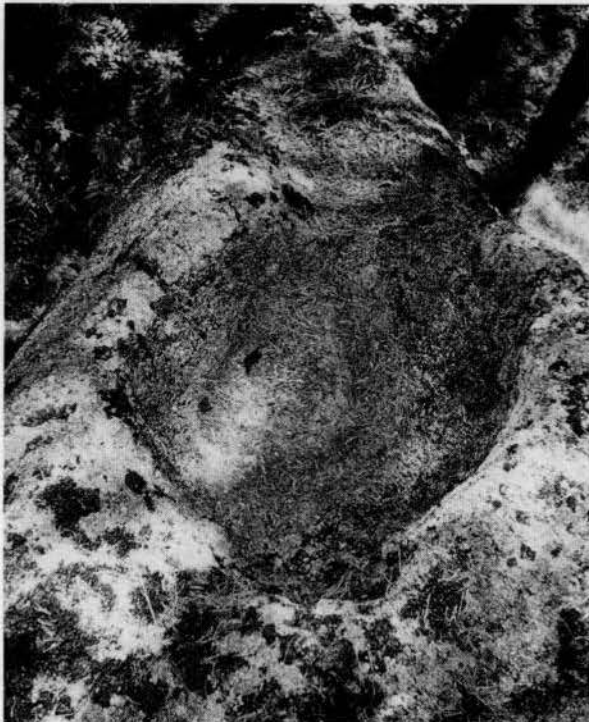
*Abb. 15: Monolithischer Kegelstumpf mit einer Schüssel auf seiner Kuppe am Gaisberg/Niederwasser*



*Abb. 16: Schüssel auf dem Kegelstumpf eines Monoliths am Gaisberg/Niederwasser*



*Abb. 17: Schale auf einem Keilstein am Oberfall-Sieben/Niederwasser. Dort sind mehrere Schalen und Schüsseln auf engem Raum in die Oberflächen von Monolithen und Felsen eingetieft.*



*Abb. 18: Schale auf einem Granitstein im Gewann Schiebenhaus/Niederwasser. Auch sie ist symetrisch in die Breitseite des Keilsteins eingetieft.*



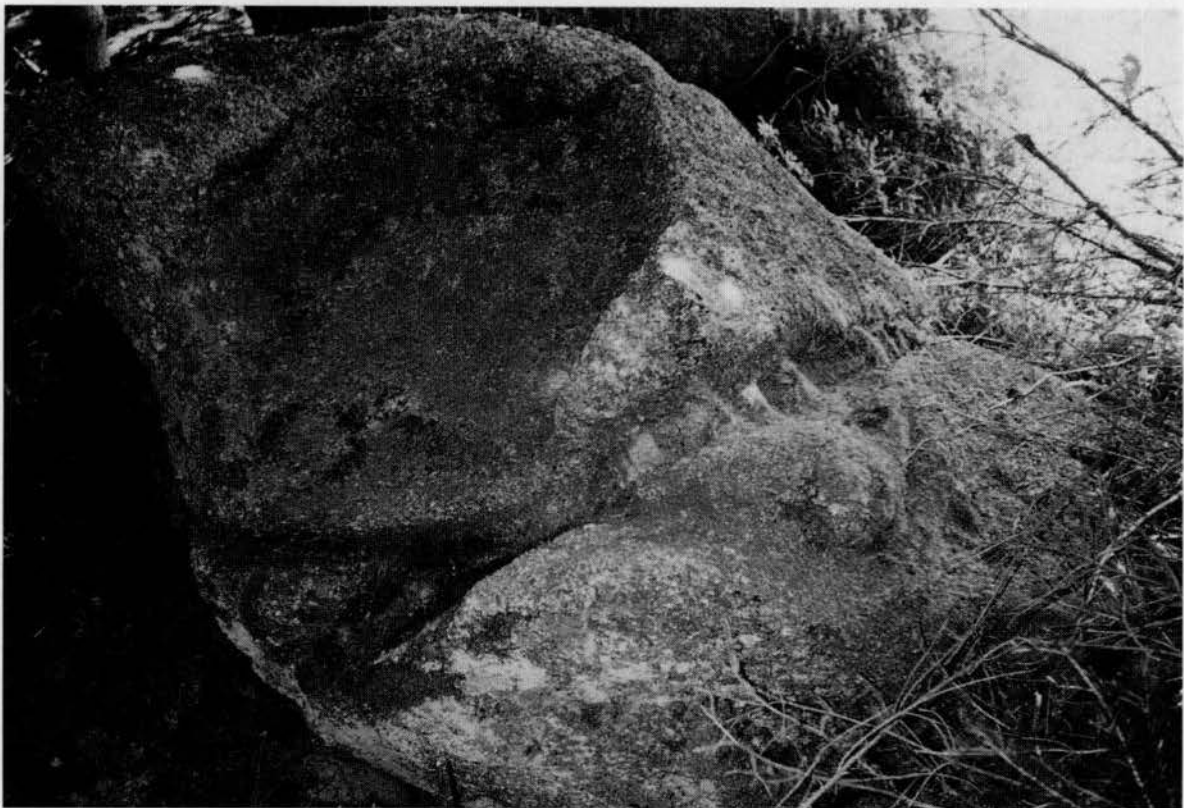
*Abb. 19: Doppelschüssel auf einem gerundeten Granitfelsen in Vorderlauben/Schonach. Die beiden Schüsseln sind miteinander verbunden und haben einen Ablauf an der Felswand* *Foto: Martin*



*Abb. 20: Eine weitere Schüssel auf dem eiförmig abgerundeten Granitblock des Felsens von Vorderlauben/Schonach. Auch sie ist fast symmetrisch eingetieft.* *Foto: Martin*



*Abb. 21: Große und kleine Schale auf einem keilförmigen Monolith der Kuppe Rensberg/Schonach*



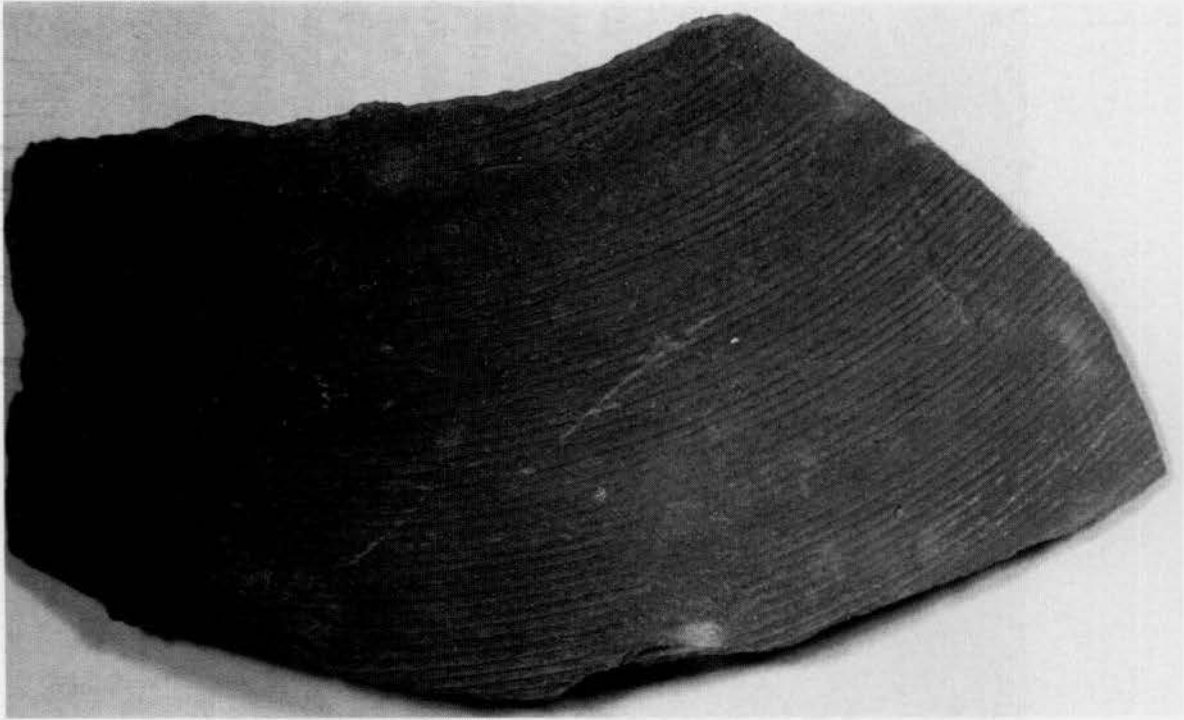
*Abb. 22: Große Schale in einem Keilstein unterhalb der Kuppe des Rensbergs/Schonach. Sie ist zwischen zwei Feldspatbändern eingetieft.*



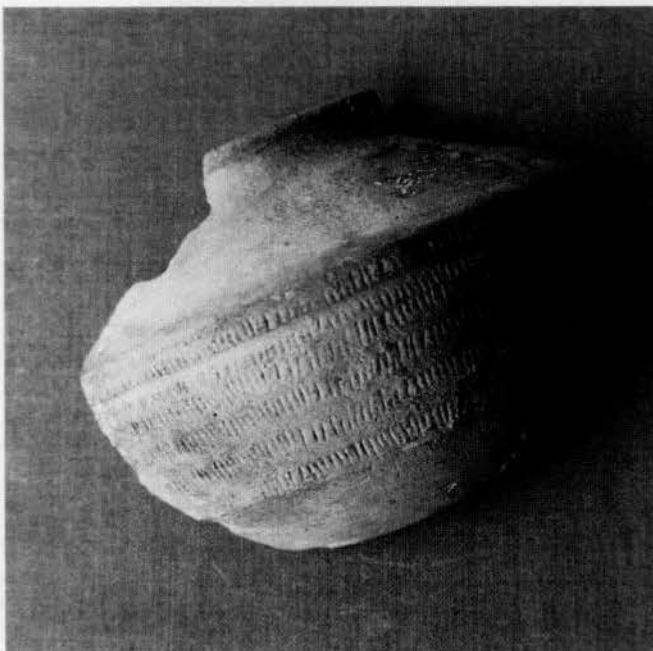
*Abb. 23: Römische Münze mit der Büste des Kaisers Constantinus (306–337 n. Chr.). Sie wurde auf einem Acker östlich von Ettenheim gefunden. Foto: K. Bosch*



*Abb. 24: Hackbeil von der Antiken Siedlung im Mauerfeld am „Glocken-Gumpen“ bei Lahr-Dinglingen*

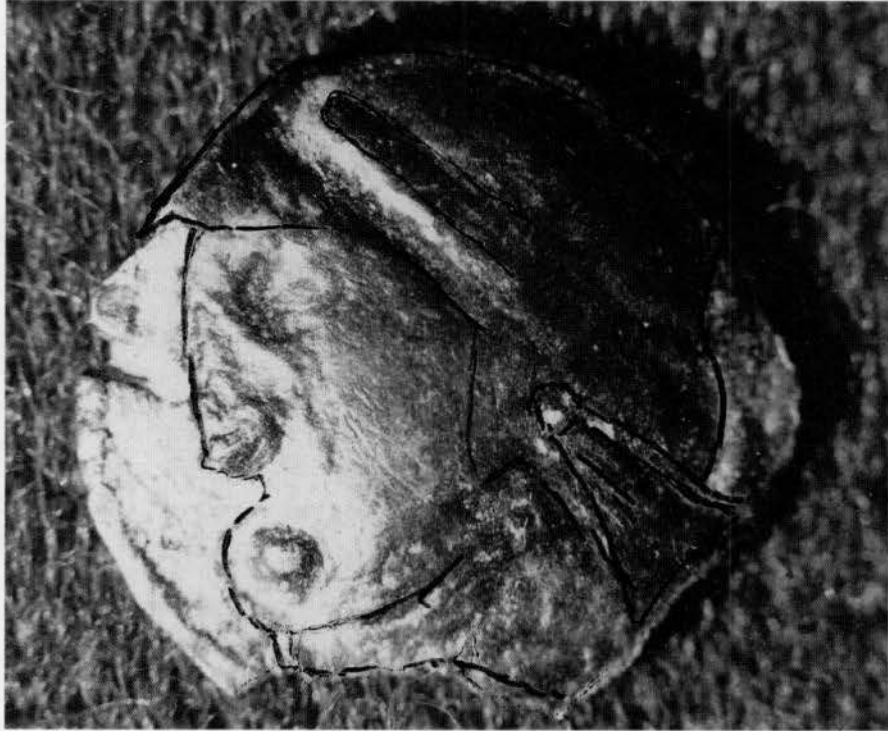


*Abb. 25: Römische Rusticascherben vom Mauerfeld am „Glocken-Gumppen“ bei Lahr-Dinglingen. Die Kammstrich-Ornamente entsprechen einer älteren, wohl einheimischen Tradition.*



*Abb. 26: Keramik aus der antiken Siedlung vom Mauerfeld im „Glocken-Gumppen“ bei Lahr-Dinglingen, mit römisch untypischem Strichmuster*

*Foto: Dr. E. Eisenlohr*



*Abb. 27: Vorderseite: Gallische Nachahmung des römischen Republikdolars mit einem Bellanokopf. Die Potinmünze ist vom gallischen Stamm der Sequaner gegossen. Sie wurde auf dem antiken Siedlungsareal „Glocken-Gumppen“ bei Lahr-Dinglingen gefunden.*

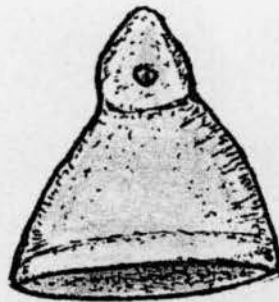
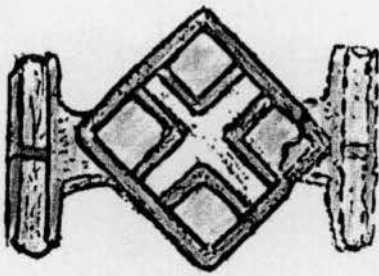


*Abb. 28: Rückseite: Gallische Nachahmung mit einem Dioskuren Lanzendreiter vom „Glocken-Gumppen“ bei Lahr-Dinglingen*





Abb. 29: Römische Münze von der antiken Siedlung bei Lahr-Dinglingen. Münzbild: Faustina II., Gemahlin des römischen Kaisers Marc Aurel (161–180 n. Chr.).  
Foto: Landesdenkmalamt Freiburg



2



1

Abb. 30: Bronzefunde aus der antiken Siedlung vom Mauerfeld im „Glockengumpfen“ bei Lahr-Dinglingen

- 1 Bügelfibel mit rosa Emailfibel
- 2 Tischglöckchen



*Abb. 31: Teilstück der sogenannten Römerstraße zwischen dem Schneckenloch und der Absetze/ Schonach. Deutlich ist eine Wagenspur zu erkennen.*

*Foto: Martin*



*Abb. 32: Mächtige Steinmauer aus Granit von einem Gebäude an der sogenannten „Römerstraße“ im Schneckenloch/Schonach*

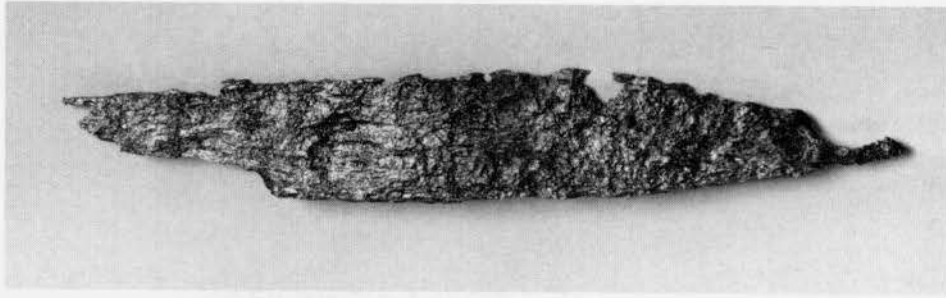
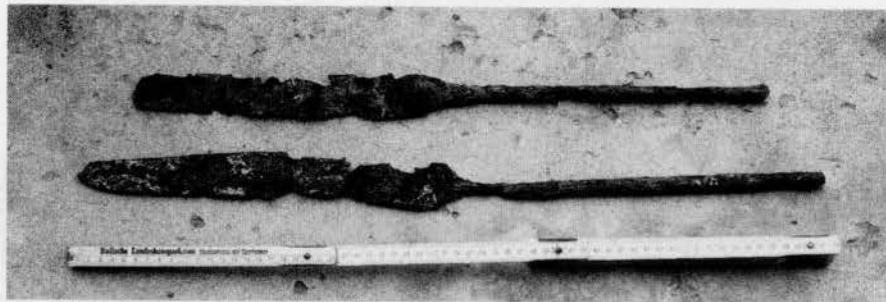


Abb. 33: Alamannisches Eisenmesser (Länge 21 cm, Breite 3 cm) vom Selwert/  
Kippenheim Foto: Häberle



1



2



3

Abb. 34: Alamannische Relikte bei Schmieheim gefunden: 1 Eisenluppe, 2 Web-  
schwerter, 3 Messerchen



1



2

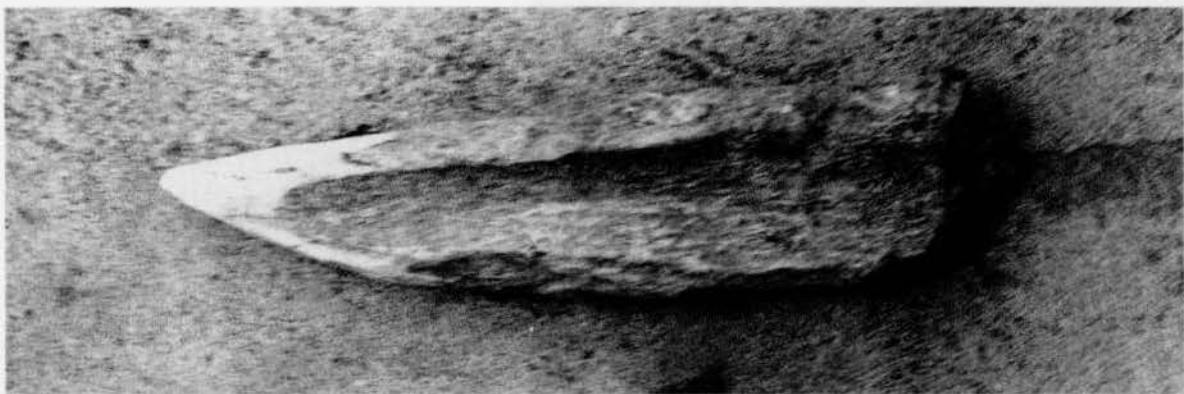
*Abb. 35: Römische Relikte bei Schmieheim gefunden:*

*1 Sigillata, grau gefärbt*

*2 Messerchen mit starker Versinterung*



1



2

*Abb. 36: Prähistorische Relikte, in Schmieheim gefunden:*

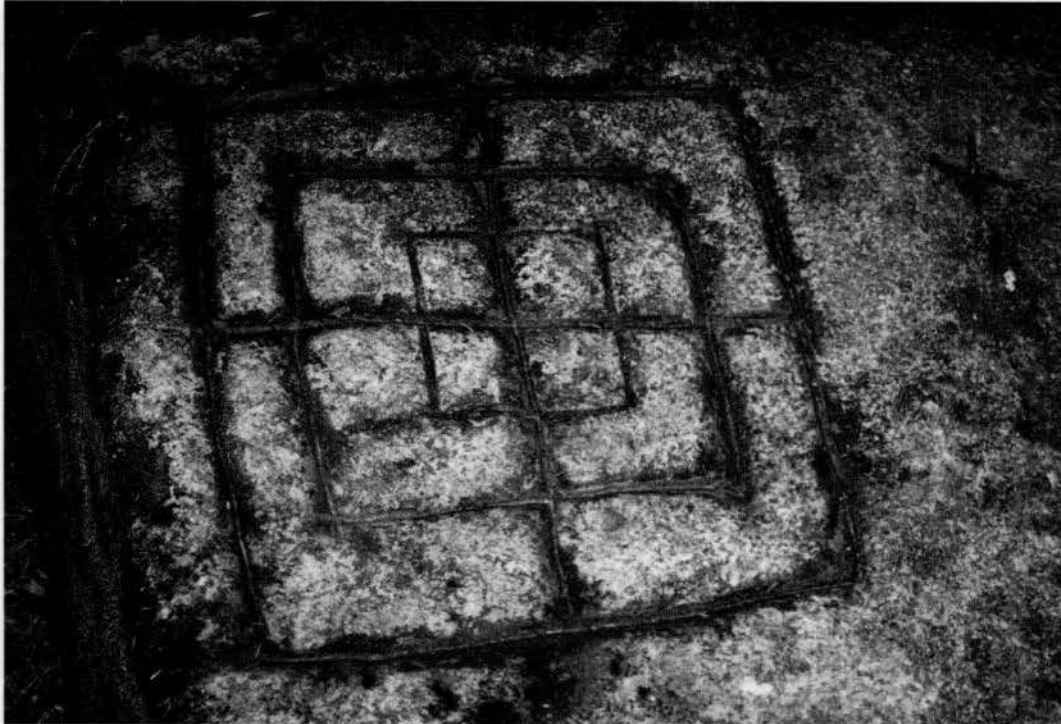
- 1 Scherbe von einem großen Vorratsgefäß,*
- 2 Messer aus Hirschhorn gefertigt*



*Abb. 37: Hügel mit Ringgraben auf dem Kapfrücken über dem Schuttertal*



*Abb. 38: Gebrochener Menhir  
oder Stele auf dem Kapfrücken/  
Schuttertal*



*Abb. 39: In den nordöstlichen Spornfelsen des Kapfs/Schutttertäl ist auf dem sog. „Gierifuß“ ein Gitter, ähnlich einem Mühlespiel, eingraviert. Daneben eines der drei Kreuze, die als Bann- und Weihezeichen gelten.*



*Abb. 40: Der nordöstliche Spornfels auf dem Kapf/Schutttertäl – sog. „Gierifuß“ – mit seinem sehr verwitterten „Sessel“ auf der Westseite. Auf seiner Oberfläche (links hinten) sind ein Gitter und daneben drei kleine Kreuze eingraviert.*

# Fachgruppe Bergwesen

*Helmut Decker*

Auf die Gründung der Fachgruppe Bergwesen im Herbst 1995 folgte ein arbeitsreiches Jahr.

Mitarbeiter mußten geworben und in die Materie eingewiesen werden. Dies war stets mit Geländebegehungen verbunden, bei denen doch recht erstaunliche Erfahrungen gemacht wurden. So sind z. B. in dem Laufbachtal erhebliche Spuren vom früheren Bergbau zu finden.

Ein unterhalb von dem Höhenhotel Unterstmatt gefundenes Topffragment (es lag auf dem Abraumhaufen eines wiedergeöffneten Stollenmundloches) konnte dem 17. Jahrhundert zugeordnet werden.

Bergbauspuren zeigen sich in Sasbachwalden, dem Achertal und auch stark im Renchtal mit seinen vielen Seitentälern. Besonders im Ringelbach, bei Lautenbach und in Ramsbach sind diese Hinweise oft zu finden.

In dem Oberkircher Ortsteil Ringelbach befindet sich ein geöffneter Eisenerzstollen von knapp 100 m Länge. Darin sind die gut erhaltenen Sockel von zwei spätmittelalterlichen Stangengläsern gefunden worden. Diese befinden sich im Privatbesitz und wurden Helmut Decker zur weiteren Bearbeitung überlassen.

Selbst in der unteren Vorbergzone zeigen sich erhebliche Bergbauspuren.

Der im Spätjahr 1996 zur Fachgruppe Bergwesen gestoßene Mitarbeiter Herr Günther Knausenberger aus Wolfach hat sich schon seit längerem mit dieser Thematik beschäftigt. Bei seinen Begehungen im und um das Kinzigtal wurden von ihm über 900 verfallene Stollenmundlöcher und Pingen gezählt und kartographiert. Die Zahl der tatsächlich vorhandenen dürfte erheblich höher sein.

Diese Spuren bergbaulicher Tätigkeit lassen sich im gesamten Schwarzwald finden. Daraus kann man mit Sicherheit auf eine immense frühere Montanindustrie schließen, deren Bedeutung für die Besiedlungsgeschichte unserer Heimat nicht abzuschätzen ist.

Es ist daher von sehr großer Wichtigkeit, die Flurnamen in diesen Gebieten





*Begehung des Erzstollen in Ringelbach/Obk. (ca. 100 Meter Länge, sehr gut begehbar)*



*Die im Erzstollen Ringelbach/Obk. gefundenen spätmittelalterlichen Glasböden von zwei Stangengläsern. Die Bodenteile sind von grünlicher Farbe und leicht oval. Glasboden Nr. 1 Durchmesser 6,1–6,4 cm, Glasboden Nr. 2 Durchmesser 7,0–7,3 cm.*

auf bergbaulichen Ursprung zu untersuchen. In der bereits stattfindenden Zusammenarbeit mit der Fachgruppe Flurnamen und Mundart halte ich ein Weiterkommen in dieser Angelegenheit für sehr wahrscheinlich.

Bereits im vergangenen Jahr wurden bei einem Besuch im Erzgebirge Verbindungen zum Bergbaumuseum Freiberg, dem Landesdenkmalamt Sachsen und zu mehreren Bergfachleuten geknüpft.

Vielversprechende Ansätze zeigen die 1996 aufgenommenen Kontakte nach Tirol. Dieses Land ist nicht nur nachweislich eines der ältesten Bergbauggebiete in Europa, sondern dort gibt es auch noch sehr viel Wissen über die Vergangenheit des Bergwesens.

Die Bergleute hatten im Mittelalter Rechte ähnlich denen des niederen Adels errungen, darunter auch das Recht des freien Zuges, so daß sie sich ungebunden in den Bergrevieren von Europa betätigen konnten. Es gilt als sicher, daß Verbindungen untereinander existierten, Sitten und Gebräuche sehr ähnlich waren.

Es war daher naheliegend, Kontakte mit dortigen Heimatforschern, Bergbaufachleuten und Institutionen zu knüpfen. Dadurch ergibt sich die

Möglichkeit, Hinweise auch auf die Bergbautätigkeit in unserer Heimat zu finden.

Für 1997 sind Exkursionen im Schwarzwald wie auch Fahrten in die Bergbaureviere des Elsasses geplant. Des weiteren ist auch daran gedacht, die Urkundenforschung zu forcieren, um auch dort indirekte Hinweise auf Bergbautätigkeit zu finden.

Der Aufbau der Fachgruppe Bergwesen ist noch lange nicht abgeschlossen. Leider ist die Resonanz im Historischen Verein, bis jetzt noch, sehr dürftig.

Es soll an dieser Stelle noch einmal darauf hingewiesen werden, daß in der Aufgabenstellung der Fachgruppe Bergwesen nicht vorgesehen ist, alte Bergwerksstollen zu öffnen, zu vermessen oder begehbar zu machen.

## Fachgruppe Denkmalpflege

*Dr. Dieter Kaufß*

Im Jahre 1996 hat die Fachgruppe Denkmalpflege keine konkreten Ergebnisse erzielen können. Lockere Kontakte waren gegeben. Konzentrierter Gedankenaustausch war leider nicht möglich, da der Vorsitzende einerseits sehr in seinen z. T. neuen Aufgaben des Berufes (Schwarzwälder Freilichtmuseum als Eigenbetrieb) engagiert war, andererseits auch für den Verein die Bibliothek in Kehl-Kork in Gang bringen mußte.

Die Situation der Denkmalpflege in der Praxis scheint sich zudem ein wenig verändert zu haben, seit der Ortenaukreis seine Zuschüsse zur Denkmalpflege ausgesetzt hat. Zunehmend müssen in Fragen der Denkmalpflege das zuständige Amt und der Denkmalbesitzer verhandeln. Als vermittelnde Kraft fungiert die Untere Denkmalbehörde des Kreises. Hier ist es nun schwierig, als Historischer Verein sein Gewicht in die Waagschale zu werfen.

Wir werden uns aber bemühen, im Jahre 1997 wieder aktiv zu sein. Denn nach wie vor ist es unsere maßgebliche Aufgabe, uns für den Schutz der Denkmale, der großen und noch mehr der kleinen, einzusetzen.

# Fachgruppe Flurnamen und Mundart

*Dr. Ewald M. Hall*

## *Fachgruppe Flurnamen*

Am 6. Januar 1996 wurde in Willstätt-Eckartsweier im Rahmen der Bürgerversammlung das Flurnamenbuch der Gemeinde Willstätt der Öffentlichkeit vorgestellt.

Am 20. Januar führte der Fachgruppenleiter zusammen mit Herrn Dr. Suso Gartner eine mundartliche Erhebung der Flurnamen von Bühl-Waldmatt durch. Eine Erläuterung und eine Liste der aktuellen und historischen Flurnamen von Waldmatt findet sich in der Festschrift ‚600 Jahre Waldmatt 1396–1996‘, die von der Dorfgemeinschaft Waldmatt e. V. anlässlich der ersten urkundlichen Erwähnung des Dörfchens im Jahre 1396 herausgegeben wurde. Die Liste der historischen Namen wurde hierin von Dr. Gartner erarbeitet.

Am 2. März fand eine Besprechung mit Herrn Erich Obert in Steinach und mit Herrn Alfred Buchholz in Fischerbach im Kinzigtal statt. Herr Obert plant eine Überarbeitung der Flurnamen von Steinach und eine Sammlung der Flurnamen von Welschensteinach. Das Flurnamenbuch der Gemeinde Fischerbach von Herrn Buchholz ist inzwischen soweit fortgeschritten, daß für Weihnachten 1997 eine Veröffentlichung ins Auge gefaßt werden kann.

Am 25. Juni traf sich der Fachgruppenleiter mit dem Vorstand des Historischen Vereins von Rheinau, Herrn Walter Demuth, zu einer Vorbesprechung wegen der Planung eines Flurnamenbuches der Stadt Rheinau. Die Stadt steht den Bemühungen des Vereins positiv gegenüber und hat der Herausgabe eines Flurnamenbuches grundsätzlich zugestimmt.

Am 7. Dezember fanden sich die zahlreichen Mitarbeiter der Fachgruppe in Haslach-Schnellingen im Gasthof „Zur Blume“ zur alljährlichen vorweihnachtlichen Besprechung zusammen. Auf dem Programm stand die Planung der weiteren Arbeit in der Fachgruppe Flurnamen. Nachdem die Arbeitsweise bei der Sammlung von Flurnamen in den vorangegangenen Einführungen und Zusammenkünften weitgehend klargestellt werden konnte, wurde vom Fachgruppenleiter als neues Projekt ein ‚Flurnamenatlas des Kinzigtals‘ vorgestellt. Grundlage hierfür bilden alle Flurnamen, die auf den Übersichtsplänen der badischen Vermessungsaktion, die mit dem Vermessungsgesetz von 1852 begann, verzeichnet wurden. Erfaf

werden sollen die Flurnamen aller Gemarkungen, die dem Kinzigtal zuzurechnen sind. Die einzelnen Bearbeiter schreiben aus diesen Plänen alle Flurnamen buchstabengetreu heraus und schicken die jeweiligen Listen an den Fachgruppenleiter, der die Flurnamen u. a. mit Hilfe des Flurnamenbuches Baden-Württemberg lemmatisiert und nach einem bestimmten System auf dem Personal Computer abspeichert. Ziel des Projekts ist es, bestimmte Flurnamentypen bzw. Flurnamengruppen auf Flurnamenkarten mit Hilfe von Symbolen darzustellen, um so die geographische Dimension und die Raumbildung von Flurnamen aufzuzeigen. Das vorgeschlagene Projekt stieß bei den Mitarbeitern auf breite Zustimmung.

Die Veröffentlichungsreihe *Die Flurnamen der Ortenau* wird herausgegeben von der Fachgruppe ‚Flurnamen‘ des Historischen Vereins für Mittelbaden in Zusammenarbeit mit der jeweils beteiligten Mitgliedergruppe des Historischen Vereins bzw. auch anderen Vereinen und Institutionen.

Bisher erschienene Bände der Reihe:

Band 1 Gartner, Suso/Hall, Ewald M. (1994): Kappelwindeck. Beiträge zur Geschichte und zu den Flurnamen. Hg. Stadt Bühl/Baden. Bühl/Baden.

Folgende weitere Flurnamenbücher sind bereits fertiggestellt:

Flurnamenbuch der Großen Kreisstadt **Kehl** mit den Ortschaften Auenheim, Bodersweier, Goldscheuer–Marlen–Kittersburg, Hohnhurst, Kork, Leutesheim, Neumühl, Odeshofen, Querbach, Zierolshofen. Bearbeitet und interpretiert von Ewald M. Hall unter Mitarbeit des Kultur- und Verkehrsamts der Stadt Kehl – Stadtarchiv –. [Kehler Druck], Kehl am Rhein, 1990, 232 Seite mit 6 Karten.

Flurnamenbuch der Gemeinde **Willstätt** mit den Ortsteilen Eckartsweier, Hesselhurst, Legelshurst, Sand. Bearbeitet und interpretiert von Ewald M. Hall unter Mitarbeit des Arbeitskreises ‚Brauchtum und Geschichte‘ der Gemeinde Willstätt unter dem Vorsitz von Herrn Alfred Hetzel. Hg. Gemeinde Willstätt. [Ried-Druck], Kehl-Goldscheuer, 1995, 182 Seiten mit 5 Karten.

### *Fachgruppe Mundart*

Die erweiterte Fachgruppe Flurnamen und Mundart wurde am 15. Oktober 1995 bei der Jahresversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden in Ettenheim bestätigt.

Im folgenden sollen die Aufgaben und die Arbeitsweise der Fachgruppe Mundart kurz umrissen werden.

Die Fachgruppe stellt sich die Aufgabe, einerseits historisch-bewahrend zu wirken, andererseits aber auch die aktuell-fortschreitende Entwicklung auf dem Gebiet der Mundart zu beobachten. Hierbei ist zunächst zwischen dem Bereich der Sprache und dem der Literatur zu trennen.

In *sprachlicher Hinsicht* stellt sich zuerst das vorrangige Problem der Verschriftlichung von Mundart. Spezielle Umschriftsysteme, wie das phonetische Alphabet der API (= Association Phonétique Internationale) oder das im alemannischen Sprachraum verwendete hochdifferenzierte Transkriptionssystem des Südwestdeutschen Sprachatlas, können meist nur von ausgebildeten Sprachwissenschaftlern, nicht aber von Laien benutzt werden. Einen ersten Einstieg in die Verschriftlichungsmöglichkeiten von Mundartwörtern bietet Gerhard W. Baur, der Bearbeiter des Badischen Wörterbuchs. Nach ihm sollte man eine Lautschrift wählen, „welche mit den Buchstaben des Normalalphabets auskommt und gleichwohl die Lauttreue wahrt. [...] *Ein Laut* sollte (möglichst) nur *mit einem Buchstaben wiedergegeben* werden“ (Baur 1987, S. 70). Wie dieses Prinzip für die Mundarten des Rheintals und des Schwarzwaldes umgesetzt werden kann, hat der Fachgruppenleiter am Beispiel der Mundart von Bühlertal gezeigt (Hall 1995).

Bei den möglichen Betätigungsfeldern der Fachgruppe Mundart seien hier zunächst die Mundartwörterbücher und die sogenannten Ortsgrammatiken angeführt. In ersteren wird mehr oder weniger systematisch der Dialektwortschatz einer oder mehrerer Ortschaften gesammelt und entweder alphabetisch oder nach Sach- und Begriffsgruppen angeordnet. In letzteren wird, ausgehend von den traditionellen Kategorien der Grammatik, die Laut- und Formenlehre einer oder mehrerer Ortsmundarten, zum Teil auch kontrastiv zur Hochsprache, beschrieben. Lohnend ist ebenfalls die Sammlung spezieller Fachvokabularien, wie etwa der fast verschwundene Wortschatz der Fischer in den Rheinauen oder der des Tabakanbaus im Hanauerland und Ried. In der Vorbergzone können die Arbeiten und Geräte des Weinbaus und im Schwarzwald die der Forstwirtschaft untersucht werden. Aus dem Bereich der Landwirtschaft können die Ausdrücke für längst verschwundene Arbeitsweisen und Geräte gesammelt werden, wie beispielsweise die Teile des Leiterwagens, des Schlittens und des Pflugs oder der Arbeitsablauf beim Mähen, Säen und bei der Kartoffelernte. Diese Fachvokabularien können wichtige Dienste bei der Beschriftung von Museumsexponaten leisten. Weiterhin können die regional unterschiedlichen Benennungen bestimmter Pflanzen und Baumarten zusammengestellt und erklärt werden.

Interessierte Mitarbeiter der Fachgruppe können sich aber auch gegenwartsbezogenen Aspekten der Mundartforschung widmen. Gefragt werden

kann nach dem Stellenwert der Mundart in einer modernen multimedialen Gesellschaft, nach der Art der Veränderungen im Gebrauch der Mundart, die oft in Schlagworten wie Verwässerung des Dialekts, Anpassung an die Umgangssprache bis hin zur Behauptung des Aussterbens der Mundart ihren Niederschlag finden. So kann zum Beispiel der örtliche Sprachgebrauch in der Familie, beim Einkauf im Dorf und in der Stadt oder bei offiziellen Anlässen beobachtet und beschrieben werden. Der Beobachtung und Beschreibung ist hier ein weites und ideenreiches Feld gesteckt.

Im *Bereich der Literatur* wird die Fachgruppe versuchen, die Entwicklungen und Tendenzen der Mundartliteratur am Oberrhein und im Schwarzwald zu verfolgen. Eine Aufgabe könnte darin bestehen, ein Verzeichnis der verstorbenen und lebenden Mundartschriftsteller im Vereinsgebiet zu erstellen. Ins Auge gefaßt werden können auch Lesungen einzelner oder mehrerer Mundartdichter. Hilfestellungen für junge Dialektschriftsteller sollen geboten werden, etwa auf dem Gebiet der Verschriftlichung von Mundart. Denkbar sind auch Kontakte zum benachbarten Elsaß und dessen Mundartlandschaft. Hier könnte eine engere Zusammenarbeit mit der Fachgruppe Grenzüberschreitende Zusammenarbeit erfolgen.

Die Arbeitsweise der Fachgruppe Mundart sieht gemeinsame Treffen mit interessierten Mitarbeitern, Einführungen in verschiedene Themen durch den Fachgruppenleiter und der Betreuung einzelner Mitarbeiter vor. Zu den gemeinsamen Zusammenkünften wird der Fachgruppenleiter über die Vorstände der Ortsvereine in Form eines Rundbriefes laden. Für diese Sitzungen sind Referate zu folgenden Themen vorgesehen: Schreibung von Mundart, die Mundarten Baden-Württembergs, die Mundarten am badi-schen Oberrhein, die Mundarten im Schwarzwald, systematisches Sammeln von Mundartwortschatz und Fachvokabularien, Mundartbewahrung und Mundartverlust, Mundartliteratur in Baden(-Württemberg), Mundartdichtung am Oberrhein und im Schwarzwald, Mundart heute.

Geplant ist zunächst eine Umfrage zur vorhandenen Mundartliteratur und zu den Mundartdichtern im Vereinsgebiet, um einen vorläufigen Überblick über die momentane Situation zu gewinnen. Vom Fachgruppenleiter ist eine Erhebung des Weinbauwortschatzes in Bühl-Kappelwindeck vorgesehen.

# Fachgruppe Grenzstein-Dokumentation

*Dr. Gernot Kreutz*

Die Ruhe bei der Dokumentation der historischen Marksteine mag auch gute Seiten haben. Sie können womöglich ungestörter an ihrem angestammten Platz verbleiben. Leider sind sie aber doch nicht vor ihren Widersachern sicher. Personen mit Mangel an kulturellem und historischem Gespür, mißbrauchen diese Kulturdenkmale mit ihrer besonderen heimatgeschichtlichen und rechtshistorischen Aussage für private Zwecke. – Es sei wieder einmal betont, daß eine Verschlimmbesserung – jede steinmetzmäßige Bearbeitung am Original führt dahin – noch schwerer wiegt als die Entwendung eines solchen Kleindenkmals. Wenn wir leider solche Arten von Zerstörungen, eben durch das Vorgaukeln einer sachgerechten Restaurierung, nicht verhindern können, sollte hingegen die Aufnahme der historischen Grenzzeichen einschließlich ihrer Foto-Dokumentation mehr Beachtung und Anhänger finden.

Der kürzlich von P. Wichmann erschienene Bericht „Grenzsteine – Elemente der Kulturlandschaft“ (in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg H. 4/1996) führt bei der systematischen Erfassung der Marksteine als Hauptschwierigkeit das Auffinden im Gelände an. Hier liegt das Problem sicherlich nicht, sondern in der noch zu geringen Bereitschaft, einige Mühsal auf sich zu nehmen, was Zeit und wiederholte Geländebegehungen in teilweise unwegsamem Bereichen betrifft. Zudem kann nicht für jede Erforschung im Gelände Aussicht auf Erfolg garantiert werden. Aus diesen Gründen stehen für viele Freunde der Kleindenkmale die historischen Marksteine an letzter Stelle.

Letzthin wurden in der Ortenau die (niederen) Steinkreuze auf Bestand und Veränderungen überprüft. Viele dieser Kleindenkmale gehören wie die historischen Marksteine zu den Rechtsdenkmälern. Leider – wieder einmal mehr im vorderen Kinzigtal – mußte festgestellt werden, daß in unzulässiger Weise ein Steinkreuz, mit einem Grenzstein als Sockel verbunden, aufgestellt wurde. Nun wird an dieser Stelle an einem alten Grenzverlauf durch einen nicht dorthin gehörenden Lothen (Buchstaben und Zahlen beweisen es) ein falscher Tatbestand suggeriert. Nicht nur ein unbefangener Betrachter wird auf eine falsche Fährte geführt, wenn er die Zeichen auf dem Grenzstein mit der Bedeutung des Steinkreuzes in Verbindung bringen möchte.

Es bleibt die Hoffnung, daß das Mosaik der Dokumentation etwas schneller verdichtet werden kann, bevor die Versammlungen von Grenzsteinen in Vor- und Hinter-Gärten oder an anderen unpassenden Stellen zunehmen.

## Fachgruppe Jüdische Geschichte und Kulturgeschichte

*Jürgen Stude*

Die Fachgruppe „Jüdische Geschichte und Kulturgeschichte“ traf sich 1996 viermal zu Sitzungen und Exkursionen. Den Auftakt des Arbeitsjahres 1996 bildete die Exkursion zu der Ausstellung „Juden auf dem Lande“ im Museum Efringen-Kirchen. Die Leiterin des Museums, Fr. Dr. Alborino, führte die Gruppe durch die nach modernen museumspädagogischen Erkenntnissen konzipierte Ausstellung und informierte über Finanzierung und Hintergründe ihres Projektes.

Die Fachgruppe hatte die Ausrichtung der Jahresversammlung der Alemannia Judaica 1996 übernommen, die am 17. März 1996 im Museum im Ritterhaus stattfand. Die Alemannia Judaica ist ein lockerer Verbund von Historikern, Museumsleuten und Regionalgeschichtsforschern aus dem alemannischen Sprachgebiet in Deutschland, Schweiz, Österreich und Frankreich. Professor Freddy Raphael von der „Société pour l’Histoire des Israélites d’Alsace et de Lorraine“ hielt den Festvortrag über die Geschichte der elsässischen Juden.

Zu einem Gegenbesuch kam es am 8. Februar 1997. Jürgen Stude zeigte bei der Jahresmitgliederversammlung der „Société pour l’Histoire des Israélites d’Alsace et de Lorraine“ in der Straßburger Hauptsynagoge Lichtbilder zur Geschichte der Juden in der Ortenau. Ein gemeinsames Projekt „Jüdische Spuren beiderseits des Rheins“ soll die Zusammenarbeit zwischen der Fachgruppe und der „Société“ vertiefen. Kontakt wurde auch zur Israelitischen Gemeinde Emmendingen-Offenburg aufgenommen. Ihr Sprecher Klaus Teschenmacher gab einen Überblick über die aktuelle Situation der jüdischen Gemeinde.

Die Fachgruppe war an verschiedenen Veranstaltungen beteiligt, die im Zusammenhang mit ihrem Arbeitsgebiet standen. So wirkte sie mit bei den Feierlichkeiten, die sich um die Verleihung der „Hermann-Maas-Medaille“ an den „Deutsch-Israelitischen-Arbeitskreis“ (DIA) im Januar 1997 rankten. Jürgen Stude hielt die Gedenkansprache auf dem jüdischen Friedhof Nonnenweier anlässlich des „Gedenktages zur Erinnerung an die Opfer des Nationalsozialismus“ am 26. Januar 1997. Initiator der Gedenkfeier war die Gemeinde Schwanau.

Die Fachgruppenmitglieder waren mehrfach Ansprechpartner von Studierenden, die die jüdische Lokalgeschichte zum Thema ihrer Diplomarbeit,



Magisterarbeit oder wissenschaftlichen Hausarbeit wählten. Daraus ergaben sich zwei interessante Beiträge für die Fachgruppentreffen: Tanja Bähr, Absolventin der PH Freiburg, referierte ihre wissenschaftliche Hausarbeit: „Juden in Kippenheim. Lernen vor Ort im Geschichtsunterricht der Realschule“. Uwe Schellinger berichtete aus seiner Magisterarbeit „Zur Emanzipation der jüdischen Minderheit und zum Antijudaismus der katholischen Bevölkerung im Großherzogtum Baden 1862–1870“ mit dem Titel: „Das Volk hat kein Verlangen nach Berechtigung der Juden“.

## Fachgruppe Museen

*Horst Brombacher*

Die Interessenten der Fachgruppe trafen sich am 16. März 1996 zur Frühjahrsveranstaltung im Sengen- und Heimatmuseum Achern. Nach einer Führung durch die Sonderausstellung „Münzschatze aus unserer Heimat“, bei der Probleme der Fundzuordnung und Fundbewertung diskutiert wurden, stand das theoretische Programm auf der Tagesordnung. Thema war „Über die Ausstellungsstrategie: Von der Planung der Ausstellung bis zur Rückgabe von Leihgaben“. Der Vorsitzende der Fachgruppe und Gastgeber der Tagung hatte die einzelnen Schritte detailliert zusammengestellt und auf einem Arbeitspapier vorbereitet. In den Schritten: Planung – Kontaktaufnahme mit Leihgebern – Zusammentragen der Exponate – Konzeption der Ausstellung – Ausstellungsplan – Begleitmaterialien – Aufbau – Werbung – Eröffnung – Begleitaktivitäten – Rückgabe der Exponate wurde an Hand der besichtigten Ausstellung der ganze Ablaufplan aufgerollt. Besonders die Schwierigkeiten, die im Zusammenhang mit Sonderausstellungen auftreten können, wurden im Gespräch offengelegt. Der lebhafte Gedanken- und Erfahrungsaustausch fand bei den Teilnehmern allgemein Zustimmung.

## Fachgruppe Neuere und Zeitgeschichte

*Dr. Wolfgang M. Gall*

Die Fachgruppe traf sich 1996 insgesamt zu sechs Veranstaltungen, die durchschnittlich von 10 bis 15 Mitgliedern besucht wurden.

Die Exkursion am 11. Februar führte uns in die Ausstellung „Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941–1944“ im Freiburger Marienbad, die in der deutschen Öffentlichkeit kontrovers diskutiert wird. Der Freiburger Historiker Bernd Boll, der an dem Projekt maßgeblich mitgewirkt hat, führte uns durch die Ausstellung. Er berichtete u. a. über die verwendeten Archivquellen und seine Eindrücke bei der Auswertung von Militärakten. Dabei kamen intensive Gespräche mit älteren Ausstellungsbesuchern – teilweise ablehnender, teilweise zustimmender Art – zustande, die sich der Führung angeschlossen hatten.

Der Schwerpunkt der Aktivitäten der Fachgruppe für Zeitgeschichte lag im Jahr 1996 im Austausch von Informationen zur Geschichte der Ereignisse von 1848/49. Am 25. Januar bzw. 29. Februar referierten Norbert Möller und Thorsten Mietzner über den Vormärz und die Ereignisse von 1848/49 in Lahr. Eine weitere Sitzung fand am 16. April statt. Am 18. Juni stellte Herr Mohr vom Badischen Generallandesarchiv das Projekt der Edierung der „Raab-Kartei“ vor und gab den Anwesenden wichtige Hinweise bei der Suche nach Teilnehmern der badischen Revolution.

Am 22. Oktober stellte Dr. Roland Peter vom Haus der Geschichte Baden-Württemberg sein Konzept zur Ausstellung „Des Volkes Freiheit! Die Offenburger Revolutionäre 1847 bis 1849“, vor, die vom 12. September 1997 bis 18. Januar im Spitalspeicher und in der St. Andreaskirche in Offenburg zu sehen ist. In diesem Zusammenhang unternahm die Fachgruppe mit dem Haus der Geschichte Baden-Württemberg einen gemeinsamen Presseaufruf an die Ortenauer Archive und Ortsgruppen des Historischen Vereins.

# Der Ortenaukreis – Rückblick 1996

*Landrat Günter Fehring*

Die Kreispolitik des Jahres 1996 war wiederum durch die äußerst schwierige Haushaltssituation des Ortenaukreises geprägt. In meiner Haushaltsrede habe ich darauf hingewiesen, daß der Haushaltsausgleich ausschließlich durch von außen kommende Faktoren bedroht ist. Die von uns steuerbaren Ausgaben haben wir im Griff. Zu schaffen machen dem Kreis vor allem rückläufige Einnahmen und gestiegene Soziallasten. Die allgemeine Finanzknappheit der öffentlichen Haushalte sowie in erster Linie die hohen Ausgaben für Leistungen im Sozialbereich sind hier als Gründe zu nennen. Die Spielräume für eine gestaltende Kreispolitik sind enger geworden. Wenn dennoch wichtige Weichen gestellt und weitreichende Entscheidungen getroffen und umgesetzt werden konnten, so war dies nur aufgrund einer erneuten äußersten Sparsamkeit und Ausgabendisziplin in allen Bereichen möglich. Der vorliegende Jahresrückblick vermittelt Ihnen einen Überblick über die Arbeit der Landkreisverwaltung und der Kreisgremien des Ortenaukreises im Jahr 1996. Er zeigt Ihnen die Vielfalt der Aufgaben und die Fülle der Entscheidungen der Verwaltung sowie der politischen Gremien und bietet dem interessierten Leser zahlreiche Informationen über den Ortenaukreis und die Kreispolitik.

## **Stabile Kreisumlage trotz angespannter Haushaltslage**

Der Kreistag hat am 19. 12. 1995 den Haushaltsplan des Ortenaukreises für das Jahr 1996 mit den Wirtschaftsplänen der Eigenbetriebe verabschiedet. Dabei galt es, insbesondere Einnahmeausfälle von 8,4 Mio. DM auszugleichen. Diese waren verursacht durch den Rückgang des Kreisumlageaufkommens aufgrund einer um 28 Mio. DM geringeren Steuerkraftsumme der kreisangehörigen Gemeinden, der Verringerung der Schlüsselzuweisungen des Landes um 1 Mio. DM und einem Rückgang der Grunderwerbssteuer von 2,3 Mio. DM. Ein Haushaltsausgleich war unter anderem nur durch die Reduzierung der Zuschüsse an die Kreiskrankenhäuser um 2,1 Mio. DM, die Streckung von Tilgungsleistungen in Höhe von 2,7 Mio. DM und eine Erhöhung der Kreditaufnahme möglich.

Bei einem Kreisumlagesatz von 30,27% der Steuerkraftsummen der kreisangehörigen Gemeinden betrug das Kreisumlageaufkommen 165,9 Mio. DM. Die Verschuldung des Landkreises war mit 236,1 Mio. DM nach wie vor sehr hoch. Die Pro-Kopf-Verschuldung betrug Ende 1996

590 DM (Landesdurchschnitt: 520 DM). Die Zuführung vom Verwaltungsan den Vermögenshaushalt erreichte eine Summe von rund 5 Mio. DM. Da Tilgungsleistungen in Höhe von 8,3 Mio. DM zu erbringen waren, mußten Ersatzdeckungsmittel aus Vermögensveräußerungen in Höhe von 3,3 Mio. DM eingesetzt werden. Für Investitionen im Vermögenshaushalt waren keine Eigenmittel vorhanden. Die Rücklagenhöhe betrug 7,4 Mio. DM. Der gesetzliche Mindestbetrag wurde um 1,4 Mio. DM unterschritten.

### **Gesundheitsversorgung durch den Ortenaukreis**

Der Ortenaukreis ist Träger von acht Kreiskrankenhäusern und stellt damit flächendeckend eine qualifizierte medizinische Versorgung der Bürgerinnen und Bürger sicher, die hervorragend ist. Um diesen Standard halten zu können, müssen sich die Krankenhäuser den sich ändernden Rahmenbedingungen anpassen. Der Ortenaukreis unterstützt das Bemühen der Kliniken und Krankenhäuser des Kreises, sich auf neue Arten von Aufgaben und Leistungserfüllungen einzustellen. Ich meine damit die Entwicklung vom klassischen Krankenhaus zum Gesundheitszentrum.

Aus drei Gründen befinden sich die Kreiskrankenhäuser im Ortenaukreis – wie auch bundesweit – bereits in diesem Prozeß der Umstrukturierung: erstens aufgrund des Gesundheitsstrukturgesetzes mit seinem Vorrang für die ambulante Versorgung; zweitens als Folge der rückläufigen Verweildauer; und drittens aufgrund der immer umfangreicheren Behandlungsangebote im Umfeld der Krankenhäuser.

Die hervorragende Infrastruktur unserer Häuser ist ein großer Vorteil bei der Verzahnung mit dem ambulanten Bereich, durch die freiwerdende Kapazitäten optimaler genutzt werden können. Im Ortenaukreis haben wir diesen Weg hin zum Gesundheitszentrum schon seit einigen Jahren bewußt eingeschlagen. Einige Beispiele bereits vollzogener Schritte möchte ich erwähnen:

- die kooperative Nutzung von medizinisch-technischen Großgeräten durch Krankenhausärzte und niedergelassene Ärzte (Lahr, Offenburg)
- die Vermietung von OP-Räumen incl. Einrichtungen an niedergelassene Ärzte (Ettenheim, Wolfach, Zell a.H.)
- die Durchführung von ambulanten Operationen als Leistungen des Krankenhauses (Achern, Ettenheim, Kehl, Offenburg)
- die Beschäftigung von Brückenschwestern im Rahmen des Onkologischen Schwerpunktes mit der Aufgabe, krebskranke Patienten vom Tag ihrer Aufnahme bis zur häuslichen Versorgung zu betreuen (Lahr, Offenburg)

- die Angliederung von niedergelassenen Dialyse-Praxen an das Krankenhaus (Ettenheim, Kehl)
- das Angebot von erweiterten ambulanten Physiotherapieleistungen zur Rehabilitation nach Operationen (Lahr, Offenburg, Achern geplant)
- die Durchführung von Fortbildungen zusammen mit niedergelassenen Ärzten (alle Häuser)
- die Zusammenarbeit mit umliegenden Kliniken (Lahr, Offenburg)
- die Übernahme der Arzneimittelversorgung incl. Beratung für andere Krankenhäuser (Lahr, Offenburg)

### *Kreiskrankenhaus Ettenheim*

Am Kreiskrankenhaus Ettenheim gibt es eine neue Belegabteilung. Innerhalb der Gesamtbettenzahl wurden 4 nephrologische Belegbetten eingerichtet. Dadurch wird die Behandlung von Nierenkrankheiten und die Dialysebehandlung während eines stationären Aufenthalts ermöglicht. Betreut werden die Belegbetten von Herrn Dr. Klaus Sodemann, der bereits in Lahr ein privates Dialysezentrum betreibt. Herr Dr. Sodemann errichtet derzeit neben dem Ettenheimer Krankenhaus eine ambulante Dialysepraxis. Die Kooperation mit dieser Praxis ist unter dem Aspekt der Weiterentwicklung von Krankenhäusern zu Gesundheitszentren, die sich nicht nur auf die klassische stationäre Versorgung beschränken, ein Schritt zu weitergehenden Versorgungskonzepten.

Als erster Schritt zur geplanten baulichen Sanierung des Hauses wurden dem Sozialministerium Pläne zur Teilsanierung im Pflegebereich vorgelegt. Mit einem Aufwand von 2,2 Mio. DM sollen die dringlichsten Arbeiten – zum Beispiel Verbesserungen im Sanitärbereich – durchgeführt werden.

### *Klinikum Lahr*

Der Neubau des Lahrer Krankenhauses wurde 1996 25 Jahre alt. Dieses Jubiläum wurde am 15. Juni 1996 in einer Feierstunde gewürdigt. Das Klinikum Lahr ist in diesen 25 Jahren zu einer tragenden Säule der medizinischen Versorgung im Ortenaukreis geworden. Die stetige Weiterentwicklung des Hauses gewährleistet einen hohen Leistungsstandard, der es ermöglicht, alle Fachabteilungen als Einrichtungen der Zentralversorgung zu führen. Mit seinem großen Spektrum an Fachabteilungen und Behandlungsmöglichkeiten genießt das Klinikum Lahr den Ruf erstklassiger medizinischer Versorgung.

Zum 1. 12. 1995 hat das Klinikum Lahr vom Landesverband der gewerblichen Berufsgenossenschaften die EAP-Zulassung erhalten. EAP ist die Abkürzung für Erweiterte Ambulante Physiotherapie bzw. Ambulante Rehabilitation. Es können nun Patienten mit ausgeprägten Verletzungen am Bewegungsapparat ambulant therapiert werden. Die Behandlungen erstrecken sich über einen Zeitraum von 4 bis 6 Wochen bis zu 3 Stunden täglich. Aufgrund einer genauen Befunderhebung durch einen Arzt in Zusammenarbeit mit Krankengymnast und Masseur werden geeignete Anwendungen aus dem gesamten Gebiet der Physiotherapie ausgewählt. Der individuell festgelegte Therapie-/Trainingsplan hat das Ziel, Beweglichkeit, Koordination, Ausdauer, Kraft und Schnelligkeit so zu verbessern, daß eine schnellstmögliche Eingliederung in den Arbeitsalltag erreicht wird. Diese Form der Therapie soll dazu beitragen, daß insbesondere nach einem Unfall ein wochenlang stationärer Aufenthalt verkürzt wird.

### *Kreiskrankenhaus Kehl*

Am 9. 10. 1996 fand zum Abschluß der Rohbauarbeiten am Erweiterungsbau das Richtfest statt. Der dreigeschossige Neubau wird neben 26 zeitgemäßen Krankenzimmern für insgesamt 58 Patienten auch weitere dringend benötigte Räume erhalten, die bisher nicht oder nur unzureichend vorhanden waren. Die Kosten werden im vorgegebenen Rahmen von 13 Mio. DM liegen. Für die künftige Sanierung des Altbaubestandes wurde die Planung erarbeitet und dem Land zur Förderung vorgelegt.

Der Trend vom herkömmlichen Krankenhaus in Richtung Gesundheitszentrum wird auch in Kehl sichtbar. Das Krankenhaus hat das Erdgeschoß des Personalwohnheimes an die Arztpraxis Dr. Duttlinger/Dr. Stoll aus Offenburg vermietet, die dort eine Dialysepraxis mit 12 Betten zur Versorgung chronischer Hämodialysepatienten betreibt.

### *Klinikum Offenburg*

Im Januar 1996 hat der Krankenhausausschuß der Errichtung eines Hubschrauberdachlandeplatzes am Klinikum Offenburg zugestimmt. Nach umfangreichen Vorarbeiten konnte im Herbst mit den Bauarbeiten begonnen werden. Zur Erschließung des Dachlandeplatzes wurde unter der Bauleitung des Hochbauamtes das Dach für den Aufzug und die Fluchttreppe aufgestockt. An den Gesamtkosten für dieses Projekt in Höhe von 1,9 Mio. DM hat sich das Land mit 1,6 Mio. DM beteiligt. Mit der Fertigstellung ist im Frühjahr 1997 zu rechnen.

### *Kreiskrankenhaus Wolfach*

Als Nachfolger von Herrn Dr. Hans-Joachim Berger wählte der Kreistag Herrn Dr. Hartmut Förstner zum neuen chirurgischen Chefarzt. Herr Dr. Förstner war zuvor seit 1979 als Oberarzt an der chirurgischen Abteilung des Kreiskrankenhauses Schramberg tätig und besitzt auch die Anerkennung für das Spezialgebiet der Handchirurgie.

Durch die Aufstockung des Nord- und Südflügels mit einem Satteldach und entsprechendem Ausbau konnten die beengten Raumverhältnisse des Hauses durch die Schaffung von Personalumkleideräumen, Dienstzimmern für Ärzte und Lagerräumen deutlich verbessert werden. Nebeneffekt dieser knapp 1 Mio. DM teuren Baumaßnahme ist außerdem ein gefälligeres äußeres Erscheinungsbild des Gesamtgebäudes.

### *Kreiskrankenhaus Zell a.H.*

Überraschend haben die Landesverbände der Krankenkassen Mitte des Jahres 1996 den Versorgungsvertrag für das Kreiskrankenhaus Zell a.H. gekündigt. Intensive Bemühungen der Verwaltung um den Erhalt des Hauses konnten kein positives Ergebnis erbringen. Das Krankenhaus wird zum Ende des Jahres 1997 geschlossen. Zur Zeit bemüht sich der Ortenaukreis, das medizinische Angebot durch niedergelassene Ärzte aufrecht zu erhalten und Bewohner aus dem Pflege- und Betreuungsheim Ortenau in Birmersbach in das bisherige Krankenhausgebäude zu verlegen.

### *Pflege- und Betreuungsheim Ortenau*

Der lange geplante Neubau des Bettenhauses mit 80 Plätzen konnte am 26. 09. 1996 mit dem ersten Spatenstich begonnen werden. Das Inkrafttreten der 2. Stufe der Pflegeversicherung (stationärer Bereich) brachte bei der Finanzierung der Pflegeheimunterbringung von Bewohnern in großem Umfang Umstellungen und Veränderungen.

### **Der Ortenaukreis als Schulträger**

Der Ortenaukreis ist der größte Schulträger unter den Landkreisen in Baden-Württemberg. 1995/96 besuchten rund 13 000 Schülerinnen und Schüler – also jeder vierte Schüler in der Ortenau – die kreiseigenen Schulen. Der Ortenaukreis ist Träger von fünf gewerblichen, fünf kaufmänni-

schen, zwei haus- und landwirtschaftlichen Schulen sowie von neun Fachschulen und sechs Gymnasien. Neben den beruflichen Schulen ist der Ortenaukreis außerdem Schulträger von acht Sonderschulen für Geistig-, Sprach- und Körperbehinderte.

### *Der Weg zum Beruf*

In den letzten Jahren wurden an mehreren beruflichen Schulen zusätzliche Ausbildungswege für neue Berufsfelder eröffnet. Der Ortenaukreis stellt sich damit den Anforderungen einer sich ständig wandelnden Wirtschaftswelt. So konnten Auszubildende mit Beginn des Schuljahres 1996/97 an den Gewerblichen Schulen in Lahr im Rahmen des Berufskollegs „Technik und Medien“ erstmals die Ausbildung zum Medienoperator beginnen. Ab dem nächsten Schuljahr wird als Ergänzung die Ausbildung zum Medienfachwirt angeboten werden. An der Fachschule für Technik in Lahr, Fachrichtung Maschinentechnik, wurde der Schwerpunkt „Produktmanagement und Marketing“ und an den Gewerblichen und Hauswirtschaftlichen Schulen Kehl eine einjährige Berufsfachschule Ernährung eingeführt.

### *Bauliche Maßnahmen*

Die Kaufmännischen und Hauswirtschaftlichen Schulen Achern feierten am 19. Juli 1996 Richtfest. Die Schule wird um zwei Schultrakte erweitert, zudem wird die „Villa Huber“ umgebaut. Für das 8-Mio.-DM-Vorhaben hat das Oberschulamt Freiburg bislang 2,1 Mio. DM Fördermittel aus dem Schulbauprogramm des Landes bereitgestellt. Die Erweiterung, mit der im September 1995 begonnen wurde, ist inzwischen soweit fortgeschritten, daß die Neubauten im Frühjahr 1997 bezogen werden können. Mit der Fertigstellung des Umbaus der Villa Huber ist bis Herbst 1997 zu rechnen.

Zu Beginn des neuen Schuljahres wurde das neue Schülerwohnheim der Badischen Malerfachschule in Lahr bezogen. Bereits 1995 hatte der Ortenaukreis hierfür den ehemaligen kanadischen „Fliegerhof“ erworben und für den Kauf und die Sanierung des Gebäudes insgesamt 1,5 Mio. DM investiert. Als Beitrag zur alternativen Energiegewinnung konnte auf dem Dach des Schülerwohnheimes eine Solaranlage zur Warmwasseraufbereitung installiert werden.

Um den Raumbedarf der Sonderschule für Sprachbehinderte in Friesenheim-Schuttern langfristig zu lösen, wurde das Angebot der Stadt Lahr angenommen, die Schule im Gebäude der Albert-Schweitzer-Schule in Lahr



unterzubringen. Seit Beginn des neuen Schuljahres verfügt die Brüder-Grimm-Schule nun über ein ausreichendes Raumangebot, wodurch vermehrt Einzeltherapien mit den Schülern durchgeführt werden können. Zudem bilden Sprachheilschule und -kindergarten nun eine pädagogische Einheit, da sich der Sprachheilkindergarten der Stadt Lahr im selben Haus befindet.

### *Brückenlehrer helfen zu integrieren*

Als Beitrag zur Integration von nahezu 200 jugendlichen Aussiedlern, welche die beruflichen Schulen im Ortenaukreis besuchen, konnten im Mai 1996 an den gewerblichen Schulen in Kehl, Lahr und Offenburg sowie an den Hauswirtschaftlichen Schulen in Lahr vier sogenannte Brückenlehrer ihre Arbeit beginnen. Die Brückenlehrer übernehmen an den Schulen die Funktion von sozialen Betreuern. Sie erteilen keinen Unterricht, können aber zur Unterstützung schwacher Schüler mit geringen Deutschkenntnissen stundenweise am Unterricht teilnehmen. Sie werden schwerpunktmäßig bei außerschulischen Maßnahmen begleitend und betreuend, etwa bei Deutschkursen, der Hausaufgabenhilfe und der sozialen Integration unterstützend eingesetzt. Die Arbeitsverwaltung fördert diese zusätzlichen Stellen im Rahmen von Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen (ABM) mit 75 Prozent. Das Land übernimmt als verstärkte Förderung weitere 15 Prozent. Der Ortenaukreis trägt einen Anteil von 10 Prozent.

### *Zweisprachigkeit*

Das Fallen der Grenzen und die Schaffung eines gemeinsamen Binnenmarktes haben die wachsende Annäherung im Bildungsbereich und der Arbeitsmärkte diesseits und jenseits des Rheins zur Folge. Auch wenn die Grenzkontrollen zwischen Deutschland und Frankreich der Vergangenheit angehören, besteht im grenznahen Raum immer noch die Grenze der Sprache. Im Blick auf die Anforderung, die Unternehmen in einem gemeinsamen, deutsch-französischen Wirtschaftsraum an ihre Mitarbeiter stellen und in Zukunft verstärkt stellen werden, wartet der Arbeitsmarkt auf Lösungen. Eine Weichenstellung für das allgemeinbildende und berufliche Schulwesen ist vonnöten, um die notwendige Fremdsprachenkompetenz als Voraussetzung für alle grenzüberschreitenden Maßnahmen zu unserem Nachbarn Frankreich zu erreichen. Das Thema „Zweisprachigkeit in unserer Region“ wurde im Kultur- und Bildungsausschuß umfassend behandelt. Das Kreisgremium beschloß die Bildung eines Arbeitskreises mit der Zielsetzung, Möglichkeiten zur Umsetzung des bilingualen Unterrichts an den

allgemeinbildenden und beruflichen Schulen im Ortenaukreis zu erörtern, um letztendlich die Chancen der jungen Menschen auf dem Arbeitsmarkt zu verbessern und die kulturellen Beziehungen zu unserem Nachbarn zu vertiefen. Der Entwurf einer Resolution liegt inzwischen vor.

### **Der Ortenaukreis fördert Kultur, Bildung und Fremdenverkehr**

Der Landkreis und die kreisangehörigen Gemeinden nehmen die kulturellen Aufgaben in der Ortenau in Funktionsteilung wahr, wobei dem Ortenaukreis die Förderung überörtlicher Institutionen und Vorhaben zukommt. Insgesamt waren für die Förderung von Kultur und Kunst im Haushalt 1996 rund 6 Mio. DM veranschlagt.

Der Zuschuß des Ortenaukreises für die fünf Volkshochschulen im Kreis beträgt jährlich 711 000 DM. Der Kreis fördert alle fünf Volkshochschulen einwohnerbezogen mit 1,80 DM pro Einwohner. Soweit für die kreiseigenen Volkshochschulen die vom Landkreis zur Verfügung gestellten Mittel nicht ausreichen, beteiligen sich die Städte und Gemeinden des jeweiligen Einzugsbereichs über einen Kommunalbeitrag am Defizit (1996 mit insgesamt 140 000 DM).

Darüber hinaus förderte der Landkreis auch 1996 Musikschulen und Sängerbünde und Volksmusikvereinigungen im Ortenaukreis mit 750 000 DM Zuschüssen.

#### *Kreisbildstellen sehr beliebt*

Die Kreisbildstellen erfreuen sich großer Beliebtheit bei Lehrern und Schülern. Insgesamt wickelten die Kreisbildstelle Offenburg und die Außenstellen in Kehl, Lahr und Wolfach 1996 54 039 Verleihvorgänge ab. Knapp 10 000 Medientitel stehen den Nutzern zur Verfügung. Der 16-mm-Film behält bei den Verleihvorgängen seine Spitzenstellung weiterhin, auch wenn der Videoverleih stark aufgeholt hat. Bei 19 schulischen Fortbildungsveranstaltungen waren die Leiter der Kreisbildstellen eingebunden bzw. leiteten diese selbst. In Wolfach und Offenburg fanden zwei Beratertagungen zum Schwerpunkt audiovisuelle Medien mit 97 Teilnehmern statt. Themen waren u. a. Werbung im Fernsehen, der Geschichtsfilm im Unterricht, Einsatz von AV-Medien und Computern im Sprachunterricht, Pädagogischer Elternabend zum Thema Fernseherziehung oder Suchtprävention mit AV-Mitteln. Darüber hinaus wirkten die Bildstellenleiter bei 13 außerschulischen Veranstaltungen im Rahmen der Jugend-

und Erwachsenenbildung mit. Die Außenstelle Lahr produzierte eine Diaserie zum Thema „Jüdische Spuren in der südlichen Ortenau: Kultur und Leben“. Dazu wurde ein umfangreiches Beiheft erarbeitet. Diese Reihe findet in der Öffentlichkeit große Beachtung. Zusammen mit dem CRDP Strasbourg wurde die Bildstelle beim „Tag der deutsch-französischen Schulpartnerschaften an Realschulen“ in Haslach i.K. vertreten. Dabei stellten die beiden Institutionen Medien vor, die bei der Unterstützung von Schüleraustauschprogrammen Verwendung finden.

### *Kreiseigene Volkshochschulen orientieren sich am Kunden*

Die drei kreiseigenen Volkshochschulen haben auch 1996 für die gesamte Bevölkerung wieder ein qualifiziertes, flächendeckendes und vielseitiges Weiterbildungsprogramm in allen Fachbereichen, mit zum Teil Schwerpunkten in aktuellen gesellschaftlichen Fragestellungen, angeboten. Die allgemeine Kaufrückhaltung und das Ladenschlußgesetz bewirkten ein gewisses Zögern bei den Anmeldungen zu Veranstaltungen. Im Hinblick auf die Konkurrenz eines Überschußangebotes im Freizeitbereich, die Neigung der Bürger zu immer kurzfristigeren Entscheidungen bei der Buchung von Veranstaltungen sowie im Hinblick auf die knapper gewordenen Gelder gerade bei den von der Volkshochschule angesprochenen Bevölkerungsschichten wird die Volkshochschule sich in Zukunft noch stärker um ihre „Kunden“ bemühen müssen: durch lebendige Präsenz vor Ort auch unter Einbeziehung der Gemeindeverwaltungen, durch intensive und gezielte Werbung und durch ein marktgerechtes Angebot. Um die Nachfrage nach den Kursen für das Frühjahr-Halbjahr zu erhöhen, brachte die VHS im Dezember 1996 ein zusätzliches „Frühjahrs-Programm 1997“ auf den Markt. Neben Kursen bot die VHS erstmalig die Möglichkeit an, per Gutschein Volkshochschulkurse zu verschenken. Die VHS erhofft sich von diesem Zusatzprogramm eine Steigerung der Nachfrage.

### *Zentrale Zimmervermittlung fördert Fremdenverkehr*

Zur Förderung des Fremdenverkehrs hat der Ortenaukreis 1992 eine Zentrale Zimmervermittlung eingesetzt. Ziel der Einrichtung ist es, neue, zusätzliche Gäste für die Ortenau zu gewinnen. Seit 1. Januar 1996 ist der Ortenaukreis in Kooperation mit dem Schwarzwald-Baar-Kreis und dem Landkreis Rottweil einer zentralen Reservierungsstelle angeschlossen. Es wurde erstmals ein gemeinsamer Buchungskatalog herausgegeben, der über 600 Angebote aus 60 Ferienorten des Mittleren Schwarzwaldes und der Ortenau enthält und damit über das umfangreichste und kompletteste

Angebot des gesamten Schwarzwaldes verfügt. Die Zentrale Zimmervermittlung des Ortenaukreises konnte seit ihrer Einrichtung durch umfangreiche Marketing- und Werbemaßnahmen – durch Besuche von Tourist- und Verbrauchermessen, Sonderwerbeaktionen, Herausgabe von Informations- und Buchungskatalogen sowie Presse- und Öffentlichkeitsarbeit – rund 10 700 Gäste mit zusätzlichen 63 000 Übernachtungen in die Ortenau vermitteln. Diese Vermittlungszahlen entsprechen einem Umsatz von rund 2,5 Mio. DM und einer Wertschöpfung von etwa 10 Mio. DM.

### **Schwarzwälder Freilichtmuseum bot interessantes Rahmenprogramm**

Eine große Attraktion im Fremdenverkehrsangebot der Ortenau ist das Schwarzwälder Freilichtmuseum in Gutach. Es ist nach wie vor das beliebteste Museum seiner Art in Baden-Württemberg. Mit 338 061 Besuchern in der Museumssaison 1996 erreichte es wieder nahezu die Hälfte aller Besucher der Freilichtmuseen im Land. Ein weiteres positives Ergebnis der Saison: Der sich in den vergangenen Jahren abzeichnende Trend im Besucherrückgang konnte gestoppt werden. Kamen 1995 noch 6,7 Prozent weniger Besucher als im Vorjahr, so waren es 1996 lediglich 2,9 Prozent.

Auch 1996 konnte das Schwarzwälder Freilichtmuseum, für das 1996 das erste Jahr als Eigenbetrieb des Ortenaukreises war, seinen Besuchern ein interessantes Rahmenprogramm anbieten. 13 Sonderführungen informierten am Sonntagnachmittag die Besucher über spezielle Themen innerhalb des Museumsbereichs. 30 Handwerker aus 23 Berufen ließen an neun sogenannten „Handwerkertagen“ alte Traditionen wieder aufleben. Darüber hinaus fertigten und präsentierten Landfrauen bäuerliche Produkte der jeweiligen Jahreszeit. Mehrere Sonderausstellungen, wie etwa zum Thema „Viehhaltung im Schwarzwald“, sowie Sonderveranstaltungen etwa zum Deutschen Mühlentag oder zum 100. Geburtstag des Museumsgründers Prof. Hermann Schilli sprachen die Museumsbesucher besonders an. Absolut neu im Museum war die artgerechte Tierhaltung von Schafen, Ziegen, Hühnern und Enten. Für das Museum selbst entwickelte die Museumsleitung in Zusammenarbeit mit Experten ein Konzept für die Umsetzung des „Falkenhofs“ aus Buchenbach-Wagensteig in das Museum. Mit diesem Bauernhof wird das Museum künftig das Spektrum aller Häusertypen des Schwarzwaldes abdecken. Der Umbau wird im Laufe des Jahres 1997 vorgenommen. Der erste Spatenstich fand am 4. November 1996 statt.

## **Keine eigenen Mittel für Kreisstraßen**

Für die Unterhaltung und den Ausbau der etwa 400 Kilometer Kreisstraßen im Ortenaukreis wurden 1996 insgesamt rund 10,6 Millionen DM ausgegeben. Im Jahr 1996 konnten neun Aus- und Umbaumaßnahmen abgeschlossen werden. Drei weitere Straßenbaumaßnahmen wurden begonnen und in diesem Jahr weitergeführt. Diese Kosten wurden durch Zuschüsse vom Bund und vom Land einschließlich der pauschalen Abgeltung im Rahmen des Finanzausgleichs sowie durch Kostenbeteiligungen von Gemeinden für die Herstellung von Gehwegen in Ortsdurchfahrten gedeckt, so daß der Ortenaukreis keine eigenen Mittel aufbringen mußte. Für weitere im Straßenbauprogramm beziehungsweise im Radwegebauprogramm des Ortenaukreises als vordringlicher Bedarf enthaltene Straßen- und Radwegebaumaßnahmen wurden die Planungen weiter betrieben beziehungsweise abgeschlossen und den Bauentwürfen zugestimmt. Für mehrere Baumaßnahmen wurden Planfeststellungsverfahren beantragt beziehungsweise weitergeführt.

## **Güterverkehrszentrum Ortenau macht Fortschritte**

Über den Aufbau eines Güterverkehrszentrums werden seit 1995 politische und technische Gespräche geführt. Beteiligt sind neben der Landesentwicklungsgesellschaft Baden-Württemberg (LEG) und dem Landrat, die beide die Moderation übernommen haben, das Ministerium für Umwelt und Verkehr, die örtlichen Speditionen, die Deutsche Bahn AG, die Industrie- und Handelskammer Südlicher Oberrhein, die Hafenverwaltung Kehl sowie die Oberbürgermeister und Bürgermeister von Kehl, Lahr, Offenburg und Appenweier. Die Gesprächspartner haben großes Engagement erkennen lassen und ihren Willen zur Kooperation bekräftigt, um den Wirtschaftsstandort Mittelbaden aufzuwerten. Sie stimmen insbesondere darin überein, die Empfehlungen einer Studie der LEG für den Aufbau eines dezentralen Güterverkehrszentrums ihrer weiteren Arbeit zugrunde zu legen.

Zunächst sollen die an den Teilstandorten vorhandenen Güterverkehrsanlagen und -systeme technisch und wirtschaftlich optimiert werden, um die jetzt verfügbaren Kapazitäten besser zu nutzen. Aus logistischer Sicht genügen sie bereits den Anforderungen an ein dezentrales Güterverkehrszentrum. Bis auf den Aufbau einer Schnellumschlaganlage in der Ortenau besteht derzeit kein Handlungsbedarf für eine völlig neue Infrastruktur. Alle Beteiligten werden in einer Strategie-Arbeitsgruppe mitwirken, die die güterverkehrlichen Bedürfnisse der Wirtschaft, der Kommunen und der

Bahn untereinander sowie gegenüber dem Elsaß erörtert und daraus die notwendigen Maßnahmen ableitet.

### **Öffentlichen Personennahverkehr bedarfsgerecht gestalten**

Am 23. Mai 1995 beschloß der Landtag Baden-Württemberg das Gesetz über die Planung, Organisation und Gestaltung des öffentlichen Personennahverkehrs (ÖPNVG). Danach erhielten die Stadt- und Landkreise in Baden-Württemberg ab dem 1. 1. 1996 die Aufgabenträgerschaft für den straßengebundenen ÖPNV als freiwillige Aufgabe der Daseinsfürsorge. Übergeordnetes Ziel ist es, den ÖPNV im gesamten Landesgebiet im Rahmen eines integrierten Gesamtverkehrssystems als eine vollwertige Alternative zum motorisierten Individualverkehr zur Verfügung zu stellen. Erreicht werden soll es durch eine bedarfsgerechte Gestaltung der Linienführungen und Fahrpläne, durch die Zurverfügungstellung von geeigneten Umsteigeanlagen zwischen den einzelnen Verkehrsmitteln, die Einrichtung von bedarfsgerechten Bedienungstakten und die Bildung von Verkehrskooperationen mit einem koordinierten Leistungsangebot und einheitlichen Tarifen.

Den Rahmen für die Entwicklung des ÖPNV bildet der Nahverkehrsplan, zu dessen Aufstellung der Ortenaukreis per Gesetz bis spätestens 31. 12. 1998 verpflichtet ist. Der Kreistag hat in seiner Sitzung am 26. 3. 96 den formellen Aufstellungsbeschluß gefaßt und gleichzeitig festgelegt, daß der Nahverkehrsplan von der Kreisverwaltung und der TGO Tarifverbund Ortenau GmbH unter fachlicher Begleitung eines Planungsbüros erarbeitet wird. Der Ortenaukreis sieht dies als Herausforderung und einmalige Chance an, den Nahverkehr im Kreisgebiet bedarfsgerecht zu gestalten und so den Anteil des ÖPNV am gesamten Verkehrsaufkommen zu erhöhen. Derzeit erfolgen eine Bestandsaufnahme sowie eine Schwachstellenanalyse. Sämtlichen kreisangehörigen Städten und Gemeinden wurde bereits im Vorfeld die Möglichkeit gegeben, im Rahmen eines umfassenden Fragekataloges Einfluß auf die zukünftige Verkehrsgestaltung zu nehmen. Der Nahverkehrsplan soll dem Kreistag bis Ende 1997 zur Beschlußfassung vorgelegt werden. Ab diesem Zeitpunkt ist er im Genehmigungsverfahren für Linienverkehr zu berücksichtigen.

#### *Verbesserungen im Schienenpersonennahverkehr (SPNV)*

Zur Verbesserung des Schienenpersonennahverkehrs wurden auf Initiative des Ortenaukreises zwei Angebote von der DB AG und der SWEG bei der Nahverkehrsgesellschaft Baden-Württemberg, die für die Gestaltung des

SPNV im Land zuständig ist, vorgelegt. Zwischenzeitlich erhielt das preisgünstigere Angebot der SWEG den Zuschlag. Sobald verschiedene noch offenstehende Detailfragen geklärt sind, kann zum Fahrplanwechsel 1998 ein erweitertes, vertaktetes Fahrplanangebot mit modernen Leichtbautriebwagen zunächst auf der Renchtalbahn, der Schwarzwaldbahn und auf der Strecke Offenburg–Kehl eingeführt werden.

Parallel zu den Fahrplanverbesserungen ist eine erhebliche Attraktivitätssteigerung durch Verbesserungen in der Infrastruktur des SPNV beabsichtigt. Um neues Fahrgastpotential zu erschließen, sollen in den nächsten Jahren bis zu 20 neue Schienenhaltepunkte gebaut werden. Die Verknüpfung zu anderen Verkehrsmitteln wird sichergestellt durch eine ausreichende Ausstattung dieser Haltepunkte mit Bike+Ride- und Park+Ride-Anlagen sowie durch eine Abstimmung der Fahrzeiten von Zu- und Abbringerbussen. Die Kosten für die Infrastrukturmaßnahmen werden sich voraussichtlich auf rund 76 Millionen DM belaufen. Da der Ortenaukreis und die Standortgemeinden nicht in der Lage sind, diese Mittel ohne finanzielle Unterstützung aufzubringen, wurde ein Rahmenantrag auf Zuwendungen nach dem Gemeindeverkehrsfinanzierungsgesetz (GVFG) beim Verkehrsministerium Baden-Württemberg gestellt. Die Entscheidung über diesen Antrag wird vom Ergebnis einer Potentialstudie abhängig gemacht, die zwischenzeitlich in Auftrag gegeben worden ist.

### *Schülerbeförderung vor dem Aus?*

Nachdem der Haushalt in der Schülerbeförderung durch die Einsparungsmaßnahmen im Haushaltsjahr 1994 konsolidiert werden konnte, folgten neue Hiobsbotschaften aus Stuttgart. Aufgrund der katastrophalen Haushaltslage hat die Landesregierung beschlossen, 1997 die Finanzausgleichszuweisungen nach § 18 Finanzausgleichsgesetz, aus denen sich die Schülerbeförderung refinanziert, pauschal um 100 Millionen DM zu kürzen. Weiterhin soll eine Arbeitsgemeinschaft gegründet werden, die Vorschläge für eine dauerhafte Neuregelung der Schülerbeförderungskostenerstattung erarbeiten soll. Für den Ortenaukreis bedeutet dies eine Finanzierungslücke für 1997 von über 3 Millionen DM, die vorerst zum Teil über eine Rücklagenentnahme ausgeglichen wird. Die Zukunftsperspektiven sind düster, da mit weiteren massiven Einschnitten, wenn nicht sogar mit einer völligen Aushöhlung der Schülerbeförderungskostenerstattung gerechnet werden muß.

### *Bußgelder nützen der Verkehrssicherheit*

Der Ortenaukreis hat sich der Aufgabe gestellt, die Verkehrssicherheit auf den kreiseigenen Straßen innerhalb geschlossener Ortschaften zu verbessern. Die Geschwindigkeitsüberwachung an verkehrsneuralgischen Punkten hat erstmals zu einem deutlichen Rückgang der Beanstandungsquote von anfangs rund 11% auf zwischenzeitlich etwa 8% geführt. Damit ist der Ortenaukreis dem Ziel seiner Konzeption, durch diese verkehrserzieherische Maßnahme mehr Sicherheit auf den Straßen des Kreises zu gewährleisten, einen großen Schritt näher gekommen. Gerade die Meßtätigkeit an Wochenenden und Feiertagen bestätigt die Notwendigkeit, die Messungen zeitlich flexibel durchzuführen.

### *Öko-Unterricht statt Bußgeld*

Die Bußgeldstelle hat sich zusammen mit dem Abfallwirtschaftsamt erstmalig an dem Modellversuch Öko-Unterricht beteiligt. Ziel dieses Versuches ist unter anderem, Verstöße gegen das Abfallrecht nicht mehr mit einem traditionellen Bußgeldbescheid/Verwarnungsgeldbescheid zu ahnden, sondern durch praktische Arbeit und Unterrichtung der Betroffenen ein umweltbewußtes Umdenken zu erreichen. Durch die Teilnahme an diesem Unterricht können die Abfallsünder die Einstellung des anhängigen Bußgeldverfahrens bis zu einem Höchstbetrag von 600 Mark erreichen. Das Ergebnis dieses Modellversuches wird bis März 1997 vorliegen.

### **Abfallwirtschaftskonzept fortgeschrieben**

Das im Jahre 1991 erstellte Abfallwirtschaftskonzept wurde im Jahre 1996 fortgeschrieben. Seine Schwerpunkte sind das Vermeiden, Vermindern und Verwerten von Abfällen. Es berücksichtigt die Bestimmungen des am 7. 10. 1996 in Kraft getretenen Kreislaufwirtschafts- und Abfallgesetzes. Auf Wunsch des Betriebsausschusses für den Eigenbetrieb Abfallwirtschaft soll das Abfallwirtschaftskonzept des Ortenaukreises im Hinblick auf die vom Ortenaukreis und dem Landkreis Emmendingen gemeinsam betriebene Deponie Kahlenberg in Ringsheim und weitere geplante gemeinsame Aktivitäten auf dem Abfallwirtschaftssektor mit dem Abfallwirtschaftskonzept des Landkreises Emmendingen abgeglichen werden.



## *Aus Deponie- und Biogas wird Energie*

Das Gesetz zur Änderung des Landesabfallgesetzes vom 12.02.1996 schreibt die Verwertung der nativ-organischen Abfälle vor. Die Überlegungen des Ortenaukreises und des Landkreises Emmendingen gehen dahin, den nativ-organischen Anteil des Restmülls zu separieren und zu vergären. Das dabei entstehende Biogas soll über Gasmotoren energetisch verwertet werden. Die auf der Deponie Kahlenberg vorhandene Infrastruktur (Gasverwertungsanlage, Sickerwasser und Abfallaufbereitung) könnte bei einem solchen Verfahren mitgenutzt werden. Derzeit wird ein mögliches Vergärungsverfahren auf der Deponie Kahlenberg getestet. Erst nach Beendigung des Versuchslaufs kann gesagt werden, ob die Vergärung der Feinfraktion in großem Maßstab funktioniert und das Ministerium für Umwelt und Verkehr davon überzeugt werden kann, daß aufgrund der besonderen Situation eine Ausnahme von dem Gebot getrennter Einsammlung und Verwertung biogener Abfälle zugelassen werden kann. Für die vom Ortenaukreis allein betriebene Deponie Vulkan in Haslach i. K. wurden die Arbeiten zur Deponiegaserfassung im Sommer 1996 abgeschlossen. Zunächst wird das Deponiegas noch abgefackelt, Anfang 1997 ist ein Versuch zur Verstromung des Deponiegases vorgesehen.

Obgleich dem Ortenaukreis ein Deponievolumen zur Verfügung steht, das die Ablagerung von Abfällen noch bis weit in das nächste Jahrhundert erlauben würde, muß im Hinblick auf die Bestimmungen der TA Siedlungsabfall bis zum Jahre 2005 eine thermische Vorbehandlung des unverwertbaren Restmülls sichergestellt werden. Dabei wurde – nicht zuletzt vor dem Hintergrund zurückgehender Müllmengen – die Frage nach möglichen Kooperationen mit anderen Entsorgungsträgern in unserer Region weiter geprüft. Gleichzeitig wurde die Suche nach einem Standort für eine möglicherweise notwendige eigene thermische Abfallbehandlungsanlage weitergeführt, um die gesetzlichen Anforderungen zeitgerecht erfüllen und die Entsorgungssicherheit gewährleisten zu können. Dabei wurde das ehemalige Flugplatzgelände in Lahr daraufhin überprüft, ob es als möglicher Standort für eine thermische Restabfallbehandlungsanlage geeignet ist. Diese Überprüfung ist positiv verlaufen. Unabhängig von der Frage des Erwerbs einer Teilfläche auf dem Flugplatz Lahr, kann eine Entscheidung erst dann getroffen werden, wenn ein kreisweites Standortsuchverfahren durchgeführt worden ist. Da im Bereich der thermischen Abfallbehandlung eine Zusammenarbeit mit dem Landkreis Emmendingen angestrebt wird, wäre eine solche Standortsuche auch auf das Gebiet des Nachbarkreises auszuweiten.

Die im Oktober 1995 eingeführte und im April 1996 konsequent durchgeführte getrennte Erfassung und Verwertung von Elektrogroßgeräten und

Elektronikschrott hat sich eingespielt. Von Januar 1996 bis Oktober 1996 sind etwa 6000 Haushaltsgroßgeräte erfaßt worden. Für diese gibt es mittlerweile 12 Annahmestellen. Die Elektronikschrottsammlung bei der Problemmüllsammlung brachte für das Frühjahr 1996 eine Ausbeute von etwa 2500 Bildschirmgeräten und 47 t Elektrokleingeräten und sonstigem Elektronikschrott. Versuchsweise wurde Ende Oktober 1996 auf der Erdaushubdeponie Lahr-Sulz eine Annahmestelle für Elektronikschrott (Fernseher, PC's, Radios, Staubsauger etc.) eröffnet. Mit diesem Versuch soll getestet werden, ob stationäre Sammelstellen von den Bürgerinnen und Bürgern genutzt werden.

Am 07. 10. 1996 ist das Kreislaufwirtschafts- und Abfallgesetz in Kraft getreten. Zugleich damit hat das Land Baden-Württemberg das Landesabfallgesetz geändert. Der veränderten Rechtslage ist die bisher geltende Abfallwirtschaftssatzung des Ortenaukreises anzupassen. Welche Auswirkungen die Rechtsänderungen im Jahr 1997 haben werden, hängt nicht zuletzt davon ab, wie die Bundesregierung die Ermächtigungen zum Erlaß von Rechtsverordnungen im Kreislaufwirtschafts-/Abfallgesetz ausschöpft.

### **Soziale Absicherung durch den Ortenaukreis**

Mit dem Projekt „Arbeit statt Sozialhilfe“ für Sozialhilfeempfänger konnte der Ortenaukreis auch 1996 wieder Sozialhilfeempfänger in Arbeit vermitteln und durch Qualifizierung nichtgelernten Arbeitskräften zu einem zukunftsorientierten Beruf verhelfen. Der Ortenaukreis erhält aus dem Eurofonds des Sozialministeriums hohe Beträge, um dieses Projekt voranzutreiben. Es kann auf eine Vermittlung von rund 700 Sozialhilfeempfängern in den letzten 6 Jahren zurückblicken. Die Vermittlungen verliefen durchweg erfolgreich. In Qualifizierungskursen mit der Industrie- und Handelskammer und der Handwerkskammer wurden für unterschiedliche Personengruppen Angebote gemacht, so für alleinerziehende Frauen und Jugendliche ohne Berufsabschluß und für Aussiedler. Dabei setzt die Sozialverwaltung immer auf den ersten Arbeitsmarkt, um diese Personen von der Sozialhilfe ablösen zu können.

### *Altenhilfe: Umsetzung des Landespflegegesetzes*

Das Sozialministerium Baden-Württemberg hat 1996 einen „vorläufigen“ Landespflegeplan erstellt, zu dem die Sozialverwaltung des Ortenaukreises mehrfach um Stellungnahme gebeten wurde. Dieser „vorläufige“ Landespflegeplan ist am 6. Dezember 1996 im Landespflegeausschuß verabschie-

det worden. Da bei der Planung der Pflegeinfrastruktur eine enge Zusammenarbeit mit allen an der pflegerischen Versorgung Beteiligten erforderlich ist, beschloß der Sozialausschuß, einen Kreispflegeausschuß als erweiterten Altenpflegeausschuß einzurichten. Die konstituierende Sitzung des Ausschusses fand im April statt. Damit hat das Landratsamt Ortenaukreis als erster Landkreis in Baden-Württemberg ein Gremium institutionalisiert, durch das die prozeßhafte Beteiligung aller Verantwortlichen an der Kreispflegeplanung und der Umsetzung des Landespflegegesetzes sichergestellt wird. Die Kreispflegeplanung wird eine Hauptaufgabe im nächsten Jahr darstellen. Die pflegerische Infrastruktur wurde im Landkreis weiter verbessert: In Sasbachwalden eröffnete der Arbeiter-Samariter-Bund Achern eine neue Pflegeeinrichtung mit 30 Dauerpflegeplätzen, vier Kurzzeitpflegeplätzen und zwölf Tagespflegeplätzen. Die Stadt Haslach konnte mit der Fertigstellung des dritten Bauabschnittes, der u. a. zwölf Tagespflegeplätze und einen Seniorentreff beinhaltet, das Sozialzentrum einweihen.

### *Behindertenhilfe: Einrichtungen weiter ausgebaut*

Neben der grundsätzlichen Problematik bei der Umsetzung des Pflegeversicherungsgesetzes gab es 1996 im Ortenaukreis positive und konkrete Weiterentwicklungen des vornehmlich integrativen und ortsnahen Zielsetzungen verpflichteten Angebots für behinderte Menschen. So richtete das Deutsche Rote Kreuz dem Beispiel des integrativen Kindergartens St. Raphael in Kehl folgend in Hausach einen weiteren integrativen Kindergarten ein. Das Modell „Intensivkooperation“, die Integration einer Gruppe von Schülern der Hansjakob-Schule, Offenburg, in eine Regel-Grundschule, ist im Februar 1996 an der Grundschule Schutterwald-Langhurst erfolgreich gestartet. Bereits mit Beginn des Schuljahres 96/97 fand es in der „Intensivkooperation“ zwischen der Carl-Sandhaas-Schule und der Grund- und Hauptschule Haslach eine erfreuliche Erweiterung.

Die lang ersehnte Erweiterung des Wohnangebotes für Behinderte im Lahrer Raum konnte durch die Einrichtung einer Wohnstätte in Lahr-Langenwinkel durch die Behindertenhilfe Lahr gGmbH im Juni 1996 erreicht werden. Möglich geworden war die Umsetzung durch die Anfang des Jahres gegründete Behindertenhilfe Lahr gGmbH, in der unter anderem auch der Ortenaukreis als Mitgesellschafter vertreten ist.

Wahre Kraftanstrengungen kostete es, die im Oberrheinischen Pflege- und Therapiezentrum für Schwerst- und Mehrfachbehinderte eingerichtete Förder- und Betreuungsgruppe in ihrem Bestand zu sichern. Nach langen und schwierigen Verhandlungen war der Spastikerverein Offenburg bereit, die-

se Gruppe in seine Trägerschaft zu übernehmen und sie in Kooperation mit der Lebenshilfe Offenburg weiterzuführen.

Im Psychiatriebereich wurden mit der Entscheidung der Landesverbände der Krankenkassen für die Hurrle Kliniken GmbH als Träger der zu errichtenden Psychiatrischen Klinik in Offenburg 1996 entscheidende Weichen gestellt. Die Hurrle Kliniken GmbH selbst rechnet – vorbehaltlich der Klärung noch ausstehender Detailfragen – mit einer Inbetriebnahme der Psychiatrischen Klinik bis Sommer 1998.

### **Umweltschutz hat viele Facetten**

Am 17. 10. 95 wurde der Naturschutzfonds des Ortenaukreises gegründet. Bis Herbst 1996 wurden rund 30 000 DM gespendet. Diese Situation bedingte eine sparsame und vorsichtige Verwendung der Mittel. Zweckgebunden gespendete Gelder wurden gemäß ihrer Bestimmung zum Beispiel für das „Zollhaus“ im Naturschutzgebiet Taubergießen verwendet. Darüber hinaus fördert die untere Naturschutzbehörde Projekte der BUND-Ortsgruppen Hohberg und Offenburg („Pflanzaktion“, „Beschilderung des Naturgartenlehrpfades“ und „Aktion Grüne Schule“) aus Mitteln des Fonds. Unter den Begriff „Umweltpädagogik“ fällt die im Zusammenhang mit der „Ökologiestation Langenhard“ durch das „Jugendwerk im Ortenaukreis e.V.“ geplante Errichtung eines Windkrafttrades zu Demonstrationszwecken, welche ebenfalls gefördert wird. Eine Auffangfunktion übernimmt der Fonds bei der erfolgten Mittelkürzung der Landschaftspflege-richtlinie. Hier werden zur Zeit vier Neuanträge auf Pflege, die durch die Landschaftspflege-richtlinie nicht mehr gefördert werden können, über den Naturschutzfonds bezuschußt.

Gemäß seiner Aufgabe als „Naturschutzfeuerwehr“ wurde der Fonds zweimal tätig: zum Schutz einer Brutstätte des Flußregenpfeifers an der Kinzig bei Offenburg und einer Rettungsaktion für Hunderte von Jungfröschen aus den Ölabscheidern der ehemaligen Panzerwaschanlage bei Offenburg-Rammersweier. 1996 konnte die untere Naturschutzbehörde zwei Patenschaften vermitteln. Die Papierfabrik August Koehler in Oberkirch erklärte sich bereit, eine Bachpatenschaft zu übernehmen. Als Voraussetzung hierfür wird die Stadt Oberkirch eine Gewässerentwicklungskonzeption erarbeiten, wobei eine wichtige Aufgabe des Naturschutzfonds Ortenaukreis zum Tragen kommt, Impulse zu geben und Entwicklungen anzuregen. Diese durchaus gewünschte „Verselbständigung“ führte über die Firma Koehler auch zur Vermittlung von Kontakten zwischen dem Rotary-Club Offenburg-Ortenau und Schulen bzw. verantwortlichen Lehrkräften, deren Pro-

jekte beim diesjährigen Umweltschutzpreis des Ortenaukreises ausgezeichnet werden konnten. Eine schöne Verbindung zwischen den Naturschutzaktivitäten des Kreises.

Eine besondere Idee hatte die Firma Weber-Haus in Rheinau-Linx. Anlässlich des 60. Geburtstages des Firmengründers Herrn Hans Weber im September wurden die geladenen Gäste gebeten, anstelle von Geschenken Spenden an den Naturschutzfonds des Ortenaukreises zu richten, welche dann zweckgebunden für ein Fluß- und Rheinauenprojekt eingesetzt werden sollen. Das Spendenergebnis beläuft sich auf stolze 70 000 DM! Durch diesen überraschenden Zuwachs hat der Naturschutzfonds Ortenaukreis wesentlich an Substanz gewonnen, was uns für 1997 mit Optimismus erfüllt.

### *Bodenschutz bei Auffüllungen beachten*

Das Landratsamt muß als Bodenschutz- und Naturschutzbehörde immer wieder gegen ungenehmigte und nicht fachgerecht ausgeführte Geländeauffüllmaßnahmen einschreiten. Dabei kann der fachgerechte Auftrag von unbelastetem Bodenaushub, so etwa auf landwirtschaftlich genutzte Flächen, die Böden und deren Nutzung durchaus verbessern. Dies entspricht auch dem Ziel der Kreislaufwirtschaft, wonach der Verwertung von Stoffen Priorität vor der Beseitigung einzuräumen ist. Andererseits können nicht fachgerecht vorgenommene, unregelmäßige Ablagerungen, womöglich noch mit verunreinigtem Material, zu Bodenbelastungen am Aufbringungsort führen. Dies kann einschneidende Folgen für den Grundstückseigentümer haben. Der Bodenschutz war deshalb im laufenden Jahr eine Schwerpunktaufgabe des Amtes.

Sowohl der Bodenaushub, der als Auffüllmaterial verwendet wird, als auch die Böden am Aufbringungsort müssen hinsichtlich ihrer stofflichen und physikalischen Belastung bestimmte Mindestanforderungen erfüllen. Der flächenhafte Auftrag von Bodenaushub auf Böden setzt voraus, daß diese Maßnahme eine Bodenverbesserung oder Bewirtschaftungserleichterung darstellt, ohne daß dabei die Beschaffenheit des Bodens erheblich oder nachhaltig beeinträchtigt wird.

### *Weitere Wasserschutzgebiete notwendig*

Die Ergebnisse der Grundwasserbeschaffenheitsüberwachung des Landes zeigen auch für den Ortenaukreis, daß es aus fachtechnischer Sicht erforderlich ist, die Umsetzung des Zieles, ausreichend große Wasserschutzge-

bierte auszuweisen, konsequent weiter zu verfolgen. Dies gilt insbesondere im Hinblick auf die hohen Nitratkonzentrationen im Grundwasser, bei denen bislang kein eindeutiger Rückgang feststellbar ist. Gesetzliches Ziel ist es hierbei, insbesondere lokale Grundwasservorkommen für die öffentliche Trinkwasserversorgung zu schützen und zu erhalten. Zum landesweiten ausreichenden Schutz aller Wasserfassungen sind gemäß der wasserwirtschaftlichen Zielsetzung des Landes rund 29% der Landesfläche als Wasserschutzgebiete auszuweisen. Aufgrund der vergleichsweise günstigen hydrogeologischen Gegebenheiten im Ortenaukreis sind für die 176 Wassergewinnungsstandorte der öffentlichen Wasserversorgungen lediglich etwa 10,7% der Kreisfläche als Wasserschutzgebiete festzusetzen. Im Vordergrund steht dabei die Erweiterung der vorhandenen Schutzgebiete. Es konnten 1996 sechs neue Wasserschutzgebiete festgesetzt werden. Ende 1996 betrug die ausgewiesene Fläche 123,1 Quadratkilometer bei einem Planziel von 198,5 Quadratkilometern. Drei weitere große Schutzgebiete mit einer Gesamtfläche von rund 38 km<sup>2</sup> befinden sich im Verfahren.

### **Schutz der Gesundheit ist wichtige Aufgabe**

Das Gesundheitsamt wird regelmäßig im Rahmen seiner Aufgaben in der Umwelt- und Seuchenhygiene an immissionsschutzrechtlichen Verfahren beteiligt. So trug eine medizinisch-toxikologische Stellungnahme dazu bei, gesundheitlich höchst gefährliche Schadstoffkonzentrationen in der Luft einer Hallen-Go-Kartbahn zu vermeiden. Bei der Bekämpfung übertragbarer Erkrankungen rückte die schon lange bekannte Creutzfeld-Jakob-Erkrankung wegen möglicher Verbindungen zum Rinderwahnsinn in den Mittelpunkt des Interesses. Alle gemeldeten übertragbaren Erkrankungen des Jahres 1995 wurden analysiert. Danach zeigte sich eine leicht steigende Tendenz bei der „Zeckenhirnhautentzündung“ (FSME), bei den virusbedingten Hirnhautentzündungen, bei den Leberentzündungen (infektiöse Gelbsucht) und bei den infektiösen Darmerkrankungen, wobei die Salmonellenerkrankungen gesunken, die übrigen Formen angestiegen sind. Gesunken sind die Erkrankungszahlen an Tuberkulose, ein Trend, der sich 1996 leider nicht fortgesetzt hat.

23 offene Badegewässer wurden in der Sommersaison mindestens einmal im Monat besichtigt und beprobt. In Zusammenarbeit mit dem Ordnungsamt wurden 21 Heime begangen. Die Zusammenarbeit mit den Krankenhäusern auf dem Gebiet der Krankenhaushygiene wird derzeit neu konzipiert, eine erste Fortbildung hat stattgefunden.

## *Jugendgesundheitspflege*

Auch 1996 wurde die Schuleingangsuntersuchung von insgesamt 5550 Kindern flächendeckend nach standardisierten Kriterien durchgeführt. Dabei hatten etwa 60% der einzuschulenden Kinder sich keiner vorherigen Früherkennungsuntersuchung U 9 unterzogen, was seitens des Gesundheitsamtes eine vollständige körperliche Untersuchung erforderlich machte. 4600 Mädchen der 6. und 7. Jahrgangsstufe erhielten eine breite gesundheitliche Beratung zum Thema Infektionsgefahren in der Schwangerschaft, diagnostische Maßnahmen (Antikörperbestimmung) sowie Vorbeugemöglichkeiten (Impfungen), und sie wurden bei vorliegendem Einverständnis gegen Röteln geimpft. 120 Schüler/-innen der 4. und 80 Schüler/-innen der 8. Jahrgangsstufen an allen Förder- und Sprachheilschulen wurden untersucht.

## *Projekt Beobachtungsgesundheitsamt fortgesetzt*

Die dreijährige Pilotphase des Projekts Beobachtungsgesundheitsamt war 1994/95 abgeschlossen. Mit Beschluß der Landesregierung vom 04. 12. 1995 wurde das Projekt in eine Dauereinrichtung überführt und liegt nach der Eingliederung der Gesundheitsämter in die Landratsämter jetzt in der Verantwortung der Landkreise, wobei die fachliche Koordination und Betreuung weiterhin vom Landesgesundheitsamt geleistet wird.

Das Projekt ist als wiederholte Querschnittsuntersuchung angelegt. Zielgruppe sind dabei die Schüler/-innen der jeweiligen 4. Klassen. Beim Belastungsmonitoring wird die interne Belastung des Organismus mit Schwermetallen und chlororganischen Verbindungen gemessen, beim Wirkungsmonitoring werden eine Lungenfunktionsprüfung, eine Fragebogenerhebung zu Atemwegserkrankungen und Allergien sowie ein Allergiescreening durchgeführt. Darüber hinaus wurde/wird in gezielten Studien aktuellen und speziellen umweltmedizinischen Fragestellungen nachgegangen (Muttermilch, Ozon, radioaktive Ganzkörpermessungen).

Während der Pilotphase nahmen in Kehl durchschnittlich 84% der Kinder an der Untersuchung teil. Die beim Belastungsmonitoring ermittelten Schadstoffgehalte sind mit Ergebnissen ähnlicher Untersuchungen im Bundesgebiet vergleichbar. Die meisten Meßergebnisse lagen unterhalb der von den Bundesgesundheitsbehörden definierten Orientierungswerten. Nur bei wenigen Kindern waren Kontrolluntersuchungen nötig, wobei erhöhte Werte meist auf Störeinflüsse (z. B. Fischverzehr, Fieberthermometerunfall) zurückzuführen waren. Eine klare Reihenfolge der Untersuchungs-

areale bei der Höhe der Belastung war nicht erkennbar. Auch beim Wirkungsmonitoring ergaben sich bei der Lungenfunktionsprüfung keine gesundheitlich relevanten Ortsunterschiede. Es zeigte sich aber ein ungünstiger Einfluß des Passivrauchens auf die kindliche Lungenfunktion. Die Fragebogenerhebung zu Atemwegserkrankungen zeigte, daß die familiäre Veranlagung der Haupteinfluß hierfür ist. Aber auch Schimmelbefall in der Wohnung hat einen negativen Einfluß. Beim Allergiescreening zeigte sich in Kehl (34,3%) und Aulendorf/Bad Waldsee (39,5%) eine deutlich höhere Sensibilität gegen Inhalationsallergene als in Mannheim (23,2%). Um diese Effekte abzuklären, sind weitere Untersuchungen nötig.

In Zukunft sollen die Querschnittsuntersuchungen: Belastungs- und Wirkungsmonitoring in zweijährigem Rhythmus durchgeführt werden. Zur Lungenfunktion sind zusätzlich Längsschnittuntersuchungen geplant. Dieselben Kinder werden deshalb nach drei und sechs Jahren noch einmal untersucht. In den Jahren zwischen den Querschnittsuntersuchungen soll offenen Fragen aus den vorangegangenen Untersuchungsrunden nachgegangen werden (z. B. dem Zusammenhang zwischen Schimmelpilzen und Allergien).

Da die Möglichkeit der Beobachtungsgesundheitsämter hinsichtlich räumlicher Ausdehnung und der untersuchten Altersgruppe beschränkt sind, hat sich der Ortenaukreis für ein Netz von Beobachtungspraxen zur Ergänzung der Beobachtungsgesundheitsämter eingesetzt. Des weiteren wird derzeit überprüft, ob deutsche mit elsässischen Beobachtungspraxen verknüpft werden können.

## **Ausblick**

Im kommenden Jahr gilt es, weitreichende Entscheidungen zu treffen wie auch begonnene Projekte weiter zu verfolgen. Das Thema der Erstattung der Schülerbeförderungskosten werden die Kreisgremien 1997 erneut aufgreifen müssen. Darüber hinaus steht im öffentlichen Nahverkehr der Tarifverbund mit dem Großraum Straßburg kurz vor der Umsetzung. Und auch in der Kreisverwaltung werden alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sich stets weiterhin bemühen, ihre Dienstleistungen für die Bevölkerung bürgernah, kompetent und zügig zu erbringen.



# Zur Frühgeschichte des Klosters Schwarzach

*Suso Gartner*

Die ehemaligen Klöster Honau, Gengenbach, Schuttern, Ettenheimmünster und Arnulfsau/Schwarzach stehen – sieht man von einigen legendenhaften Nachrichten ab – als monastische Brennpunkte christlicher Kultur am Anfang der schriftlichen Überlieferung im Gebiet der Ortenau. Trotz vielfacher Zerstörung, Verlegung von dem ursprünglichen Standort, immensen Verlusten infolge von Bränden und anderen Unglücksfällen, späteren Fälschungen und Verunechtungen von Urkunden lassen sich, wie im Folgenden für Schwarzach<sup>1</sup>, einige z. T. neue Aspekte für die früh- und hochmittelalterliche Zeit des mittelbadischen Raumes gewinnen<sup>2</sup>.

Das von den Etichonen zu Beginn des 8. Jahrhunderts gegründete Kloster auf der Rheininsel Honau<sup>3</sup> wird vor allem aufgrund der Namen einiger seiner Bischöfe und Äbte mit der Tradition iro-schottischen monastischen Lebens, zu dem auch die Peregrinatio gehörte, in Verbindung gebracht. Wandermönche (*monachi peregrini*) finden sich auch in dem Privileg Bischof Heddos von Straßburg<sup>4</sup> von 749 für das von dem Grafen Ruthard<sup>5</sup> auf der Rheininsel Arnulfsau gegründete Kloster, dem Vorläufer von Schwarzach. Die zahlreichen Bischofsnamen haben einem spätmittelalterlichen Chronisten wie Jakob Twinger von Königshofen einiges Kopfzerbrechen bereitet, mußte er doch einen eigenen bischöflichen Sprengel in unmittelbarer Nachbarschaft der Straßburger Diözese mit alter Bischofstradition annehmen<sup>6</sup> und sich mit den sogenannten Chor- und Klosterbischöfen auseinandersetzen. Werfen wir deshalb zunächst einen kurzen Blick auf diese ungewohnte Einrichtung.

## *Iro-schottische Besonderheiten*

In der irischen Kirche, die sich im 5. und 6. Jahrhundert in ihrer hierarchischen Verfassung im wesentlichen nicht von der des Kontinents unterschieden hatte, vollzog sich im 7. Jahrhundert ein entscheidender Wandel. Umfangreiche Grundschenkungen an die Klöster, die sich in den Händen der Clans befanden, vermehrten deren wirtschaftliche Basis. Das Mönchtum gewann in zunehmenden Maße an religiösem und politischem Gewicht, durchbrach die bischöfliche Unterordnung und drängte sie schließlich in den Hintergrund. Das Land war jetzt mit zahlreichen Klöstern übersät, und der religiöse Eifer der Äbte und Mönche prägte das Bild eines nach asketischer Vollendung strebenden neuen Aufbruchs.



*Abb. 1: Kloster Schwarzach*

Die Autorität der Äbte erstreckte sich auf das Kloster und seine Tochtergründungen. Während die Diözese der frühen irischen Bischöfe ein kleines Territorium umfaßte, bestand nun die monastische *Parrochia* (Sprengel) aus weitverzweigten Niederlassungen. Die Jurisdiktionsgewalt besaß der Abt, der manchmal selbst Bischof war oder Bischöfe zum Vollzug der Weihen unter sich hatte.

Gegenüber dem Festland wich die irische Mönchskirche in der Berechnung des Osterzyklus und in der Form der Tonsur von der römischen Kirche ab. Auf der Synode von Whitby (663/4) erkannte dann ein Teil der Iren die römischen Bräuche an, und um die Wende zum 8. Jahrhundert folgten schließlich auch die Nordiren<sup>7</sup>.

Bestehen blieb die Gewohnheit, sich Bischöfe für die klösterliche *Parrochia* zu weihen. Diese zumeist absoluten (d. h. ohne festen Kirchentitel) und oft nur von einem Bischof vollzogenen Weihen mußten in den Augen der mit dem kanonischen Recht vertrauten Kleriker des Kontinents Argwohn erregen. Um das Jahr 738 warnte etwa Papst Gregor III. die Bischöfe Bayerns und Alemanniens vor den hereinströmenden Angehörigen der keltischen Kirche<sup>8</sup>.

Bei seiner Reform der fränkischen Kirche versuchte Bonifatius alle Kleriker, die von der kirchlichen Norm abwichen, entweder zu korrigieren oder, wenn dies nichts nutzte, ihrer kirchlichen Funktion zu entbinden. Das galt auch für die Bischöfe ohne festen Titel, die sich nicht in die Diözesanstruktur eingliedern lassen wollten. Auf dem Concilium Germanicum (742), an welchem der Straßburger Bischof Heddo teilnahm, beschloß man unter dem Vorsitz von Bonifatius einen Kanon, der alle „dahergelaufenen“ (omnes undecumque supervenientes ignotos) unbekanntem Bischöfe und Priester vor der Billigung durch die Synode zum Kirchendienst nicht zuließ<sup>9</sup>.

Einer der Gründe für das Wanderleben (Vagatio) mancher dieser Bischöfe mag die unzureichende wirtschaftliche Versorgung gewesen sein. Während der Diözesanbischof seine festen Einkünfte aus seinem Sprengel hatte, waren die Wanderbischöfe (episcopi peregrini) auf die Unterstützung ihrer Anhänger und das Wohlwollen des grundbesitzenden Adels angewiesen. Nicht selten werden sie daher auch ihre bischöflichen Weihebefugnisse für ihre Unterhaltssicherung eingesetzt haben. Einen festen Platz konnten sie als Klosterbischöfe besonders in den vom Diözesanbischof exempten Klöstern einnehmen.

### *Arnulfsau*

Wie an anderer Stelle dargelegt<sup>10</sup>, muß an dem Zusammenhang mit der Vorgängergründung des Klosters Schwarzach, dem wie Kloster Honau auf einer Rheininsel gelegenen Arnulfsau, festgehalten werden. Hingewiesen sei hier nicht nur auf die Aufbewahrung der Urkunde für Arnulfsau von 749 im Schwarzacher Klosterarchiv, sondern auch auf einige z. T. verunrechtete in kopialer Überlieferung tradierte Urkunden über den Klostergründer Ruthard und seine Gemahlin (H-) Irminsind, deren Jahrtag man noch im 12. Jahrhundert in Schwarzach beging. Nach Königshofen lag das von Ruthard und seiner Frau Irmensind gestiftete Kloster diesseits des Rheins (linksrheinisch) in *Schurer ban by Kotzenhusen* (bei Drusenheim)<sup>11</sup>. Auffallend ist der Umstand, daß dieser Gründungsurkunde von 749, deren Original nur noch in dem von Schöpflin veranlaßten Kupferstich überliefert ist<sup>12</sup>, das gleichlautende Formular der Urkunde Bischof Widegerns von Straßburg für Kloster Murbach von 728<sup>13</sup> zugrunde gelegt wurde.

Im Folgenden werden deshalb die Bestimmungen des Privilegs für Arnulfsau hinsichtlich der *Peregrinatio*, der *Abtwahl*, der *Correctio* durch den Abt und der *Gaben für die Weihehandlungen* durch einen Klosterbischof näher miteinander verglichen und in die Tradition ähnlicher Urkunden des Frankenreiches gestellt.

Die Arenga (einleitende literarische Formel) des Privilegs Bischofs Widegers für Kloster Murbach (728 Mai 13 = Bischof Heddo für Kloster Arnulfsau 749 Sept. 27) gliedert sich in zwei Sinnabschnitte mit verschiedener Zielsetzung. Nach einem einleitenden Satz, der die Fürsorge der Kirchenhirten für die Ausbreitung und die Lebenskraft der Kirche betont, legt sie mit drei Zitaten aus der hl. Schrift (Gen. 12, 1; Mt. 19, 12; Mt. 16, 29) die Haltung der *monachi peregrini*, der Wandermönche, dar. Danach folgt der Hinweis auf die Vorbilder: die Klöster Lérins, S. Maurice und Luxeuil und ein Zitat aus der Apostelgeschichte (4, 32). Was Lérins anbelangt, so muß zunächst darauf hingewiesen werden, daß die Synoden des Merowingerreiches die volle Amtsgewalt des Bischofs über den Abt vorsahen. Um sich von ihr weitgehend selbständig zu machen, bedurfte es eines auf synodaler Grundlage beruhenden bischöflichen Privilegs. Ein Synodalbeschluß zugunsten von Lérins bildete hier den Anfang. Auf dieses Vorbild beriefen sich die meisten späteren Privilegien<sup>14</sup>.

Was die *Peregrinatio*, die asketische Pilgerschaft, die bei den irischen Mönchen so verwurzelt war, angeht, sei daran erinnert, daß 728 Murbach als *Vivarium Peregrinorum* bezeichnet wird, wohin der Bischof Pirmin seine *monachi peregrini* gerufen habe. Ebenso heißt es 749 für Arnulfsau: „Weil wir [Bischof Heddo von Straßburg] erfahren haben, daß der mächtige (*vir inluster*) Graf Ruthard auf der Insel, die Arnulfsau genannt wird, am (*iuxta*) Rhein unterhalb unseres Sprengels (*parrochia*) zu Ehren der heiligen Apostel und der heiligen Gottesgebärerin Maria und der übrigen Heiligen mit Gottes Hilfe und unserm Rat versucht hat, ein Kloster auf seinem eigenen Gut neu zu erbauen (*a novo aedificare*) und dahin Abt Saroardus mit seinen *monachi peregrini* gerufen habe, um das *Coenobium* oder die heilige Gebetsgemeinschaft unter der Regel des seligen Benedikts mit Gottes Gnade und unserer Hilfe zu vollenden [. . .]“<sup>15</sup>.

Nun kann die asketische Pilgerschaft<sup>16</sup> (*Peregrinatio*), wie sie bei den irischen Mönchen üblich war, einmal als Auszug in die Fremde und Verweilen in der Fremde, als Leben im Kloster, in negativer Konnotation aber auch unruhiges Umherschweifen gedeutet werden. Den Konflikt zwischen der *Stabilitas loci*, wie sie Kap. 4 des Konzils von Chalcedon vorschrieb, und dem Wunsch, eine Reise nach Rom zu unternehmen, schildert z. B. der Brief, den die Äbtissin Eangyth an Bonifatius richtete. Sie stellte ihm die Frage, was nach seiner Ansicht für sie nützlicher sei: in der Heimat allein zu leben oder in die Fremde zu pilgern<sup>17</sup>. Die ausufernde, sich nicht an die kirchlichen Vorschriften haltende *Peregrinatio* stand dem Aufbau bzw. der Kräftigung einer an feste Titel (Kirchen) und damit an bestimmte Verantwortungsbereiche geknüpften kirchlichen Struktur im Wege. Die Eingliederung der *peregrini monachi*, jener vormals unter der Führung Pirmins

aus der Fremde gekommenen Schar, scheint durch die Bindung an das von ihnen eingerichtete Kloster und die Betonung der die Stabilitas (Ortsgebundenheit) beinhaltenden Regel Benedikts gelungen zu sein.

Der Abt eines Klosters wachte über die sorgfältige Beachtung der Klosterregel. Wenn Mönche in der Ausübung ihrer Religion nachlässig wurden, mußte er sie zurechtweisen (*Correctio*). Falls er aber untätig blieb oder keine Besserung herbeiführen konnte, sahen die Klosterprivilegien der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts verschiedene Verfahren vor, um die Ordnung wieder herzustellen. Nach dem ersten Wideradtestament (s. u.) für Flavigny (719)<sup>18</sup> können die Mönche in den benachbarten Klöstern Rat holen, die in richtiger Weise die Regel des hl. Benedikts befolgen. Für Murbach sah der entsprechende Passus vor, daß die Mönche sich an alle andern Klöster wenden konnten, wo die *peregrini monachi supradicti episcopi* (d. i. Pirmin) lebten. Bei Arnulfsau heißt es entsprechend *Ubi peregrini monachi supradicti consistere videntur*. Der direkte Hinweis auf Pirmin fehlt<sup>19</sup>.

Für den Bestand einer Mönchsgemeinschaft war die Kontinuität in der Leitung von ausschlaggebender Bedeutung. Zwar konnte der Klostergründer zunächst einen Abt eigener Wahl an die Spitze der Gemeinschaft stellen, doch mußte dessen Nachfolger nach dem Zeugnis der bischöflichen Privilegien aus der Mitte der Congregatio gewählt werden. Dadurch war gewährleistet, daß nicht durch auswärtige Äbte andersartige Regeln und Gebräuche dem Kloster aufgezwungen und der innere Friede gefährdet wurde. Die Mehrzahl der Privilegien begnügen sich mit dem Hinweis, daß der Abt aus dem Kloster gewählt werden sollte. Die Urkunden für S. Colombe (660 Sept. 1)<sup>20</sup>, Flavigny (719), Murbach (728) und Arnulfsau (749) fügen Zusatzklauseln hinzu. Der Abt konnte, wenn kein geeigneter Kandidat aus den eigenen Reihen vorhanden war, aus einem andern Kloster der gleichen Regel genommen werden. In Murbach, dem *Vivarium peregrinorum*, fiel die Wahl entweder auf einen der Monachi peregrini oder man konnte ebenfalls aus einem andern Kloster Pirmins aus der Kongregation der Peregrini, die unter der Regel des hl. Benedikts lebten, einen geeigneten Vorsteher erbitten. Die gleiche Klausel findet sich auch im Privileg Bischof Heddos für Kloster Arnulfsau, nur daß hier ebenfalls wie bei der *Correctio* der Name Pirmins fehlte.

Ein dem Murbacher Privileg von 728 eigentümlicher Passus über die Weiherechte weist auf einen in der Klostersgemeinschaft lebenden Bischof hin. Nach kirchlichem Recht mußte die Vornahme der Weihehandlung unentgeltlich geschehen. Doch konnte man wohl in der Praxis den Weihbischof nicht ohne alle Gaben entlassen. Das Testament Widerads für Flavigny legte deshalb fest, daß der Weihbischof mit dem zufrieden sein mußte, was

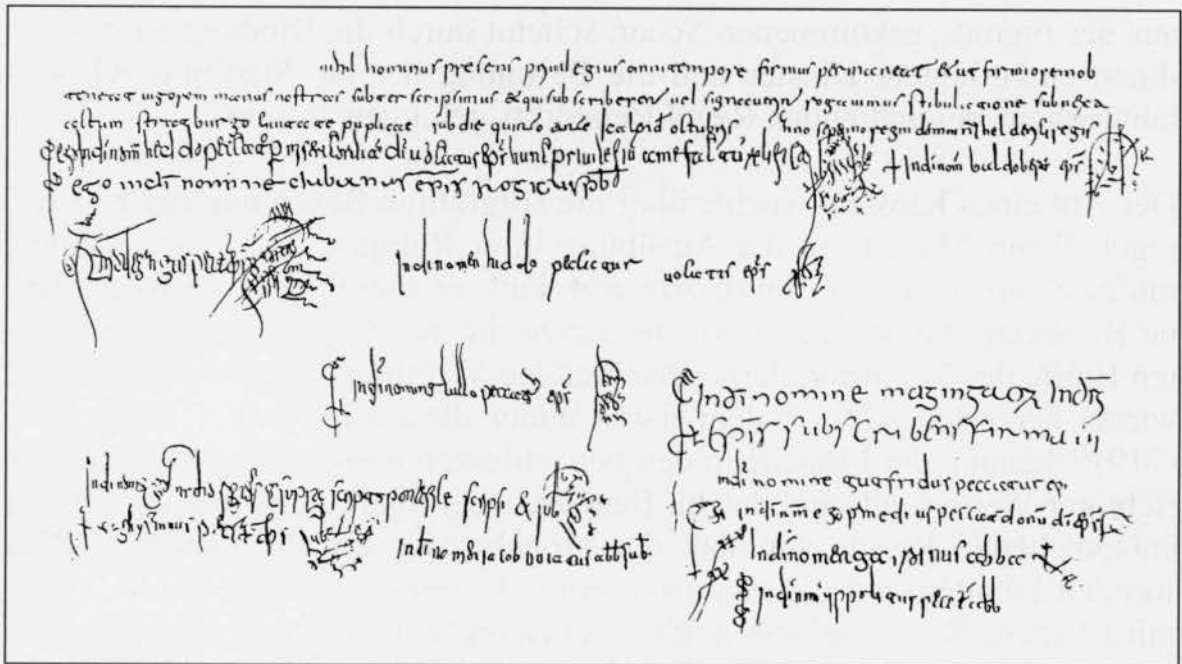


Abb. 2: Die Unterschriften unter das Privileg für Arnulfsau nach dem Kupferstich von Schöpflin

ihm das Kloster geben wollte. Noch weiter reichen demgegenüber die Bestimmungen im Privileg für Arnulfsau. Dort sollte der Abt dem Bischof nach seiner Weihehandlung einen Krummstab und Schuhe geben<sup>21</sup>: *celebrato officio in honorem eius episcopi donat ei abbas camputtam et subtulares*. Man kann annehmen, daß ein derartiger Passus an der Realität der damaligen Verhältnisse orientiert war.

Aus dem Text für Murbach geht hervor, daß Pirmin zur Zeit der Erteilung des Privilegs (728) schon mehrere andere Klöster gegründet bzw. mit seinen peregrini monachi eingerichtet hatte. In ihnen lebte man nach einer gleichartigen Klosterregel, denn nur unter dieser Voraussetzung waren gegenseitiger Rat und Hilfe sinnvoll.

In der Vita Pirmins<sup>22</sup> wird auch Schwarzach zu seinen Klostergründungen gezählt. Der wohl dem Hornbacher Kloster entstammende Verfasser beklagt allerdings, als er auf die Klostergründungen Pirmins zu sprechen kommt, daß die Insassen dieser Klöster nichts mehr über deren Anfänge wüßten oder ihm keine Nachrichten zukommen lassen würden. Dies ist wohl auch angesichts des zeitlichen Abstands der Vita nicht verwunderlich.

Auf die Verbindung zu Murbach weisen außer der Übernahme des Privilegs von 728 noch zwei in den Verbrüderungsbüchern aufeinanderfolgende

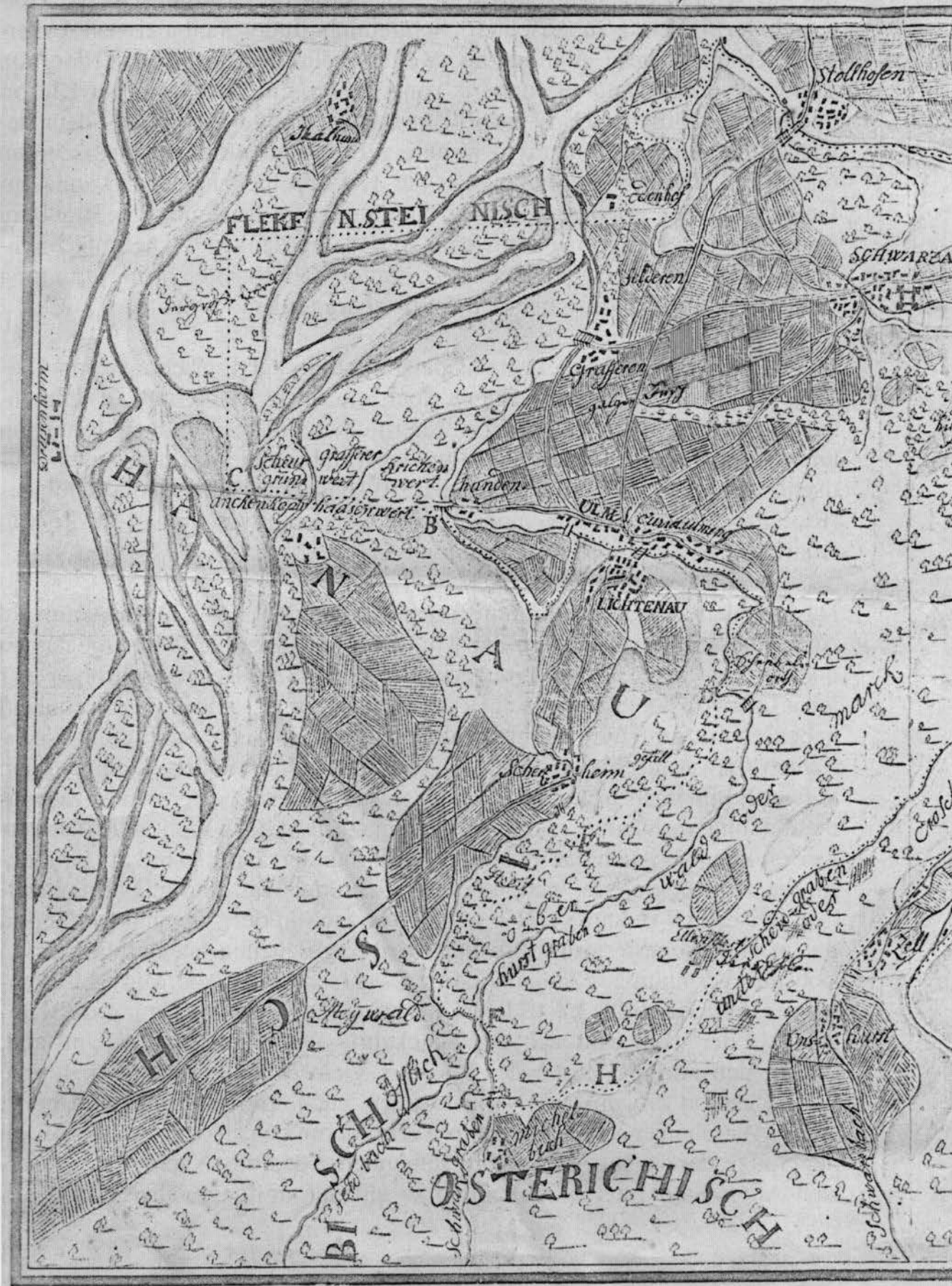
Mönchsamen Saroardus und Da(i)grammus<sup>23</sup>. Saroardus hieß auch der Abt, den der *vir inluster* Graf Ruthard, der mit Warin zusammen als Verwalter Alemanniens galt, mit seinen *peregrini monachi* herbeigerufen hatte, um auf seinem Eigengut ein Kloster zu Ehren der Apostel und der Gottesgebärerin Maria zu errichten. Schließlich findet sich bei den Unterschriften unter diese Urkunde an zweiter Stelle nach Bischof Heddo von Straßburg die Signatur Baldoberts von Basel, dem das Murbacher Kloster übertragen worden war. Dann folgen der Iroschotte Duban aus dem benachbarten Kloster Honau und weitere zehn Unterschriften von Bischöfen und drei Äbten. Es liegt nahe, statt des Herumschickens der Urkunde zur Unterzeichnung an eine an Ort und Stelle oder im benachbarten Straßburg stattgefundene Zusammenkunft oder Synode zu denken<sup>24</sup>. Die unterzeichnenden Bischöfe Lull und Megingoaz hatten dabei vielleicht in Vertretung von Bonifatius bzw. Burchhard von Würzburg teilgenommen.

War also Pirmin wohl nicht mehr persönlich an der Einrichtung von Kloster Arnulfsau beteiligt, so deuten doch die oben erläuterten Zusammenhänge auf die enge Verbindung mit dem ehemaligen Etichonenkloster hin und weisen auf die sich um die Mitte des 8. Jahrhunderts vollzogenen politischen und religiösen Veränderungen: Ausbau der fränkischen Machtbasis (Ruthard) und Einbettung monastischer Sonderentwicklungen in die von Bonifatius bewirkten Reformbestrebungen.

Das von dem mächtigen Grafen Ruthard gegründete Inselkloster Arnulfsau ist wahrscheinlich bald nach der Mitte des 8. Jahrhunderts untergegangen oder auf die andere Rheinseite verlegt worden. Sein Rechtsnachfolger war jedenfalls Kloster Schwarzach. Ruthard selbst und seine Frau Hirminsind haben es mit umfangreichem Besitz ausgestattet. Auch wenn diese Nachrichten aus verunechteten Urkunden des 12./13. Jahrhunderts stammen und teilweise nur noch in kopialer Überlieferung oder regestenartiger Zusammenfassung vorhanden sind<sup>25</sup>, so wird man diese doch nicht gänzlich verwerfen können. Auch daß man im 12. Jahrhundert Hirminsind als Gründerin des Klosters feierte, weist in diese Richtung. Was allerdings im einzelnen zwischen 749 und 817/19, wo Schwarzach in der sogenannten *Notitia de servitio monasteriorum* erwähnt wird<sup>26</sup>, geschehen ist, darüber lassen sich nur Vermutungen äußern. Ist der wahrscheinlich aus Murbach kommende Abt Saroardus nach dem Untergang, bzw. der Verlegung des Klosters wieder nach Murbach zurückgekehrt? Auffallend ist der Umstand, daß in den Anfangsjahren des Klosters viele Mönche nichtgermanische (biblische und romanische) Namen tragen; auch ein *Peregrinus* ist dabei<sup>27</sup>. Allem Anschein nach war der im Verbrüderungsbuch von Reichenau an der Spitze der verstorbenen Äbte stehenden Agoaldus Nachfolger des ersten Abtes Saroardus<sup>28</sup>. Schließlich ist auf den umfangreichen Besitz des

# CHARTA TOPOGRAPHICA TERRITIO

*Septentrio*





# SCHWARZACENSIS.

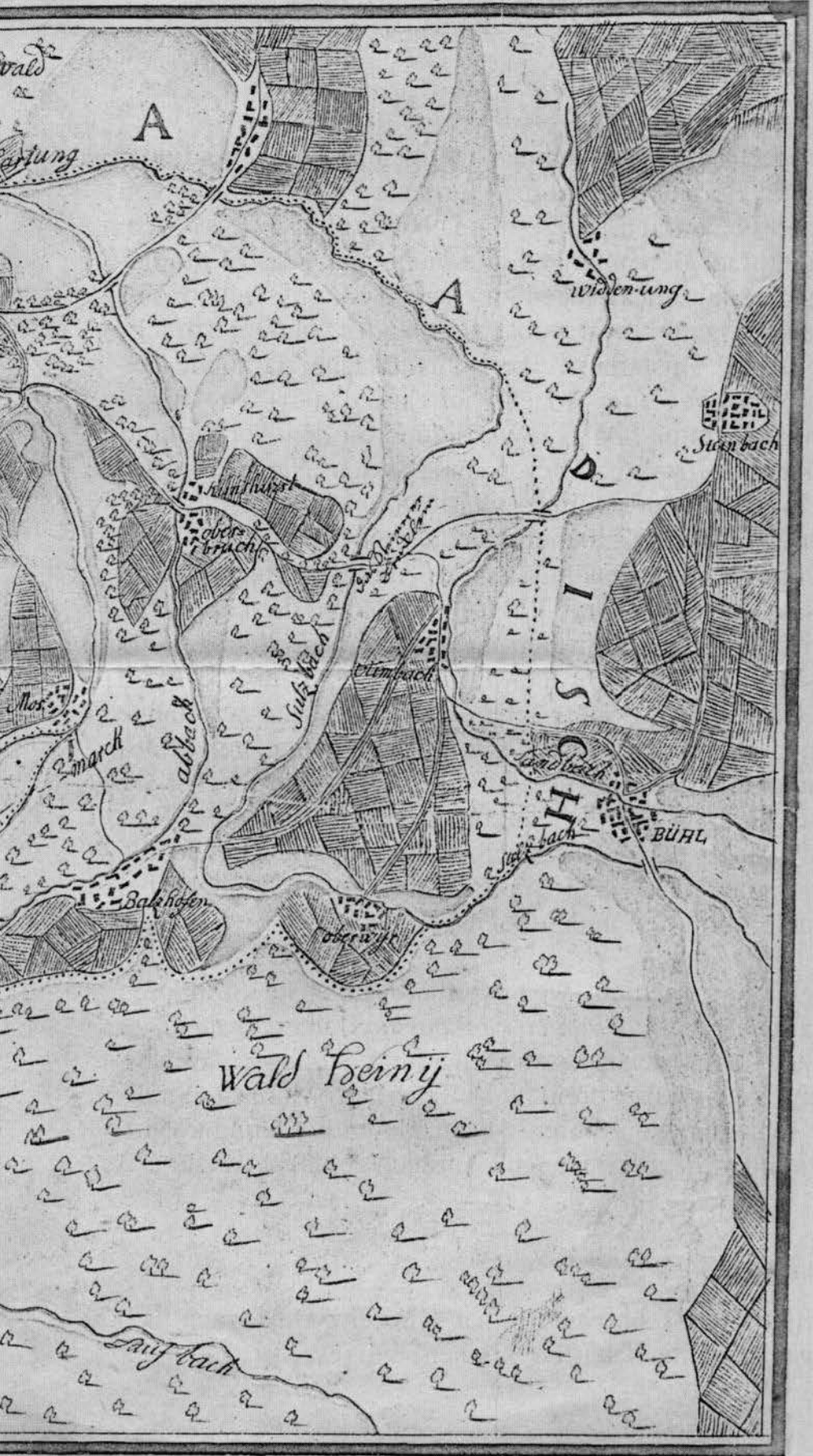


Abb. 3: Charta topographica territorii Schwarzacensis

Klosters im Bereich der oberen Donau hinzuweisen, den das Kloster 961 mit Bischof Hartbert von Chur gegen die näher gelegenen Orte Neuershau- sen im Breisgau und Dinglingen in der Ortenau tauschte<sup>29</sup>. Ihn hat man – wohl mit Recht – mit Graf Ruthard in Verbindung gebracht.

### *Eine Marktgründung*

Auf der Gemarkung Greffern im Bereich des heutigen DOW-Werks findet sich in alten Karten und Berainen noch der Flurname Feldern und davon abgeleitete Namen wie Felderbach, Felderbühn, Felderfeld, Felderbosch, Feldergarten und Felderpfad. Benennungen, die nichts mit Feld zu tun haben, sondern wie aus den ältesten Belegen zu ersehen ist, auf Vallator mit der Bedeutung Falltor, Fallgatter, von selbst zufallendes Zauntor zurück- führen<sup>30</sup>. Der älteste Beleg entstammt einer Schwarzacher Urkunde aus dem Jahre 994<sup>31</sup>. Auf dem Weg zum Hohentwiel hatte damals Otto III. in Baden-Baden Station gemacht und dort die Verfügung für den Abt Wolfold von Kloster Schwarzach getroffen: Dieser und dessen Nachfolger im St. Peterkloster in Schwarzach dürfen in der *villa vallator* in der Grafschaft des *Cuono* einen Markt mit allem Zubehör errichten: mit Münze, Zoll und Geleit. Kein Vogt soll dort ohne Genehmigung des Abts Befugnisse haben. Die Übertretung dieses Gebots wird mit 100 Pfund Gold an die königliche Kammer bestraft. Die Lage am Rhein und an der auf dem Hochgestade führenden Straße war nicht schlecht gewählt, konnte man doch den Schiffsverkehr und den Landweg überwachen. Inwieweit und wie lange diese Marktgründung Bestand hatte, wissen wir nicht. In dem ersten Straß- burger Stadtrecht findet sich der Hinweis, daß die Müller und Fischer für den Transport des Bischofs auf dem Rhein sorgen mußten zwischen *Rust superius und Velleter inferius*<sup>32</sup>. In Feldern selbst ist 1288 eine Kapelle, die St. Georgskapelle erwähnt. 1472 geht ein Fischwasser bei Feldern bei Sankt Georg herab nach Stollhofen in den Bach.

Das Münzrecht scheint an das nicht weit oberhalb gelegene Stollhofen (1154: *Curiam dominicalem in stadelhouen cum basilica*) übergegangen zu sein. Jedenfalls heißt es nach den Schwarzacher und Stollhofer Weistü- mern, daß der Abt das Recht habe, dreimal 14 Tage lang Münzen (Straß- burger Währung) zu schlagen. Von diesem Recht hat er, wie einige Mün- zen aus dem 13. Jahrhundert bezeugen, auch Gebrauch gemacht<sup>33</sup>.

### *Herrschaftsrechte und Abteigebiet*

Ein zusammenhängendes Herrschaftsgebiet hat Kloster Schwarzach sich nur auf rechtsrheinischer Seite schaffen können, wo es fast alleiniger



*Abb. 4: Abteiwappen des  
18. Jahrhunderts*



*Abb. 5: Abteikirche von Osten*

Grundherr war und noch über andere Rechte wie z. B. Gerichtsrechte verfügte.

Kernbezirk war das Mundat, ein erweiterter Immunitätsbezirk, der nach dem Ausweis der Fischereirechte im 13. Jahrhundert vom *Ronogieze* bis zum *Birkvelt* auf Klosterseite und auf der andern Rheinseite vom *Beriloch* bis zur *Krumbenlache* reichte. Dort durfte niemand außer mit Genehmigung des Abts ein Fach (Fischreuse-, -wehr) haben<sup>34</sup>. Die St. Petersleute (Familia S. Petri), die innerhalb dieses Bereichs wohnten, der Mundat genannt wurde, konnten dort, wenn Überfluß vorhanden war, mit Fanggeräten Fische fangen.

Der Bereich der Schwarzacher Klosterherrschaft reichte nach dem Schwarzacher Weistum von *Michelbuch* mitten in den Bach bis nach *Anspach/Onelsbach* (Bach durch Unzhurst) an das Brücklein, von dort bis an den *Illehag* (bei Membrechtshofen/Renchenloch), von dort bis mitten in den Rhein, der Mitte des Flußverlaufs nach bis in den *Zehengraben* und von dort bis in das *dicke Loh*. Innerhalb dieser Grenzen hatte der Abt Zwing und Bann, Herrschaft über Wald und Weide, Zins, Zehnte, Fälle, Wildbann, Vogellege (-fang), Goldgrien (-wäscherei), Mühlstaden (-plätze)<sup>35</sup>.

Eine weitere in dem Schwarzacher Weistum aufgezählte Gerechtigkeit war das Grundruhrrecht. Wenn ein Schiff strandete und nicht aus eigener Kraft innerhalb eines Tages vom Land wieder ablegen konnte, so mußte man mit dem Abt um den dritten Teil der Grundruhr *übereinkommen*. Fuhr ein Schiff mit einem gestellten Ruder den Rhein herauf, so sollte man dem Gotteshaus ein Pfund Pfeffer, zwei Herrenbrote und ein Viertel Wein geben.

#### *Auseinandersetzungen mit weltlichen Gewalten*

Der Niedergang der einst glorreichen Abtei gegen Ende des 11. Jahrhunderts war den Speyrer Bischöfen zuzurechnen, denen 1032 Konrad II. die Abtei übergeben hatte<sup>36</sup>. Der Gottesdienst lag fast völlig darnieder<sup>37</sup>. Die Ursache dafür waren die von den Speyrer Bischöfen geforderten unerträglichen Dienstleistungen. Güter, die den Mönchen zum Lebensunterhalt dienten, hatten sie den Rittern zu Lehen gegeben, andere waren durch die Adligen der Abtei unwiederbringlich entfremdet worden. Jetzt wurde die Abtei am 13. Oktober 1104 von Kaiser Heinrich IV. von den Dienstleistungen an die Speyrer Kirche befreit.

Kloster Schwarzach war noch zu Lebzeiten Abt Wilhelms (gest. 1091) mit Hirsau eine Gebetsverbrüderung eingegangen<sup>38</sup>. Aus diesem Kloster

stammten die Äbte Konrad und Hiltibert. Mit ihrem Wirken setzte ein neuer Aufschwung und eine neue Blüte der Abtei ein.

Abt Konrad bemühte sich um die Sicherung des Klosterbesitzes und bestimmte auch das Gut bei Altheim, das vordem dem Kloster entfremdet, danach aber wieder zurückgegeben worden war, zur Beleuchtung des Altars und zur Speisung der Brüder am Jahrtag der Klostergründerin Hirminsind<sup>39</sup>.

Zu den dem Kloster entfremdeten Gütern gehörte auch der Schwindratzheimer Hof in der Hand des Grafen Simon von Saarbrücken. Graf Simon behauptete, ihn vom Speyrer Bischof (seinem Oheim Bruno) zu Lehen erhalten zu haben. Abt Konrad erlangte von Papst Eugen III. eine Exkommunikationssentenz, die vom zuständigen Straßburger Bischof verkündet wurde. Das Gut kam schließlich nach Zahlung von 110 Mark Silber wieder an das Kloster zurück<sup>40</sup>.

Die Besitzbestätigungen von 1154 durch die Bischöfe von Straßburg und Speyer deuten den Wiederaufstieg des Klosters an, die ihren Ausdruck in den baulichen Erweiterungen und Verbesserungen fand.

Einen anderen Streit hatte das Kloster 1212 mit Heinrich von Stollhofen auszutragen. Er behauptete, sein Vater habe vom Kloster als Lehen 45 Viertel Winterfrucht und 6 Viertel Gerste in Dossenheim jährlich erhalten. Weil diese dem Kloster lästig erschienen seien, habe man seinem Vater dafür das Amt eines Schultheißen in Stollhofen zugewiesen. Heinrich leitete daraus nun einen erbrechtlichen Anspruch auf die Schultheißenpfründe und auf einen Mansus in Hügelsheim her. Beide Parteien einigten sich auf den Schiedsspruch des Eberhard von Eberstein. Die Angelegenheit endete schließlich damit, daß Heinrich gegen Bezahlung von 30 Schillingen auf jegliches Recht verzichtete<sup>41</sup>.

Weit gravierender war allerdings der Streit mit den Klostervögten, den Rittern von Windeck<sup>42</sup>, die die Familia des Klosters besteuert, die Hofessen zu Frondiensten herangezogen und das Gastrecht des Klosters mißbraucht hatten. Die Abtei erreichte, daß ihre Amtsleute wie Förster, Zinsmeister, Büttel und Werkmeister sowie das andere Dienstpersonal von allen Dienstleistungen und Abgaben gegenüber den Vögten freigestellt wurden. Dieselbe Freiheit sollten auch die Ministerialen des Klosters, so Konrad Knopf und seine Gefährten sowie die andern Lehensleute der Abtei genießen.

Das älteste Schwarzacher Kopialbuch enthält aus der Zeit um 1230 ein Verzeichnis der Schwarzacher Lehensleute mit der Angabe ihrer Lehensgüter<sup>43</sup>: Hesso, Schultheiß von St. Pilt (Kt. Rappoltsweiler) und sein Bruder Reinloch haben einen halben Acker Reben, in Gebweiler 1 $\frac{1}{2}$  Äcker, in

Lautenbach (Lutin-, Kt. u. Kr. Gebweiler)  $\frac{1}{2}$  und in *Velturnin*  $\frac{1}{2}$ , in *Burninbach* 1, ebenso in Eckenbach (Eckin-, südl. Schletterstadt).

Es folgen die Lehen der Ritter: Bernwin von Hochfelden (Kr. Straßburg-Land) besitzt einen Mansus in Ingenheim (Ingin-, Kt. Hochfelden), Werner Krieg, Sohn des Bohmar, besitzt den kleinen Zehnten in Mommenheim (Kt. Brumath) und zwei Mansen in Hochstett (Kt. Hagenau). Schultheiß Wölfelin von Hagenau hat  $1\frac{1}{2}$  Mansen in Schwindratzheim und XIII Unzen, welches Lehen Konrad von Hüttendorf war, und dazu einen andern Mansus in Schwindratzheim, der den Brüdern Walther und Werner von Küttolsheim (Kützelns-, Kt. Truchtersheim) gehörte. Friedrich Marschall (-schalcus) von Hagenau (-öuwe)  $1\frac{1}{2}$  Mansen und drei Weingärten, Engelhard Marschall von Hagenau hat 1 Taler und ein Fuder (carrata) Wein nach altem Maß und einen Mansus in Schwindratzheim (Swindracz-), der aber noch strittig ist. Der Ritter Stehelin von Straßburg hat Lehensgüter und Zehnten von Gütern in Quatzenheim (Qwaczen-, Kt. Truchtersheim). Johannes Rufus vom Rossmarkt (in foro equorum) hat den Kleinzehnten in Frankelsheim (Franckenheim, eingegangen zwischen Schwindratzheim u. Alt-Eckendorf) zu Lehen. Ludwig von Marlenheim (Marleye) und die Söhne seiner Brüder haben  $1\frac{1}{2}$  Mansen in Westhofen (Kr. Molsheim).

Eine Ausnahmestellung unter den Schwarzacher Lehensträgern nimmt sicherlich der Schultheiß Wolfhelm oder Wölfelin von Hagenau ein. Als Reichsschultheiß und Statthalter des Kaisers herrschte er mit beinahe unbeschränkter Selbständigkeit, um die Interessen seines Herrn an dessen Privatbesitz wie auch am Reichsgut zu wahren. Seine Kompetenzen erstreckten sich nicht nur auf Hagenau und das umliegende Reichsgut, sondern bald über das ganze Elsaß. Für das Schwarzacher Kloster war es deshalb von besonderem Interesse, sich die Gunst dieses mächtigen Mannes durch Vergabe von Lehen zu sichern.

Nach dem Weistum von Schwarzach aus dem 13. Jahrhundert hatten manche der vom Kloster belehnten Ritter ihren Sitz im Dorf Schwarzach selbst: *Milites, qui sunt ab ipso claustro feodati, in villa Swarzahe residentes, ab ipso abbate feodate sunt* [. . .]<sup>44</sup>.

#### Anmerkungen

- 1 S. Gartner, Kloster Schwarzach (Rheinmünster), in: Die Klöster der Ortenau, hg. W. Müller, S. 263–341. – Ders. Kloster Schwarzach (Rheinmünster), Zu Geschichte und Sprachgeschichte der nördlichen Ortenau, Bühl 1979 (Diss. Freiburg i. Br.). Ders. Die Benediktinerabtei Schwarzach (Rheinmünster), in: Eglises et Religions, Annuaire de la Société d'Histoire et d'Archéologie du Ried-Nord, Drusenheim 1994, S. 241–297. –

- Zu den Grabungen und zur Baugeschichte: A. Tschira, Die ehemalige Benediktinerabtei Schwarzach, Karlsruhe 2. Aufl. 1977.
- 2 Einige Überschneidungen und Wiederholungen mit den in Anm. 1 genannten Arbeiten, wo auch weitere Lit. zu Schwarzach erwähnt wird, ließen sich nicht vermeiden.
  - 3 Ch. Wilsdorf, Le Monasterium Scottorum de Honau et la famille des ducs d'Alsace au VIIIe siècle, in: Eglises et Religions (wie Anm. 1), S. 15–118; zuerst in: Francia 3 (1975), München 1976.
  - 4 A. Bruckner, Regesta alsatiaevi merovingici et karolini (496–918), Bd. 1, Strasbourg, Zürich 1949, Nr. 166, S. 97–100.
  - 5 Zu Ruthard: M. Borgolte, Die Grafen Alemanniens in merowingischer und karolingischer Zeit, Sigmaringen 1986, S. 229–236.
  - 6 Wilsdorf (wie Anm. 3), S. 45 f.
  - 7 K. Hughes, The Church in the early Irish Society, Ithaca, New York 1966, S. 63 und bes. Kap. 7, S. 65 ff.
  - 8 R. Rau (Bearb.), Briefe des Bonifatius, Willibalds, Leben des Bonifatius, Darmstadt 1968 (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters, Band IV b), Nr. 44, S. 126–129.
  - 9 Rau (wie Anm. 8), S. 380, Kap. IV.
  - 10 Siehe Anm. 1, Klöster der Ortenau, S. 268 f.
  - 11 Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert, Bd. 9, S. 750. Königshofen hat im Register das richtige Datum des Privilegs 749. Der Vergleich der verschiedenen Fassungen ABC seiner Chronik zeigt, daß er sich eingehend mit der urkundlichen Überlieferung von Schwarzach befaßt hat. Dies war ihm als Rektor der zum Kloster Schwarzach gehörenden Drusenheimer Kirche leicht möglich.
  - 12 J. D. Schöpflin, Alsatia diplomatica Pars I, Mannheim 1772, S. 17–19, Nr. 16; Abb. tab. IV; auch in: Gartner, Die Benediktinerabtei (wie Anm. 1), S. 245.
  - 13 Bruckner, Reg. Alsat. Nr. 113, S. 53–57.
  - 14 Z. B. J. M. Pardessus, Diplomata, chartae, epistolae, leges ad res gallo-franciscas spectantia, Tom. II, Paris 1849, bzw. Ndr. Aalen 1969 Nr. 333. – Vgl. auch E. Ewig, Beobachtungen zu den Klosterprivilegien des 7. und frühen 8. Jahrhunderts. FS Tellenbach, Freiburg 1968, S. 55.
  - 15 Wie Anm. 4.
  - 16 A. Angenendt, Monachi peregrini. München 1972, S. 127 ff.; 143–148.
  - 17 Rau (wie Anm. 8, Nr. 14, S. 58).
  - 18 Pardessus II (wie Anm. 14), Nr. 587, S. 399–402.
  - 19 Wahrscheinlich ist Pirmin zu diesem Zeitpunkt schon gestorben. Den Namen Pirmin, nach den Quellen ist von Perminius auszugehen, stelle ich zu *perminare* afr. mfr. *parmener* „conduire“, FEW Bd. VI. Hatte er wie Duban-Benedikt von Honau ursprünglich einen zweiten Namen? – Der Verfasser der Vita hält ihn für einen aus dem Westen gekommenen Romanen.
  - 20 Pardessus II (wie Anm. 14), Nr. 333, S. 109–111.
  - 21 Schöpflin und Bruckner schreiben hier in der Ausgabe der Urkunde: *seu telariis*. Die Gallia Christiana 5, Sp. 460 hat an dieser Stelle eine durch Punkte angedeutete Lücke, was darauf hindeutet, daß die Stelle schlecht zu entziffern war. Die Verbesserung *subtulares* nach der Schwarzacher Archivregistratur GLA Karlsruhe 67/1321, 7v, A 34. – Cambutta zu gall. *cambo*. *Subtelares*, afr. *souler*, nfr. *soulier*. – Vgl. auch Th. Klauser, Der Ursprung der bischöflichen Insignien und Ehrenrechte, Bonner akadem. Reden, Heft 1 (1949), S. 1–44; R. Bauerreis, Abtsstab und Bischofsstab, in: SMGBOZ 68 (1957), S. 215–226.

- 22 O. Holder-Egger, MGH SS 15, S. 21–31.
- 23 Gartner, Kloster Schwarzach (wie Anm. 1), S. 278. – Jetzt auch U. Ludwig, Murbacher Gedenkaufzeichnungen der Karolingerzeit, in: Alemannisches Jahrbuch 1991/92, S. 262 f.
- 24 Auch E. Ewig, Beobachtungen zu den Bischofslisten der merowingischen Konzile und Bischofsprivilegien, in: Landschaft und Geschichte, FS Franz Petri, Bonn 1970, S. 180, spricht sich gegen das Zirkulieren der Urkunden aus.
- 25 GLA Karlsruhe 67/1315, 78–50; Bruckner, Reg. Als. Nr. 185, S. 110; GLA 67/1321, 2v, A 1 u. 12r, B1.
- 26 Corpus consuetudinum monasticarum, hg. K. Hallinger Tom I, 1963, S. 483 ff.; MGH Capit. S. 349–352.
- 27 Gartner, Diss. (wie Anm. 1), S. 15–18.
- 28 GLA Karlsruhe 67/1321, 2v–3r, A 1: *Ruthardus comes et hirminsinda uxor eius comparaverunt pagum alsacinsem dato praedio et construxerunt monasterium in Arnolfesowa iuxta Rhenum excolentes de deserto, et eidem monasterio prefecerunt Abbatem Aegoldum donatione magna facta monasterio. Conscriptae et firmate sunt hae literae 2. idus octobris Anno 6 Pippini gloriosissimi regis. Ad annum incarnationis dominicae 714.* – 12r, B 1: *Donatio ville Swindratzheim cum basilica et familia, donatitia cum agris pratis pascuis etc. facta per Ruthardum et Hirminsindam coniugem suam monasterio in Swartzah. anno 6. Pippini regis.* Siehe auch Gartner, Diss. (wie Anm. 1), S. 9 ff.
- 29 GLA Karlsruhe, A 39; MGH DOI Nr. 224 und 225.
- 30 Belege bei S. Gartner, Kloster Schwarzach (Rheinmünster). Zu Geschichte und Sprachgeschichte der nördlichen Ortenau. Diss. Freiburg 1979, S. 89 f. Vgl. auch ZGO 5 (1854), S. 270, Anm. 19.
- 31 994 Nov. 11. GLA Karlsruhe A 61; D 92; MGH DO III, Nr. 153, S. 563 f.
- 32 Urkundenbuch der Stadt Straßburg (= UBS), I, 1, S. 475.
- 33 X. Nessel, Die Münzen der Bischöfe zu Straßburg. In: Frankfurter Münzzeitung Nr. 89 (1. Mai 1908): Nr. 24, S. 255; Nr. 29, S. 256; Nr. 90 (1. Juni 1908); Nr. 63, S. 269; Nr. 91/2 (1. Juli 1908), Nr. 74, S. 292 f.; Nr. 81, S. 284; Nr. 93 (1. Sept. 1908), Nr. 122, S. 308.
- 34 GLA Karlsruhe 67/1315, 75; ZGO 17 (1865), S. 161 f.
- 35 GLA Karlsruhe 66/7853; 66/7841, 87r; vgl. 67/1782 und 67/1321, 62r, G 10.
- 36 MGH DK II, Nr. 180, S. 239 f.
- 37 GLA Karlsruhe 67/1315, 15–19; MGH DH IV, Nr. 488, S. 664 f.; GLA 67/1321, 4v, A 7.
- 38 GLA Karlsruhe 67/1315, 261 f.; 67/1321, 131r, T 2: Erneuerung durch Abt Gottfried am 22. Apr. 1293.
- 39 GLA Karlsruhe C 27; 67/1321, 12r, B2.
- 40 1152: GLA 67/1315, 24 f., 29–32 u. 54–58, 67/1321, 5r/v, A 10, A 13. Diplom Friedrichs I., Speyer, Aug. 19, K. F. Stumpf, Die Reichskanzler, Bd. 2, 3642 u. Zusätze S. 544.  
Urkunde Bischof Gunthers von Speyer ADBRH (= Bezirksarch. Straßburg) 480 (2); GLA 67/1315, 27–29; 67/1321, 13v, B 11.
- 41 GLA Karlsruhe 37/237; 67/1321, 55r F 2; 67/1328 Nr. 9. Druck: Diplomatische Geschichte Nr. 19.
- 42 S. Gartner, Die Windecker und ihre Burgen, Bühl o. J., S. 8–11.
- 43 GLA Karlsruhe 67/1315, 80–82; UBS IV, Nr. 58, S. 52.
- 44 GLA Karlsruhe 67/1315, 77 f.; ZGO 17 (1865), S. 161–163.



# Die Herren bzw. Grafen von Eberstein

## Aufstieg eines Adelsgeschlechts aus der Ortenau zwischen 1085 und 1278/79

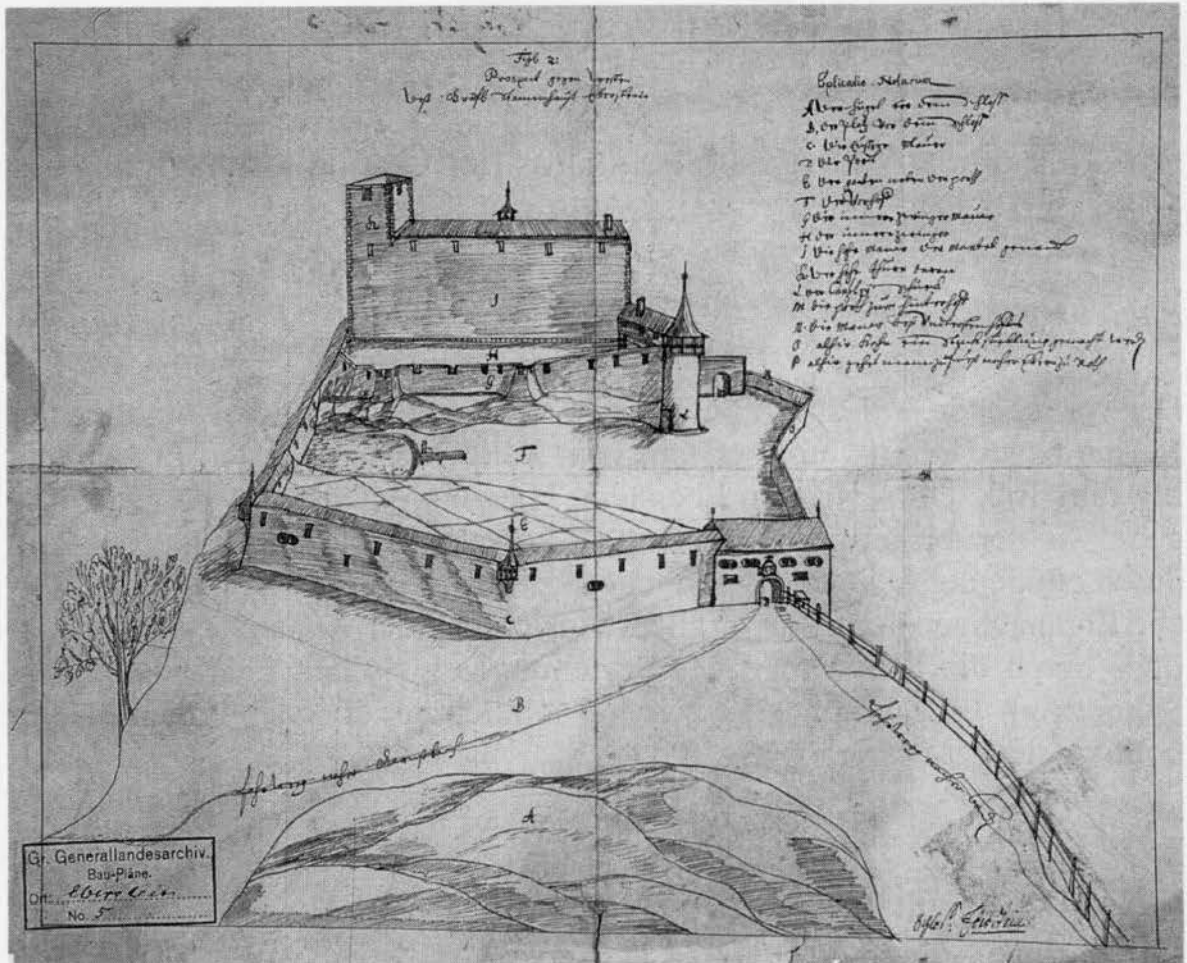
*Rainer Hennl*

Der vorliegende Aufsatz soll einen Überblick geben über den Aufstieg der Herren bzw. Grafen von Eberstein vom Zeitpunkt ihrer ersten Erwähnung bis zum Tode Ottos (I.) von Eberstein. Hierzu werden die wichtigsten Ergebnisse der bisherigen historischen Forschung zusammengestellt und durch einige auf eigenen Forschungen beruhende Ergebnisse ergänzt. Solche Ergänzungen konnten vor allem hinsichtlich der Annahme des Grafentitels durch die Ebersteiner, der Beziehungen zwischen Ebersteinern und Staufern im 13. Jahrhundert sowie hinsichtlich der ebersteinischen Städtepolitik geleistet werden.

### *1. Die Anfänge der Ebersteiner*

*Man sagt, das die Graffen von Eberstein vor zeitten so mechtig Herren sein gewesen, also das jnen die Marggraffen von Baden zu hof sein geritten unnd gedient haben,* berichtet uns die 1698 von Johann Schilter in Druck gegebene Fassung der Sattlerschen Chronik der Stadt Freiburg<sup>1</sup>. Über eine solche Macht, wie in den Sattlerschen *Origines Civitatis Fribvrgi in Brisgovia* dargestellt, verfügten die Ebersteiner mit Sicherheit nie. Doch ist zu konstatieren, daß sie seit ihrem ersten urkundlich verbürgten Auftreten im Jahr 1085 bis zum Tod Ottos (I.) von Eberstein einen erstaunlichen Aufstieg nahmen, zunächst als Klostergründer, dann als Städtegründer hervortraten und im 13. Jahrhundert in dieser Rolle sogar die Markgrafen von Baden im mittelbadischen Raum übertrafen.

Am 12. 03. 1085 führen *Berhtoldus de Eberstein et duo filii eius, Berhtolt et Eberhart*, die Reihe der Zeugen an, als ein gewisser Wazelin und sein Sohn Manegolt, *quidam liberi homines*, dem Kloster Reichenbach ein *predium* beim Tonbach, einem Zufluß der Murg, zur Schenkung machen<sup>2</sup>. Bei den Ebersteinern kann es sich schon damals um keine unbedeutende Familie gehandelt haben, wenn sie auch nie ein Reitersiegel, das Zeichen des Hochadels, führten. So kam um 1100 eine Heiratsverbindung einer Ebersteinerin mit einem der Grafen von Zollern zustande, aus der *Wecil de Zolra*, der spätere Graf im Pfinzgau, hervorging<sup>3</sup>. Und die Alt-Eberstein, nach



Neu-Eberstein, wahrscheinlich 1699. GLA G Eberstein/5. Vorne rechts der 1602/09 von Philipp (III.) von Eberstein errichtete Torbau.

der sich Berthold in der angesprochenen Urkunde benennt, ist nach der Burg Michelbach die zweite urkundlich belegbare Höhenburg in der Region des ehemaligen Uf- und Pfinzgaus sowie des nordwestlichen Schwarzwaldes und dürfte etwas älter sein als die Burg Hohenbaden, die erstmals 1112 als Sitz Markgraf Hermanns II. erscheint.

Lange Zeit umstritten war die Herkunft der Ebersteiner. Die Versuche Georg Heinrich Krieg v. Hochfeldens und Karl Freiherr v. Neuensteins, der Verfasser der bisher einzigen Monographien über die Ebersteiner, die Ebersteiner als offensichtlich altes Geschlecht von den Ufgau-Grafen abzuleiten, wie auch Stälins und Baders Ansatz, die Ebersteiner zur Seitenlinie der Grafen von Calw zu erklären, müssen heute als gescheitert gelten<sup>4</sup>. Inzwischen gilt vielmehr eine enge Verwandtschaft der Ebersteiner mit den Grafen von Staufenberg – Staufenberg in der Ortenau – als gesichert, und Alfons Schäfer kam 1969 zu dem Ergebnis, daß ein kompakter Güterkom-

plex zwischen Sinzheim und Ottersweier das frühest nachweisbare Machtzentrum der Ebersteiner dargestellt habe<sup>5</sup>. Schäfer ging auch davon aus, daß die Ebersteiner zum Zeitpunkt ihres ersten urkundlich gesicherten Auftretens noch nach Süden orientiert waren. Hierfür sprechen tatsächlich mehrere Punkte: Die Ebersteiner werden erstmals in Zusammenhang mit Kloster Reichenbach genannt, sie gehen um 1100 die oben angeführte Heiratsverbindung mit den Zollern ein, zwei Töchter Bertholds (III.) von Eberstein, Oda und Hedwig, traten in das Kloster Berau bei Bonndorf im Schwarzwald ein, und schließlich erhielt das Kloster anläßlich des Eintritts der beiden Ebersteinerinnen ein *allodium* in Gölldorf bei Rottweil als Schenkung<sup>6</sup>.

Hier ist allerdings anzufügen, daß die Errichtung der Burg Eberstein bereits für eine sich anbahnende Umorientierung der ebersteinischen Interessen nach Norden und Osten spricht. Sie wirkt aus heutiger Sicht fast wie der Startschuß zur Verwirklichung eines machtpolitischen Programms. Ein Blick vom Bergfried der Burg-Alteberstein macht die Ambitionen der Ebersteiner deutlich. Denn von Alt-Eberstein, das eine Schlüsselposition am Gebirgsrand einnimmt, lassen sich sowohl die Rheinebene nach Westen, Süden und Norden als auch der untere Abschnitt des Murgtals überschauen, dessen Erschließung allerdings noch weitgehend ausstand.

Der Entfaltung der Ebersteiner im Altsiedelland der Rheinebene waren aber von Anfang an Grenzen gesetzt, da um 1100 im Ufgau gleich mehrere miteinander konkurrierende Machtzentren nebeneinander bestanden.

Der Norden des Ufgaus war das Interessengebiet der mächtigen Grafen von Hohenberg, die zu Ende des 11. und zu Anfang des 12. Jahrhunderts auf der Burg Hohenberg auf dem Turmberg bei Durlach ansässig waren. Die Grafen von Hohenberg hatten von den Saliern den weißenburgischen Besitz in Grötzingen zu Lehen erhalten, kontrollierten mittels ihrer Burg den Eingang ins Pfinztal und die Bergstraße und fungierten als Vögte von Lorsch und Grafen im Pfinzgau. Sie betrieben Rodung im Hardtwald, und 1094 gründeten sie in der Lußhardt, im Norden des Ufgaus, das Kloster Gottesaue.

Ein weiterer Machtfaktor im Ufgau waren natürlich die Grafen im Ufgau (auch als Komitat Forchheim bezeichnet) selbst. Hierzu ist allerdings anzumerken, daß in Zusammenhang mit dem Investiturstreit in der Grafschaft ein mehrfacher Machtwechsel stattfand. Finden wir 1056 noch Graf Reginbodo (I.) als Inhaber der Grafschaft, so erhielt 1086 das Bistum Speyer von Kaiser Heinrich IV. das Grafenamt zugesprochen. 1102 ist ein Graf Hermann *in comitatu Vorcheim* belegt, der aller Wahrscheinlichkeit

mit Markgraf Hermann II. identisch ist. Um 1110 und 1115 übt dann aber Reginbodo von Malsch, in dem ein Nachfahre Reginbodos (I.) gesehen werden kann, das Amt des Ufgau-Grafen aus.

Besondere Beachtung unter den Ufgau-Grafen verdient natürlich Hermann II., der im Zuge des Ausgleichs zwischen Berthold II. von Zähringen mit Heinrich IV. im Jahr 1098 eine ganz erhebliche Aufwertung seiner Macht im mittelbadischen Raum erfuhr. Um 1100 kam er in den Besitz des alten Königsguts Baden mit seinen heißen Quellen, und in einer Kaiserurkunde von 1101 wird er bereits nicht mehr *comes*, sondern *marchio* genannt<sup>7</sup>. Seit 1112 wurde dann von Hermann II. der Markgrafentitel auf die wohl von ihm angelegte Burg Hohenbaden bezogen – den Ebersteinern war ein höchst gefährlicher Konkurrent entstanden!

Nicht übersehen werden darf freilich, daß der Machtschwerpunkt der Markgrafen von Baden damals noch nicht im Ufgau, sondern im mittleren Neckargebiet lag, zumal die Grafschaft im Ufgau nach 1102 an Reginbodo (II.) überging. Deutliches Indiz für diese Verwurzelung der Markgrafen im Schwäbischen ist die Gründung des Augustinerchorherrenstifts Backnang um 1116 durch Markgraf Hermann II., das noch Hermann IV. als Grablege diente.

Zuletzt sollen die Herren von Michelbach<sup>8</sup> erwähnt werden, die in Zusammenhang mit der Neuverteilung der Macht im Ufgau um 1102 als Machtfaktor ausgeschaltet wurden, zuvor aber eine recht bedeutsame Rolle gespielt hatten. Die Umstände ihrer Entmachtung sind genauer darzustellen, da der Vorgang für die Ebersteiner bald eine große Rolle spielen sollte. 1041/1046, also zur Zeit des Dombaues zu Speyer, hatte König bzw. Kaiser Heinrich III. dem Hochstift Speyer das *predium* Rotenfels übergeben. *Quidam ingenuus homo, nomine Werinhardus*, errichtete aber widerrechtlich eine Burg, das *castrum Michilenbach*, innerhalb des *predium* Rotenfels und eignete sich einen großen Teil der Güter an, die zur *curia* Rotenfels gehörten. Er wurde deshalb von Heinrich III. gezwungen, die Burg zu zerstören und die dem Bistum Speyer entrissenen Güter wieder zurückzugeben. Nach dem Tode Heinrichs III. stellten die drei Söhne Werinhardus, darunter *Cuno*, designierter Bischof von Straßburg, die Burg Michelbach wieder her und okkupierten noch mehr zum *predium* Rotenfels gehörige Güter als ihr Vater. Daraufhin nötigte Heinrich IV., von den *fratres* zu Speyer und Bischof Johannes von Speyer unterrichtet, Bischof Cuno und seine Brüder, dem Bistum Speyer die Burg Michelbach und die geraubten Güter herauszugeben. Heinrich IV. erwarb außerdem mit Zustimmung des Bischofs Cuno und seiner Verwandtschaft alle deren sonstige Güter im Ufgau – genannt werden 11 Dörfer im Altsiedelland – und übergab sie der Kirche von Speyer<sup>9</sup>.

Mit der relativen Dichte von Adelssitzen im Ufgau und den von ihnen ausgehenden Machtansprüchen sowie dem Engagement des Bistums Speyer im Ufgau kann also erklärt werden, daß die Herren von Eberstein, obgleich sie zwischen 1115 und 1149 wohl das Allod der Grafen von Malsch erbten, im Altsiedelland des Ufgaus überwiegend nur über Streubesitz verfügten. Diesen Zustand spiegeln die quellenmäßig recht gut erfaßbaren Besitzverhältnisse des 12. und 13. Jahrhunderts wieder. Zwar waren die Ebersteiner von Rheinau<sup>10</sup>, Rastatt<sup>11</sup>, Niederbühl<sup>12</sup>, Förch<sup>13</sup>, Kuppenheim<sup>14</sup>, Bischweier<sup>15</sup>, Winkel<sup>16</sup>, Nieder- und Oberweier<sup>17</sup> über Ötigheim<sup>18</sup>, Eichelbach<sup>19</sup>, Muggensturm<sup>20</sup>, Waldprechtsweier<sup>21</sup>, Malsch<sup>22</sup>, Elchesheim<sup>23</sup>, Bietigheim<sup>24</sup>, Au<sup>25</sup>, Würmersheim<sup>26</sup>, Durmersheim<sup>27</sup>, Bickesheim<sup>28</sup>, Mörsch<sup>29</sup> und Ettligenweier<sup>30</sup> bis hinauf nach Forchheim<sup>31</sup>, Bulach<sup>32</sup>, Scheibenhard<sup>33</sup> und Rüppurr<sup>34</sup> in zahlreichen Siedlungen des Ufgaus begütert, hatten dort Lehen ausgegeben oder verfügten über das Patronats- oder Zehntrecht, doch reichte ihre Besitzbasis nie aus, um sich als ausschlaggebender Faktor im Ufgau durchzusetzen. Die Chancen der Ebersteiner hierauf minimierten sich, als sich auch noch die Staufer im Verlauf des 12. Jahrhunderts zunehmend stärker im Ufgau engagierten. Sie zogen als weißenburgische Vögte nach dem Aussterben der Grafen von Malsch in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts deren weißenburgische Lehen mitsamt dem Komitat Forchheim an sich und ließen diese durch Ministeriale verwalten. Zudem bauten die Staufer nach dem Zusammenbruch der Macht der Grafen von Hohenberg, die in einen schweren Konflikt mit dem Bistum Speyer geraten waren, auch im Pfinzgau ihre Macht aus. Der 1158 erstmals als *comes de Grecingen* urkundlich erwähnte Graf Wezel, Nachfolger der Hohenberger, könnte bereits staufischer Lehnsmann gewesen sein. Mit größerer Wahrscheinlichkeit kann man dies von Heinrich von Grötzingen sagen, der Graf Wezel im Grafenamt nachfolgte und zwischen 1179 sowie 1187 bezeugt ist. Nach dem Tod Heinrichs fiel die Grafschaft im Pfinzgau und die damit verbundenen weißenburgischen Lehen direkt an die Staufer, die ihre Position in Uf- und Pfinzgau wenige Jahre später durch die Gründung der Städte Ettligen und Durlach weiter festigen konnten.

### *Der Erwerb des predium Rotenfels*

Eine Chance, ihre Macht an anderer Stelle als im Altsiedelland der Rheinebene entscheidend zu steigern, bot sich den Ebersteinern in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts, als ihnen vom Bistum Speyer das in seinem Umfang nicht genau bestimmbare *predium* Rotenfels zu Lehen gegeben wurde. Nach Speyerer Auffassung, die sich zum Beispiel im ältesten Lehnbuch des Hochstifts Speyer von 1343/47 findet, gehörte das gesamte

Murgtal bis nach Gausbach zum *predium* Rotenfels<sup>35</sup>. Die Ebersteiner erkannten allerdings die speyerische Lehenshoheit nur bis einschließlich der Stadt Gernsbach, Loffenau, Reichental und Hilpertsau an, den südlichen Teil des Murgtals beanspruchten sie als Allod<sup>36</sup>. Die Übertragung des *predium* Rotenfels muß zwischen 1102 und 1149/50 stattgefunden haben, als Berthold (III.) von Eberstein das Kloster Herrenalb gründete, dessen Gründung die Einsetzung der Ebersteiner in die Speyerer Rechte an Rotenfels zur Voraussetzung hat. Dafür, daß die Ebersteiner tatsächlich mit dem *predium* Rotenfels belehnt wurden, sprechen aber auch zahlreiche weitere Anhaltspunkte: Rotenfels selbst kam in ebersteinischen Besitz, das Dorf Michelbach befand sich nach 1102 in ebersteinischer Hand, und das bei Michelbach gelegene Burgstadel Rosenstein, das an das *castrum Michilbach* anknüpft, erscheint noch im ebersteinischen Salbuch von 1386 als ebersteinisches Lehen<sup>37</sup>. Zuletzt ist anzumerken, daß ebersteinische Güter im 13. Jahrhundert auch in Orten nachzuweisen sind, die bis 1102 in den Händen der Herren von Michelbach waren, nämlich in Oberweier, Ötigheim und Elchesheim (s. o.).

Nach dem für die Territoriumsbildung der Ebersteiner äußerst wichtigen Erwerb des *predium* Rotenfels waren diese nicht nur fähig, rodend und Siedlungen anlegend zur Alb hin vorzudringen und Zugriff auf das obere Albtal zu nehmen<sup>38</sup>, sondern ihnen bot sich auch die Möglichkeit, das zwischen Gernsbach und Kloster Reichenbach noch völlig unbesiedelte Murgtal zu erschließen. Den Ebersteinern gelang es dann nochmals, ihre Macht beträchtlich auszubauen. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts müssen sie ihre Kraichgauer Besitzungen um Bretten und Gochsheim erworben haben, nach Schäfer durch eine Heiratsverbindung mit den Grafen von Lauffen<sup>39</sup>. Da die Ebersteiner zu dieser Zeit wohl auch schon im Pfinzgebiet begütert waren<sup>40</sup>, eröffnete sich die Möglichkeit, eine Besitzbrücke zwischen ihren Besitzungen im Murgtal und dem Kraichgau zu schlagen und ein größeres Territorium aufzubauen.

Nun traten die Ebersteiner, die an Macht und Selbstbewußtsein offensichtlich gewonnen hatten, auch als Klostergründer hervor. 1149/50 gründeten Berthold (III.) v. Eberstein und dessen Frau Uta das Zisterzienserkloster Herrenalb, das die Rodung im Albtal weiter vorantrieb, und zwischen 1158 und 1185 wurde von Eberhard (III.) v. Eberstein und dessen Mutter Uta das Benediktinerinnenkloster Frauenalb gestiftet. In seiner Rolle als Erbe (*heres*) Utas von Schauenburg war Eberhard auch beteiligt an der Gründung des Klosters Allerheiligen im letzten Jahrzehnt des 12. Jahrhunderts. Noch nicht aufgeklärt ist allerdings, welche verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen Uta von Schauenburg und Eberhard bestanden. Mit Sicherheit läßt sich nur sagen, daß er nicht, wie von Engelbert Krebs irrtümlich angenommen, der Bruder Utas gewesen ist<sup>41</sup>.

Die Ebersteiner gewannen wohl zu dieser Zeit auch eine stattliche Anzahl von Lehnsleuten. Das erste ebersteinische Salbuch von 1386 nennt, obwohl es bereits den ebersteinischen Niedergang widerspiegelt, immerhin noch 89 verschiedene Lehnsträger, ein gutes Drittel mehr als das badische Mannbuch von 1381<sup>42</sup>. Ebersteinische Lehen befanden sich vor allem

- im Renchtal (etwa zwischen Oberkirch und Oppenau), auf den benachbarten Höhen über der Rench und den Seitentälern der Rench,
- am Westabhang des Schwarzwaldes zwischen Achern und Rastatt (vor allem um Ottersweier, Bühl und Sinzheim),
- im Pfinztal zwischen Kleinsteinbach und Weiler und in den Seitentälern dieses Abschnitts der Pfinz,
- im Kraichgau bei Bretten und um Gochsheim,
- im Württembergischen (bei Calw, Herrenberg, Horb, Vaihingen, Leonberg, Heilbronn und in Schwaigern),
- im Elsaß bei Straßburg,
- in der Pfalz westlich von Bad Bergzabern,
- in und bei Koblenz.

1195 ist dann erstmals belegbar, daß die Ebersteiner, die bisher lediglich als *domini de Eberstein* erschienen, auch den Grafentitel führen: In einer Urkunde, in der Abt Sigehard von Lorsch seine Zustimmung zur Errichtung eines Nonnenkonvents in der *cella* Neuburg bei Heidelberg gibt, erscheint unter den als Zeugen auftretenden *nobiles* auch *Eberhardus, comes de Eberstein*<sup>43</sup>.

Alfons Schäfer war in seinem Aufsatz über „Staufische Reichslandpolitik und hochadlige Herrschaftsbildung im Ufgau und Pfinzgau und im Nordwestschwarzwald vom 11.–13. Jahrhundert“ noch davon ausgegangen, daß es bis 1231 dann keinen weiteren Beleg dafür gibt, daß die Ebersteiner als Grafen bezeichnet werden. Jedoch wurde Eberhard (III.) von Eberstein bereits am 29. 06. 1198 in einer Urkunde König Philipps von Schwaben erneut als Graf bezeichnet, als er gemeinsam mit den Grafen Theodor von Groitsch, Friedrich von Zollern, Hartmann von Kirchberg und Gottfried von Vaihingen das Bündnis zwischen dem Staufer und Philipp II. von Frankreich beschwor<sup>44</sup>. Ein weiterer vor 1231 liegende Beleg dafür, daß die Ebersteiner den Grafentitel führten, findet sich 1228 in einer Urkunde des Pfalzgrafen und Bayernherzogs Ludwig, in der unter den Zeugen auch *Eberhardus et Otto, comites de Eberstein*, erscheinen<sup>45</sup>. Zudem trägt ein Siegel Ottos (I.) v. Eberstein an einer aus dem Jahr 1228 oder 1229 stammenden ebersteinischen Urkunde die Umschrift S[IGILLUM] OTTONIS COMITIS DE EBERSTEIN<sup>46</sup>.

*Die Ebersteiner auf dem Höhepunkt ihrer Macht: Eberhard (IV.) und Otto (I.) von Eberstein*

Eberhard (IV.) und Otto (I.) von Eberstein stellen sicherlich die bedeutendsten Vertreter ihres Geschlechts dar, ist doch zu ihren Lebzeiten die Geschichte des Hauses Eberstein direkt verknüpft mit der Geschichte der Staufer und des Reiches. Beide sind erstmals 1207 belegbar, als sie, die *domicelli* [Junker] *de Eberstein*, eine Urkunde ihres Vaters bezeugen<sup>47</sup>. Eberhard, der ältere von beiden, starb 1263, Otto 1278 oder Anfang 1279. Auf die in hohem Maße unglaubwürdigen Notizen auf den am 11. 04. 1270 angefertigten Vidimationen der Gründungsurkunde von Herrenalb<sup>48</sup>, die besagen, daß Otto 1270 bereits 100 Jahre alt gewesen sei, kann hier nicht näher eingegangen werden. Es sei hier nur angemerkt, daß allein schon die Tatsache, daß Otto zwischen 1170 und 1207 nie in den Quellen erscheint und außerdem 1207 als Junker bezeichnet wird, ausschließt, daß Otto das biblische Alter von 109 Jahren erreicht hat.

Der Vater Eberhards und Ottos war Eberhard (III.) von Eberstein, der Gründer Frauenalbs, ihre Mutter Kunigunde eine Tochter Herzog Bertholds von Meranien<sup>49</sup>. Der Rang dieser Familie muß hervorgehoben werden. Er läßt sich allein schon daran ablesen, daß Kunigundes 1201 verstorbene Schwester Agnes vorübergehend mit König Philipp II. August von Frankreich, ihre Schwester Gertrud († 1214) mit König Andreas II. von Ungarn verheiratet war. Der Einfluß der mütterlichen Verwandtschaft sollte im Leben Ottos und seiner Brüder eine wichtige Rolle spielen, zu nennen wären in diesem Zusammenhang vor allem Bischof Ekbert von Bamberg († 1236) und Patriarch Berthold von Aquilea († 1251), beide Brüder Kunigundes.

Eberhard (III.) und Kunigunde hatten zusammen insgesamt wohl neun Kinder: Agnes, Hedwig, Kunigunde, Hiltegunde, Eberhard, Otto, Berthold, Albert und Konrad. Über die Schwestern Ottos wurden Heiratsbeziehungen zu den Grafen von Leiningen, den Raugrafen, den Herren von Krautheim und zu den Grafen von Katzenelnbogen geknüpft. Ottos Bruder Albert ist aller Wahrscheinlichkeit nach schon vor 1219 verstorben, Berthold und Konrad schlugen die geistliche Laufbahn ein. Berthold († 1258) wurde spätestens 1235 Propst von Aquilea, 1241 dann auch Propst von Speyer<sup>50</sup>. Konrad von Eberstein kann 1224 als Domkapitular zu Straßburg und Speyer nachgewiesen werden<sup>51</sup> und war anschließend 1237 bis zu seinem Tod im Jahr 1245 Bischof von Speyer. Sein Nachfolger wurde Heinrich von Leinigen, ein Neffe Ottos (I.) von Eberstein. Damit hatten die Ebersteiner seit 1241 die wichtigsten Positionen im Bistum Speyer, dessen Lehensträger sie waren, besetzt<sup>52</sup>.



Durch die genannten Umstände war 1219, nach dem Tod von Ottos Vater Eberhard (III.) das väterliche Erbe nur noch zwischen Otto und seinem älteren Bruder Eberhard (IV.) zu teilen. Aufgrund der Quellenlage ist uns lediglich der Erbteil Ottos genauer bekannt. Dieser erhielt Gochsheim (*villa Gochbotesheim*), das Gochsheim benachbarte Bahnbrücken (*villa in Banbrucken*), Öwisheim, Ersingen und Bilfingen (beide Orte nordwestlich von Pforzheim), das Markt- und Kirchdorf Gernsbach (*Genrespach cum omni jure villam, quae forensis est, Genrespach villam cum ecclesia et omnibus appenditijs*), alle Dörfer über Groß- und Kleinmichelbach, Muggensturm, Ryet (gemeint ist wohl das Ried, die Rheinniederung westlich von Rastatt), Nuenburt (Neuburg am Rhein) und Wilre (vielleicht Weiler bei Pforzheim)<sup>53</sup>. Aus den Quellen ist außerdem erschießbar, daß Otto den halben Teil der Burg Alt-Eberstein erhalten hat<sup>54</sup>.

Zwischen Otto, dem *iunior dominus de Eberstein*, und Eberhard, dem *senior de Eberstein*<sup>55</sup>, bestand wahrscheinlich ein gutes Verhältnis. Sie treten in zahlreichen Urkunden gemeinsam auf, beispielsweise bürgte Eberhard bei der Verheiratung von Ottos Tochter Adelheid mit Heinrich (dem Jüngeren) von Lichtenberg im Jahr 1251 für die Zahlung der Aussteuer mit<sup>56</sup>. Gemeinsam erscheinen Otto und Eberhard auch immer wieder in der Umgebung der Stauferkönige Friedrich II., Heinrich (VII.) und Konrad IV. Bereits ihr Vater Eberhard (III.) hatte als Zeuge von Urkunden Philipps von Schwaben und Friedrichs II. fungiert<sup>57</sup>, nochmals sei erwähnt, daß er 1198 mit den Bischöfen von Würzburg, Metz und Konstanz, vier weiteren Grafen und einigen Rittern des königlichen Gefolges das Bündnis zwischen König Philipp und König Philipp II. August von Frankreich gegen Richard Löwenherz beschwor. Eberhard (IV.) finden wir erstmals 1220 im Gefolge der Staufer, als er zwei Urkunden Friedrichs II., ein Privileg für das Kloster Hördt und die Stadtrechtsverleihung für Pfullendorf, bezeugte<sup>58</sup>. Otto erscheint erstmals im August 1228 in Eßlingen in der königlichen Umgebung<sup>59</sup>. Im Februar 1234 besuchte Otto gemeinsam mit Eberhard den Frankfurter Hoftag Heinrichs (VII.), im Juli war er Zeuge bei der Ausstellung einer königlichen Urkunde in Eger, im August in Nürnberg<sup>60</sup>. Wieder gemeinsam waren Otto und Eberhard im September 1234 in Boppard zugegen, als sich Heinrich (VII.) offen gegen seinen Vater stellte<sup>61</sup>. Wie sich die beiden Ebersteiner in diesem Konflikt verhalten haben, ist nicht mehr völlig zu klären. Otto bezeugte immerhin noch am 21. 12. 1234 ein Privileg Heinrichs (VII.) für die Bürger von Speyer<sup>62</sup>, jedoch können sich die Ebersteiner auf keinen Fall offen gegen Friedrich II. gestellt haben. Denn im Mai 1236 waren beide Brüder Zeugen der Bestätigung eines Privilegs für die Stadt Worms durch Friedrich II.<sup>63</sup>, können also nicht in Ungnade gefallen sein.

Vor allem aber wurden zwischen 1237 und 1248 zunächst Eberhard, dann Otto vom Kaiser mit wichtigen Aufgaben im Kampf gegen Friedrich den Streitbaren, den Herzog von Österreich und der Steiermark, betraut – hier handelt es sich um eine weitgehend unbekannte Episode in der ebersteini-schen Geschichte. In der ersten Aprilhälfte 1237 verließ Friedrich II. wegen seines geplanten Italienzuges Österreich und setzte deshalb Bischof Ekbert von Bamberg, den Onkel Eberhards und Ottos von Eberstein als seinen Statthalter ein<sup>64</sup>. Nach dem Tod Bischof Ekberts am 05. 06. 1237 griff Eberhard (IV.) von Eberstein (nicht Otto, wie Gerd Wunder annimmt)<sup>65</sup> im Auftrag des Kaisers in die Kämpfe in Österreich ein. Die *Annales Marbacenses* berichten, daß Eberhard zur Zeit der Weinlese mit 200 Rittern nach Österreich geschickt worden sei, um Wien zu schützen, die Heiligenkreuzer Annalen, daß Eberhard von Eberstein Herzog Friedrich nach einem Gefecht bei Tuln zum Rückzug auf dessen Burgen hätte zwingen können<sup>66</sup>. Eberhard konnte sich aber langfristig nicht im Land durchsetzen, und noch im Jahr 1239 mußte sich die Stadt Wien Herzog Friedrich ergeben. Nach dem die politische Lage wieder völlig verändernden Tod Herzog Friedrichs des Streitbaren, er fiel am 15. 06. 1246 in der Schlacht an der Leitha gegen die Ungarn, wurde dann Otto von Eberstein zum Statthalter Kaiser Friedrichs II. in Österreich eingesetzt. Im September 1246 hielt sich Otto mit seinem Bruder Eberhard noch im Gefolge König Konrads IV. auf dem Trifels auf<sup>67</sup>, ab Mai 1247 ist er aber tatsächlich als *vices* bzw. als *capitaneus et procurator* des Kaisers in Österreich zu finden<sup>68</sup>. Am 26. 10. 1247 ließ deshalb Papst Innozenz IV. Otto kirchliche Strafen für den Fall androhen, daß er weiterhin die Sache des Kaisers ver-trete<sup>69</sup>. Als sich die Lage für die staufische Partei in Österreich immer schwieriger gestaltete, begab sich Otto im Sommer 1248 an der Spitze einer Gesandtschaft des österreichischen Adels in das Lager Friedrichs II. vor Parma, um den Kaiser dazu zu bewegen, Friedrich, den Sohn Heinrichs (VII.) und Margarethes, als neuen Herzog einzusetzen<sup>70</sup>. Als diese Mission scheiterte, legte Otto seine Statthalterschaft nieder und kehrte nicht mehr nach Österreich zurück. Seine Statthalterfunktionen wurden von Herzog Otto von Bayern und Graf Meinhard von Görz übernommen. Das gute Verhältnis zu den Staufern war damit aber nicht zerstört, denn sowohl Eberhard als auch Otto treten 1249 und 1251 in der Umgebung Konrads IV. auf, Otto erscheint sogar noch 1262 als Zeuge einer Urkunde Konradins<sup>71</sup>.

Die Heiratsbeziehungen, die die Kinder Ottos und Eberhards eingingen, dokumentieren die angesehene Stellung, die die Ebersteiner um die Mitte des 13. Jahrhunderts gewonnen hatten, und zeigen, daß die Ebersteiner in ein System der Endogamie vornehmer, gräflicher Familien eingebunden waren. Der Sohn Eberhards (IV.), Eberhard (V.), war eine ohne männliche

Nachkommen bleibende Ehe mit einer unbekanntem Tochter des Markgrafen Hermann V. eingegangen<sup>72</sup>, seine Tochter Agnes hat bekanntlich den Grafen Heinrich II. von Zweibrücken geheiratet – aus dieser Ehe ging Simon von Zweibrücken hervor. Ottos Tochter Adelheid heiratete 1251 Heinrich II. (den Jüngeren) von Lichtenberg, seine Tochter Kunigunde wurde noch vor 1257 mit Rudolf I. von Baden vermählt<sup>73</sup>. Über Otto (II.), Beatrix und Wolfrad, sie entstammten Ottos zweiter Ehe mit Beatrix von Krautheim, kamen noch zu Ottos (I.) Lebzeiten Heiratsverbindungen mit den Pfalzgrafen von Tübingen, den Grafen von Wertheim und den Grafen von Flügellau zustande.

### *Die Ebersteiner als Städtegründer*

Nach dem Gewinn des predium Rotenfels waren die Ebersteiner erstmals als Klostergründer tätig geworden. Im Zenit ihrer Macht stehend, traten die Ebersteiner auch als Städtegründer auf. Um Mißverständnisse zu vermeiden, muß der Begriff „Städtegründer“ definiert werden. Er soll so verstanden werden, daß die Ebersteiner den Aufstieg mehrerer Orte – zu nennen sind Kuppenheim, Bretten, Gernsbach, Gochsheim und Neuburg – zur Stadt förderten, d. h. jahrzehntelange Stadtwerdungsprozesse anstießen und am Leben hielten. Ein regelrechter Stadtgründungsakt, bei dem eine Stadtrechtsurkunde verliehen wurde, ist in keinem der genannten Fälle nachweisbar.

Die ebersteinischen Städte sind Produkte der „Kleinstadtzeit“, einer Typenschicht der Stadtentstehung, die mit Heinz Stoob etwa zwischen 1250 und 1300 anzusetzen ist. Über das gesamte Reichsgebiet – und dies gilt in ganz besonderem Maße für den Südwesten Deutschlands – legte sich damals ein dichtes Netz relativ bescheidener Stadtgründungen. Diese Kleinstädte waren den erstarkenden Landesherren und seit dem Verfall der staufrischen Macht auch kleineren Herren Mittel zur Herrschaftsverdichtung. Sie dienten als Verwaltungszentren, erfüllten zugleich militärische Funktionen und waren damit gleichsam moderne Großburgen. Vergessen werden darf auch nicht der wirtschaftliche Aspekt: Zentrale Orte für Markt und Handel sollten entstehen. Und damit verbunden war die fiskalische Funktion der Stadt, wurden von ihr doch zahlreiche direkte und indirekte Steuern wie Bede und Ungelt gezahlt. Ein gewaltiger Urbanisierungsprozeß erfaßte Mitteleuropa zwischen der Mitte und dem Ende des 13. Jahrhunderts, so daß sich der Anteil der stadtsässigen Bevölkerung in den westeuropäischen Landschaften auf ca. 25% erhöhte.

Bei der Beantwortung der Frage, wann sich Kuppenheim, Bretten, Gernsbach, Gochsheim und Neuburg spätestens zur Stadt entwickelten, wurden

folgende Kriterien herangezogen: die Benennung der Orte als *oppidum* und *civitas*, die Erwähnung von Bürgern (*cives*), die Existenz einer Stadtbefestigung, das Auftreten von Vögten, Schultheißen und Selbstverwaltungsorganen, die Erwähnung von Juden, die Führung eines Stadtsiegels und die Übernahme von Zentralitätsfunktionen in kirchlicher, wirtschaftlicher oder politischer Hinsicht.

Kuppenheim, am Eingang des Murgtals und an einem Übergang der am Schwarzwald entlang führenden Nord-Süd-Straße über die Murg gelegen, wird um 1095 erstmals erwähnt<sup>74</sup>. 1254 wird der Ort bereits als *civitas* mit Markt im Besitz Graf Eberhards (IV.) von Eberstein bezeichnet, belegbar ist zur gleichen Zeit auch ein ebersteinischer Vogt in Kuppenheim<sup>75</sup>. Um 1279 war Kuppenheim zudem wohl bereits befestigt, denn es wird in Zusammenhang mit der Fehde zwischen Simon von Zweibrücken mit den Markgrafen von Baden als *castellum . . . nomine Copenheim* bezeichnet<sup>76</sup>.

Bretten, der Verkehrsknotenpunkt des Kraichgaus, war, wie oben erwähnt, wohl in der Mitte des 12. Jahrhunderts in ebersteinischen Besitz gelangt. 1254 erscheint Bretten in einer Urkunde Eberhards (IV.) von Eberstein als *oppidum*<sup>77</sup>. 1262, in einer Urkunde Simons von Zweibrücken, der Eberhard als Stadtherr nachfolgte, werden dann erstmals Brettener Bürger, *cives in Bretheim*, aufgeführt, und 1264 nimmt der Bischof von Speyer aus Bretten stammende Juden in Speyer auf<sup>78</sup>. Ab 1277 gibt es *civitas*-Belege für Bretten<sup>79</sup>. 1283 stoßen wir auf das Stadtsiegel Brettens, in der gleichen Urkunde werden auch erstmals ein Stadttor – die Stadt war also spätestens jetzt befestigt –, Schultheiß und Rat (*scultetus et consules*) von Bretten erwähnt<sup>80</sup>.

Im Fall von Gernsbach schritt der Stadtwerdungsprozeß seit 1243 deutlich voran, als das Markt- und Kirchdorf zur eigenständigen Pfarrei erhoben wurde und in diesem Zusammenhang erstmals *oppidum* genannt wurde<sup>81</sup>. Seine Einwohner wurden seit 1257 regelmäßig *cives* genannt<sup>82</sup>, und der Ort gewann zunehmend politisch-administrative Zentralität, wobei der Bezug zur Errichtung der Burg Neu-Eberstein (s. u.) zu sehen ist. So finden wir verschiedene ebersteinische Beamte in Gernsbach: zwischen 1254 und 1267 die Schenken (*pincernae*) von Gernsbach<sup>83</sup>, ab 1252/1254 ebersteinische Vögte (seit 1255 aus der Familie Schurbrand)<sup>84</sup>, und ebenfalls ab 1252 bzw. 1266/67 einen ebersteinischen Schultheißen<sup>85</sup>. In sozialer Hinsicht ist bemerkenswert, daß sich in Gernsbach mit den Schenken von Gernsbach spätestens um die Mitte des 13. Jahrhunderts ebersteinische Ministerialen angesiedelt hatten, auch muß die Ansiedlung von Kaufleuten und Handwerkern aufgrund des Marktes angenommen werden. Im letzten Viertel des 13. Jahrhunderts scheint mir Gernsbach auf jeden Fall den Sta-

tus einer Stadt erreicht zu haben, den terminus ante quem bildet das Jahr 1297, als Gernsbach als *civitas* bezeichnet wird<sup>86</sup>.

Die alte Siedlung Gochsheim gelangte zur gleichen Zeit wie Bretten in ebersteinische Hände. Bei der ebersteinischen Erbteilung von 1219 wurde Gochsheim (*villa Gochbotesheim*) Otto (I.) von Eberstein zugesprochen. Gochsheim war zu dieser Zeit höchstwahrscheinlich noch ein Dorf. 1272 wird es aber neben Gernsbach und Neuburg unter den *opida* (sic) Ottos (I.) genannt. Ausdrücklich werden in der Urkunde, einem Zoll- und Steuer-Privileg für Herrenalb, die drei *opida* von den übrigen Orten, die der Herrschaft Ottos unterworfen waren, abgesetzt<sup>87</sup>. Da zudem Gernsbach zu diesem Zeitpunkt nahezu eindeutig Stadt war, ist auch Gochsheim als Stadt einzustufen, zumal es in den nächsten Jahrzehnten konsequent als *oppidum* oder *statt* bezeichnet wird<sup>88</sup>.

Daß Neuburg am Rhein und nicht Neuenbürg an der Enz eine ebersteinische Gründung ist, wurde 1964 von Alfons Schäfer geklärt<sup>89</sup>. Wie Gochsheim und Gernsbach befindet es sich nach 1219 im Besitz Ottos (I.) von Eberstein. Neuburg trugen die Ebersteiner vom Bischof von Speyer zu Lehen, eine am Rand des Ortes am Rhein gelegene „Neu-Burg“ deckte den Rheinübergang der von Metz nach Cannstatt ziehenden Fernstraße. 1259, als Neuburg an die Herren von Lichtenberg verpfändet wurde, wird es als *villa* bezeichnet und scheint noch Dorf gewesen zu sein<sup>90</sup>. 13 Jahre später findet man es allerdings wieder in ebersteinischem Besitz, diesmal aber als ebersteinische Stadt neben den Städten Gernsbach und Gochsheim (s. o.).

Abschließend bleibt festzuhalten, daß bald nach der Mitte des 13. Jahrhunderts sicherlich Kuppenheim, Bretten und Gernsbach zu Städten geworden waren, wahrscheinlich etwas später setzte die Entwicklung zur Stadt in Gochsheim und Neuburg ein, deren Stadtqualität zum ersten Mal 1272 greifbar wird. Bei Neuburg kam, wenn man den Blick auf die weitere Geschichte des Ortes unter lichtenbergischer und kurpfälzischer Herrschaft richtet, der Stadtwerdungsprozeß wohl nicht richtig in Gang, hier läßt sich eine Parallele zu Muggensturm ziehen, das die Ebersteiner nach dem Verlust von Kuppenheim gerne zur Stadt gemacht hätten, das aber immer eine städtische Kümmerform blieb. Das weitere Schicksal der ebersteinischen Städte kann hier nur noch skizziert werden. Schon 1281 verloren die Ebersteiner Kuppenheim, spätestens 1318 war Neuburg endgültig in lichtenbergische Hände geraten, und 1349 wurde Bretten an die Kurpfalz verkauft<sup>91</sup>. Nur Gernsbach und Gochsheim blieben im Besitz der ebersteinischen Hauptlinie.

Der Vollständigkeit halber sei noch hinzugefügt, daß auch die von

Boppo (I.) von Eberstein ausgehende fränkische Nebenlinie der Ebersteiner um 1300 zwei Städte gründete, nämlich Ballenberg und Krautheim an der Jagst. Auch Ballenberg und Krautheim konnten die Ebersteiner nicht halten, beide Städte wurden den Ebersteinern vom Erzbistum Mainz abgekauft, Ballenberg 1361/64 und Krautheim 1365.

### *Anzeichen des Niedergangs*

Nicht übersehen werden darf, daß in der Phase des Aufstiegs der Ebersteiner bereits die Ursachen für den späteren Niedergang zu finden sind. Schon die aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts stammende Zimmerrische Chronik zeigt sich erstaunt über den im Vergleich zu früheren Jahrhunderten beträchtlichen Verlust an Macht und Ansehen, den die Ebersteiner erfahren hatten. Sie vermochte aber diesen Prozeß nur damit zu erklären, daß *in diser welt nicks bestendigs und das ain geschlecht uf gat, etliche andern aber abnehmen oder gar zu grundt geen*<sup>92</sup>.

Von der älteren Forschung wurden dagegen die ebersteinischen Schenkungen an Kirchen und Klöster, vor allem die Schenkungen Ottos (I.) an die Klöster Herrenalb und Frauenalb, als Ursache des Niedergangs sehr stark akzentuiert. Doch darf der Umfang dieser Schenkungen nicht überschätzt werden, zudem ist in Betracht zu ziehen, daß die Gründung und Förderung eines Klosters auch ein Mittel des Machtausbaus und der Territoriumsbildung darstellen kann.

Von größerer Bedeutung war wohl, daß die in jeder Generation sehr kinderreichen Ebersteiner ganz erhebliche Mittel als Mitgift für die Töchter der Familie aufbringen mußten, dieser Faktor spielt besonders bei den Töchtern Ottos (I.) eine bedeutsame Rolle. So verpfändete Otto (I.) 1259 für 250 Mark Silber Neuburg an die Lichtenberger, weil er die 1251 versprochene Mitgift für seine Tochter Adelheid nicht zahlen konnte, und 1283 mußte Otto (II.) die Hälfte der Burg Alt-Eberstein als Mitgift seiner Schwester an seinen Schwager Rudolf I. von Baden übergeben<sup>93</sup>. Neuer Stammsitz der Ebersteiner wurde auf diese Weise die 1272 erstmals belegbare Burg Neueberstein<sup>94</sup>.

Vor allem aber stellen die Ereignisse des Jahres 1219 eine wesentliche Ursache für den Abstieg des Geschlechts dar. 1219 wurde zunächst der Besitz des Hauses Eberstein zwischen Otto (I.) und Eberhard (IV.) aufgeteilt. Der Erbanteil Eberhards (IV.) fiel später, bedingt durch den Tod von Eberhards einzigem Sohn Eberhard (V.) im Jahr 1253, an seinen Enkel Simon von Zweibrücken. Der ehemalige Besitz Eberhards (IV.) ging auf diese Weise

den Ebersteinern zum Teil für immer verloren, wie z. B. 1281 die Stadt Kuppenheim im Konflikt zwischen den Markgrafen von Baden und Simon von Zweibrücken, oder er entfiel für lange Zeit als Faktor beim Aufbau eines geschlossenen Territoriums, dies gilt vor allem für Bretten im Kraichgau<sup>95</sup>. Bestenfalls konnte er, wie im Fall der Hälfte von Alt-Eberstein, auf gerichtlichem Weg mühsam zurückgewonnen werden<sup>96</sup>. Und schließlich konnten genau im selben Jahr 1219, als der ebersteinische Besitz geteilt wurde, die Markgrafen von Baden im Ufgau entscheidend an Macht gewinnen. 1214, nach dem Tod von Pfalzgraf Heinrich dem Jüngeren, dem einzigen Sohn Heinrichs des Älteren, hatte sich die Frage erhoben, wem die Pfalzgrafschaft übertragen werden sollte. In Frage kamen Otto II. von Wittelsbach, der schon vor 1214 mit Agnes, der Schwester Heinrichs des Jüngeren, verlobt war, und Markgraf Hermann V., der mit einer weiteren Schwester Heinrichs des Jüngeren, Irmingard, vermählt war. 1214 übertrug Friedrich II. den Wittelsbachern die Pfalzgrafschaft, und nun mußte den Markgrafen von Baden in irgendeiner Form Genüge geleistet werden. Wohl 1214 war deshalb den Markgrafen bereits Pforzheim übergeben worden, und 1219 wurden sie mit weiteren Besitzungen für ihren Verzicht auf die Pfalzgrafschaft entschädigt: Zunächst verzichtete Hermann V. zugunsten König Friedrichs II. auf alle Ansprüche auf die braunschweigischen Allode, die ihm wegen der Heirat mit der Welfin Irmingard zukamen. Dafür erhielt er aus staufischer Hand die Stadt Ettlingen zu Lehen, Durlach zu Eigen, außerdem wurden ihm für 2300 Mark Silber die Städte Lauffen, Sinsheim und Eppingen verpfändet. Mit der Übergabe von Ettlingen und Durlach wurden die Voraussetzungen dafür geschaffen, daß sich in den folgenden Jahrzehnten der Schwerpunkt der markgräflichen Macht an den Oberrhein verlagern konnte. Symbolischer Ausdruck dieser Schwerpunktverlagerung ist die 1248 erfolgende Beisetzung Hermanns V. im Kloster Lichtenthal, das künftig statt Backnang zur Grablege der Markgrafen wurde. Das abnehmende Interesse der Markgrafen an ihrem bisherigen Machtzentrum, dem mittleren Neckarraum, läßt sich daran ablesen, daß Mathilde, die Schwester des Markgrafen Rudolfs I., bei ihrer Heirat mit Ulrich dem Stifter (vor 1246) die von Hermann V. gegründete Stadt Stuttgart als Mitgift erhielt. Die Heiratsverbindung zwischen Rudolf I. und Kunigunde von Eberstein, durch die der Stammsitz der Ebersteiner 1283 in markgräflichen Besitz kam, dokumentiert dagegen deutlich die neue Westorientierung der Markgrafen.

In Zusammenhang mit dem Untergang der Staufer gelang es den Markgrafen, ihre Macht im Ufgau weiter auszubauen, indem sie sich das noch vorhandene Staufer- oder Reichsgut, darunter die starke Burg Mühlburg, sowie den größten Teil des Besitzes des Klosters Weißenburg aneigneten. Diesen Übergriff zu revidieren gelang auch König Rudolf I. von Habsburg,

der deshalb 1273 den Krieg gegen Rudolf I. von Baden eröffnete, nicht mehr. Damit waren die Markgrafen von Baden endgültig in eine wesentlich stärkere Position gelangt als ihre (noch) auf Alt-Eberstein sitzenden Nachbarn.

Das Jahr 1219 war also zum einen ein Jahr, in dem mit der Übernahme des väterlichen Erbes durch Eberhard (IV.) und Otto (I.) von Eberstein die glänzendste Phase der ebersteinischen Geschichte begann, in dem sich aber auch die Machtverhältnisse im Ufgau zu verändern begannen. Der Prozeß der Verdrängung der Ebersteiner durch die Markgrafen trat in seine entscheidende Phase.

#### Anmerkungen

- 1 Origines civitatis Fribvrgi in Brisgovia. Chronicke der Stadt Freyburg im Brigaw. Straßburg 1698, fol. 48.
- 2 Schenkungsbuch des Klosters Reichenbach, fol. 4a u. 4b. In: WUB II, S. 393.
- 3 Schenkungsbuch des Klosters Reichenbach, fol. 25b (wie Anm. 2, S. 408).
- 4 G. H. Krieg v. Hochfelden: Geschichte der Grafen von Eberstein in Schwaben. Karlsruhe 1836, S. 3; K. Freiherr v. Neuenstein: Die Grafen von Eberstein in Schwaben. Karlsruhe 1897, S. 23; Ch. F. v. Stälin: Wirtembergische Geschichte. Bd. 2. Stuttgart. 1847, S. 303; J. Bader: Wahrer Ursprung Badens, der Stadt, Fürstenfamilie und Markgrafschaft. Karlsruhe 1849, S. 46.
- 5 A. Schäfer: Zur Besitzgeschichte des Klosters Hirsau vom 11.–16. Jahrhundert. In: ZWLG 19 (1960), S. 9; M. Schaab: Adlige Herrschaft als Grundlage der Territorialbildung im Bereich von Uf-, Pinz- und Enzgau. In: ZGO 143. N.F. 104 (1995), S. 18 u. S. 40; A. Schäfer: Staufische Reichslandpolitik und hochadlige Herrschaftsbildung im Ufgau und Pfinzgau und im Nordwestschwarzwald von 11.–13. Jahrhundert. In: ZGO 117. N.F. 78 (1969), S. 229 ff. u. S. 237.
- 6 WUB IV, S. 376.
- 7 Nach H. Schwarzmaier, Baden-Baden im frühen Mittelalter, Baden-Baden 1988, S. 28, bekam Hermann II. den Besitz um Baden von Kaiser Heinrich IV. zugewiesen; MGH, D H IV, Nr. 468.
- 8 M. Schaab betrachtet sie als identisch mit den Herren von Steinsberg. Vgl. M. Schaab (wie Anm. 5), S. 11.
- 9 MGH, D H IV, Nr. 474.
- 10 WUB V, S. 230.
- 11 Codex Hirsaugiensis, hg. v. E. Schneider, fol. 26b. In: WVjh 10 (1887), S. 26; WUB II, S. 359 f. u. S. 360 ff.; WUB III, S. 57 ff.; WUB IV, S. 147 f. u. S. 235 f.
- 12 ZGO 23 (1871), S. 307 ff.; WUB II, S. 49 ff.; WUB VI, S. 155 f.
- 13 WUB II, S. 360 ff.
- 14 Codex Hirsaugiensis fol 26b. (wie Anm. 11, S. 26); WUB V, S. 71; ZGO 27 (1875), S. 77; ZGO 1 (1850), S. 234; WUB V, S. 227.
- 15 ZGO 8 (1857), S. 102 f.
- 16 WUB IV, S. 388 f.; WUB III, S. 57 ff.



- 17 ZGO 1 (1850), S. 235, ZGO 2 (1851), S. 110; ZGO 1 (1850), S. 256, ZGO 2 (1851), S. 110.
- 18 WUB II, S. 362 f.; WUB III, S. 57 ff.; WUB VI, S. 26 f.; WUB VI, S. 243 f.; WUB VI, S. 296 f.; WUB VII, S. 192 f.; ZGO 1 (1850), S. 495 f.; ZGO 26 (1874), 460 ff.
- 19 ZGO 1 (1850), S. 113 f.; WUB II, S. 360 ff.; WUB III, S. 57 ff.; WUB IV, S. 206 f.; WUB VI, S. 243 f.; ZGO 1 (1850), S. 480 f. u. S. 492 f.; ZGO 13 (1861), S. 26 f.; ZGO 2 (1851), S. 112 f.; ZGO 25 (1873), S. 324 f.; ZGO 2 (1851), S. 465.
- 20 ZGO 23 (1871), S. 307 ff. u. 311 ff.; Krieg v. Hochfelden (wie Anm. 4), Urkundenteil, S. 361 f.
- 21 ZGO 1 (1851), S. 376 f.
- 22 WUB II, S. 49 ff.; WUB III, S. 57 ff.; WUB IV, S. 206 f.; ZGO 26 (1874), S. 445; ZGO 7 (1856), S. 469 ff.
- 23 WUB IV, S. 428 f.; ZGO 1 (1850), S. 234, WUB V, S. 311 f.; WUB VII, S. 154; ZGO 1 (1850), S. 376 ff.
- 24 WUB II, S. 360 ff.
- 25 WUB II, S. 181 ff.; WUB III, S. 57 ff.; J. F. Böhmer: Regesta Imperii V, 1, Nr. 4515; ZGO 1 (1850), S. 244 f.
- 26 ZGO 2 (1850), S. 110; WUB VIII, S. 77.
- 27 ZGO 9 (1858), S. 403 f., WUB IV, S. 147 f., S. 235 f. u. S. 287 f.
- 28 WUB III, S. 57 ff.
- 29 WUB II, S. 49 ff., WUB II, S. 312 f.; WUB III, S. 57 ff.; ZGO 5 (1854), S. 350 f.; WUB V, S. 311 f.; ZGO 2 (1851), S. 110.
- 30 ZGO 25 (1873), S. 368 ff.
- 31 Codex Hirsaugiensis fol 26b. (wie Anm. 11, S. 26); C. Pöhlmann: Regesten der Grafen von Zweibrücken. Speyer 1962, Nr. 531.
- 32 ZGO 23 (1871), S. 307 ff. u. S. 311 ff.; A. Krieger: Ein Salbuch der Grafschaft Eberstein aus dem Jahre 1386. In: ZGO 74. N. F. 35 (1920), S. 273.
- 33 Codex Hirsaugiensis, fol. 45b (wie Anm. 11, S. 40); WUB III, S. 57 ff.
- 34 Codex Hirsaugiensis, fol. 31b u. 36b (wie Anm. 11, S. 30 u. S. 33); WUB V, S. 265 f.; ZGO 7 (1856), S. 222 ff.; A. Krieger (wie Anm. 32), S. 273.
- 35 GLA 67/285, fol. 146.
- 36 WUB XI, S. 51 ff.; GLA 44/1809.
- 37 ZGO 23 (1871), S. 307 ff. u. S. 311 ff.; WUB V, S. 228 f.; WUB VI, S. 41; WUB VI, S. 296 f.; WUB VIII, S. 76; G. H. Krieg v. Hochfelden (wie Anm. 4), Urkundenteil, S. 361 f.; A. Krieger (wie Anm. 32), S. 150.
- 38 Die Ebersteiner gründeten dort wohl Freiolsheim (Krieg v. Hochfelden, wie Anm. 4, Urkundenteil, S. 361 f.), Burbach (ZGO 25, 1873, S. 89) und Spielberg (RMB I, Nr. 529). Über Neusatz hatten die Ebersteiner 1258 die Vogtei (WUB V, S. 228 f.). Möglicherweise sind auch Sulzbach, Pfaffenroth und Schielberg (vgl. F. Geiges: Das Benediktinerinnenkloster Frauenalb von den Anfängen bis zur Reformation. Frankfurt a. M. 1980, S. 302, S. 289 und S. 295) und Völkersbach (ZGO 27, 1875, S. 77 f.) ebersteinerische Gründungen. Die Herren von Straubenhardt trugen Dobel von den Ebersteinern zu Lehen (WUB II, S. 49 ff.).
- 39 Nach A. Schäfer, „Geschichte der Stadt Bretten“, Bretten 1977, S. 67, durch eine Heirat zwischen Berthold (III.) von Eberstein und Uta von Lauffen. Hansmartin Schwarzmaier geht dagegen davon aus, daß Berthold mit Uta von Calw, der Tochter des Grafen Adalbert von Calw, verheiratet gewesen sei. Vgl. H. Schwarzmaier: Die Gründung des Prämonstratenserkloster Allerheiligen. In: Althoff, Gerd u. a. (Hg.): Person und Gemeinschaft im Mittelalter. Karl Schmid zum 65. Geburtstag. Sigmaringen 1988, S. 446.

- 40 1193/1997 bestätigte Papst Coelestin III. Frauenalber Besitz in Bilfingen, Ersingen und Singen (ZGO 23, 1871, S. 307 ff. und S. 311 ff.). Bilfingen und Ersingen wurden zudem bei der ebersteinischen Erbteilung von 1219 Otto (I.) zugesprochen. Das ebersteinische Salbuch von 1386 nennt ebersteinische Besitzrechte in bzw. bei Kleinsteinbach, Königsbach, Singen, Mutschelbach, Wilferdingen, Bilfingen, Ersingen, Auerbach und Dietenhausen (A. Krieger, wie Anm. 33, S. 157–159 u. 267).
- 41 Vgl. hierzu H. Schwarzmaier: Die Gründung des Prämonstratenserklosters Allerheiligen. Ein Beitrag zum Thema „Staufer – Welfen – Zähringer“. In: G. Althoff u. a. (Hg.): Person und Gemeinschaft im Mittelalter. Karl Schmid zum 65. Geburtstag. Sigmaringen 1988, S. 433–454 u. H. Schwarzmaier: Uta v. Schauenburg, die Gemahlin Welfs VI. In: ZGO 142. N. F. 103 (1994), S. 1–17.
- 42 A. Krieger (wie Anm. 32), S. 125–159 u. S. 262–277; RMB Nr. 1257 und Nr. 4428–4482.
- 43 M. Schaab: Neue Urkunden zur Geschichte des Klosters Neuburg bei Heidelberg aus dem Archiv der Erzbischöflichen Finanzkammer in Freiburg. In: ZGO 108. N.F. 69 (1960), S. 235/J. F. Schannat. *Historia Episcopatus Wormatiensis*. T. 1, Frankfurt a. M. 1734, S. 177.
- 44 MGH, Const. 2, Nr. 1, S. 1 f.
- 45 Monumenta Boica. Hg. v. d. Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Bd. 11. München 1771. Neudruck Puchheim 1964, S. 199 f.
- 46 ZGO 3 (1852), S. 111/WUB III, S. 256 f.
- 47 ZGO 1 (1850), S. 112 f.
- 48 GLA 39/17 (= ZGO 1, 1850, S. 96 ff.); HStA Stuttgart A 489 U 18 (= WUB II, S. 49 ff. u. WUB VII, S. 88 f.).
- 49 G. Wunder: Otto von Eberstein. In: ZGO 123. N. F. 84 (1975), S. 99.
- 50 WUB III, S. 358; RMB I, Nr. 379; F. X. Remling: *Urkundenbuch zur Geschichte der Bischöfe von Speyer*. Bd. 1: Ältere Urkunden. Mainz 1852, S. 223.
- 51 F. X. Remling: *Geschichte der Bischöfe zu Speyer*. Bd. I. Mainz 1852, S. 471.
- 52 Zudem war zu dieser Zeit auch noch Gerhard, Raugraf von Baumburg, Sohn von Ottos Schwester Hedwig, Propst des speyerischen Nebenstiftes St. German. Vgl. H. Issle: *Das Stift St. German vor Speyer*. (Quellen und Abhandlungen zur Mittelrheinischen Kirchengeschichte 20). Mainz 1974. S. 109 f.
- 53 Krieg v. Hochfelden (wie Anm. 4), *Urkundenteil*, S. 361 f.
- 54 GLA 46/11 u. 46/12 (= RMB I, Nr. 542 und Nr. 543).
- 55 ZGO 15 (1863), S. 158.
- 56 WUB III, S. 300 f.; WUB IV, S. 437 ff.; RMB I, Nr. 379; ZGO 6 (1855), S. 446 f.; WUB IV, S. 147 f.; A. Hilgard (Hg.): *Urkunden zur Geschichte der Stadt Speyer*. Straßburg 1885, S. 57 f.; WUB IV, S. 235 f.; WUB IV, S. 236 f.; ZGO 15 (1863), S. 158 f.; WUB IV, S. 285; WUB IV, S. 287 f.; WUB IV, S. 288 f.; J. H. Schannat (wie Anm. 53). T. II, Frankfurt 1734, S. 124; ZGO 27 (1875), S. 76 f.; WUB V, S. 110 f.; WUB V, S. 157. Hinzu kommen die königlichen und kaiserlichen Urkunden, in denen Otto und Eberhard gemeinsam als Zeugen auftreten.
- 57 J. F. Böhmer: *Regesta Imperii* V, 1, Nr. 18, Nr. 177, Nr. 714, Nr. 808, Nr. 843, Nr. 851, Nr. 926.
- 58 J. F. Böhmer: *Regesta Imperii* V, 1, Nr. 1094 u. Nr. 1136.
- 59 Monumenta Boica 11, wie Anm. 44, S. 199 f.
- 60 J. F. Böhmer: *Regesta Imperii* V, 1, Nr. 4309, Nr. 4338, Nr. 4342 u. Nr. 4343.
- 61 J. F. Böhmer: *Regesta Imperii* V, 1, Nr. 4351.
- 62 J. F. Böhmer: *Regesta Imperii* V, 1, Nr. 4365.

- 63 J. F. Böhmer: *Regesta Imperii* V, 1, Nr. 2167.
- 64 MGH, SS 9, S. 639 (*Continuatio Sancrucensis secunda*); MGH SS 9, S. 786 f. (*Annales Sancti Rudberti Salisburgenses*); MGH SS 9, S. 559 (*Continuatio Lambacensis*).
- 65 G. Wunder (wie Anm. 48), S. 100.
- 66 MGH SS 17, S. 178; MGH SS 9, S. 639.
- 67 J. F. Böhmer: *Regesta Imperii* V, 1, Nr. 4515. Ebrhard erscheint am 25. 05. 1246 auch als Zeuge Urkunde Heinrich Raspes (J. F. Böhmer: *Regesta Imperii* V, 1, Nr. 4868). Die Zeugenreihe dieser Urkunde ist aber auf jeden Fall unecht, z. B. erscheint neben Eberhard auch Bischof Konrad V. von Speyer unter den Zeugen, obwohl dieser bereits 1245 verstorben war. Wahrscheinlich wurde auch Eberhards Name einfach in die Reihe der Zeugen gestellt.
- 68 J. F. Böhmer: *Regesta Imperii* V, 2, Nr. 11517, Nr. 11525, Nr. 11526 u. Nr. 11531.
- 69 MGH, *Epist. saec. XIII* 2, Nr. 447, S. 322.
- 70 MGH SS 9, S. 642; J. F. Böhmer: *Regesta Imperii* V, 2, Nr. 11542 b.
- 71 J. F. Böhmer: *Regesta Imperii* V, 1, Nr. 4524, Nr. 4542, Nr. 4563, Nr. 4780; J. F. Böhmer: *Regesta Imperii* V, 2, Nr. 11621a.
- 72 RMB I, Nr. 384.
- 73 ZGO 15 (1863), S. 158 f.; RMB I, Nr. 432.
- 74 Codex Hirsaugiensis, fol. 26b (wie Anm. 11, S. 26).
- 75 WUB V, S. 71; ZGO 27 (1875), S. 77 bzw. ZGO 1 (1850), S. 234.
- 76 RMB, Nr. 518.
- 77 WUB V, S. 74 f.
- 78 WUB VI, S. 42 f.; F. X. Remling (wie Anm. 49), S. 304.
- 79 ZGO 1 (1850), S. 496 f.; ZGO 2 (1851), S. 218 f.; ZGO 2 (1851), S. 225 ff.
- 80 Urkunden, Rechtsquellen und Chroniken zur Geschichte der Stadt Bretten (BUB). Bearb. v. Alfons Schäfer. Hg. v. d. Stadt Bretten. Bretten 1967, S. 25 f.
- 81 GLA 229/89639; GLA 229/89640.
- 82 WUB V, S. 227, WUB VI, S. 242; WUB VI, S. 313 f., WUB VII, S. 3 f.
- 83 ZGO 27 (1875), S. 76 f.; ZGO 26 (1874), S. 447 f.; ZGO 1 (1850), S. 234; WUB VI, S. 96 f.; WUB VI, S. 98; WUB VI, S. 243 f., WUB VI, S. 313 f.
- 84 WUB IV, S. 294 f.; ZGO 27 (1875), S. 76 f.; ZGO 1 (1850), S. 234; ZGO 26 (1874), S. 447 f.; WUB V, S. 157 f.; WUB VI, S. 46; WUB VI, S. 242; WUB VI, S. 243 f.; WUB VI, S. 313 f.; WUB VI, S. 339 f.; WUB VII, S. 3 f.
- 85 WUB IV, S. 294 f.; WUB VI, S. 242, WUB VI, S. 313 f.
- 86 WUB XI, S. 51 ff.
- 87 WUB VII, S. 174.
- 88 ZGO 13 (1861), S. 34; BUB (wie Anm. 79), S. 45 f.; ZGO 23 (1871), S. 318 f.
- 89 A. Schäfer: Waren die Ebersteiner die Gründer von Neuenbürg an der Enz oder der ehemaligen Stadt Neuburg am Rhein? In: ZGO 112. N.F. 73 (1964). S. 81–95.
- 90 ZGO 15 (1863), S. 164.
- 91 GLA 38/1290, GLA 38/1291 (= RMB I, Nr. 529); F. Eyer: Das Territorium der Herren von Lichtenberg 1202–1480. Bd. 2 (Regesten), Nr. 151; Regesten der Pfalzgrafen am Rhein 1214–1400. Hg. v. d. Badischen Historischen Kommission. Bearb. v. Adolf Koch und Jakob Wille. Bd. 1. Innsbruck 1894, Nr. 2642.
- 92 Zimmerische Chronik. Hg. v. Paul Hermann, Meersburg/Leipzig 1932, Bd. 2, S. 283.
- 93 ZGO 15 (1863), S. 164; GLA 46/11 (= RMB I, Nr. 542).
- 94 J. H. Schannat: *Vindemiae Literariae. Collectio prima. Fulda/Lippe 1723/24*, S. 146. Der in Kriegers „Topographischem Wörterbuch des Großherzogtums Baden“, Bd. 1, Heidelberg 1904, S. 447, aufgeführte Erstbeleg für Neu-Eberstein („*in novo Eberstein*“

1251“) beruht auf einem Irrtum – die Urkunde, auf die sich Krieger bezieht, stammt vom 24. 06. 1351 und nicht aus dem Jahr 1251. Die irrtümliche Datierung der Urkunde findet sich bereits in ZGO 6 (1855), S. 455 f., und setzt sich z. B. bei Th. Humpert: Schloß Neueberstein. In: Die Ortenau 21 (1934), S. 57, fort. Zur korrekten Datierung siehe ZGO 8 (1857), S. 97 f.

- 95 Bretten wurde erst 1314 von Graf Otto von Zweibrücken den Ebersteinern wieder zugesprochen. BUB (s. Anm. 79), S. 40 ff., S. 45 f., S. 47.
- 96 GLA D 97 u. GLA 46/11.

# Die künstlerische Leistung der Chorherren von Allerheiligen in der Wallfahrtskirche Lautenbach, Architektur und Altäre. Festvortrag, gehalten bei der Jahresversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden am 20. Oktober 1996 in Oppenau

*Jeanne Peipers*

Als sich im 12. Jh. die Prämonstratenser Chorherren in dem einsamen Allerheiligen (Wimpheling sagte später „schauderhaften“) niederließen, gründeten sie eines der bedeutendsten Klöster ihres Ordens<sup>1</sup>. Auch später zeigten sich die Chorherren als energische, weltoffene, kultivierte Menschen, die auch in schweren Zeiten ihrer strengen Ordensregel treu blieben<sup>2</sup>. Ihre kulturelle Leistung scheint im späten 15. Jh. angefangen zu haben mit der Gründung einer Klosterschule und mit der Erbauung der Lautenbacher Wallfahrtskirche. Dies ist umso bemerkenswerter, als die Chorherren über wenig Geldmittel verfügten. Dies spricht für ihren Ehrgeiz, entgegen allen Schwierigkeiten eine wunderschöne Kirche zu finanzieren und mitfinanzieren zu lassen, wie wir später sehen werden. Dabei erreichten die Chorherren eine außerordentliche künstlerische Leistung, was sowohl für ihren sicheren Kunstsinn als auch für die soziologische Bedeutung spricht, die diese Kirche haben sollte.

Lassen wir die Kunstobjekte sprechen:

Wenn wir uns der Lautenbacher Kirche von Ost nach West nähern (Abb. 1), sehen wir das Gotteshaus, wie es die Allerheiligen Chorherren sahen, als sie sich von ihrer Schwarzwaldhöhe ins untere Renchtal zu ihrer Pfarrei Oberdorf<sup>3</sup> mit Lautenbach begaben. Lautenbach lag an einer im Mittelalter bedeutenden, ursprünglich römischen Straße von Straßburg über den Kniebis nach Württemberg, also an einer günstigen Stelle.

Da das heute verschollene Gnadenbild (eine Madonna) um 1400 datiert wird, muß es um die Jahrhundertwende schon eine Marienwallfahrt nach Lautenbach gegeben haben, die die Prämonstratenser inoffiziell versorgten. Vom 14. bis zum 16. Jh. vermehrten sich die Wallfahrten im Bistum Straßburg beträchtlich<sup>4</sup>. Deshalb forderte 1469 der Straßburger Bischof, der Pfalzgraf Rupprecht (1439–78), die Prämonstratenser auf, die Wallfahrt offiziell zu beaufsichtigen<sup>5</sup>. Außerdem sollten sie an Stelle der Holzkapelle, in der sich das Gnadenbild befand, eine steinerne Kirche errichten. Der



*Abb. 1: Pfarr- und Wallfahrtskirche „Mariä Krönung“ Lautenbach/Renchtal*



*Abb. 2: Mariä Krönung, Portal –  
Lautenbacher Wallfahrtskirche*

Grundstein wurde, laut einer Steintafel über dem Portal, 1471 gelegt (Abb. 2). Damals war Andreas Rohart von Neuenstein, aus dem Renchtäler Adelsgeschlecht, Propst von Allerheiligen (1465–1474)<sup>6</sup>.

An dem Westportal der Kirche bekommen wir erstmals Auskunft über die bedeutenden Stifter und Förderer der Kirche. Die Marienstatue ist nämlich von Wappen umgeben. Es sind oben links und rechts die Wappen der Bischöfe Rupprecht von der Pfalz (1439–78) und Albrecht von Bayern (1478–1506).

Seit 1316 hatten die Bischöfe von Straßburg die Landesherrschaft über das Renchtal in ihren Händen<sup>7</sup>. Die beiden unteren Wappen waren von links nach rechts die der einheimischen Junker Bernhard von Bach (Muschel) und Friedrich von Schauenburg (Andreaskreuz). Diese stifteten aus dem Besitz, den sie als ebersteinisch-badisches Lehen empfangen hatten, den Baugrund für die Kirche<sup>8</sup>.



*Abb. 3: Nikolaus von Leyden,  
Epitaph des Domchorherren  
Conrad von Busnang, 1464,  
Straßburger Münster*

Bernhard von Bach war außerdem (zusammen mit einer Verkündigung an Maria) im Westfenster oberhalb des Portals dargestellt (heute verschollen)<sup>9</sup>. Am selben Westportal erblicken wir eine steinerne gekrönte Maria mit Kind, umgeben von zwei Engeln. Das Ganze wird von einem Astwerkbaldachin überragt. Die Wallfahrtskirche ist der Königin des Himmels „Mariä Krönung“ gewidmet. Die Prämonstratenser hegten eine große Liebe für Maria, die sie als Orden außerordentlich verehrten<sup>10</sup>. Maria ist für sie nicht nur die Ordenspatronin, sondern auch die Miterlöserin und Seelengebäuerin. Die gekrönte Maria war zudem ein Sinnbild des Sieges der Kirche am Ende der Zeiten. So blickt die Statue prophetisch in die Ferne, bietet sozusagen das Jesuskind, mit den zum Kreuz geöffneten Ärmchen, der Welt und den Gläubigen dar. Der Astwerkbaldachin ist als ein modernes Architekturmotiv – in der Glasmalerei von Peter Hemmels Werkstatt zuerst zu finden – um 1490 zu datieren<sup>11</sup>, wie die Statue auch. In dieser Statue verbinden sich Grazie und Monumentalität sowie psychologische Feinheit und Dynamik der Gestik.



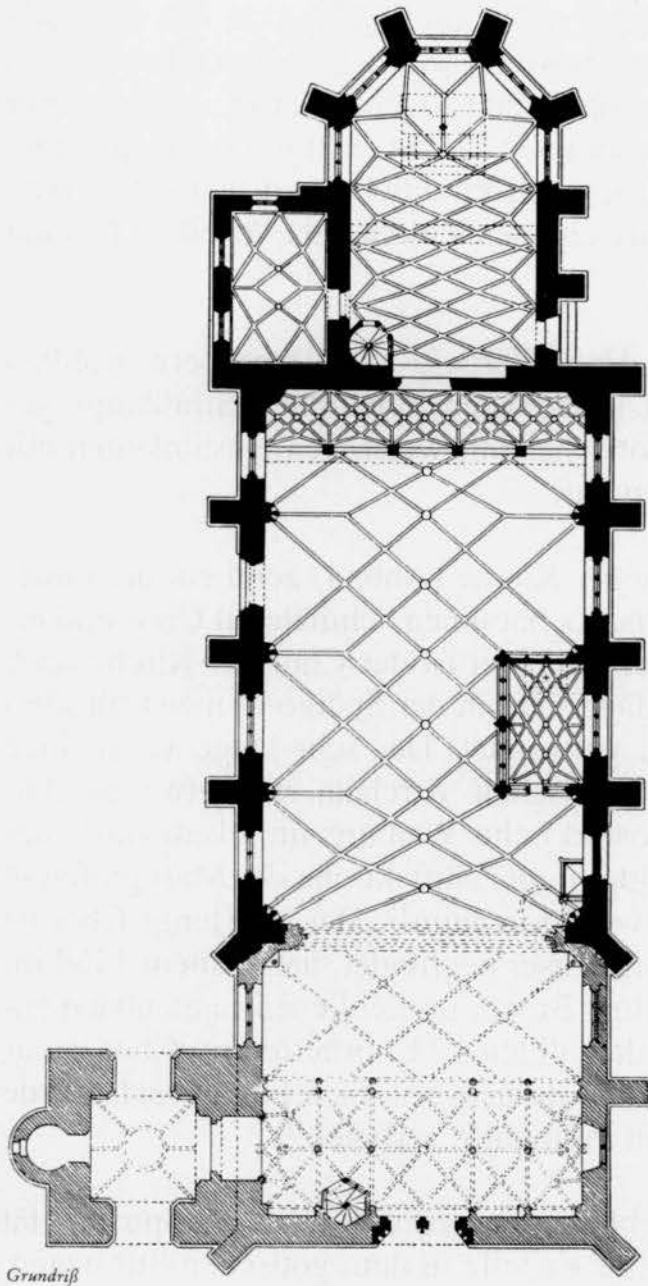


Abb. 4: Grundriß der Lautenbacher Wallfahrtskirche

Auch auf dem Epitaph des Domchorherren Conrad von Busnang<sup>12</sup> im Straßburger Münster (Johannes-Kapelle) (Abb. 3), einem Werk des Nikolaus von Leyden, greift das Jesuskind mit lebendiger Natürlichkeit nach dem Mantel seiner Mutter; auch hier sind die Ärmchen zum Kreuz symbolisch geöffnet. Intim alltäglich und übersinnlich zugleich wirken beide Werke. In Lautenbach haben wir es also mit einem sehr nahen Schüler des Nikolaus von Leyden zu tun, der von 1462 bis 1467 in Straßburg gearbeitet hat, später in Wien für Friedrich den III. von Habsburg. Er war Niederländer und prägte die oberrheinische Kunst der Bildschnitzer bis 1530 entscheidend.

Er schuf auch in Straßburg das Portal des Kanzleigebäudes, das ebenfalls eine gekrönte Maria mit Kind, umgeben von weltlichen Herrscherwappen (denen der Stadt) und Symbolen himmlischer Macht (Kaiser Augustus mit der Sybille – Ara coeli-Vision –) vorwies<sup>13</sup>. Daran sieht man, wie kunstbewußt die Chorherren waren, wie sie auch kirchliche und weltliche Herrschaftssymbole in der Kunst für ihre eigenen Zwecke als Vorbilder benutzt haben.

Auch den Architekten der Kirche, Hans Hertwig von Bergzabern, wählten sie sich sorgfältig aus. Er scheint in der Münsterbauhütte Straßburgs geschult worden zu sein. Sein spätgotischer Stil weist Gemeinsamkeiten mit verschiedenen elsässischen Kirchen auf.

Der Gesamtgrundriß der Lautenbacher Kirche (Abb. 4) zeigt ein ursprünglich turmloses saalartiges Langhaus. Es hat einen schmälere Chor und eine seitliche Sakristei. Wegen dieser Sakristei ist der Chor der Kirche nach Süden gerückt<sup>14</sup>. Diese Kirchenanlage wird in der Spätgotik meist für kleinere Pfarr- und Wallfahrtskirchen verwendet. Der sehr lange vierjochige Chor hat sein Gegenstück in elsässischen Kirchen, wie etwa in Alt-St.-Peter in Straßburg, in der Klosterkirche Walburg im Elsaß (fast dieselben Maße wie in Lautenbach) oder in der Stiftskirche der Markgrafen in Baden-Baden sowie in derjenigen von Pforzheim<sup>15</sup>. Der sehr lange Chor ist auch in dem Wunsch der Prämonstratenser begründet, nach einem 1469 im Kloster Allerheiligen ausgebrochenen Brand, im lieblichen Lautenbach ansässig zu werden. So konnten die damaligen 12 Chorherren im Chor genügend Platz finden. Der Wechsel von Allerheiligen nach Lautenbach wurde jedoch 1484 von den Chorherren in Prémontré verboten<sup>16</sup>.

Im Innern der Wallfahrtskirche (Abb. 5) spiegelt sich auch die Spiritualität der Prämonstratenser. Sie ließen ihre Kapelle in dem gotischen Stil bauen, der aus den Chorthallenkirchen hervorgegangen ist und im 14. Jh. in der Tradition der frühchristlichen Kirchen und unter dem Impuls der Predigerorden eine große Verbreitung in Süddeutschland fand. Die Parler waren ihre berühmtesten Bauhandwerker. Dieses Architekturideal war auch das der Zisterzienser, die mit ihrer Ordensregel den Prämonstratensern am nächsten standen<sup>17</sup>. So durfte es keinen Glockenturm – ein Zeichen für Hochmut – geben. Der heutige Turm und der zweijochige Kirchenanbau wurden erst Ende des 19. Jhs. im besten neugotischen Stil durch den Freiburger Architekten Max Meckel erbaut<sup>18</sup>. Dort, wo sich die Westfassade ursprünglich befand, sieht man einen stark profilierten Langhausbogen. Der „büchsenartige“ Hallenraum (Erwin Panofsky) beeindruckt durch seine Einfachheit: es gibt keine Seitenschiffe, kein Querschiff, keine Seitenkapellen. Das netzartige vierjochige Gewölbe wird nicht mehr durch Gurt-



*Abb. 5: Innenraum mit eingebauter Wallfahrtskapelle und Lettner*

bögen zwischen den Kreuzrippen geteilt; es sieht wie ein weitmaschiges Rautennetz aus. Die Pfosten an der Wand empfangen schlichte monolithische Säulchen ohne Gesimse und ohne Kapitelle. Das ganze Gewölbe wird von den schlanken Strebepfeilern der Außenwand getragen. Alles strebt innen zur Einheitlichkeit der Vision. Es herrscht ein eleganter vertikaler Schwung ohne horizontale Teilungen. Dies war typisch für die Bürgergotik, wie sich dieser Stil auch nennt, deren Vorbild die einfache hallenartige Laienarchitektur war.

Die Schlußsteine des Gewölbes weisen auf die berühmten Förderer und Stifter der Kirche hin – wissen wir doch, daß es den Chorherren an Geldmitteln mangelte. Von West nach Ost sehen wir jeweils die Wappen des Geschlechts von Neuenstein, des Markgrafen von Baden (möglicherweise war es ursprünglich eher das Wappen des Geschlechts der von Schauenburg)<sup>19</sup> und der Bischöfe Rupprecht und Albrecht von Straßburg.

Weitere architektonische Merkmale sprechen für die große künstlerische Begabung des Architekten, der, wie die Steinmetzzeichen auch zeigen, der Urheber des Konzeptes der ganzen Kirche war<sup>20</sup>. Merkmale und Besonderheiten der Lautenbacher Kirche sind die Gnadenkapelle und der Lettner.

Die Errichtung der Gnadenkapelle mag ein besonderer Wunsch des Marienverehrsers und Straßburger Bischofs Albrecht von Bayern gewesen sein, der 1480 einen Opferstock neben der Kapelle bauen ließ<sup>21</sup>. Das Straßburger Münster, das auch Maria geweiht war, enthielt ebenfalls eine Gnadenkapelle (1316) mit Opferstock und einen Lettner (1248)<sup>22</sup>. Doch im allgemeinen gehörten Gnadenkapellen (als Wallfahrtsheiligtümer) vorzüglich zu Marienwallfahrten so wie die Santa Casa in Loretto bei Ancona (1468), die Gnadenkapelle in Einsiedeln (1465) oder auch die im Aachener Chor (1450–55)<sup>23</sup>. Die Architektur der Gnadenkapelle mit ihren durchkreuzten Bögen, Maßwerkfenstern, ihren mit Astwerk zugesetzten und von Firstblumen gekrönten Wimpergen (Ziergiebel) suggeriert pflanzliche Formen. Im Spätmittelalter wird nämlich die Architektur zur Skulptur, während die Skulptur immer monumentaler, architektonischer wird, wie wir es an der Madonna aus der Schule des Nikolaus von Leyden im Portaltympanon sahen. Die Lautenbacher baldachinartige, rechteckige Gnadenkapelle, die an dem Ort der früheren Holzkapelle steht<sup>24</sup>, ist höchst wahrscheinlich nach dem Grundriß der Gnadenkapelle in der Wallfahrtskirche Einsiedeln gebaut worden<sup>25</sup>. Beide Kapellen sind rechteckig, nach Süden im Kirchenraum gerückt und weisen im Gewölbe dieselbe Rippenzeichnung auf. Heute steht in der Lautenbacher Gnadenkapelle eine barocke Marienstatue. Doch bis ins Jahr 1973 stand an ihrer Stelle (in Erinnerung an einen

Gnadenaltar) die kleine, volkstümliche Marienstatue aus der Zeit um 1400. Dieses Gnadenbild der Wallfahrt ist heute nach einem Diebstahl nicht mehr zu finden.

Nun dürfen wir uns fragen, warum die Gnadenkapelle in Lautenbach nicht der – zwar früheren, aber in der reichen Steinmetzarbeit vergleichbaren –, Gnadenkapelle im Straßburger Münster, sondern der in Einsiedeln nachgebaut ist. Darüber geben uns die Wappen der Schlußsteine Auskunft. Dort sehen wir die Wappen der drei ortenauischen Adelsgeschlechter, der Röder von Diersburg, der von Schauenburg, der von Bach. Diese Adligen zusammen mit denen von Neuenstein und von Staufenberg (Glasgemälde der Barbara Bock von Staufenberg), die auch in der Kirche als Stifter vertreten sind, waren die reichsten Mitglieder der „Ortenauer Ritterschaft“, die Markgraf Karl von Baden († 1475) zur Zeit des Kampfes des Kaisers gegen Karl den Kühnen (1474–77) – dessen Verbündeter der Pfalzgraf war – ins Leben gerufen hatte<sup>26</sup>. Diese „Ortenauer Ritterschaft“ hatte ein langes Leben, wurde noch öfters von Kaiser Maximilian zusammengerufen, zum Reichstag von Worms 1494, zu seiner Begleitung nach Rom, in finanzieller Not oder auch gegen die reformierten Reichsfürsten und 1542 gegen die Türken<sup>27</sup>. Die einheimischen Adligen gehörten ferner zur „unmittelbaren Reichsritterschaft“ Maximilians, der sie belehnte, den Status der Landstände gab und sie eine wichtige Rolle in der kaiserlichen Politik spielen ließ<sup>28</sup>. Auch trugen diese Familien politisch-juristische Verantwortungen an Ort und Stelle<sup>29</sup>.

Einsiedeln war der bevorzugte Wallfahrtsort des höheren Adels: Kaiser Karls des IV. von Prag, Kaiser Sigismunds von Habsburg, Markgraf Christophs von Baden u. a.<sup>30</sup>. Es kann gut sein, daß sich deshalb die adligen Stifter der Gnadenkapelle als Modell die der Wallfahrtskirche Einsiedeln auswählten. Dazu wäre noch erwähnenswert, daß derselbe Markgraf Christoph, die „Ortenauer Ritterschaft“ zusammen mit den Allerheiligen Chorherren – die auch Reliquien der hl. Ursula (der nach Maria verehrtesten Heiligen des Ordens) in der Kirche bewahrten<sup>31</sup> – einer „St. Ursula Schifflein Bruderschaft“ angehörten<sup>32</sup>. Zu dieser Bruderschaft zählten auch sehr viele Humanisten aus Straßburg und Basel. Sie wurde immer wieder vom großen Straßburger Münsterprediger zur Zeit Bischof Albrechts von Bayern, Geiler von Kaisersberg (1445–1510), als frommes Gegenbild zum „Narrenschiff“ Sebastian Brants gepriesen. Sie überlebte als einzige katholische Bruderschaft die Reformation.

Das in diesen Gemeinschaften gewachsene geistige Zusammengehörigkeitsgefühl sprach ebenso dafür, die Gnadenkapelle nach dem Einsiedler Vorbild zu bauen.

Professor Rüdiger Becksmann, der in Lautenbach 1973 die 60 erhaltenen Glasmalereien – die nur Stifter darstellen – in ihrer ursprünglichen Gestalt rekonstruierte<sup>33</sup>, meinte, daß die Chorherren als Baupfleger der Wallfahrtskirche auch Politik getrieben hätten. So schreibt er:

*„Daß ein solches Werk (die Glasmalereien) in den Jahren 1482–88 zustande kam, ist nicht allein dem Gemeinsinn der Stifter, sowie den besonderen Fähigkeiten der Straßburger Glasmaler (aus der Peter Hemmel Werkstatt), sondern wohl vor allem der Einsicht und dem diplomatischen Geschick jenes Propsts von Allerheiligen zuzuschreiben, der als „magister operis“ Planung, Gestaltung und Ausführung der Verglasung entscheidend bestimmt haben dürfte“.*<sup>34</sup>

Der damalige Propst war Johannes Magistri (1477–1492), der im Achsenfenster des Chores neben dem Bischof Albrecht von Bayern (verschollen) an günstiger Stelle dargestellt wurde<sup>35</sup>. Alle anderen Glasfenster zeigen Stifter aus verschiedenen sozialen Schichten. Dies bedeutet eine Einmaligkeit in der Kunst der Glasmalerei. R. Becksmann schreibt weiter:

*„Im Gegensatz zu Tübingen haben zum Bau und zur Ausstattung der Lautenbacher Wallfahrtskirche Adlige, Geistliche und Bürgerliche gemeinsam durch Stiftungen beigetragen. Die Farbverglasung spiegelt diese Situation in selten umfassender Weise wider und gibt dadurch vielfältigen Einblick in die gesellschaftlichen Verhältnisse einer durch Landadel und landstädtisches Bürgertum geprägten bischöflichen Herrschaft im ausgehenden 15. Jahrhundert.“*<sup>36</sup>

Diese Verhältnisse spiegeln sich dann entsprechend in der Rangordnung des jeweiligen Platzes in der Kirche, der den Stiftern verliehen wird.

Auf der Nordseite (auch Epistelseite genannt) durften sich die niedrigeren landstädtischen bürgerlichen Familien und der niedrigere Landadel darstellen lassen (mit Ausnahme des Bildes Antons von Ramstein mit Ehefrau Barbara von Staufenberg über dem wichtigen Nordportal). Unter den bürgerlichen Stiftern: Konrad und Heinrich Wegstein mit Ehefrauen, der Notar Johannes Nottenstein mit Pilgerin unter silbrigen Astwerkbaldachinen, während die sie begleitenden religiösen Darstellungen von goldenen, manchmal doppelstöckigen Baldachinen bekrönt sind.

Auf der Südseite des Langhauses (Evangelienenseite genannt) finden sich Stifterbilder aus dem niederen Adel, wie Bernhard und Maria aus dem Sulzbach (Abb. 6) als Ehepaar, oder Stifterbilder reicher Bürger wie des Schultheißen Heinrich Distelzweig mit Frau. Sie haben dann das Privileg,



Abb. 6: Stifterscheibe: Langhaus Süd V, Pietà – Bernhard und Elsa aus dem Sulzbach

von einer goldenen Architektur eingerahmt zu sein. Die beiden anonymen Pilger und der hl. Jakobus (als Repräsentanten aller namenloser Pilger) hatten ursprünglich in einem der Nordfenster der Gnadenkapelle ihren Platz. Diese Hierarchisierung ist zweifelsohne vom Propst gewünscht worden<sup>37</sup>.

Der Glasmaler, den sich die Chorherren aussuchten, ist der Sohn oder Schwager des berühmtesten damaligen Glasmalers Deutschlands, des aus dem Elsaß stammenden Peter Hemmel von Andlau<sup>38</sup>. Diesen findet man in Nancy, Zabern, Straßburg, Tübingen, Ulm, München, Nürnberg wieder. Ganz typisch für Hemmel und seine Schule ist das intensive Farbenspiel, das, abwechselnd, rote Hintergründe mit goldener Baldachinarchitektur verbindet oder blaue Hintergründe mit silberner Baldachinarchitektur vorweist. Dieser Glasmaler ist durch die drei größten Maler und Stecher vor Dürer beeinflusst worden, durch den sehr graphisch-dekorativen Meister Es († 1467), durch den mehr lyrischen Martin Schongauer (um 1450–1491), durch die von einfallsreichen naturalistischen Details geprägten Kunst des sogenannten Hausbuchmeisters (um 1500).

Bevor wir uns den Gemälden, vor allem dem Hochaltar im Chor, zuwenden, ist es gut, noch einen Blick auf den 1488 datierten Lettner zu werfen (Abb. 5). Er sollte das Langhaus vom Chor, also die Gläubigen von den Chorherren trennen. Die mit Fischblasen gezierte Maßwerkbrüstung und die Arkadenpfeilerbildung sind für die Zeit und besonders für den Oberrhein ein gewöhnliches Muster gewesen<sup>39</sup>. Eine Besonderheit dieses Lettners dagegen ist, daß er eine feste, durch kleinere Türen durchbrochene Rückwand aufweist. Dies fußt auf Lettneranlagen von Bettelordenskirchen – auch gekennzeichnet durch Verzicht auf Figurenschmuck und Ausdehnung über die ganze Breite des Kirchenschiffes, wie in Lautenbach<sup>40</sup>. Vergleichbares gab es im damaligen Straßburger Münsterlettner, im heutigen Breisacher Münster und in der Dominikanerkirche in Gebweiler. Alle diese Lettner hatten außerdem Altäre auf ihrer Plattform, eine große Seltenheit. In Lautenbach ist noch ein Altartisch eines Kreuzaltares erhalten, der laut einer Wallfahrtschronik aus dem 18. Jahrhundert auf der Lettnerplattform stand. Von ihm aus wurde gepredigt und die Messe gelesen. Auch wurden die Geisteskranken vor diesem Altar zur Linderung ihrer Krankheit gebracht<sup>41</sup>. Weil von der Tribüne des Lettners gepredigt wurde, sind auch an den Schlußsteinen des Lettnergewölbes die Evangelistensymbole und in der Mitte ein Mönch mit Buch und Lilien dargestellt. Unter den vier Jochen des Lettners standen vier Altäre<sup>42</sup>, von denen zwei noch vorhanden sind. Ob das 1525 datierte Kruzifix rechts unten im Lettner – eine reine Replik jenes auf dem Baden-Badener Friedhof, das Nikolaus von Leyden für den Markgrafen verfertigte – ein Teil des Kreuzaltares auf dem Lettner





*Abb. 7: Meister der Lautenbacher Hochaltarflügel, Hochaltar mit geschlossenen Flügeln*

war, bleibe dahingestellt . . . Dieser anatomisch-realistische, noch niederländisch-schlanke Kruzifixtyp mit dem edlen schweren Haupt verbreitete sich bis 1530 im ganzen Oberrheingebiet.

Im Chor wurde auch zelebriert, aber der lange vierjochige Chor galt vor allem der liturgischen Gemeinschaft der Chorherren, die sich in Lautenbach immer wieder versammelten. Die Prämonstratenser sollten 5 Stunden pro Tag im Chor ihr Brevier lesen und täglich drei Messen, darunter eine zur Ehre Mariens, zelebrieren<sup>43</sup>. Bei der Matutin erfolgte jeden Tag das Gedenken der Menschwerdung Christi<sup>44</sup>. Der Chor war den Pilgern wohl am Patroniziumtag zugänglich. Eine Prozession im Chor gab es im 18. Jh. am Sonntag vor dem Michaelisfest in Erinnerung an die Weihe der Kirche und des Hochaltars (dazu hatte es nur des Tisches, nicht des Altargeräts bedurft) im Jahre 1483<sup>45</sup>. Auch am Feste Mariä Krönung, am 15. August, mag die Gemeinde Zugang zum Chor gehabt haben, doch davon wissen wir nichts.



Abb. 8: Hochaltar (um 1506-11) Lautenbacher Chor



*Abb. 9: Johannes Magistri,  
Achsenfenster des Lautenbacher  
Chores (Chor I, 5d nach  
R. Bachmann)*

Der Hochaltar (Abb. 7, 8) ist der einzige im Elsaß und in Südbaden, der aus dem Ende des 15. Jahrhunderts – mindestens teilweise (d. h. der Schrein) – stammt und an seinem ursprünglichen Platz geblieben ist. Er ist als Teil eines „Gesamtkunstwerkes“ im Chor konzipiert worden. Dazu gehört, daß die figürlichen Glasfenster Rücksicht auf die Höhe des Altares nehmen. Sie sind 1482–88 datiert. Wieder finden wir dieselbe Rangordnung in der Darstellung der adligen Stifter, die den Baugrund für die Lautenbacher Kirche beschafften. Die nach dem Achsenfenster ranghöchsten Fenster Nord und Süd bleiben den Schauenburgern (Friedrich und dem jüngeren Melchior von Schauenburg und ihren Ehefrauen mit Ordenspatronen) vorbehalten, während die Neuensteiner (Melchior, Gebhard und Hans Rohart von Neuenstein mit Ehefrauen und Ordenspatronen) die rückwärtigen Fenster Nord und Süd besetzen<sup>46</sup>. So war anscheinend die Nordseite heraldisch bedeutsamer.

Die Chorherren haben das ikonographische Programm des Hochaltars bis ins letzte Detail durchdacht. Diese Leistung, die auch zum Kunstwerk gehört, ist ihnen als Auftraggeber vor allem zuzuschreiben. Näheres dazu in meinem Beitrag im Jubiläumsbuch „800 Jahre Allerheiligen. Klöster und Kultur im Schwarzwald“<sup>47</sup>.

In Kürze: Es handelt sich um einen Wandelaltar, der die Heilsgeschichte als die der Menschwerdung durch Maria darlegt. Christus ist nicht nur der erwartete Messias, er ist auch derjenige, den wir am Ende der Zeiten erwarten. Er wird als barmherziger Richter zurückkommen (so sehen wir ihn am Gesprenge). Wie in der Apokalypse des Johannes vorausgesagt ist, wird die gekrönte „Frau der Apokalypse“ (d. h. Maria) die höllische Schlange mit Hilfe des Erzengels Michael zerschlagen. So sehen wir Maria mit der zu ihren Füßen zertretenen Schlange im Schrein. Als Mutter des Heilandes wird sie zusammen mit Johannes dem Täufer und dem Evangelisten Johannes am Ende der Zeiten Fürsprache bei ihrem Sohn halten dürfen. Auf den Seiten des Schreines lassen mehrere Dübellöcher vermuten, daß Standflügel – wie am *St. Wolfgang-Pacher-Altar* – ursprünglich am Hochaltar befestigt waren, vielleicht die hll. Georg (Schutzpatron der Ritter) und Michael<sup>48</sup>.

Die Figur Johannes des Täufers war eine Reliquienstatue. Der Täufer rief die Menschen zur Buße. Er zeigt hier das Lamm Gottes, dessen Opferung die Heilung von den Sünden und das ewige Leben schenkt. So wies die Reliquienstatue einerseits auf die Buße, andererseits auf die Eucharistiefeyer hin, die die alten Riten des Judentums, d. h. Beschneidung und Darstellung im Tempel, aufhebt. Der Hochaltar zeigte die Heilsgeschichte, wie die Prämonstratenser sie verstanden, nämlich als eine Adventszeit: die, welche sich in der Erfüllung der Verheißung der Ankunft eines Messias in Christi Geburt vollendet, und jene, welche zum Warten auf die Rückkehr des Heilandes mahnt. Da gilt es sich zu bekehren. Unter der Ikone Christi hinter dem Hochaltar pflegte man zu beichten<sup>49</sup>. Die nach Dürerschem Vorbild perfekten Maße des Antlitzes Christi sollten auf die Vollkommenheit des Heilandes hindeuten.

Der Hochaltar zeigt also die Heilsgeschichte als einen Sieg, dessen Sinnbild nicht nur Christus ist, sondern auch Maria als Mutter der Kirche und als „Frau der Apokalypse“.

Die Chorherren haben für ihren Altar zwei sehr gute Künstler herbeigerufen. Der Bildhauer ist ganz bestimmt wieder ein naher Schüler des Nikolaus von Leyden gewesen<sup>50</sup>. Um 1492 werden die Skulpturen (Abb. 8) datiert<sup>51</sup>, dem Todesjahr des Propstes Johannes Magistri, der deren Auftrag-



Abb. 10: A. Dürer, *Darstellung im Tempel, Marienleben* (um 1501)

geber gewesen sein soll. Sein Wappen steht nämlich zu Füßen des Mönches auf der *Geburt Mariens*<sup>52</sup>. Die Gesichtszüge des Johannes Magistri (Abb. 9) auf dem Achsenfenster stimmen jedoch nicht mit denen des Mönches auf der *Geburt Mariens* (Abb. 7) überein. Nach den Archivalien ließ nämlich Magistris Nachfolger Propst Petrus Burkardi (1492–1514) – dessen Gesichtszüge wohl hier der Mönchsfigur auf der *Geburt Mariens* gegeben worden sind – den „Hochaltar fassen (d. h. malen) und vergolden“, und wurde sogar vor dem Hochaltar begraben<sup>53</sup>. Auf der *Verkündigung* (Abb. 7) kniet Heinrich Fehl, ein ab 1488 in Lautenbach tätiger Kaplan, der später Propst wurde (1514–1521) und über erhebliche Geldmittel verfügte<sup>54</sup>. Die Gemälde des Hochaltars sind zu Lebzeiten des Propstes Petrus Burkardi entstanden, etwa 1506 bis 1510/11<sup>55</sup>. (Ähnlich verhält es sich beim *Isenheimer Altar* – auch da hatte es zwei Auftraggeber gegeben, dazu Finanzierungsprobleme, sodaß die Gemälde 20 Jahre später als die Skulpturen zu datieren sind<sup>56</sup>.)

Stilistisch stehen die raffinierten, etwas tänzerischen, doch realistischen Skulpturen denen des *Nördlinger Hochaltars* und der *Dangolsheimer Ma-*



*Abb. 11: Darstellung im Tempel  
um 1515, Staatliche Kunsthalle,  
Karlsruhe*

*donna* nahe. Man bewundere den Naturalismus der Anatomie und den intensiven Gesichtsausdruck Johannes des Täufers, dargestellt mit geöffnetem, prophetischem Mund. Man nimmt die Monumentalität des gebauschten Gewandes Mariens wahr, das sich vom Körper verselbständigt und von tiefen Falten durchschnitten ist. Man erfährt dabei das dramatische Spiel von Höhlungen und Fülle. Das Licht fällt zudem durch das hintere Fenster des Chörleinschreins auf die Figuren, spielt mit deren Formen.

Die drei Bögen und das Rankenwerk des Schreines bestimmten dann das Gesamtkonzept des Malers. Das sieht man an den drei Arkaden auf den unteren Szenen der Flügel und an dem gotischen Rankenwerkmotiv derselben Innenflügel. Auch entsprechen die Körperstellungen der beiden Kerzenträger der unteren Szenen denen der beiden Johannesfiguren. So erzielte der Maler einen Einheitlichkeitseffekt, der dem Ideal des damaligen „Gesamtkunstwerkes“ entspricht.

Der Maler (in der Kunstgeschichte benannt als „Meister der Lautenbacher Hochaltarflügel“) hat in der Schongauerschule seine erste Ausbildung er-

halten<sup>57</sup>, wahrscheinlich beim in Straßburg lange tätigen Meister des Dominikusaltars, dessen Einfluß auf ganz frühe Dürerwerke zu erkennen ist. Dürer (Abb. 10) und viele seiner Schüler, so Hans Schäuffelein (Abb. 11) oder Hans Baldung (Abb. 12), blieben noch länger den Schongauer Kopftypen treu. Ebenfalls der Lautenbacher Maler (Abb. 8). Um 1505, als Dürer für ein Jahr nach Italien reiste, leitete Hans Baldung die Werkstatt in Nürnberg, wo weiterhin der Aufenthalt (etwa 1504–05) des Gesellen (des späteren Lautenbacher Malers) anzunehmen ist<sup>58</sup>. Ehe ihm der Auftrag in Lautenbach zuteil wurde, hielt er sich während seiner frühen Schaffensperiode in Nürnberg auf, arbeitete dann in Basel, in der Ortenau und in der Pfalz. Dabei hat er auch für große Humanisten gemalt<sup>59</sup>. Straßburg war am Anfang des 16. Jhs. eines der bedeutenden Kunstzentren neben Freiburg und Basel.

Anders als Hans Baldung und Hans Wechtlin (1480/85 – 1544), die beide in Dürers Werkstatt gewesen sind, ist der zur Gestaltung des *Lautenbacher Hochaltars* Berufene (trotz ausgiebiger Archivforschung) leider immer noch anonym geblieben, obwohl er ein angesehener Maler in Straßburg gewesen sein muß. Wie bei Baldungs *Löffelholz-Glasfenster* (1504–06) in Nürnberg und später im *Freiburger Hochaltar* (1512–16) entsprechen sich die Szenen abwechselnd in ihren Kompositionslinien diagonal (Abb. 7, 8): auf den Außenseiten in Lautenbach die Zwei-Personen-Szenen, einerseits die figurenreichen Szenen um das Bett Mariens, andererseits auf den Innenseiten das sich mehr zu einem Rund um das Kind zusammenschließende, in sich ruhende Heilsgeschehen (*Geburt Christi, Darstellung im Tempel*) oder in mehr zickzackförmig bewegten Vorgängen, um mal Freude zu wecken, mal gespannte Aufmerksamkeit zu erregen (*Anbetung der Magier, Beschneidung*). Die Komposition will psychologisch auf den Betrachter wirken. Außerdem führt immer eine Figur in jedem Bild zum nächsten Bild. Maria auf der *Geburt Christi* kniet in Richtung des Bildes der drei Könige. Dort schließt sie die Komposition und schaut hin zur *Beschneidung*. Der Kerzenträger auf dieser Szene wendet sich halbwegs zu Johannes dem Täufer. Der Kerzenträger auf der *Darstellung* schließt seinerseits den ganzen Zyklus ab. Es gibt eine „Lektüre“ der Tafeln, die durch die Linien und Figuren vorgegeben ist. Dies trägt zur Vereinheitlichung der Vision und des Sinnzusammenhaltes bei.

Wie bei Baldung um 1505 in seiner sog. „dekorativen Phase“ (Abb. 12) vereinfacht hier der Maler Darstellungen aus dem Werk Dürers: aus dem *Altar der sieben Freuden und sieben Schmerzen Mariens* (1496) (heute München und Dresden), aus dem *Marienleben* (1501) (Abb. 10). So kommen die geometrischen Kompositionen klarer zum Vorschein, die auf das Wesentliche hinzielen, etwa bei geöffnetem Altar (Abb. 8) auf das zarte



Abb. 12: H. Baldung Grien (um 1485–1545), Darbringung im Tempel, Großgründlach, Ev.-luth. Pfarrkirche, 1505



Kind. Die Reduzierung der Kompositionen Dürers auf einzelne Figuren, die geometrisch klaren, etwas strengen, luftigen Kompositionen, reliefartig im Vordergrund vor einem kulissenhaften Hintergrund, die stilisierte, klassisch-flüssige Linienführung weisen auf Baldung hin. Dieser, wie Dürer für seinen *Benediktuszyklus* (1500), zielte 1505 auf Symmetrie, weiche, stilisierte Linienführung, auf Reduzierung der Elemente zur Steigerung des Pathos, der erhabenen, stillen Würde. Die Bilder werden umso mehr symbolisch-stark und klar. Beim Lautenbacher Maler strebt alles zur Harmonie. So tragen die Perspektiven (die theologisch symbolisch sind) zum Tiefeneffekt jener reliefartigen Kompositionen bei, verbinden vor allem auch die Figuren mit dem kontinuierlichen Raum.

Auch die Farben verwendet der Lautenbacher Maler, wie Dürer, für kompositorisch-harmonische Zwecke, z. B. auf den Außenseiten (Abb. 8) rot/grün vorherrschend in der Mitte, blau den Eindruck von Tiefe vermittelnd, während rot nach vorne vordringt. Grün steht zwischen rot und goldgelb (*Beschneidung*), damit es keine grellen Kontraste gibt.

Kompositionen, Formen und Farben sind in bezug auf den Bildinhalt einheitlich logisch organisiert, sollen dem Betrachter Verständnis für das Heilsgeschehen und Einfühlung ermöglichen. Auf der *Beschneidung* beeindruckt z. B. die würdevolle, monumentale Maria mit leidvoll gekreuzten Armen, als Kontrast der breit-brutale, das Messer zückende Mohel. Ein Spannungsverhältnis entsteht, indem der ihm das Kind entgegenstreckende Sandak durch sein fein gefaltetes Gewand sinnbildlich an Sensibilität in diesem heiklen Augenblick gewinnt. Angesichts der unbefangenen Natürlichkeit der Gestik fallen bei näherer Beobachtung auch innerlich anrührende Details auf, so etwa auf der *Darstellung* die Ergriffenheit der schüchternen Magd vor dem Kind, die mit der Bewegung des kurvenreichen, feinen Schleiers harmoniert oder auch das delikate Händenspiel um den reizenden Vogelkäfig, das Kind und Magd verbindet. Solche Details und andere mehr bezeugen, daß der Maler die oft auch sinnbildlich-geometrische Bildgestaltung und die Theorien Dürers gekannt und sie ganz persönlich zu verwenden verstanden hat. Er arbeitete in einem nicht so realistischen Stil wie Dürer (der von der Struktur der Dinge ausging). Wenn auch viele Details mit einem außerordentlich präzisen und feinfühligem Pinselstrich ausgeführt sind, blieb wie beim jungen Baldung sein Stil eher idealisierend, von den Konturen und der Oberfläche ausgehend.

Ein in der Lautenbacher Kirche sich befindendes späteres Werk ist der linke Seitenaltar (hier wieder mit einem symbolischen und geometrischen Perspektivenraster versehen) (Abb. 13). Es ist dies eine Eigenart, die vom genialen Können des Malers zeugt. So sind die Figuren miteinander und



Horizont

*Abb. 13: Meister der Lautenbacher Hochaltarflügel, Linker Seitenaltar mit geschlossenen Flügeln: Verkündigung an Maria (mit Perspektivraster)*

mit dem sie umgebenden Raum in Verbindung gesetzt. Der Altar ist 1523 datiert, monumentaler in den Formen und Figuren geraten als der Hochaltar, wo der Maler sich der gotischen Tektonik und den Figuren im Schrein anpassen sollte. Der Dargestellte ist der Propst Heinrich Fehl, der 1517 Mitpräsident der „Grande Confrérie“ in Straßburg wurde, einer mächtigen kirchlich-politischen Lobby<sup>60</sup>. Sie konnte Reformen des Bischofs zum Scheitern bringen. Heinrich Fehl war es auch, der während des Bauernkrieges im ganzen Bistum Straßburg das einzige Abkommen mit den Aufrührern ohne Blutvergießen erreichte<sup>61</sup>.

Wir können hier wieder bis in jede Einzelheit den delikaten Realismus bewundern, z. B. die farbig nuancierten Lilien, die üppige Weinlaube, die nach der Natur gemalte Taube. Die Burg in der fast „impressionistischen“ mittleren Landschaft könnte die 7türmige Schauenburg gewesen sein, während die andere rechts die der Neuensteiner sein könnte. Maler pflegten nämlich Erinnerungen an die Wirklichkeit in phantastische Landschaften zu integrieren<sup>62</sup>.

Die Altarskulpturen sind wahrscheinlich ein Werk des Hans Weiditz, eines bedeutenden Bildschnitzers Straßburgs, der für andere humanistische Auf-

traggeber des Malers arbeitete und mit Hans Baldung in Freiburg am *Schnewlin-Altar* (1514/16)<sup>63</sup>.

Ein letzter Blick auf den rechten Seitenaltar, 1525 datiert, läßt erkennen, daß er ganz in den Stil der Schule des Hans Baldungs gehört und von zwei verschiedenen Malern geschaffen ist, doch nicht vom Maler des Lautenbacher Hochaltars<sup>64</sup>. Bemerkenswert sind die monumentalen, eleganten weiblichen Figuren vor einer Landschaft, die an den Donaustil denken läßt.

Abschließend bleibt zu hoffen, daß die Werke für sich gesprochen haben. Wir haben es mit großen Kunstschatzen der oberrheinisch-straßburger Kunst zu tun, die umso wertvoller sind, als sie unversehrt geblieben sind und uns von der Kunst um 1500 am Oberrhein, von der Mentalität und von den gesellschaftlichen Verhältnissen Zeugnis geben. Möge uns dieses Zeugnis auch fortan lange erhalten bleiben.

#### Anmerkungen

- 1 *Sacri et canonici ordinis Praemonstratensis annales in duas partes divisi . . .*, II, Nancelli 1736, col. 453–458 nach J. Wimpfeling, *Catalogus Argentoratensium Episcoporum*: „*loco suapte natura horrido inter montium circumquaque cingentium jugaposito*“.  
H. Schwarzmaier, Die Gründung des Prämonstratenserklosters Allerheiligen. Ein Beitrag zum Thema Staufer–Welfen–Zähringer (Person und Gemeinschaft im Mittelalter. Karl Schmid zum 65. Geburtstag), Sigmaringen 1988, S. 433–454. – Ders. Uta von Schauenburg, die Gemahlin Welfs VI.“, in: FDA 1990, S. 1–17. – N. Backmund O. Praem., *Monasticon Praemonstratense*, 1, Straubing 1949, S. 64, 99. – Ders. *Geschichte des Prämonstratenser Ordens*, Grafenau 1986, S. 91.
- 2 H. Schneider, *Geschichte des Klosters Allerheiligen im Schwarzwald* (Die Klöster der Ortenau), Offenburg 1978, S. 348–387. – H. Gnändinger, *Zur Geschichte des Klosterwaldes Allerheiligen*, in: *Die Ortenau*, 65, 1985, S. 274–283.
- 3 D. Kauss, *Die mittelalterliche Pfarrorganisation in der Ortenau*, Bühl–Baden 1970, S. 108.
- 4 C. Dotterweich, *Architekturgeschichtliche Untersuchungen zur spätgotischen Wallfahrtskirche Lautenbach im Renchtal und ihrer Gnadenkapelle* (Magisterarbeit, maschinenschriftlich), Freiburg/Br. 1994, S. 14, zitiert dazu F. Rapp, *Zwischen Spätmittelalter und Neuzeit: Wallfahrten der ländlichen Bevölkerung im Elsaß*, in: *Laienfrömmigkeit im späten Mittelalter*, hrsg. v. K. Schreiner, München 1992, S. 127–136.
- 5 Ph. Ruppert, *Die Kirche zu Lautenbach im Renchtal*, in: FDA, 24, 1895, S. 273–289.
- 6 Ders., 1895, S. 274.
- 7 H. M. Pillin, *Die rechtsrheinischen Herrschaftsgebiete des Hochstifts Straßburg im Spätmittelalter*, in: *Die Ortenau*, 49, 1969, S. 262–277. – D. Kauss, s. Anm. 3, 1970, S. 100–107.
- 8 Ph. Ruppert, s. Anm. 5, 1895, S. 274.

- 9 R. Becksmann, Die mittelalterlichen Glasmalereien in Baden und der Pfalz ohne Freiburg im Breisgau, Berlin 1979, S. 174, Anm. 76.
- 10 R. F. François Petit, La spiritualité des Prémontrés aux XIIe et XIIIe siècles, Paris 1947, S. 253–259.
- 11 C. Dotterweich, s. Anm. 4, 1994, S. 51.
- 12 R. Recht, Nicolas de Leyde à Strasbourg. L'épithaphe dite „du chanoine Busnang“, in: *Annuaire des amis du Vieux Strasbourg*, Strasbourg 1974, S. 23–39.
- 13 R. Recht, *Etudes sur Nicolas de Leyde et la sculpture rhénane*, in: *Revue de l'art*, 9, 1970, S. 15–26 und 13, 1971, S. 25–31 sowie ders. s. Anm. 12. Davon existieren nur noch Fragmente (Liebighaus/Frankfurt und Oeuvre-Notre-Dame Straßburg) doch das Portal der Straßburger Kanzlei konnte rekonstruiert werden anhand von Dokumenten.
- 14 R. Becksmann, s. Anm. 9, 1979, S. 156, Anm. 11. – C. Dotterweich, s. Anm. 4, 1994, S. 38–39.
- 15 C. Dotterweich, s. Anm. 4, 1994, S. 50.
- 16 *Sacri canonici . . .*, s. Anm. 1, 1736, Sp. 456. – GLA Karlsruhe, Abt. 34, Dok. 11. 06. 1484.
- 17 F. Petit, s. Anm. 10, 1947, S. 39.
- 18 C. Dotterweich, s. Anm. 4, 1994, S. 65–72.
- 19 Ders., S. 21, Anm. 82.
- 20 Ders. 41–42, 73.
- 21 Ph. Ruppert, s. Anm. 5, 1895, S. 278. – C. Dotterweich, s. Anm. 4, 1994, S. 57–58, 79, Anm. 344 und S. 80–81.
- 22 beide wurden 1682, nach dem Tridentiner Konzil, abgerissen.
- 23 C. Dotterweich, s. Anm. 4, 1994, S. 75–79.
- 24 Ders., S. 26–27.
- 25 Ders., S. 76–78.
- 26 E. Hillenbrand, Die Ortenauer Ritterschaft auf dem Weg zur Reichsritterschaft, in: *ZGO*, 137, 1989, S. 247–250.
- 27 Ders., s. Anm. 26, 1989, S. 255. – GLA Karlsruhe Abt. 31 (43), (44), (45).
- 28 D. Speck, Die Oberrheinische Ritterschaft und das Haus Habsburg vom 14. bis 16. Jahrhundert, in: *ZGO*, 137, 1989, S. 204–237. – V. Press, Die Ritterschaft im Kraichgau zwischen Reich und Territorium, 1500–1623, in: *ZGO*, 122, 1974, S. 35–53.
- 29 Familiengeschichte der Reichsfreiherrn von Schauenburg, bearbeitet von Rudolf von Schauenburg, hg. von Berta von Schauenburg, Bühl 1954. – H. M. Pillin, Die Geschichte des Luftkurortes Lautenbach, 1, Lautenbach 1994, S. 51–56. – Die dreyherrschafftliche Gemeind Bottenau. 700 Jahre Geschichte und Geschichten eines Tales, hg. von H. G. Huber und Ch. Huber, Oberkirch 1996, S. 15–29, 76–80. – J. Peipers, *Le peintre du maître-autel de Lautenbach, l'atelier de Durer et l'art du Rhin Supérieur*, Berlin, Paris 1996, S. 157–176, 182–185.
- 30 St. Jakobpilgerwege Konstanz–Einsiedeln (Inventar historischer Verkehrswege der Schweiz), in: *Bulletin*, Mai 1988, S. 4–7; 85; 98–99. – Projekt Jakobswege durch die Schweiz. Die Strecke Zürich–Einsiedeln (Inventar historischer Verkehrswege der Schweiz), in: *Bulletin*, April 1990, S. 3–15; 25–27.
- 31 Pater A. Hardt O. Praem., Kurzer doch gründlicher Bericht von der alten und berühmten Wallfahrt zu Maria in Lautenbach . . . , 1739–49, Kap. 10. – F. Petit, s. Anm. 10, 1947, S. 259.
- 32 M. Barth, *Handbuch der elsässischen Kirchen im Mittelalter*, Strasbourg 1960, Sp. 1422. – H. Schneider, s. Anm. 2, 1978, S. 356. – E. M. Vetter, Zur Psalmodia eucaristica des Melchior Prietto von 1622, (Spanische Forschungen der Görresgesellschaft)

2. Reihe, Bd. 15, Münster 1972, S. 119, 138, 140–141. – B. Bauer, Das Frauenkloster Lichtenthal, 1896, S. 294. – M. Barth, Die Straßburger Kartause als Mutterkloster, ihre Haltung im abendländischen Schisma und ihr Einfluß auf das religiöse Leben, in: AEA, 10, 1959, S. 154. – F. Rapp, Les origines médiévales de l'Allemagne moderne de Charles IV à Charles Quint (1346–1519), Strasbourg 1989, S. 144. – Ders., Der Klerus der mittelalterlichen Diözese Straßburg unter besonderer Berücksichtigung der Ortenau, in: ZGO, 137, 1989, S. 148–149. G. Chaix, Les chartreux, l'art et la spiritualité en Allemagne (Les chartreux et l'art, XVI-XVIIIe siècles. Actes du Xe colloque de spiritualité et d'histoire cartusiennes), Paris 1989, S. 144–147.
- 33 R. Becksmann, s. Anm. 9, 1979, S. 155–189.
- 34 R. Becksmann, *Vitrea Dedicata*. Das Stifterbild in der deutschen Glasmalerei des Mittelalters, Berlin 1975, S. 82.
- 35 R. Becksmann, s. Anm. 9, 1979, S. 156.
- 36 R. Becksmann, s. Anm. 34, S. 82.
- 37 R. Becksmann, s. Anm. 9, 1979, S. 175.
- 38 R. Becksmann (s. Anm. 9, 1979, S. 156) meint, daß der Glasmalereiauftrag der Peter Hemmel Werkstatt vergeben wurde, die zuvor die Glasmalereien der Tübinger Stiftskirche geliefert hatte, weil die Familien von Bach und von Schauenburg mit dem Tübinger Stifter Graf Eberhard von Württemberg und seinem Hofmeister Hans von Buhnhofen verwandt waren.
- 39 C. Dotterweich, s. Anm. 4, 1994, S. 50, 73–74.
- 40 idem.
- 41 P. A. Hardt, s. Anm. 31 (1739–49), Kap. 9.
- 42 idem.
- 43 E. Valvekens, o. Praem. Lechapitre général et les statuts de 1505, in: *Analecta Praemonstratensia*, 14, 1938, S. 74–75. – F. Petit, s. Anm. 10, 1947, S. 46–47. – N. Backmund, s. Anm. 1, 1986, S. 48.
- 44 J. Stadelhuber s. J., Das Laienstundengebet vom Leiden Christi in seinem mittelalterlichen Fortleben, in: *ZkTh* 72, 1950, S. 290.
- 45 P. A. Hardt, s. Anm. 31, 1739–49, Kap. 8.
- 46 R. Becksmann, s. Anm. 9, 1979, S. 160 u. a.
- 47 J. Peipers, Die Chorherren von Allerheiligen als Auftraggeber des Meisters des Lautenbacher Hochaltars. Der Hochaltar im Dienst des Kults unter Berücksichtigung der Prämonstratenser Liturgie und Glaubenslehre (800 Jahre Allerheiligen. Kloster und Kultur im Schwarzwald), hg. D. Kauss, K. Maier, Offenburg 1996, S. 139–164.
- 48 I. Baumgartner, Der Meister des Lautenbacher Hochaltars, München 1985 (Magisterarbeit, maschinenschriftlich), S. 24, 73.
- 49 H. C. Collinson, Three Paintings by Mathis – Gothart-Neithart, called Grünewald. The Transcendent Narrative as Devotional Image, Diss. Yale Univ. 1986, – L. Koch OSB. Zur Theologie der Christus-Ikone, in: *Benediktinische Monatsschrift*, 20 Jg., 1938, S. 12–47, 158–175, 281–288, 437–452.
- 50 u. a. E. D. Schmid, Der Nördlinger Hochaltar und sein Bildhauerwerk. Diss. München 1971. – I. Baumgartner, s. Anm. 48, 1985, – R. Recht, Nicolas de Leyde et la sculpture à Strasbourg (1460–1525), Strasbourg 1987, S. 154–163; 219–222; 263. – Peipers, s. Anm. 29, 1996, S. 359–366.
- 51 idem.
- 52 R. Becksmann, s. Anm. 34, 1975, S. 38. Anm. 40. – J. Peipers, s. Anm. 29, 1996, S. 302.
- 53 FDA: Ms Ha, 561 (*Necrologium defunctorum fratrum – 1217–1794*), S. 4.

- 54 P. A. Hardt, s. Anm. 31, 1739–49, Kap. 8, 9. – GLA Karlsruhe Abt. 34 (Lautenbach), Dok. 29.07., 1510 (Nr. 684).
- 55 J. Peipers, s. Anm. 29, 1996, S. 13–152.
- 56 R. Recht, s. Anm. 50, 1987, S. 268–274. – Actes du Colloque Grünewald, in: CAAH, 19, 1975, hier zu dieser Problematik vor allem R. Recht, Les sculptures du retable d’Isenheim, in: CAAH, 19, 1975, S. 27–46.
- 57 J. Peipers, s. Anm. 29, 1996, S. 84–95.
- 58 K. Oettinger – K. A. Knappe, Hans Baldung Grien und Albrecht Dürer in Nürnberg, Nürnberg 1963. – J. Peipers, s. Anm. 29, 1996, S. 101–152.
- 59 J. Peipers, s. Anm. 29, 1996, S. 153–208.
- 60 F. Rapp, Réformes et Réformation à Strasbourg. Eglise et société dans le diocèse de Strasbourg 1450–1525, Paris 1974, S. 122, 225–226, 354.
- 61 GLA Karlsruhe Abt. 34, Dok. 23 05. 1525 (Nr. 78). – H. M. Pillin, s. Anm. 29, 1994, S. 58.
- 62 E. Gombrich, L’art et l’illusion, Paris 1971, S. 95–99.
- 63 R. Recht, s. Anm. 50, 1987, S. 389 ff. – Histoire de Strasbourg des origines à nos jours, dir. G. Livet, F. Rapp, Strasbourg 1981, S. 590.
- 64 Die Standflügel des rechten Seitenaltares sollen ursprünglich einem anderen Altar angehört haben: die Landschaft ist sehr verschieden von der hinter den hll. Wendelin und Martin, auch steht sie nicht in der Kontinuität mit der auf den beweglichen Flügeln. Diese sind dem Monogrammist LF zuzuschreiben, der auch die Flügel des *Beierheimer Altares*, 1523, in Karlsruhe, gemalt hat.

### Abkürzungen

GLA: Generallandesarchiv Karlsruhe  
 ZkTh: Zeitschrift für katholische Theologie  
 FDA: Freiburger Diözesanarchiv  
 ZGO: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins  
 CAAH: Cahiers Alsaciens d’archéologie, d’art et d’histoire  
 AEA: Archives de l’Eglise d’Alsace

### Bildnachweis

Foto Josef Wörner: Abb. 8. – Foto Kurt Gramer (ex: H. Heid/R. Huber: Pfarr- und Wallfahrtskirche „Mariä Krönung“ in Lautenbach/Renchtal, Zürich 1983, Verlag Schnell und Steiner/Regensburg, Bietigheim-Bissingen): Abb. 1, 2, 4, 5, 6, 7, 13. – Dominique Martinez (ex: Guide de la Cathédrale de Strasbourg, 1976, ed. Publiocal). – Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz: Corpus Vitrearum Medii Aevi, Deutschland/Freiburg: Abb. 9. – Albrecht Dürer. Das Marienleben, eine Holzschnittfolge von 20 Tafeln, Zürich 1946: Abb. 10. – Karl Oettinger – Karl-Adolf Knappe, Hans Baldung Grien und Albrecht Dürer in Nürnberg, Nürnberg 1963: Abb. 12.

# Der Kanzlerkeller – Stadtarchäologische Aktivitäten einer Schüler-AG in einem Offenburger Gewölbekeller

Manfred Merker

## I. Der mühsame Weg von der Grube zur Vitrine

Während ihrer Arbeit bei der Erfassung und Beschreibung von Kellern der Offenburger Altstadt, erhielt die Archäologie-AG des Grimmelshausen-Gymnasiums im Februar 1992 von Eltern einer ehemaligen Schülerin das Angebot, ihren mehrstöckigen Keller nahe der Stadtmauer zu erforschen. Durch einen Wassereinbruch wurde unser Einsatz früher nötig als geplant: Das 1 m hoch im untersten Keller stehende Wasser versickerte unter den abgesenkten Bodenplatten und ließ später eine brunnenartige runde verfüllte Grube mit 1,20 m Durchmesser zum Vorschein kommen (Abb. 1).

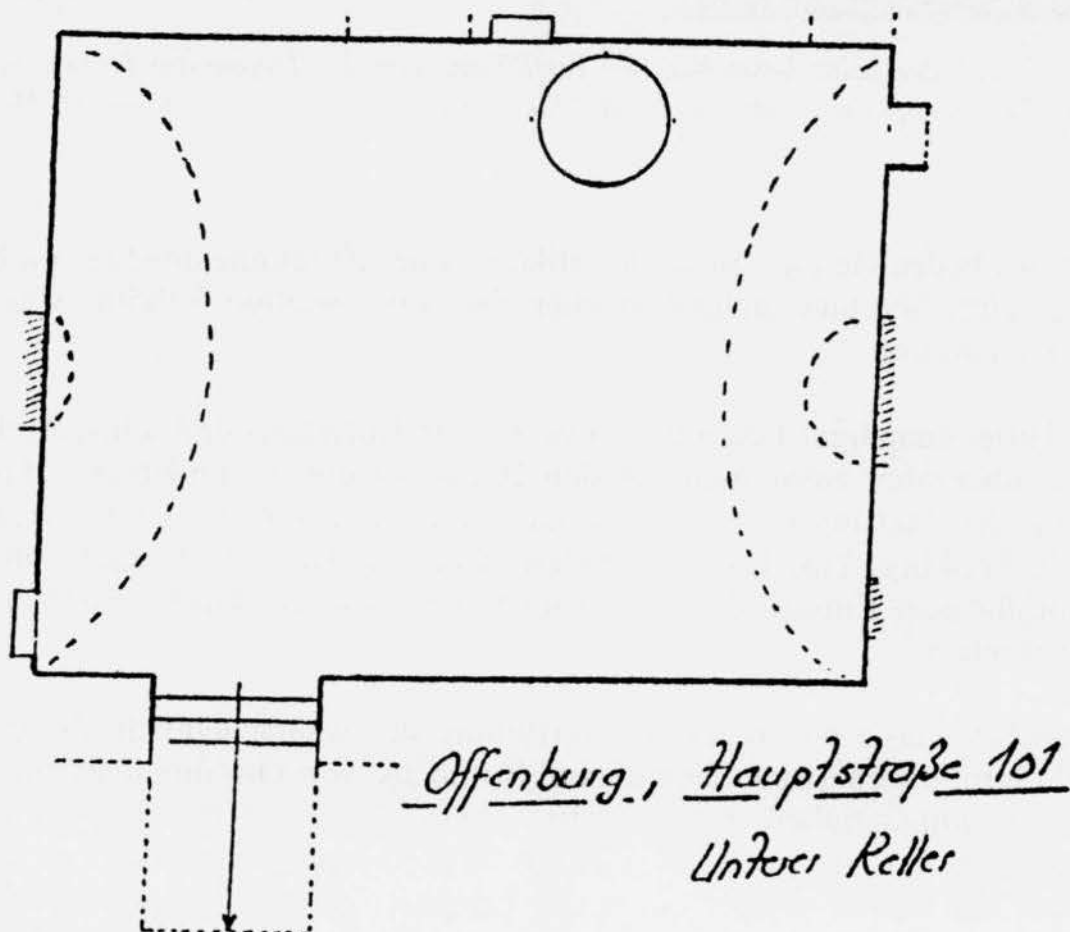


Abb. 1: Der unterste Kanzlerkeller mit Abgangstreppe (W), Grube (O) und Südliche  
Skizze: B. Lohrum



*Abb. 2: Schüler beim Aussieben der Verfüllung, von der Treppe aus fotografiert, links die bearbeitete Grube, rechts die Südniche* *Foto: M. Merker*

Für uns bedeutete das ein hoch willkommenes Zusammentreffen von baugeschichtlicher und archäologischer Situation, wenige Schritte von der Schule entfernt.

Dr. Hirte, damaliger Leiter des Museums im Ritterhaus und selbst Archäologe, übernahm zusammen mit den Hausbesitzern, Freunden des Hauses und in Kontakt mit dem Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Außenstelle Freiburg, tatkräftig die ersten Arbeiten. Die AG konnte dann in mehrjährigem Einsatz den „mühsamen Weg von der Grube zur Vitrine“ weitergehen.<sup>1</sup>

Zunächst wurde die lößhaltige Verfüllung des wahrscheinlich als private Abfallgrube genutzten ehemaligen Brunnens vor Ort durchgeseiht und nach Fundmaterialien grob sortiert – keine leichte Arbeit bei Kellerbeleuchtung, 9 °C und über 90° Luftfeuchtigkeit (sh. Foto): Trotzdem wurde es für alle immer wieder ein neues Erlebnis, „fündig“ zu werden: Knochenstücke, Topfreste, Glasnuppen, bunte Keramikteile, bemalte Scherben und Kachelstücke ließen allmählich die zerbrochene Ausstattung eines gehobenen Bürgerhaushalts früherer Jahrhunderte zum Vorschein kommen.<sup>2</sup>





*Abb. 3: Das gründliche Säubern der Funde von Hand im Freigelände*

*Foto: .M. Merker*



*Abb. 4: Lernen vor Ort (Wasserstraße): Stratigraphie an einem Kellergrubenhaus*

*Foto: M. Merker*

Im Sommer wurden die Funde mit Schlauch, Wannen und Zahnbürsten, unserem damals wichtigsten Arbeitsgerät, gesäubert, zum Trocknen auf Zeitungen ausgelegt und dann nach Fundarten in beschriftete Kartons zur weiteren Bearbeitung einsortiert. Dr. Ruch, der neue Museumsleiter, hatte uns dazu auf dem Gelände der ehemaligen Ihlenfeld-Kaserne in der alten Großküche einen Raum, die ersten Geräte und ein Freigelände mit Wasseranschluß zur Verfügung gestellt, wo besonders an heißen Samstagen bei großem Wassereinsatz an der selbstkonstruierten Ausschlämmrutsche deutlich wurde, mit wieviel Schmutz, aber auch Spaß praktizierte Archäologie verbunden ist (Abb. 3). Auch bei diesen Arbeitsvorgängen, die jeweils auf Karteikarten und in ein fortlaufendes Logbuch eingetragen wurden, lernten wir allmählich Schritt für Schritt die nötigen Arbeitstechniken kennen.

Im Rahmen der schulischen Projekttag 1993 konnten einige ältere Schüler zusammen mit dem Ingenieurbüro D. Seitz/Offenburg den mehrstöckigen Kellerkomplex und seine Lage an der Stadtmauer vermessen und somit genaue Höhenangaben der Keller ermitteln. Nach den Schulferien erforderte die Entdeckung zahlreicher ähnlicher verfüllter Gruben bei einem Neubau direkt hinter unserer Schule (ehemalige „Möbelhalle Schafheitle“) unseren raschen Einsatz bei Notbergungen und verzögerte durch die damit verbundenen umfangreichen Aktivitäten zunächst die Weiterarbeit an den Funden aus dem Kanzlerkeller.<sup>3</sup>

Bei den umfangreichen Neufunden in unserem Forschungsfeld „Offenburger Altstadt“ im Jahre 1995, der Boschert-Baustelle in der Vitus-Burg-Straße und dem Erweiterungsbau des Marienhauses in der Wasserstraße, war die Mitarbeit der AG gefragt<sup>4</sup>: Unsere Mitwirkung an den Funden aus mehreren Gruben der Boschert-Baustelle beschränkte sich auf das Aussieben und Reinigen einer Grubenverfüllung, wobei neben einigen Diamantschliffkacheln auch ein schönes Stück römischer Sigillata auftauchte. Bei den sehr reichhaltigen Fundmaterialien aus den Gruben an der Wasserstraße halfen ältere Schüler lange Zeit bei der Bearbeitung im Museum, die neuen Jahrgänge der AG konnten, wenn die Bagger stillstanden, vor Ort einiges dazulernen, zum Beispiel das Säubern von Profilen an der Baugrubenwand und die Deutung verschiedener Kulturschichten.<sup>5</sup> (Stratigraphie) (Abb. 4).

Die archäologischen Arbeiten vor Ort wurden im Sommer 1994 eingestellt, auf ein weiteres Ausheben der noch mehrere Meter tieferen Bodenverfüllung mußte nach 2 m aus Sicherheitsgründen verzichtet werden. Bei einem Lokaltermin mit Dr. Schmidt-Thomé, dem Verantwortlichen für Mittelalterfunde am Landesdenkmalamt Freiburg, Vertretern der Städt.



*Abb. 5: 18. 06. 1994: „Fertig!“  
Die Kanzlermannschaft nach Ab-  
schluß der Arbeiten vor Ort  
(rechts der Treppe die untersuch-  
ten Balken) Foto: M. Merker*



*Abb. 6: Sortierungsarbeiten im neuen archäologischen Fachraum der Schule  
Foto: M. Merker*

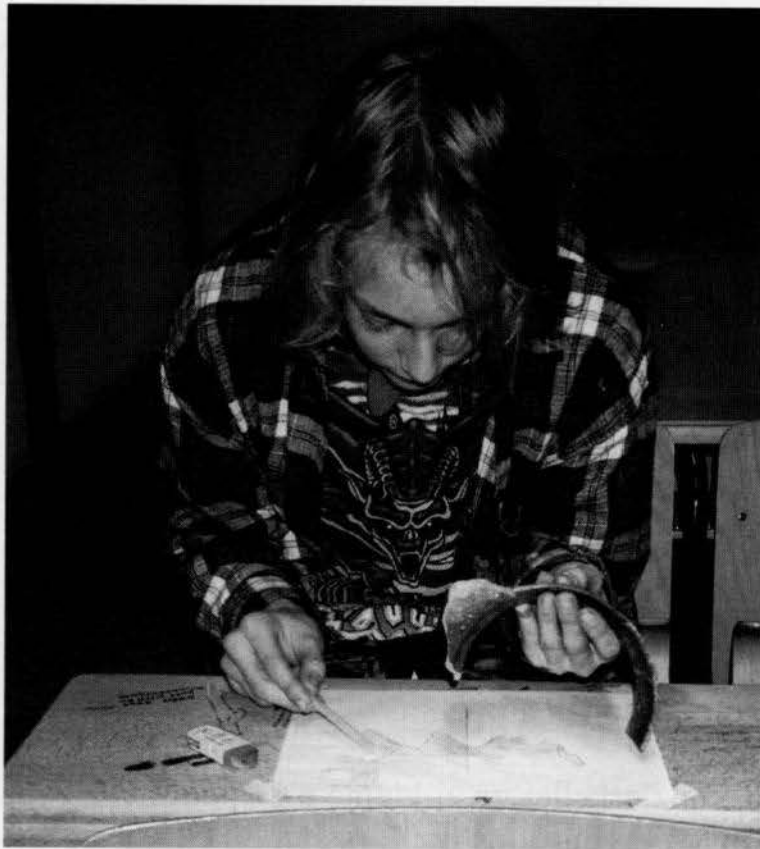
Baubehörde, des Museums und dem Hausherrn wurde für die Restarbeiten eine Versprießung der Grube vereinbart (Abb. 5).

In diesen für die Offenburger Stadtarchäologie so wichtigen Jahren 1993–1995 führten personelle und strukturelle Veränderungen zu einer Ausweitung und Intensivierung unserer Arbeit. Zunächst konnte als zweiter, grabungserfahrener Kollege Herr M.-M. Barck, M.A., als Leiter einer „AG Stadtgeschichte“ zur Mitarbeit gewonnen werden, so daß an unseren freien Samstagen zum Teil über 25 Schüler der 6. bis 12. Klasse aktiv wurden. Grundlegend für unsere Weiterarbeit war die Möglichkeit, auf Vorschlag des Landesdenkmalamtes durch Vermittlung von Bürgermeister Dr. Jopen beim Arbeitsamt zunächst eine befristete stadarchäologische ABM-Stelle, später Praktikantenstelle am Museum, einrichten zu können. Herr Manuel Yupanqui Werner, ehemaliger Schüler unserer Schule und jetzt Student der Archäologie in Freiburg, begleitet seitdem die Arbeit der AG als Kontaktmann zum Landesdenkmalamt und Museum im Ritterhaus.<sup>6</sup>

Nach den Konversionsmaßnahmen im Kasernengelände erfolgte der große Umzug der AG in die Schule. Die wichtigsten Geräte konnten in einem von uns bereits erforschten Keller des alten Kapuzinerklosters untergebracht werden. Sämtliche sortierten Funde in Hunderten von Schachteln und Eimern wurden in einem provisorischen archäologischen Fachraum der Schule zur weiteren Bearbeitung zwischengelagert (Abb. 6). Die Stadt stellte Regale zur Verfügung, Spendenaufrufe an Eltern und Freunde sicherten uns die finanziellen Mittel. Durch die großzügige Unterstützung der „Jugendstiftung Baden-Württemberg“ konnten neue Kleingeräte, Materialien, Fachbücher und zwei Schrankvitrinen angeschafft werden. Drei gebrauchte Tischvitrinen überließ uns freundlicherweise Herr G. Müller vom Kulturbüro der Stadt Offenburg.

Nach zwei Jahren mühsamer Außenarbeiten und den begleitenden ebenso aufwendigen Verhandlungen und Organisationsmaßnahmen zur Sicherung unserer Arbeitsbedingungen folgten zwei weitere Jahre geduldiger Innenarbeiten, bis der gesamte, in Offenburg bis dahin einzigartige Fundkomplex aus der Kanzlerkellergrube vollständig bearbeitet und dann präsentiert und archiviert werden konnte. Das war für alle Beteiligten ein Lernprozeß mit vielen Überraschungen.

Schritt für Schritt durchliefen die Schüler verschiedener Jahrgänge jetzt alle nötigen Arbeitsgänge in Kleingruppen:



*Abb. 7: Volle Konzentration erfordert die Zeichnung eines Topfrandes im Vergleich mit dem Original Foto: M. Merker*



*Abb. 8: Vor dem Eintüten der Materialgruppen wird eine Inventarkarte mit den nötigen Merkmalsangaben ausgefüllt*

*Foto: M. Merker*

- Sortieren und Klassifizieren der Funde nach Merkmalsgruppen
- Wiegen und Quantifizieren des Materials (z. B. 37 kg Keramik)<sup>7</sup>
- Archäologische Zeichnungen, besonders der Ränder, mit Hilfe von Radialpapier, Schublehre und Bleidraht (Abb. 7 + 16)
- Eintüten, Beschriften und Magazinieren des gesamten Materials zur späteren wissenschaftlichen Verfügbarkeit (Abb. 8 + 10)
- Rekonstruieren und Zusammensetzen von typischen und lohnenden Einzelgefäßen (Abb. 9)
- Vorbereitung einer Präsentation der Ergebnisse
- Sachgemäßer Umgang mit Geräten, Instrumenten und Material

Alle Arbeitsaufträge wurden durch fachgerechte Einführungen und Anleitung begleitet und für jeden Schüler in didaktischen Blättern für eine ständig wachsende archäologische Mappe festgehalten. Dazu kam meine laufende fotografische Dokumentation und ein mehrjähriger Videofilm, den Frau Herrmann-Malecha von der Museumspädagogik des Museums im Ritterhaus von allen wichtigen Stationen aufnahm.

Im Februar 1996 gab es im Kanzlerkeller zwei kleine archäologische Premieren für Offenburg: Das Ingenieurbüro für Bauforschung B. Lohrum/Ettenheimmünster konnte in Verbindung mit der Universität Stuttgart-Hohenheim durch dendrochronologische Messungen an mehreren Eichenbalken neben der untersten Treppenstufe eine sichere Datierung geben, die noch in den Zusammenhang weiterer Untersuchungen gestellt werden muß. So ergab die Probe D 3 („Eiche, 57 Ringe, kein Splint, letzter erhaltener Ring 1511“) als Fällungsdatum des eingebauten Balkens das Jahr  $1531 \pm 10$ .<sup>8</sup> In den Faschnachtsferien erfolgte dann mit älteren Schülern der vorläufig letzte große Einsatz vor Ort. In mehrstündiger Arbeit wurde zum ersten Mal durch ein eigens dafür entwickeltes Verfahren ein originaler Verfüllungsrest der Grube mit einem Schalungskasten abgenommen. Dadurch sollte zu didaktischen Zwecken die Schichtungsfolge am Rande der Verfüllung mit den eingeschlossenen Funden konserviert werden, ähnlich wie es die Schüler bei ihrer turnusmäßigen Jahresexkursion als Lackprofil einer mittelalterlichen Latrine im Archäologischen Landesmuseum Konstanz gesehen hatten.<sup>9</sup>

Die jahrelange Arbeit der Archäologie AG des Grimmelshausen-Gymnasiums konnte im März des Jahres 1996 einem großen Publikum und der Presse in einer „Stadtarchäologischen Vernissage“ vorgestellt werden. Dazu hatten die Schüler eine archäologische Straße aufgebaut, die an Einzelstücken die zurückgelegten Stationen auf dem „mühsamen Weg von der Grube zur Vitrine“ (so der Titel unserer Fotodokumentation) zeigten: Sichten, Säubern, Sortieren, Zusammensetzen, Zeichnen und Magazinieren.



*Abb. 9: Rekonstruktion eines Kruges mit brauner Innenglasur – ein mühsames  
Puzzlespiel, gelöst von Johann Schrempp*

*Foto: M. Merker*



*Abb. 10: Der nicht ausgestellte Teil der Funde ist in Kartons verpackt:  
Jahresabschlußfoto der AG 1996 vor den Vitrinen*

*Foto: Claudia Meyer*

Zahlreiche Wandtafeln mit Kellerplänen, Großfotos und Texten, sowie Demonstrationsobjekte zur Dendrochronologie, Stratigraphie und einige Kuriositäten aus anderen untersuchten Offenburger Kellern machten das Publikum mit den Themen und Problemen der Stadtarchäologie vertraut.<sup>10</sup> Im Mittelpunkt der Ausstellung zeigten drei Tischvitrinen und zwei Schrankvitrinen die zurückgelegten Schritte von der archäologischen Rohmasse bis zu den bearbeiteten Glanzstücken aus Glas, Ton und bemalter Keramik. Ehe das Publikum entweder den Videofilm über die dendrochronologische Zeitbestimmung anschauen oder den archäologischen Fachraum der Schule besichtigen konnte oder den nahen Kanzlerkeller vorgeführt bekam, gab Herr Yupanqui eine wissenschaftliche Erläuterung der Funde. Dr. Merker referierte über die jahrelangen stadtarchäologischen Aktivitäten der AG mit herzlichen Dankesworten an die zahlreichen Anwesenden, die in irgendeiner Form mitgearbeitet oder mitgewirkt hatten. Die Presse berichtete anschließend ausführlich über unsere archäologische Vernissage, wie sie auch früher unsere Initiativen immer wieder einmal publizistisch vorgestellt hatte.

Am „Tag des Offenen Denkmals“ 1996 war unsere Arbeit am Kanzlerkeller ein Teil der großen Kellerführungen, bei denen an die tausend Menschen auch den Weg zu unserer Ausstellung fanden. Das Fernsehen zeigte anschließend einen kleinen Ausschnitt davon in der Landesschau.

### *Ausblick*

Die hier vorgestellte stadtarchäologische und erlebnispädagogische Arbeit einer Schüler-AG am Lernort „mittelalterlicher Gewölbekeller“ und der damit verbundene jahrelange Lernprozeß konnte nur unter bestimmten Rahmenbedingungen Erfolg haben. Im Schnittpunkt von Schule, Stadtarchäologie, Denkmalpflege und privaten Interessen erforderte sie den schrittweisen Aufbau einer engen Vernetzung von persönlichem Engagement, ideellem und materiellem Entgegenkommen von Schulleitung, Stadtverwaltung, Landesdenkmalamt, Jugendstiftung Baden-Württemberg, Öffentlichkeitsarbeit im Zusammenwirken mit der örtlichen Presse und die Mithilfe von Eltern und vielen wohlwollenden Privatpersonen. Hauptanteil an den dargestellten Ergebnissen hat die Begeisterungsfähigkeit und Leistungsbereitschaft unserer Schülerinnen und Schüler, die auch über manche Durststrecke hinweghelfen konnte. Die systematische Fortsetzung dieser sinnvollen Pionierarbeit auf dem Gebiet der Offenburger Stadtarchäologie verdient sicher auch in Zukunft Interesse und die nötige Unterstützung aller Beteiligten.

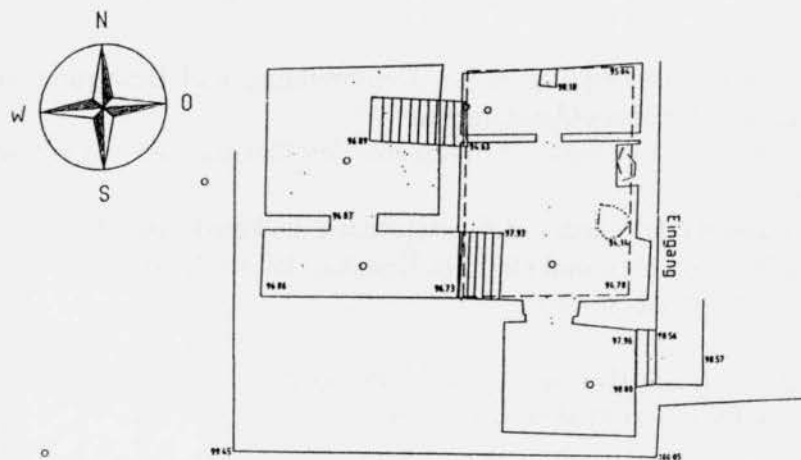


## Aktueller Nachtrag

Der Kanzlerkeller ist immer wieder ein Ort voller Überraschungen: Vor der Wiederverfüllung der bearbeiteten Grube entdeckten die Schüler im März 1997 beim Herauslösen eines Steines in der vermauerten Südnische einen bisher unbekannt längeren Geheimgang zur Stadtmauer. Seine Erforschung in Verbindung mit dem übrigen Gang- und Kellersystem der Altstadt im Rahmen eines archäologischen Stadtkatasters könnte in den nächsten Jahren mehr Licht in das unterirdische Offenburg bringen.

Die Vorplanungen dazu haben in diesen Tagen bereits begonnen. Das Sonderreferat „Archäologischer Stadtkataster“ des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg in Stuttgart hat mit uns erste Kontakte in Offenburg aufgenommen und wird mit seinen drei Mitarbeitern unter Einbeziehung aller bisher geleisteten Vorarbeiten der Archäologie-AG in Verbindung mit Stadtplanungsamt und Archiv noch in diesem Jahr ein umfangreiches Kartenwerk erstellen.

Dies ist schon in anderen vergleichbaren Städten mit mittelalterlicher Prägung wie Ravensburg, Ulm und Heilbronn erfolgt und sollte im Sinne eines „archäologischen Gewissens“ qualifizierte Grundlage für alle kommunalen Planungsverfahren sein. Denn der sorgsame Umgang einer Stadt mit



Aufgemessen am 28.06.1993

Projektgruppe Vermessung

Gümmelshausengymnasium

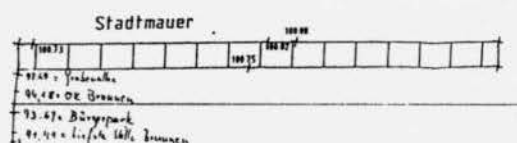


Abb. 12: Der Kanzlerkeller mit seinen vier verschachtelten Gewölben (rechts auf Höhe 94.14 die Grube) und seine Lage an der Stadtmauer.

Skizze: Ing.-Büro Seitz, Offenburg

ihrer Geschichte ist auch ein Standortvorteil. Dabei gewinnt die unterirdische Stadtgeschichte als ein aufzuschlagendes Bilderbuch vergangener Jahrhunderte herausragende Bedeutung. Umfassende Kenntnis über die Lage archäologischer Kulturdenkmale ist nicht nur Voraussetzung für eine Konfliktminimierung aller beteiligten Interessen, sondern könnte statt der bisher den Baumaßnahmen hinterherhinkenden Notbergungen eine Phase sowohl systematischer Feldgrabungen als auch einer intensiven Erforschung der Baugeschichte Offenburgs einleiten.

#### *Anmerkungen*

- 1 Da von den Vorgängern keine Dokumentation vorgenommen worden war, haben wir später als kleinen Ersatz dafür einen mittelgroßen Rest der Verfüllung vom oberen Rand des Schachtes herausgelöst und konserviert.
- 2 Vergleiche die Fundbeschreibung im zweiten Teil dieses Artikels.
- 3 Die aus dem „Schafheitle“-Areal (Bauerngasse/Kesselstraße) geborgenen Funde, wahrscheinlich Reste einer Hafnerwerkstatt an der Stadtmauer, werden nach Umzug der AG in neue Räume im Laufe dieses Jahres bearbeitet und dann der Öffentlichkeit vorgestellt. Der Fundkomplex Boschert-Baustelle und Wasserstraße wartet inzwischen mangels Personal im Magazin auf weitere Bearbeitung.
- 4 Herr H. Rosmanitz, M.A., ausgewiesener Grabungsexperte und Kachelspezialist aus Karlsruhe, bezeichnete uns damals in der Presse anerkennend als „archäologische Feuerwehr“.
- 5 Nebenbei hatten nach einem Hinweis von Schwester Oberin Martina vom Klosterschulhaus U. Lb. Frau auf eine Kellergrube mit Fundresten die Schüler nicht nur weitere Kontakte zur „Kellerszene“ geknüpft, sondern durch die Abklatschtechnik die Inschrift einer Grabplatte zu konservieren gelernt.
- 6 Herr Yupanqui hat dankenswerterweise auch die Beschreibung und Bewertung der Funde im zweiten Teil dieses Berichtes übernommen.
- 7 Siehe Anmerkung 8 im zweiten Teil dieses Artikels mit den Ergebnissen unseres wochenlangen Abwiegens.
- 8 Es zeugt von der auch während der ganzen Zeit erwiesenen dankenswerten Kooperationsbereitschaft der Hausbesitzer, Frau und Herr Dr. Kanzler, daß sie für uns die Kosten der Untersuchung übernommen haben.
- 9 Siehe Anmerkung 1.
- 10 Als kleine Besonderheit wurde ein Holzstück präsentiert, in dem durch eine Röntgenaufnahme ein stattlicher Schlüssel zum Vorschein kam.

# Vergangenheit wird greifbar

*Manuel Yupanqui Werner*

## *Zum Fundmaterial:<sup>1</sup>*

Aus der Verfüllung des Schachtes wurden von den Schülern der Archäologie-AG eine Vielzahl von Funden zusammengetragen. Die Fundstücke, teilweise stark fragmentiert, wurden nach den Materialgruppen geordnet. Im Folgenden werden die Materialgruppen der Masse nach aufgeführt.

### **A. Keramik:**

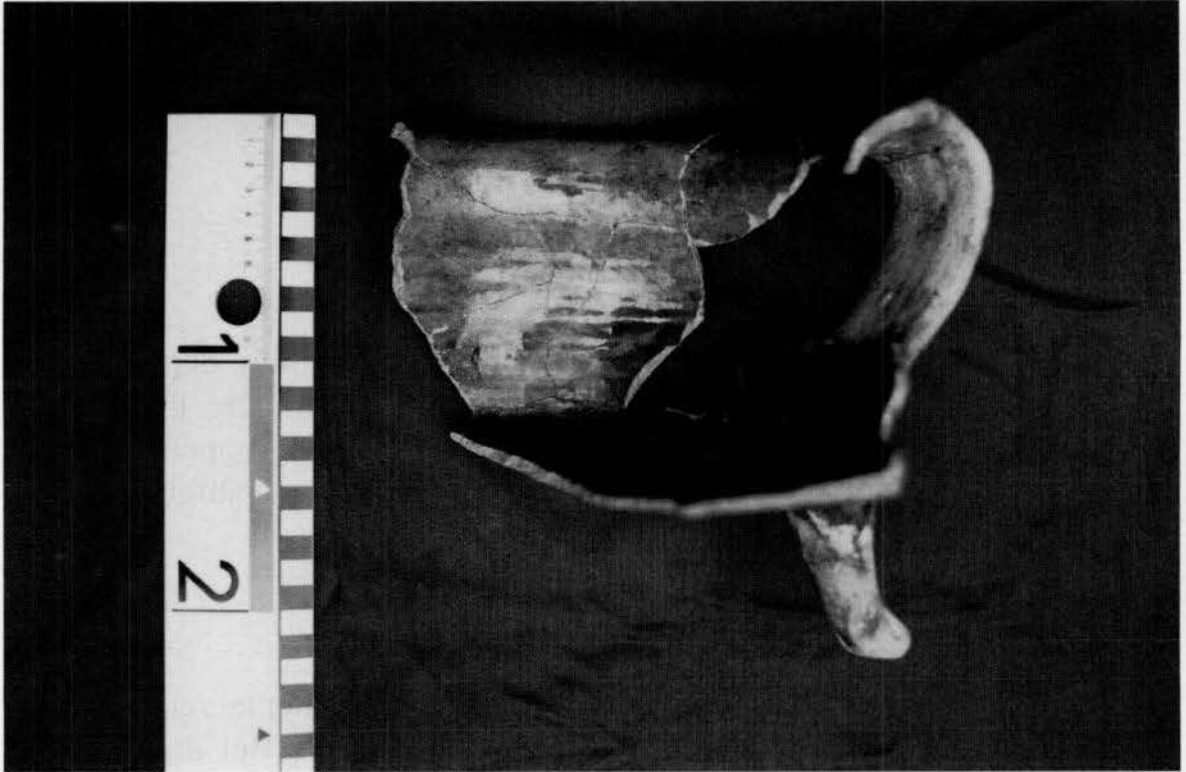
Den größten Teil des Fundgutes machen Keramikfragmente verschiedener Gefäße unterschiedlicher Waren und Ofenkeramik aus. Bei den Gefäßen handelt es sich durchweg um Gebrauchskeramik (Abb. 9).

#### *1. Oxidierend gebrannte Ware:<sup>2</sup>*

Es fanden sich in der Mehrzahl Fragmente auf der Innenseite glasierter Gefäße. Innen und außen glasierte Gefäße kommen kaum vor. Fast farblose bis braune Glasur überwiegt, als Gefäßformen mit dieser Glasur ließen sich Einhenkelkrüge und Dreibeine (Grapen) rekonstruieren. Grüne Glasuren fanden sich auf Fragmenten von Ofenkacheln (Typ Blattkachel), Einhenkelkrügen, Dreibeinen, Tellern und Schüsseln. Bei den Schüsseln kann man an Form und angegriffener Glasur (z. B. durch Harnsäure) erkennen, daß manche als Nachtgeschirr benutzt worden waren.<sup>3</sup>

Einige der grün glasierten Stücke sind innen und außen mit einer Engobe (weißer kalkhaltiger Tonüberzug) überzogen, was dem Gefäß von außen eine besondere Note verleiht und die Glasur im Innern deutlicher grün erscheinen läßt. Diese Engobierung kommt bei braun glasierten Stücken selten vor.

An Hand mehrfarbig glasierter Scherben ließ sich auf etwa ein halbes Dutzend Schüsseln und Teller schließen, die in Malhorntechnik verziert waren. Das bedeutet, daß auf die Gefäße vor dem Glasieren wie mit einer Sahnetüte Engobe in Form von Ornamenten aufgetragen wurde. Nach dem Überzug mit Glasur erscheinen diese Stellen dann heller. So entstanden Gefäße mit einem braunen Grundton und gelbbraunen Ornamenten und



*Abb. 11: Aus Fragmenten rekonstruiertes Dreibein (Grapen). Blick in das Gefäß mit Henkel und einem erhaltenen Bein. Schülerarbeit.*



*Abb. 12: Vier ganz oder teilweise rekonstruierte Schüsseln mit Malhorndekor. Eines der beiden Gefäße rechts wurde vom Landesdenkmalamt rekonstruiert, die anderen Stücke haben Schüler zusammengeklebt.*

Stücke mit einem gelbbraunen Grundton und braunen Ornamenten.<sup>4</sup> (Abb. 12)

Einige Fragmente weisen keine Spuren von Glasur auf. Hier handelt es sich um Ofenkacheln (Typ Napfkacheln, auch Blattkacheln) und Gefäße (hauptsächlich Einhenkelkrüge), die wohl beim Trocknen oder im Brennofen verformt worden waren. Andere Gefäße wurden trotz Verformung glasiert und zeigen wie die unglasierten Stücke Gebrauchsspuren (z. B. Verrußung). Das bedeutet, daß sie wohl als Stücke zweiter oder dritter Wahl verkauft wurden und in dem Haushalt Benutzung fanden, von dem der Schacht verfüllt wurde.

## *2. Reduzierend gebrannte Ware:*<sup>5</sup>

Unter den reduzierend gebrannten Scherben überwiegen Stücke, deren Ton weiß ist. Diese lassen sich zu Gefäßen rekonstruieren, die innen grün glasiert waren. Selten tragen sie außen einen rotbraunen Schulterstrich. Unter den Gefäßformen überwiegen Einhenkelkrüge und kleine Dreibeine.<sup>6</sup>

Scherben aus grauem bis schwarzem Ton kommen in sehr unterschiedlichen Wandstärken vor, von wenigen Millimetern (sog. Eierschalenware) bis zu knapp einem Zentimeter. Die Fragmente lassen sich zu verschiedenen Gefäßen (insgesamt weniger als ein halbes Dutzend) rekonstruieren. Dabei handelt es sich wohl um hohe Töpfe, Hinweise auf Henkel wurden bei keinem Gefäß gefunden.<sup>7</sup> (Abb. 13)

In der Verfüllung wurden nur sehr wenige Fragmente von Baukeramik wie Ziegelsteine oder Dachziegel (Typ „Nonne-Mönch“) gefunden.

## *Zusammenfassung:*

In der Materialgruppe Keramik überwiegen oxidierend gebrannte Gefäße.<sup>8</sup> Die meisten dieser Gefäße sind glasiert, es überwiegen farblos-gelbbraun bis braune Glasuren neben grünen Glasuren. Letztere Gefäße sind oft mit Engobe überzogen. Einige Stücke sind ohne Glasur. An Gefäßformen kommen Einhenkelkrüge, Dreibeine, Töpfe, Schüsseln, Teller und Deckel vor. Eine Besonderheit in der Verzierung bilden malhornverzierte Schüsseln und Teller.

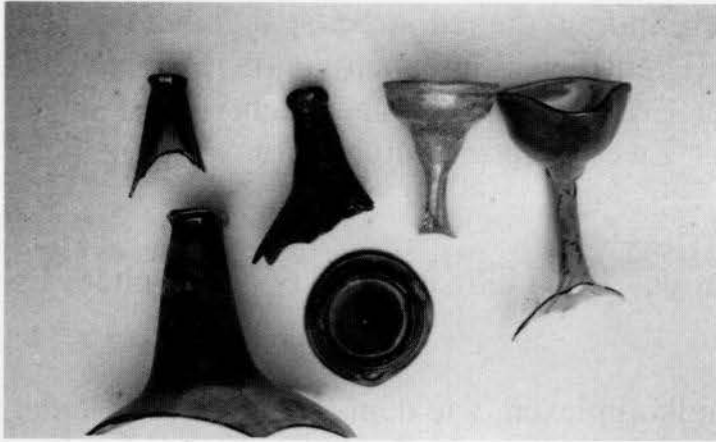
Alle rekonstruierbaren Gefäße weisen Gebrauchsspuren auf, so auch einige Stücke, die wohl als zweite oder dritte Wahl erstanden worden waren.



*Abb. 13: Ensemble verschiedener wieder zusammengeklebter Keramikgefäße unterschiedlicher Waren. Schülerarbeit.*

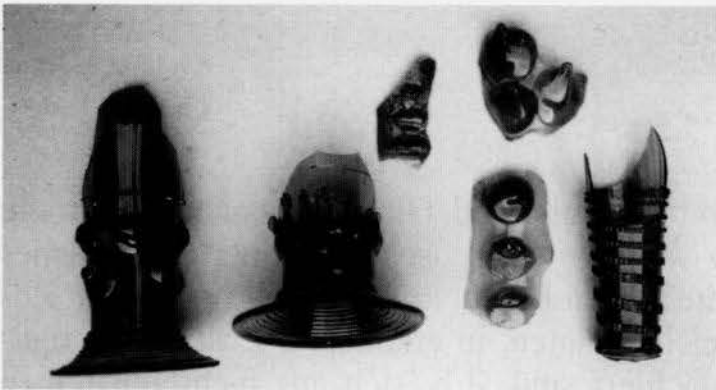


*Abb. 14: Zwei durchbohrte Böden. Die Deutung dieser Stücke ist noch unklar, ein Zusammenhang mit einer Destille ist möglich.*



*Abb. 15: Ensemble verschiedener Glasfragmente:*

*Drei Flaschenhälse versch. Größe, ein Boden, zwei Ober- teile von sog. Kuttrolfen mit Hals und Schulteransatz.*



*Fragmente von verschiedenen Stangengläsern. Stücke mit Nuppenbesatz.*



*Randstücke und Böden ver- schiedener formgeblasener Gläser. Ein einfaches dunkles Trinkglas mit Standring.*



*Drei Böden, einer mit durch- brochenem Fuß (Draufsicht); drei Füße von verschiedenen Kelchgläsern.*

Auf vielen Gefäßen finden sich Spuren, die auf Arbeitsgänge bei der Herstellung schließen lassen (wie Drehrillen, Abtrennen von der Töpferscheibe). Erwähnenswert sind drei Gefäßböden, die nach dem Brand in der Mitte durchbohrt wurden. Der Zweck dieser Durchbohrung ist fraglich.<sup>9</sup> (Abb. 14).

Eingehendere Untersuchungen des Keramikmaterials könnten weitere Ergebnisse erbringen.<sup>10</sup>

Ein Vergleich mit anderen Fundkomplexen, wie dem Kornmarkt in Heidelberg<sup>11</sup> macht eine Datierung der Keramik in die 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts wahrscheinlich.

## **B. Glas**

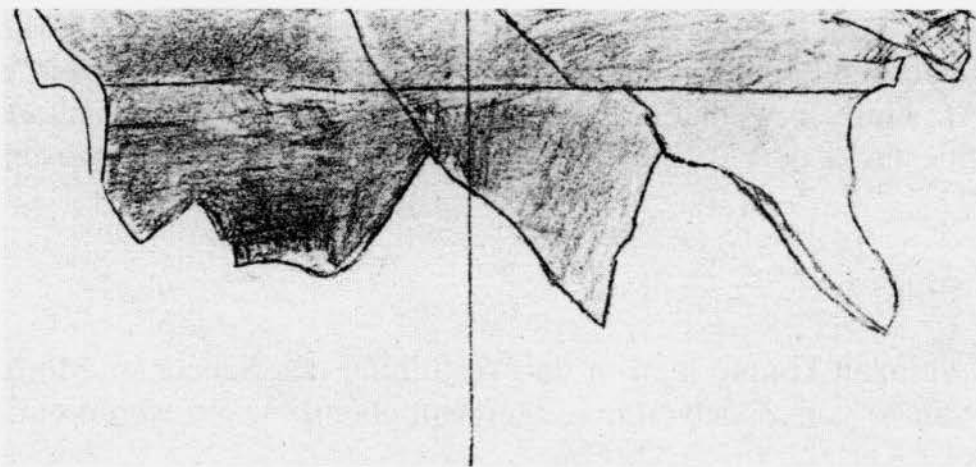
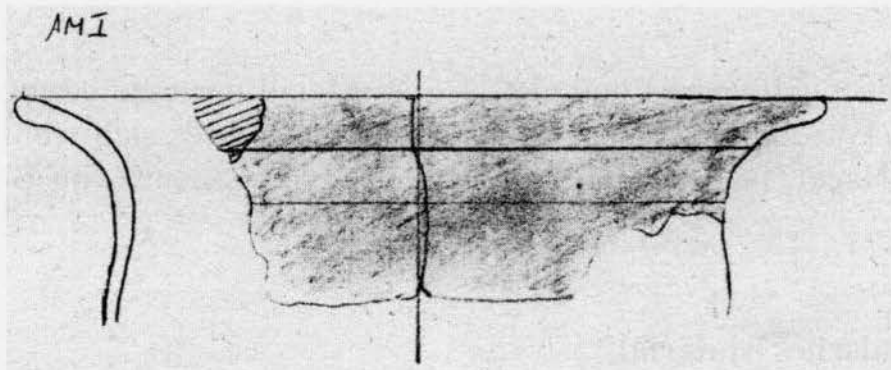
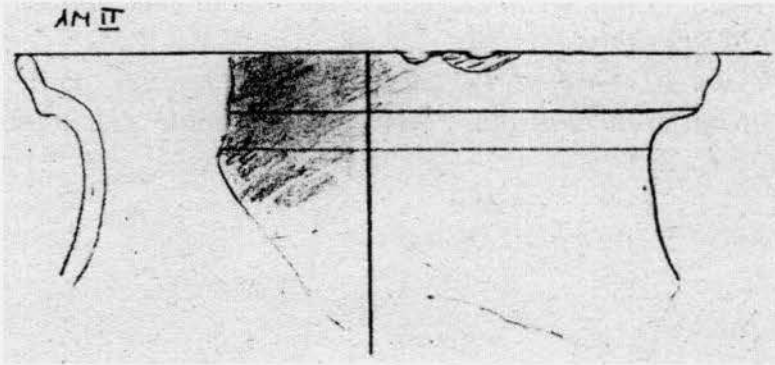
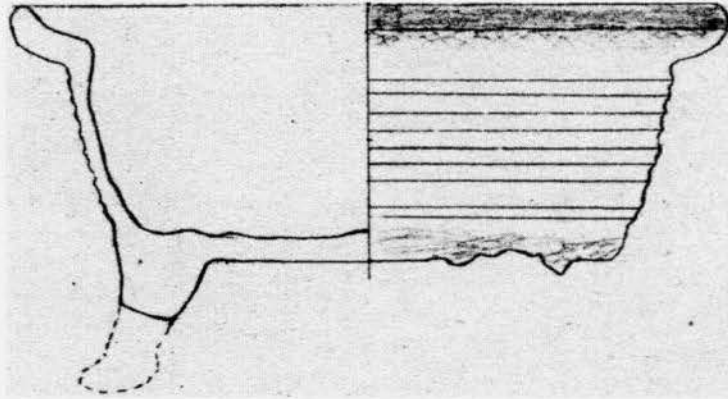
Nur wenige Prozent des Fundmaterials sind Glasfragmente. Der größte Anteil ist Fensterglas. Neben wenigen Butzenscheiben überwiegt flaches Fensterglas. Manche Fragmente zeigen Bearbeitungsspuren (in heißem Zustand entstandene Ränder: weiche Kanten, in erkaltetem Zustand bearbeitete Ränder: Kanten, die retouchiert sind, d.h. sich aus mehreren feinen Absplitterungen zusammensetzen). (Abb. 15)

Die anderen Glasfragmente stammen von Trinkgläsern und Flaschen. Bei einem Vergleich mit zeitgleichen Fundstellen wie dem Kornmarkt in Heidelberg<sup>12</sup> oder der Baustelle „Marienhaus“ in der Wasserstraße in Offenburg<sup>13</sup> läßt sich aus charakteristischen Fragmenten auf verschiedene Typen schließen. So erkennt man Nuppengläser (sog. Krautstrünke und Stangengläser), optisch geblasene Becher, glattwandige Becher mit Wickelfuß und Kelchgläser. Darunter befinden sich auch wenige Importstücke, der Großteil der Gefäße aus grünem Glas dürfte aber in nächster Nähe (wohl im Schwarzwald) hergestellt worden sein. Kleine Fragmente mit Emailbemalung lassen sich nicht eindeutig einer Gefäßform zuweisen. Eine besondere Form stellen die sog. Kuttrolfe (kleine mittelalterliche Flaschen mit verengtem Hals) dar.

Ebenfalls aus heimischer Produktion sind sicherlich die doppelkonischen, birnenförmigen und bauchigen Flaschen.

Die verschiedenen Typen lassen auf eine Datierung in die 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts schließen.





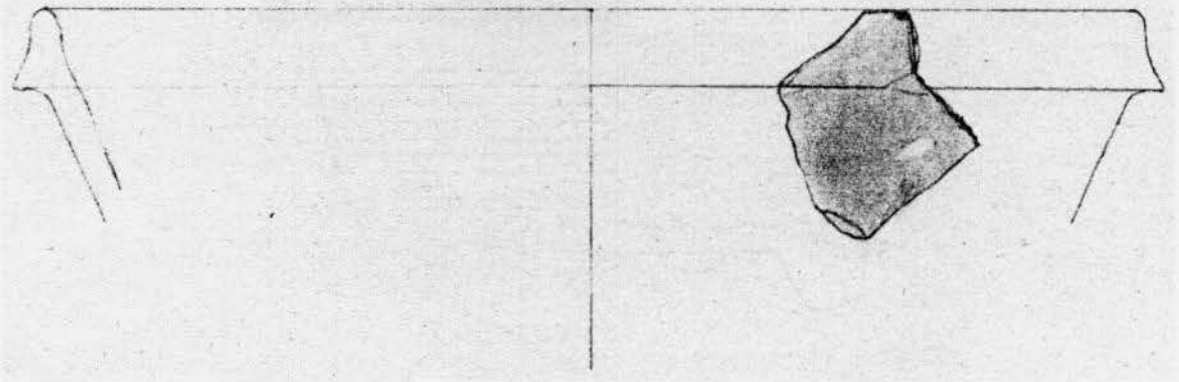


Abb. 16: Zeichnerische Rekonstruktion verschiedener Keramikgefäße aus der Grube im Kanzler-Keller. Eine kleine Randscherbe reicht aus, um eine Vorstellung vom ganzen Gefäß zu erhalten.

Von oben nach unten: Grapen (Zeichnung J. Schrempp), zwei Töpfe (Anna Mücke), ein Topf mit Henkelansatz, eine Schüssel (beide Zeichnungen Christian Zimmer). Maßstab 1 : 2.

## C. Metall

Unter dem Fundmaterial befindet sich an Metall nur eine geringe Anzahl von stark korrodierten Eisenstücken. Dabei handelt es sich wohl größtenteils um Nägel, manche Teile lassen sich als Fragmente von Beschlägen deuten.

## D. Organisches Material

Nur sehr wenige organische Teile waren in der Verfüllung festzustellen. Der größte Anteil davon setzt sich aus verschiedenen Kleintierknochen (Nager, Geflügel) und wenigen Knochen von Rind und Schwein zusammen. An einigen wenigen Eisenstücken waren Holzreste ankorrodiert, Holzkohlestücke oder Asche ließen sich so gut wie nicht nachweisen.

## E. Sonstiges

Ganz vereinzelt konnte man in der Verfüllung des Schachtes Mörtel oder kleine Stücke von Wandverputz erkennen, ebenso selten waren einige fast faustgroße Kiesel.

## Deutung:<sup>14</sup>

Leider wurde die Verfüllung von verschiedenen Gruppen ohne Dokumentation des Befundes herausgenommen und durchsucht. Das erschwerte die Arbeit mit den Fundstücken und die Deutung des Befundes etwas. Dennoch läßt sich feststellen, daß der Schacht direkt in den anstehenden Löß eingetieft und wohl als Brunnen angelegt worden war.<sup>15</sup>

Aus der Zusammensetzung der Verfüllung (viel Löß, etwas Bauschutt, wenig organische Reste, kaum Holzkohle und Asche) läßt sich schließen, daß der Schacht wohl nicht Stück für Stück als Latrine oder Abfallgrube, sondern auf ein Mal, vielleicht bei einer Umbaumaßnahme (der sicherlich keine Brandkatastrophe vorausging) zugeschüttet wurde.

Die Fundstücke deuten darauf hin, daß dies in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts geschehen ist.

Bei dem verfüllten Schacht im Hause Dr. Kanzler handelt es sich um einen interessanten Fundkomplex, der Geschichte greifbar werden läßt. Hier lassen sich nicht nur Aussagen über Vorgänge in einem einzelnen Haus machen – wie bei einem Puzzlespiel ergibt dieser Befund zusammen mit anderen ein Bild vom frühneuzeitlichen Alltag in Offenburg (Abb. 16).

### Anmerkungen

- 1 Das Fundmaterial wird beim Museum im Ritterhaus inventarisiert. Es ist geplant, die Funde vor Ort in einem geeigneten Raum des Kellers zu lagern, in dem der verfüllte Schacht entdeckt worden war.
- 2 Ton, der unter Zufuhr von viel Sauerstoff gebrannt wurde, hat eine rote Farbe, da die Eisenteilchen im Ton oxidiert sind.
- 3 vgl. U. Gross, Archäologische Beiträge zur Hygiene im Mittelalter und in der frühen Neuzeit. Das Nachtgeschirr. Denkmalpflege in Baden-Württemberg, 3/1995, 143.
- 4 Zwei der fragmentierten Schüsseln mit Malhorntechnik wurden dankenswerter Weise im Landesdenkmalamt, Außenstelle Freiburg restauriert. Sämtliche andere Gefäße wurden von den Schülern der Archäologie-AG nach einigen Klebeübungen selbst wieder aufgebaut.
- 5 Ton, der unter geringer Sauerstoffzufuhr gebrannt wurde, hat eine weiße bzw. grau bis schwarze Farbe, da keine Oxidation der Eisenteilchen im Ton stattgefunden hat.
- 6 Eine umfassende Auswertung des Fundmaterials wurde bisher nicht vorgenommen. So fehlt z. B. eine statistische Auswertung über die rekonstruierte Größe der Gefäße. Ein grober Überblick wird am Ende dieses Abschnittes gegeben.
- 7 Genau beurteilt kann dies nicht werden, da die entsprechenden Fragmente fehlen.
- 8 Angaben über Mengenverhältnisse sind nur von eingeschränkter Aussagekraft, da nur ca. 2 Meter der Verfüllung aus dem Schacht untersucht wurden. Der Rest der Verfüllung befindet sich noch im Schacht und konnte aus sicherheitstechnischen Gründen

nicht geborgen werden. Die Keramikfragmente wurden nach dem Sortieren gewogen, die Zahlen sind hier aufgeführt, um einen Eindruck über die Anteile im untersuchten Teil der Verfüllung zu geben:

– Braunglasierte Keramik: (farblos-gelbbraun bis braun)	19 359 g. = 51,78%
– grünglasierte Keramik: (oxid. + reduz. gebr.)	9 150 g. = 24,47%
– unglasierte Keramik: (oxid. + reduz. gebr.)	8 872 g. = 23,78%
Keramik insgesamt:	37 381 g. = 100%

- 9 Möglich wäre eine Verwendung im Zusammenhang mit einer Destille. Interessante Parallelen gibt es von den Untersuchungen des verfüllten Schachtes „B“, Baustelle Marienhaus in der Wasserstraße in Offenburg. Dort wurde zusammen mit in gleicher Weise gelochten Böden ein Destille-Helm geborgen (siehe Artikel hier im selben Band).
- 10 So haften an einigen Fragmenten Teile des ehemaligen Inhaltes der Gefäße. Eine Zusammenstellung von Größe, Gefäß- und Randformen könnten mit anderen Fundkomplexen verglichen werden (beim Sortieren und Zeichnen fiel auf, daß die Randedurchmesser sich grob in drei Gruppen unterteilen lassen: klein = um 10 cm, mittel = um 15 cm, groß = um 20 cm). Leider fehlen Zeit und finanzielle Mittel für weitere Untersuchungen.
- 11 Landesdenkmalamt Baden-Württemberg [Red.: D. Lutz], Vor dem großen Brand: Archäologie zu Füßen des Heidelberger Schlosses (Stuttgart 1992), 66 ff.
- 12 a. a. O., 82 ff.
- 13 siehe Artikel hier im selben Band.
- 14 An dieser Stelle sei vor allem Herrn Dr. Schmidt-Thomé, Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Außenstelle Freiburg für zahlreiche Hinweise und Anregungen gedankt. Ebenfalls danken wir Herrn Rosmanitz, MA, Keramikmuseum Westerwald und vor allem der Familie Dr. Kanzler für ihre Unterstützung und das stets freundliche Entgegenkommen.
- 15 Die senkrechte Wand des Schachtes spricht für die Deutung als Brunnen. Demnach müßte der Schacht hinab bis zu den (ehemals) wasserführenden Schichten reichen und die Verfüllung noch mehrere Meter mächtig sein.

# Mittelalterliche Funde in Stollhofen

*Ernst Gutmann*

Im Dezember 1994 wurde das alte Halbfachwerkhaus in Stollhofen, Herrenstraße 31, Flurstück Nr. 97, abgebrochen (Abb. 1). Dieses Haus war eines der wenigen traufständig stehenden Häuser, die nach der Niederlegung der Stadtbefestigung 1707 in unmittelbarer Nähe des ehemaligen inneren Stadttores auf einen alten Hofplatz wieder aufgebaut worden waren. Nach dem Fall der Stollhofener Linie 1707 mußten auf Befehl des französischen Feldherrn Villars alle Befestigungen der Stadt niedergelegt werden.

1. Als der Bagger die Fundamente des Hauses abbrechen wollte, kamen rund 20 Steinblöcke zutage, die, mit dem „Gesicht“ nach unten, als Basis für das Backsteinmauerwerk eingelagert waren. Das Besondere dieser Blöcke war die sorgfältige Behauung. Ein Teil der Steine scheinen zusammengesetzt einen Torbogen zu ergeben, in dessen Randkerbung weiße Farbreste zu erkennen sind. Drei verschiedene Steinmetzzeichen (+, 8, f) wurden ebenfalls sichtbar. Bemerkenswert ist ein Schlußstein mit zwei geweißten Bogenansätzen (Abb. 2–5). Ein anderer Teil der Blöcke bestand aus größeren Stücken, lt. Dr. Ohr, Landesdenkmalamt (LDA) Karlsruhe, sind die großen Steinblöcke mit Sicherheit einer Wehranlage zuzuordnen. Die leichteren Bogensteine könnten auch von einem Hoftor sein.

Besonders wertvoll sind allerdings die zwei Postamente, die noch deutlich jeweils eine Führungspfanne mit Eisenresten aufweisen. Diese könnten als Führungssteine für die Torflügel verwendet worden sein. Einige Steine zeigen lt. LDAK an ihrer geweißten Außenseite deutliche Schrammspuren, die von Fuhrwägen stammen könnten (Abb. 6 u. 7).

Ein Vergleich mit dem Kinzigtor in Gengenbach zeigt, daß dort ebenfalls die Kerbung an den Torbögen (innen) mit einer weißbläulichen Farbe ausgestrichen ist. Ebenfalls finden sich dort jeweils rechts und links des Außenbogens diese Führungspostamente mit den Pfannen (Abb. 8 u. 9).

Wenngleich das LDAK sich die Möglichkeit offenhält, die Bogensteine auch einem „Schwippbogen“ zuzuordnen, so sind diese großen Blöcke eindeutig, wie oben schon bemerkt, einer mittelalterlichen Wehranlage zuzuweisen.

Da aber solche „Schwippbögen“ bei uns weniger im Gebrauch waren und Hoftoranlagen in der Regel aus Holz, Fachwerk oder aus Backsteinen er-

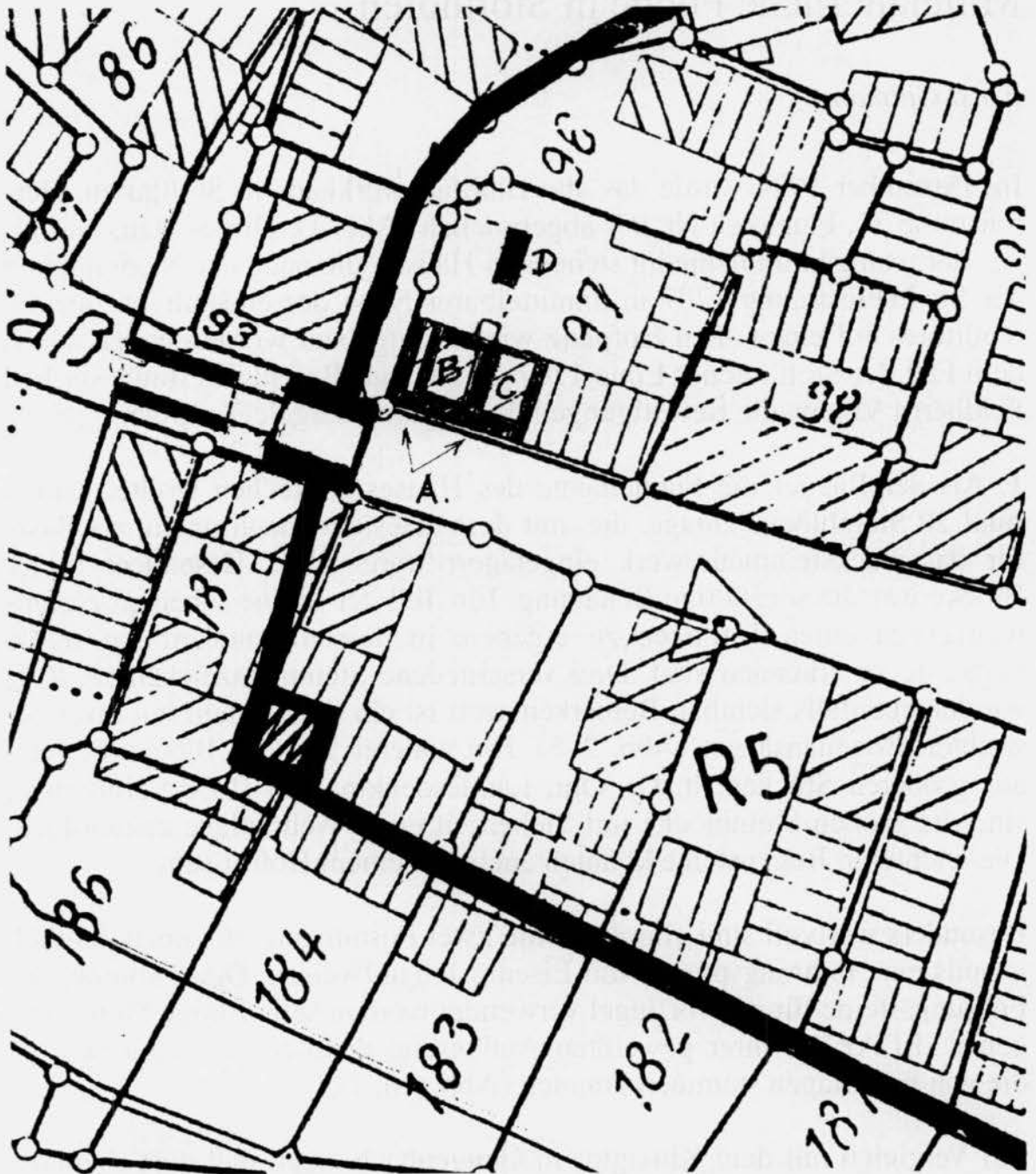


Abb. 1: Katasterplan Stollhofen mit eingez. Stadtmauerverlauf um 1300 mit dem behandelten Flurstück Nr. 97. Gebäudezustand vor dem Abbruch 1994/95.

- A. Straßenseitige Fundamente mit Steinblöcken
- B. Gründerzeitlicher Backsteinkeller (zugeschüttet bis 1994)
- C. Hauskeller aus Bruchsteinen (1707–1994)
- D. aufgefundener Mauerzug



*Abb. 2: Schwerer Steinblock (Toranschlag) ohne Farbe, zweiter Stein Bogenstück „mit Farbreste“.*



*Abb. 3: Bogenstein „geweißt“*



*Abb. 4: Bogenstein „geweißt“ mit Steinmetzzeichen „f“*





*Abb. 5: Schlußstein mit zwei geweißten Bögen (vergl. Rekonstruktionsversuch)*



*Abb. 6: Einer der beiden gotischen Podeststeinblöcke (auf dem Kopf lagernd) mit Führungspfanne für den Torflügel*



*Abb. 7: Teil eines Fenstersteines (?) oder Wappenumrahmung mit Steinmetzschmuck. Hintergrund Sandsteinblock aus der Tordurchfahrt mit Schrammspuren von Fuhrwerken (?) (Rekonstruktion Stein Nr. 7).*



Abb. 8: Kinzigtor Gengenbach mit Podeststeinen (rechts und links)

stellt worden waren, möchte ich diese Bogensteine ebenfalls einer Wehranlage, in diesem Fall dem Stadttor, zuordnen.

Nur wenige Schritte vor dem alten Haus, inmitten der heutigen Herrenstraße, stand von ca. 1300–1707 das Ältere oder Innere Stadttor. Nach dem Abbruch der Befestigung verwendeten die Anwohner das Abbruchmaterial zum Bau ihrer Häuser.

Dieses Stadttor ist auf allen Plänen deutlich zu erkennen und bildete den Abschluß der mittelalterlichen Stadtgründung, gegenüber der frühneuzeitlichen Erweiterung der Stadt nach Westen.

Der älteste erhaltene Stadtplan 1594–1622 (GLAK HFK XVII fol. 56) (Abb. 10) zeigt eindeutig neben dem Flurstück Nr. 97 inmitten der heutigen Herrenstraße das „innere oder ältere“ Stadttor; als „Porte“ wird dieses Tor auf der Karte von ca. 1645 (GLAK Gem. Plan Nr. 5) (Abb. 11) bezeichnet und auch der Festungsplan von Samson Schmalkalder (GLAK

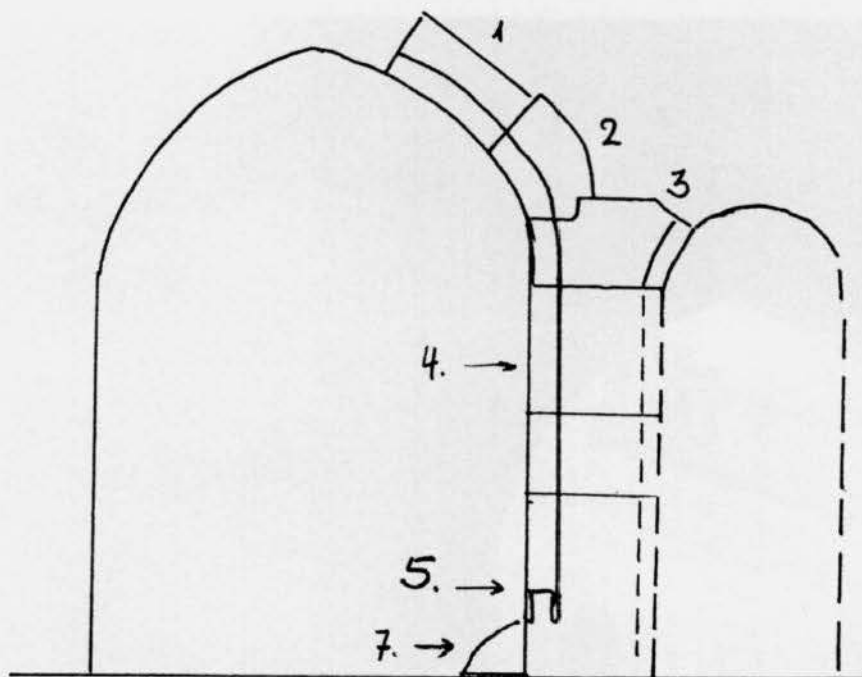


Abb. 9:  
Rekonstruktions-  
versuch

HFK XIX) enthält dieses Tor. Der Stadtplan von 1697 (GLAK HD Nr. 4) weist neben dem Tor ein an die Mauer angelehntes Gebäude aus, dessen Grundmauer vermutlich mit dem aufgefundenen Mauerzug (s. u.) gleichzusetzen ist.

Die Stadt wurde um 1472–1511 um den sog. Vorhof nach Westen erweitert. Im Berain von 1472 heißt es (GLAK 66/8383 fol. 2b): „... in der Vorstatt allerseyten der Toren“. 1511 (GLAK 66/8384 fol. 2b) wird der gleiche Hofplatz beschrieben: „... Hus und Hof in der vorstatt inseyts am Thorhußlin ...“ Durch diese Erweiterung wurde die wichtige Landstraße mit dem Straßen- und Brückenzoll in die Befestigung mit einbezogen.

2. Nachdem diese Steinblöcke geborgen und auf einem Gemeindeplatz deponiert waren, erschien neben dem Bruchsteinkeller des alten Hauses ein weiterer, bisher unbekannter und mit reinem Sand zugeschütteter Backsteinkeller. Das Besondere an diesem Keller war das Format der verwendeten Backsteine, die von dem LDAK als „Königsformat“ gedeutet wurden. Dieses Steinformat wurde u. a. am Klostermünster von Schwarzach und am Streckturm von Lichtenau vermauert. In der südlichen Ecke des Kellers fand man Aufmauerungen, auf der in der Verwendungszeit des Kellers die Holzkonstruktion des Hauses auflag, so daß man von einem frühen Ständerfachwerkhaus ausgehen kann.

Somit zeigt sich, daß dieser Keller ebenfalls im 13. Jahrhundert erstellt worden sein kann und somit zu den frühesten Gebäuden in der vor 1302 gegründeten Stadt gehörte.

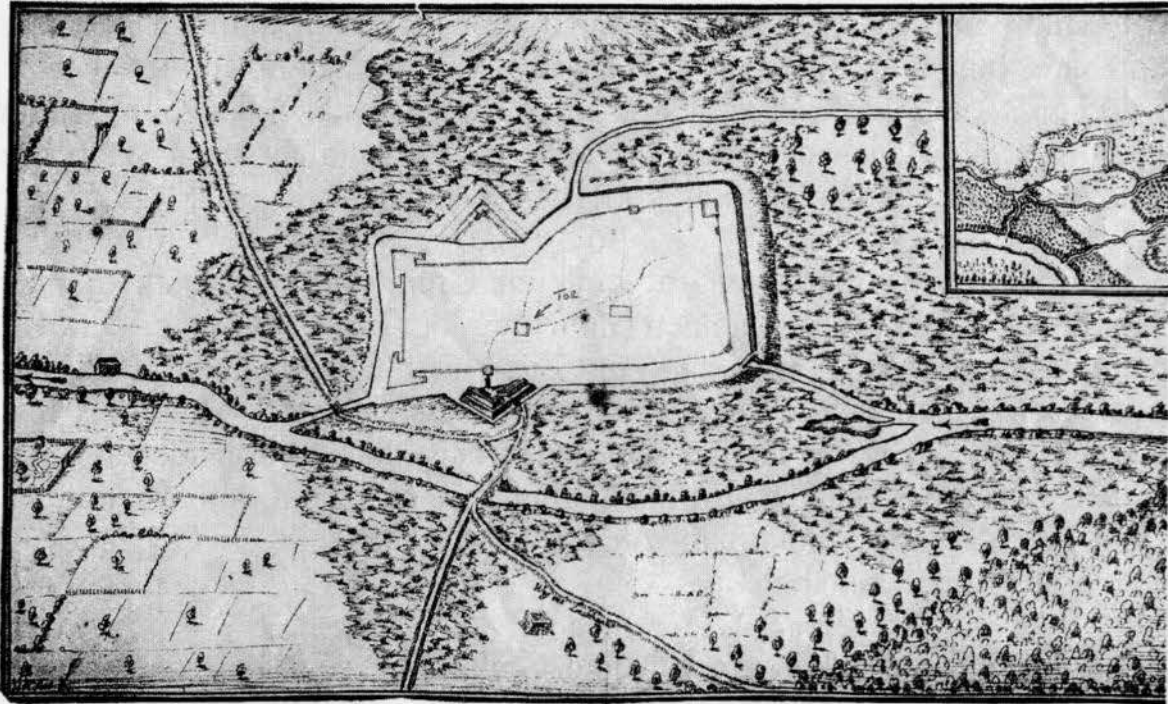


Abb. 10: Stadtplan Stollhofens, 1594–1622. GLAK HFK XVII Fol. 56

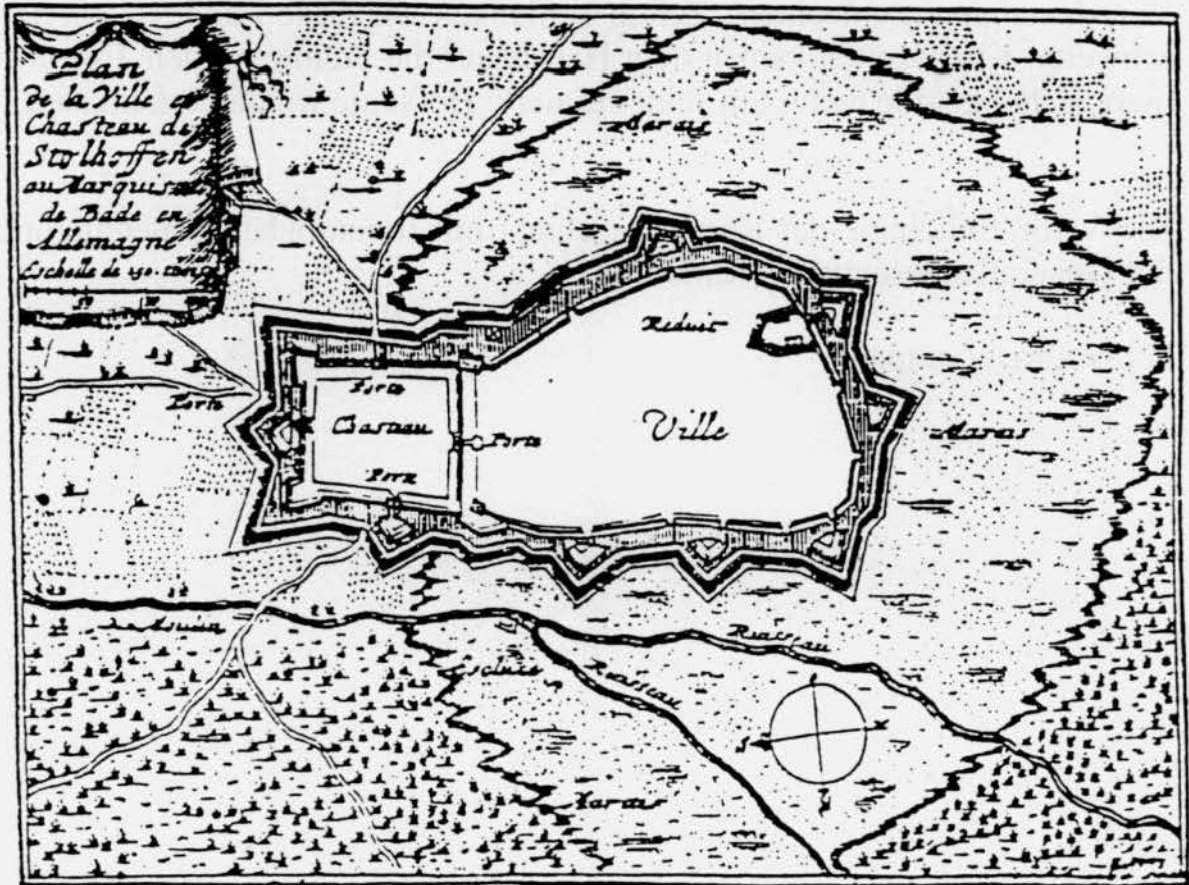


Abb. 11: Plan von Stadt und Festung Stollhofen, 1645. GLAK Gem. Plan Nr. 5.  
Vorlagen und Aufnahmen: Generallandesarchiv Karlsruhe (GLAK).

(Lt. Mitarbeiter des LDAK, vergl. auch die Einmeßskizze im LDAK.) Der nutzbare Innenraum betrug 4,21 m auf 3,48 m, somit immerhin über 14,65 qm. Auch die Kellertiefe entsprach einer normalen Nutzung. Warum allerdings der Hausbauer nach 1707 diesen Keller nicht mehr verwendet und zugeschüttet hatte, ist nicht erklärbar.

3. Bei weiteren Erdarbeiten im hinteren Grundstücksbereich fand man dann einen 1,50 m tief liegenden Mauerzug, der bis 75 cm unter dem Bodenniveau aufsteigt, 1,50 m stark, mit Ziegelverblendungen und Sandsteinkern. Dieser Teil wurde zuerst als Stadtmauer gedeutet. Allerdings liegt dieser Mauerzug etwas isoliert von der in den Plänen vorhandenen Stadtmauer entfernt, so daß man ihn möglicherweise einem Anbau zuordnen kann. Auch zeigt der Stadtplan von 1697 an dieser Stelle ein Gebäude, das an die Stadtmauer anlehnte.

Als kleine Zugabe fand man auf dem Grundstück noch eine halbe Kanonenkugel aus Sandstein mit einem ursprünglichen Durchmesser von 17 cm. Sicher war diese Kugel bei dem Aufschlag im Ziel geborsten.

Den damaligen „schlechten“ Zeiten verdanken wir diese Funde. Nach den schweren Kriegszeiten kamen dem Hausbauer die Steine aus den Tortrümmern sicher gerade recht, um seine ruinierte Hofstätte wieder aufzubauen.

Die Veröffentlichung der Karten geschieht mit freundlicher Genehmigung des Generallandesarchives Karlsruhe

Fotos: Ernst Gutmann



# Nothausen – eine Wüstung bei Baden-Baden-Haueneberstein

*Gerhard Hoffmann*

Nothausen ist eine Wüstung auf der Gemarkung von Baden-Baden-Haueneberstein und liegt, wie wir heute wissen, ca. 700 m östlich des nördlichen Hauenebersteiner Ortsausganges. Der Volksmund brachte die Entstehung dieser abgegangenen Siedlung immer mit dem Dreißigjährigen Krieg in Zusammenhang. Die Archivalien allerdings sprechen eine andere Sprache. Ihnen ist diese Wüstung durchaus schon aus dem 14. Jahrhundert bekannt.

Die Frage war bis in jüngste Zeit aber: Wo genau lag dieses Nothausen? Regionalhistoriker, die sich nur archivmäßig mit dem Ort beschäftigten (die Wüstungsforscher bis in die 70er Jahre), vermuteten es im Eberbachtal. Dort wird man es aber, wie sich 1994 zeigen sollte, vergeblich suchen. Am Austritt des Eberbachtals in die Rheinebene war der alte Ortskern von Haueneberstein entstanden, und noch heute schmiegen sich die ältesten Ortsteile in dieses Tal hinein.

Der Speyrer Probst, Walram von Trier, wies am 2. 3. 1355 dem Pfarrvikar von Eberstein aus den Erträgen der Pfarrei verschiedene Zehnten zu, darunter auch von Wiesen „sitis in ripa Eberbach, et in villa Nathusen“ (also nicht *Nothausen am Eberbach* sondern *am Eberbach und in Nothausen*). Obwohl Adolf Kastner den lateinischen Text im ersten seiner vier diesbezüglichen Ortenau-Beiträge („*Die Wüstungen im Kreis Baden*“ in „*Die Ortenau*“ 9/1922, S. 78) zitiert und ihm auch der Hauenebersteiner Flurname Nothausen bekannt ist, glaubt er den Ort Nothausen aus unverständlichen Gründen im Wiesentale des Eberbaches ansiedeln zu müssen.

Rüdiger Stenzel hat dies übernommen. Er schreibt in „*Oberrheinische Studien*“ III/1975, S. 159: „*Diese Siedlung, im Tal des Eberbachs gegen Ebersteinburg zu gelegen, wurde 1355 villa genannt und besaß 1431 einen eigenen Schultheißen. 1510 erkennen wir sie als bloße Teilgemeinde von Haueneberstein wieder. 1535 war noch wenigstens ein abgabepflichtiger Bauer in Nothausen, genannt wird daselbst auch ein Garten. 1579 war die Siedlung wüst.*“ Die archivalischen Angaben dürften stimmen, was den Bestand der durchforsteten Archive betrifft. Die Lokalisierung im Eberbachtal ist allerdings eindeutig falsch.

Das Gewann Nothausen war auf der Flurkarte und auf anderen genaueren Karten schon immer gegenüber (südlich) des Hungerbergs eingezeichnet,

also fast 1 km nördlich des Eberbachtals, südlich eines kleinen ost-westgerichteten Waldwasserlaufes, der nicht etwa ein Seitentälchen des Eberbachtals bildet, sondern sein Wasser in der Ebene über den Bühlerweggraben zum Hornungsgraben führt, der wiederum erst bei Rastatt-Niederbühl sein Wasser dem Landgraben zuführt und hier in die Murg mündet.

Es kann auch kaum zutreffen, daß die (nach A. Kastner) 1590 letztmals genannte Siedlung schon 1579 wüst war. Erwin Senft (Rastatt) entdeckte im ältesten Kirchenbuch der Pfarrei St. Bartholomäus in Haueneberstein, daß zwischen 1729 und 1741 noch einige Taufen in „Locus Nothausen“ aufgeführt sind. Im ältesten Hauenebersteiner Kirchenbuch heißt es auch noch 1760 bei der Eheschließung eines Töpfers „ehemals Bürger in Nothausen“, eine Bemerkung, die auch danach noch auftritt, z. B. 1765 beim Eintrag eines Todesfalles.

Selbst wenn auch noch manche Fragen offen bleiben, so steht inzwischen wenigstens fest, wo der abgegangene Ort lag.

Zur Lokalisation trug ganz erheblich die Aufmerksamkeit des Studenten Michael Völlger (Kuppenheim) bei. Er sah am 20. Februar 1994 auf dem „Leingartenweg“ (dort wo dieser nach seinem Eintritt in den Wald in das Gelände einschneidet) aus der Hangwand einige Ziegelstücke herausragen. Er versuchte zwei Stücke aus dem stark gefrorenen Boden zu lösen. Diese beiden kleinen leicht gewölbten Bruchstücke, von denen er glaubte, sie könnten römischen Ursprungs sein, legte er dem Verfasser vor. Der stellte fest, daß es sich nicht um modernes Ziegelmaterial handelt, wollte sich aber nicht auf römerzeitliche Einstufung festlegen. Dazu sei etwas mehr Material notwendig.

Solches brachte der Finder nach einem erneuten Aufsuchen der Stelle wenige Tage später. Diesmal fand er die Stelle aufgetaut vor und (vermutlich durch das Auftauen verursacht) eine abgerutschte Hangpartie, aus der er zahlreiche Ziegelbruchstücke und Keramikscherben aufsammeln konnte. Er legte die Gegenstände wieder in Rastatt vor.

Ein Besuch der Stelle zusammen mit G. Hoffmann am 2. März brachte erneut zahlreiche Ziegel und Keramikscherben.

Michael Völlger und sein Bruder haben die Fundstelle während des Frühjahrs (aber auch noch im Sommer) 1994 mehrfach aufgesucht.

Sie entdeckten etwa 50 m südwestlich des bisherigen Hauptfundpunktes zwei entwurzelte Bäume. In einer der Baumgruben konnten sie besonders



viel mittelalterliches und frühneuzeitliches Scherbenmaterial sammeln. Das systematische Absuchen der ganzen Umgebung ergab eine Streuung des Fundmaterials über eine Weite von rund 250 m.

Gefunden wurden: 26 unterschiedlich große *Ziegelbruchstücke* vom Typ Mönch-Nonne und Firstziegelstücke. Es handelt sich durchweg um römischen Dach-Hohlziegel (Imbrices) ähnlich sehende Ziegelformen. Die Spannweite des Bogens beträgt zwischen 10,5 cm und 15,5 cm bei einer Bogenhöhe von rund 5 cm. Die Stärke der Ziegel schwankt sogar innerhalb desselben Ziegels zwischen 1 und 2 cm. Auch sonst (z. B. in der Breite) sind die einzelnen Ziegel unregelmäßig gearbeitet. Die Oberfläche ist mit einem Instrument glatt gestrichen, die Innenseite aber rau und sandig. Kein Ziegel ist in vollständiger Länge erhalten. Der längste (aus zwei zusammengehörenden Stücken bestehend) mißt 26 cm. Vermutlich waren diese Ziegel mindestens 40 cm lang. Die Mehrzahl der Ziegel lag eng nebeneinander dicht unter der rezenten Oberfläche. Einen Verband ließ das geborgene Ziegelmaterial allerdings nicht erkennen. Was in tieferer Lage geborgen wurde, könnte durch Rutschungen am Hang dorthin gelangt sein. An anderer Stelle fanden sich 16 altertümliche bieberschwanzartige Flachziegel.

Dazu kamen verschieden große Stücke von *Hütten- bzw. Fachwerklehm*, auch ortsfremde *Steine* unterschiedlicher Größe (zumeist relativ flache Buntsandsteinstücke, aber auch Muschelkalksteine). Sie wurden an verschiedenen Stellen des Fundortes beobachtet, ohne daß sich an einer Stelle eine Mauer zeigte oder klare Zuordnungen erkannt werden konnten. Die bisher in Erscheinung getretenen Steine wiesen auch keine Bearbeitungsspuren auf, waren aber mehrheitlich von ihrer Naturform her (sie zeigen oft eine mehr oder weniger genaue rechteckige Schauseite) für weniger anspruchsvolle Bauzwecke (ja sogar für eine Zweischalenmauer) verwendbar. Besonders auffallend war diesbezüglich eine Fundstelle an einer steilen Böschung (am Weg zum „Kahlesgut“), wo unter dem Wurzelwerk eines großen alten Baumes eine Vielzahl solcher Steine hervortrat, die hier ganz sicher nicht anstehen, sondern von einem Bau bzw. seiner Fundamentierung herrühren.

Unter den insgesamt 939 gefundenen *Keramikscherben* sind viele Rand-, Wand-, Boden- und Henkelstücke von Gefäßen, Bruchstücke von Deckeln, Standfüßen und zahlreiche (ca. 90) Bruchstücke von Ofenkacheln. Ein Bruchstück stammt von einer Tonlampe. Von allen Scherben sind nur 210 glasiert, manchmal mit ganzer, häufiger aber mit nur teilweiser Innenglasur unterschiedlicher Farbe. Insgesamt 73 Scherben tragen eine Verzierung.

Dr. Uwe Gross vom Landesdenkmalamt in Stuttgart, Fachmann für Mittelalterkeramik, hat bei einem Besuch in Rastatt die Scherben angesehen und kam zu dem vorläufigen Ergebnis, daß die ältesten ins 13./14. Jahrhundert, die jüngsten ins 18. Jahrhundert einzuordnen sind.

Auch *Glas* wurde gefunden: ein Bodenstück (ca. halber Boden) von 5 cm Durchmesser mit hochgestochenen Boden. Das Stück könnte von einem Becher, einem Stangenglas oder einer Flasche stammen. Außerdem fanden sich vier gründliche Flachglasscherben.

Die chronologische Einstufung der Scherben durch die Archäologie paßt sehr gut zu allem, was wir aus Archiven und Kirchenbüchern über Nothausen wissen. Von mancher Seite vorgebrachte Bedenken können ziemlich ausgeräumt werden.

Solche Bedenken verbanden sich z. B. mit dem Zustand der Hauenebersteiner Kirche um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Die Kirche war 1721 in einem schlimmen Zustand. Sie wurde notdürftig repariert. 1727 drohte sie gar einzufallen. Könnte es nicht sein, daß man zumindest aus feierlichen Anlässen wie einer Taufe in ein intaktes, wenn auch bescheideneres Gotteshaus ging, auch wenn dieses nicht so zentral lag, so daß es sich bei den eingetragenen Taufen also nur um den Taufort aber nicht mehr um Bürger von Nothausen sondern schon von Haueneberstein handelte?

Nicht auszuschließen sei auch, daß es sich bei der 1726 genannten, angeblich 1776 abgegangenen *Wendelinskapelle* um das Kirchlein von Nothausen handelte. Allerdings hätte die Wendelinskapelle an der Straße nach Kuppenheim gelegen. Doch sei möglicherweise mit „Straße nach Kuppenheim“ nur „Richtung Kuppenheim“ gemeint gewesen und dieses Kirchlein lag doch in Nothausen? Eine weitere Möglichkeit wäre noch, daß die Wendelinskapelle an der Landstraße, berechtigt oder nicht, in jener Zeit als Nothausener Kirche angesehen wurde.

Doch der Kirchenbucheintrag von 1760, der von jenem Töpfer sagt, daß er vormals in Nothausen lebte, scheint mir doch alle diese Bedenken auszuräumen.

## Vom Gott des Handels und der Diebe

Ein frühbarockes Kachelmodell mit Merkur aus dem Museum im Ritterhaus in Offenburg

*Harald Rosmanitz*

Das Museum im Ritterhaus in Offenburg verfügt über eine große Sammlung von Ofenkacheln und Kachelmodellen. Darunter befindet sich ein einteiliges Kachelmodell mit der Darstellung eines römischen Gottes<sup>1</sup>, das aufgrund des ungewöhnlichen Bildmotivs und wegen seiner qualitätvollen Ausarbeitung in den Mittelpunkt der folgenden Betrachtung gestellt werden soll (Abb. 1).

Das Innenfeld des Modells zeigt die stehende Ganzfigur eines jungen Mannes (Abb. 3). Er ist fast nackt. Um die Lenden liegt eine schmale Stoffbahn. In seiner rechten Hand hält der junge Mann den Caduceus, einen langen Heroldstab, um den sich zwei Schlangen winden. Sein angewinkelter linker Arm lenkt den Blick des Betrachters horizontal aus dem Innen-



*Abb. 1:  
Kachelmodell  
mit Merkur aus  
der Serie der  
Sieben Planeten  
Südwest-  
deutschland,  
1. Hälfte  
17. Jahrhundert  
Offenburg,  
Museum im  
Ritterhaus*



*Abb. 2:  
Moderne Abfor-  
mung aus dem  
Kachelmodel  
mit Merkur  
von Rudi  
Rothenberger,  
Offenburg,  
Offenburg,  
Museum im  
Ritterhaus*

feld nach links hinaus. Der leicht nach rechts geneigte Kopf ist direkt auf den Betrachter gerichtet. Auf dem lockigen Haar sitzt ein Helm mit zwei kleinen Flügeln. Weitere Flügel sind an die Sandalen geheftet. Der Stab, die Flügel und die Inschrift MERCVRIVS weisen den jungen Mann als den römischen Götterboten Merkur aus. Die Ziffer 6 auf der gegenüberliegenden Seite des Schriftzuges gibt das Relief als die sechste Darstellung einer mehrteiligen Figurenfolge zu erkennen. Die Modellierung des Körpers, die stimmigen Proportionen und das Spiel von Stand- und Spielbein weisen ebenso wie das tief in die Fläche eingegrabene Negativ der Figur darauf hin, daß hier sowohl bei der Konzeption des Bildes als auch bei der dreidimensionalen Umsetzung ein Meister seines Faches am Werke war. Er schuf mit handwerklichem Geschick und künstlerischem Umsetzungsvermögen ein Glanzstück der Kachelkunst.

Der römische Gott Merkur steht in einer Arkade, die mit kleinen Figuren belebt ist. Die Bildzwickel auf Kopfhöhe der Figur des Innenfeldes sind mit palmwedelhaltenden, sitzenden Putten besetzt. Sie lehnen sich an die Bodenlaibung und haben ihre Köpfe auf die Figur im Innenfeld gerichtet. In die Pfeiler der Arkade sind über einem Postament mit Blüten- und Diamantquaderbesatz zwei Nischen eingelassen. Der Nischenbogen über dem



*Abb. 3: Kachelmodel mit Merkur aus der Serie der Sieben Planeten:  
Innenfeld mit Merkur  
Südwestdeutschland, 1. Hälfte 17. Jahrhundert  
Offenburg, Museum im Ritterhaus*



*Abb. 4:  
Mars aus der  
Serie der Sieben  
Planeten  
Kupferstich von  
Hans Sebald  
Beham  
Nürnberg, 1539*

durchlaufenden Kämpfergesims mit Muschelwerk hinterfängt den Kopf der eingestellten Figuren wie ein Nimbus. Die Nischenfiguren sind in lange, wallende Gewänder gehüllt. Rechts steht eine Frau mit Kreuz und links eine weitere Frau, die aus einem Gefäß Wasser in ein Becken gießt.

Merkur, der im griechischen Götterhimmel Hermes genannt wird, war Gott des Handels und des Gewerbes, eine im wahrsten Wortsinne „merkantilitische“ Erscheinung<sup>2</sup>. Sein römischer Name leitet sich von dem lateinischen „mercari“ [= Handel treiben] ab. Der Sohn des Zeus stahl der Sage nach die Rinder seines Bruders Apoll. Die Tat blieb lange Zeit unentdeckt, da Merkur die Hufe der Rinder umdrehte, während er selbst rückwärts

ging. In Arkadien fertigte er aus einem Schildkrötenpanzer die Lyra, die er nach Aufdeckung seines Diebstahls Apoll überlassen mußte. Ursprünglich war Merkur der Gott des Windes. Daraus entwickelte sich seine Zuständigkeit für den Fernverkehr, die Beredsamkeit und den Gewinn. Merkur gab den Toten das letzte Geleit in die Unterwelt. Besondere Verehrung genoß Merkur als Götterbote und als Schutzherr von Handel und Vieh. Der Caduceus erlaubte es ihm, Streitigkeiten zu schlichten und Feinde zu versöhnen. Der Legende nach ließ Merkur seinen Heroldstab zwischen zwei miteinander kämpfende Schlangen fallen. Sofort versöhnten sie sich und schlängelten sich einträchtig um den Stab. Das Attribut des Geldbeutels und seine Tätigkeit als Viehdieb machten ihn zum Gott der Diebe und Beutelschneider. Merkur wurde besonders in römischen Provinzen nördlich der Alpen verehrt, die von Kelten und Germanen besiedelt waren. Sie setzten Merkur bisweilen mit Teutates gleich. Die silberne Götterstatuette, die im Jahre 1936 in Offenburg, Gewann Nachtweide gefunden wurde, zeigt, daß man den Gott des Handels in römischer Zeit in unmittelbarer Nähe von Offenburg verehrte<sup>3</sup>.

Als das Offenburger Kachelmodell geschaffen wurde, war die römische Bildtradition längst in Vergessenheit geraten. Der neuerliche Anstoß zur Beschäftigung mit der antiken Götterwelt ergab sich aus der Rückbesinnung auf die positiven Werte der Antike in der Renaissance. Dies hatte Auswirkungen auf die Baukunst und auf das Bildungswesen. Mit der Merkurkachel konnte man über die Kenntnisse antiker Schriften hinaus seine humanistische Bildung zum Ausdruck bringen. Das Merkurrelief gehört zu einer Folge von sieben Göttern, nach denen man in der Antike die Sonne, den Mond und die fünf erdnahen Planeten benannte. Im Mittelpunkt des Weltsystems, das auf Claudius Ptolomäus († 160 n. Chr.) zurückgeht und erst durch die Forschungen von Nikolaus Kopernikus († 1553) grundlegend geändert wurde, steht die Erde. Aus dem Weltsystem leitet sich die Einteilung der Woche in sieben Tage ab. Jedem Tag wurde jeweils ein Planetengott zugewiesen.

Die Serie der Sieben Planeten besteht aus den Darstellungen der Götter Saturn, Jupiter, Mars, Sol, Venus, Merkur und Luna. Ausgehend von der Ansicht, daß Sterne unser Schicksal bestimmen, werden Planeten zu Göttern erhoben und als Schicksalslenker auf bestimmte Eigenschaften hin festgelegt. Jedem Planetengott sind Tierkreiszeichen zugewiesen, die ihr „Tag- und Nachthaus“ bestimmen<sup>4</sup>. So hat Merkur als „Taghaus“ das Sternbild der Zwillinge und als „Nachthaus“ das der Jungfrau.

Durch die Verbindung eines antiken Gottes mit den Tierkreiszeichen erhält das Offenburger Relief mehrere Bedeutungsebenen. Der Besitzer einer sol-



*Abb. 5:  
Venus aus der  
Serie der Sieben  
Planeten  
Kupferstich von  
Hans Sebald  
Beham  
Nürnberg, 1539*

chen Kachel konnte seine humanistische Bildung hervorheben. Die Darstellung der ständig wiederkehrenden Wochentage als Zeitmaß weist auf die eigene Vergänglichkeit hin. Zugleich war Merkur eine wichtige Gestalt für die Alchemie: Er symbolisiert das Quecksilber, die Grundsubstanz für die Scheidung von Silber und Gold und damit für die Gewinnung reiner Edelmetalle überhaupt<sup>5</sup>.

Seit der Mitte des 15. Jahrhunderts war es möglich, mit Hilfe von Holzschnitten und später auch durch Kupferstiche und Radierungen gleichartige Bilder in großer Zahl herzustellen. Schon bald entstanden Einzelblätter und Bildfolgen mit astronomischen Inhalten. Besonders beliebt waren Personifi-



kationen der Sieben Planeten, wie sie in zahlreichen Varianten von den Nürnberger Kleinmeistern aus der Mitte des 16. Jahrhunderts bekannt sind<sup>6</sup>.

Kurz nach Veröffentlichung der graphischen Vorlagen fanden die Motive Verwendung in Fassadendekorationen von Wohnhäusern, bei der Ausschmückung von rheinischem und westerwälder Steinzeug, auf Reliefs für gußeiserne Ofenplatten und auf Ofenkacheln<sup>7</sup>.

Der Offenburger Merkur läßt sich auf keine der bislang bekannten Kupferstichfolgen zurückführen. Deutliche Übereinstimmungen im Bildaufbau und bei der Angabe von Attributen gibt es mit einer Kupferstichfolge, die im Jahre 1539 von Hans Sebald Beham in Nürnberg gefertigt wurde (Abb. 4, 5, 7)<sup>8</sup>. Der Kleinmeister Beham (1500–1550) verdiente sich seinen Lebensunterhalt, indem er Kupferstiche und Holzschnitte als Vorlagen für Goldschmiede, Holzschnitzer und Modelleure anfertigte. Die siebenteilige Bildfolge mit der Serie der Sieben Planeten zeigt jeweils eine stehende Ganzfigur. Zu ihren Füßen erkennt man ein oder zwei Tierkreiszeichen. Zu Füßen von Merkur stehen auf der rechten Seite zwei sich umarmende, gleich große Kinder, die Allegorien der Zwillinge (Abb. 7). Daneben ist das Tierkreiszeichen Jungfrau in Form einer Nereide, einer Meerjungfrau mit Fischleib, gebildet. Eine annähernd übereinstimmende, jedoch spiegelbildliche Darstellung von Virgil Solis (1514–1562) aus der Mitte des 16. Jahrhunderts zeigt, daß in der Folge der Arbeiten Hans Sebald Behams eine Vielzahl von Werken entstand, die nur unwesentlich von der einmal gefundenen Anordnung der Figur und ihrer Attribute abweichen. Die Darstellung wurde von Handwerkern und Künstlern gleichermaßen in leicht abgewandelter Form aufgegriffen, so beispielsweise auf einer Bronzeplakette, die um 1550 in Nürnberg entstand sowie auf der Wandung eines bald nach 1600 gefertigten Deckelkrugs des Chemnitzer Zinngießers Paul Günther<sup>9</sup>.

Eine braun glasierte Kachel mit der Darstellung der Venus, die im Oktober 1993 beim Tieferlegen eines Kellers in der Freiburger Innenstadt gefunden wurde (Abb. 6)<sup>10</sup>, weist weitgehende Übereinstimmung mit der graphischen Vorlage von Hans Sebald Beham auf (Abb. 5). Venus, die Göttin der Liebe, hält einen überlangen Pfeil und ein flammendes Herz in ihren Händen. Die Figur im Innenfeld gibt sich durch ihre Attribute und durch die Inschrift VENVS auf einem Schriftband mit eingerollten Enden als die Planetengöttin zu erkennen. Die rechte Hälfte des Schriftbandes, das sich an der Freiburger Venuskachel nicht mehr erhalten hat, trug ursprünglich die Jahreszahl 1566, das Datum der Entstehung des Modells<sup>11</sup>. Die Jahreszahl bildet den Terminus post quem für die Datierung des Freiburger Stückes. Die Datierung auf der Vorderseite der Kachel gibt uns damit den



Abb. 6:  
Umzeichnung  
einer Venuskachel  
aus der Serie der  
Sieben Planeten  
Breisgau, kurz  
nach 1566  
Freiburg,  
Privatbesitz

frühesten Zeitpunkt an, an dem es überhaupt möglich war, entsprechende Kacheln auszuformen. Zu Füßen der nach links schreitenden Venus liegt ein Stier, das ihr zugewiesene Tierkreiszeichen. Das Innenfeld ist von zwei kannelierten Pfeilern gerahmt. Die Laibung des Bogens, der die beiden Pfeiler miteinander verbindet, ist mit einem Eierstabfries besetzt. In den Zwickeln erkennt man tulpenförmige Blüten mit langen, perlschnurartigen Fruchtknoten. Durch Inschriften im Innenfeld ist nicht nur das Entstehungsjahr des Reliefs überliefert. Mit den Buchstaben ATW auf einem quadratischen Täfelchen mit trapezförmiger Bekrönung unterhalb des flammenden Herzens gibt sich jener Formenschnneider zu erkennen, der die Vorlage des Nürnberger Kleinmeisters in das vorliegende Relief umsetzte.



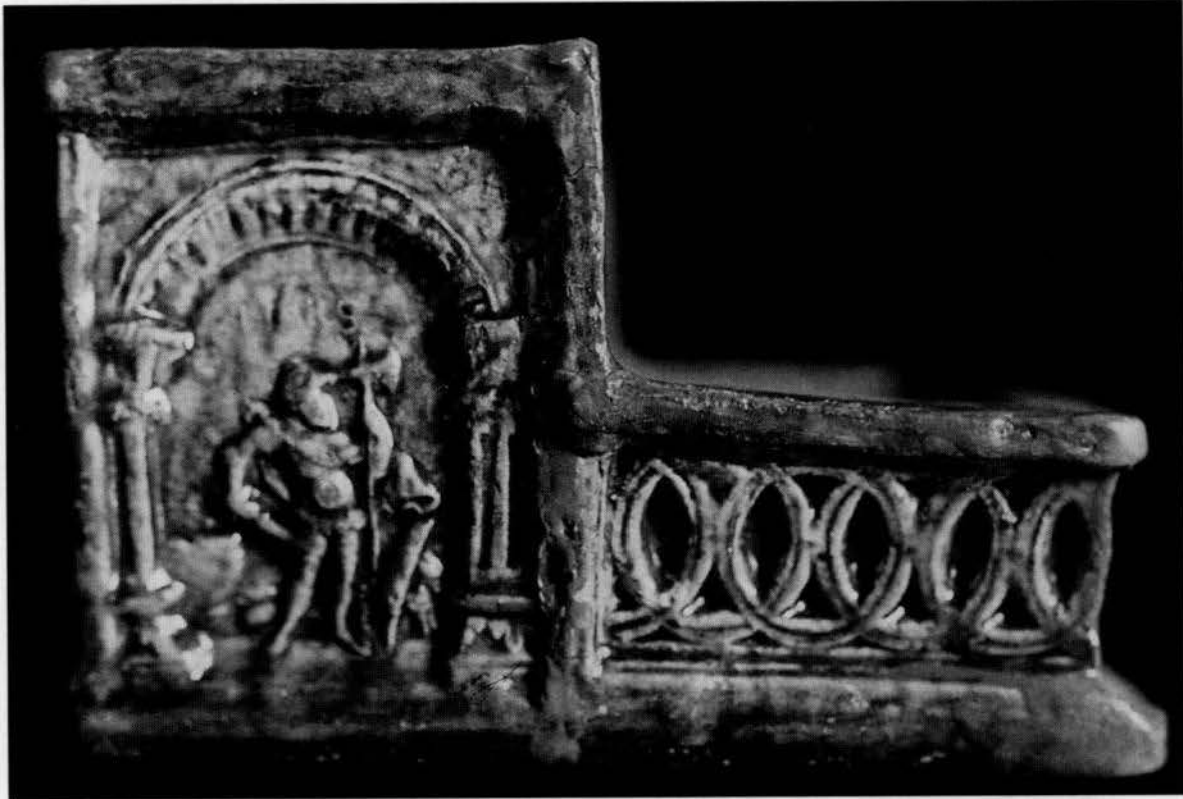
*Abb. 7:  
Merkur aus der  
Serie der Sieben  
Planeten  
Kupferstich von  
Hans Sebald  
Beham  
Nürnberg, 1539*

Es ist bislang noch nicht gelungen, das Künstlermonogramm überzeugend aufzuschlüsseln. Die Verbreitung der Serie spricht jedoch dafür, daß die Ursprünge der Kachelserie mit den Sieben Planeten aus dem Jahre 1566 in einer Kölner Werkstatt zu suchen sind<sup>12</sup>. Aufgrund der Verwendung von stark eisenhaltigem, rot brennendem Ton dürfte die Freiburger Venuskachel jedoch nicht vom Mittelrhein stammen. Sie wurde entweder in Freiburg selbst oder in einer der umliegenden Ortschaften mit intensiver Keramikproduktion gefertigt. Für eine regionale Produktion sprechen auch die Fragmente mit Saturn, Luna und Sol aus derselben Kachelserie, die noch vor der Jahrhundertwende bei Ausgrabungen in der Schloßruine Staufen sichergestellt werden konnten<sup>13</sup>.



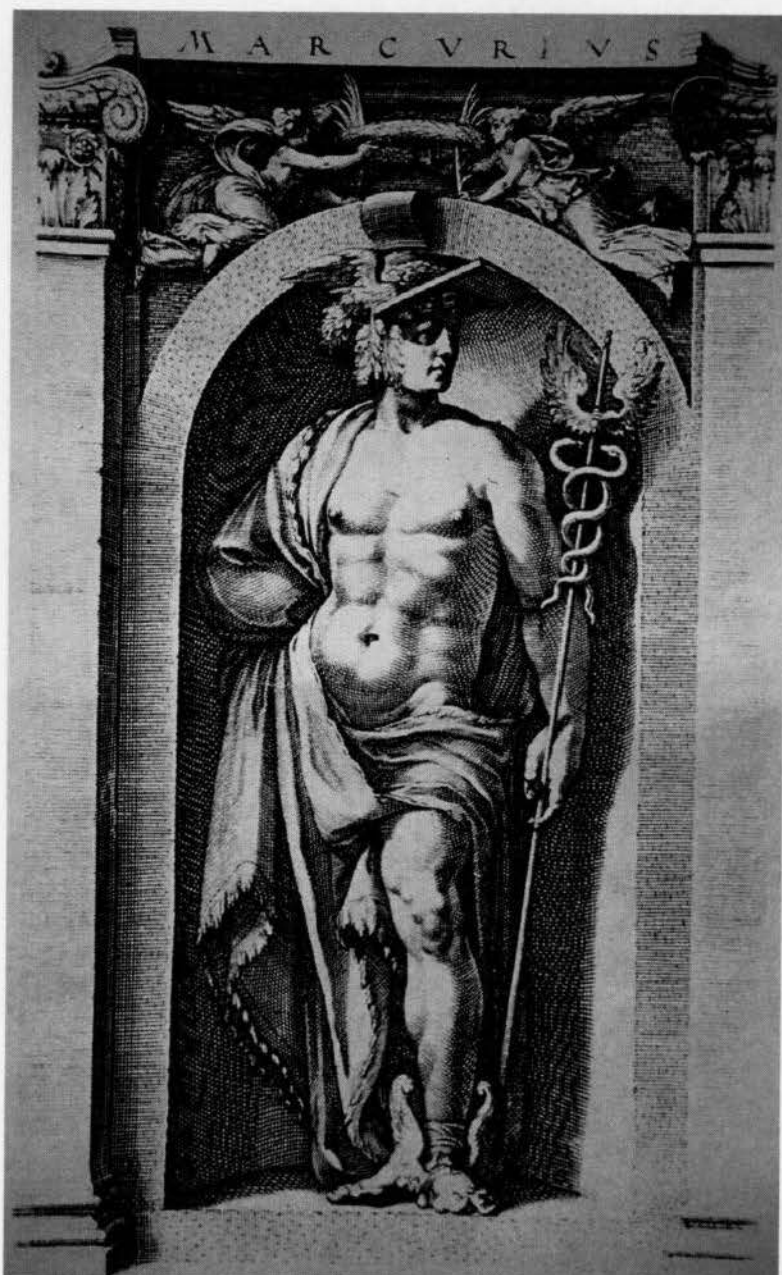
*Abb. 8: Modellfragment mit Mars aus der Serie der Sieben Planeten  
Villingen, 2. Hälfte 16. Jahrhundert  
Villingen, Museum Altes Rathaus*

Die Serie der Sieben Planeten nach Hans Sebald Beham wurde nicht nur auf Kacheln, sondern auch auf kleine Reliefs übertragen, die man auf Ofenmodellen anbrachte (Abb. 11)<sup>14</sup>. Solche Ofenmodelle sind typisch für



*Abb. 9: Seitenansicht eines grün glasierten Schreibgeschirrs mit Mars aus der Serie der Sieben Planeten Villingen, 2. Hälfte 16. Jahrhundert Villingen, Museum Altes Rathaus*

Mittel- und Süddeutschland sowie für das nördliche Alpengebiet. Bei den Ofenmodellen handelt es sich um zwanzig bis dreißig Zentimeter hohe keramische Nachbildungen von Kachelöfen, die alle wesentlichen Merkmale eines Ofens bis hin zur Angabe von Bekrönungskacheln und Ofenfüßen aufweisen<sup>15</sup>. Ihre Oberfläche ist mit kleinteiligen Reliefs bedeckt. Die Öfen en miniature vermitteln eine Vorstellung von der Verschiedenartigkeit der Ofenformen, aber auch von der Vielzahl von Dekorationsmöglichkeiten. Die technisch stimmigen, als Einzelstücke gearbeiteten Werkstücke gaben dem Käufer eines Kachelofens eine dreidimensionale Vorstellung von dem späteren Aussehen seiner Raumheizung. Daneben dienten die Modelle zur Ausstattung von Puppenstuben. Die Ofenmodelle lassen sich in zwei Gruppen unterteilen: in Öfen en miniature, bei denen sogar die Anordnung und Motivsprache der Kacheln übernommen wurde und in Modelle, die lediglich in ihrer Grundform den Kachelöfen in der guten Stube entsprechen. Die Serie der Sieben Planeten fand ausschließlich bei der ersten Gruppe Verwendung<sup>16</sup>.



*Abb. 10:  
Merkur aus der  
Serie der Sieben  
Planeten  
Kupferstich von  
Hendrick Goltzius  
Haarlem, um 1592*

Sowohl für Ofenmodelle als auch für Schreibgeschirre verwendete man ein Model, das sich in Villingen erhalten hat (Abb. 8)<sup>17</sup>. Das Model, dessen Gestaltung ebenfalls große Nähe zu den Kupferstichen von Hans Sebald Beham erkennen läßt, zeigt den Gott Mars mit übermannsgroßer Helmbarthe und gezogenem Säbel. Er steht in einer Arkade, die auf mächtigen Pfeilern ruht. Der Krieger steht auf der Brüstung einer Mauer mit hohen Zinnen. Zu seinen Füßen sitzt ein Widder. Der Stern auf Kopfhöhe weist auf den nach ihm benannten Planeten hin. Aus dem Model, das um die Jahrhundertwende bei Bauarbeiten in der Villingen Innenstadt gefunden wurde, formte man die Schmalseite eines kastenförmigen Schreibgefäßes ab, das sich ebenfalls in der Villingen Sammlung erhalten hat (Abb. 9)<sup>18</sup>. Die Bo-



*Abb. 11:  
Grün glasiertes Ofenmodell mit  
der Serie der Sieben Planeten  
Süddeutschland, 1. Hälfte  
17. Jahrhundert  
Stuttgart, Württembergisches  
Landesmuseum*

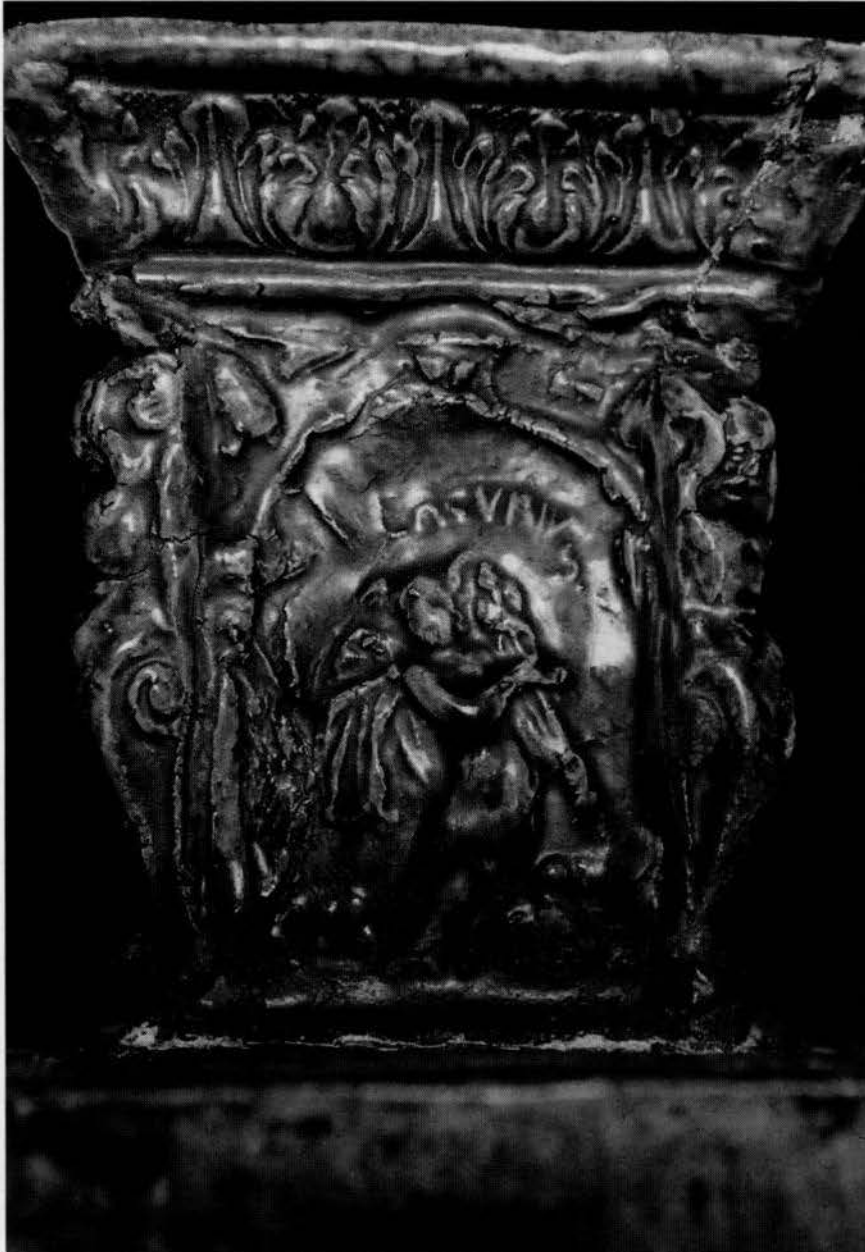
denplatte des Schreibgefäßes mit Vertiefungen für ein zylindrisches Tintenfaß und eine Streusandbüchse ragt weit nach vorne. Die mit einer schmalen Brüstung eingefasste Fläche diente ursprünglich zur Aufbewahrung der Schreibfedern.

Der Vergleich der Kupferstiche von Hans Sebald Beham (Abb. 7) und Virgil Solis mit dem Offenburger Merckurrelief (Abb. 3) fördert die Übereinstimmungen und zugleich die bemerkenswerten Unterschiede zu Tage. Merkur als stehende Ganzfigur mit den Tierkreiszeichen zu seinen Füßen, die Ziffer 6 und das Sternzeichen des Merkur wurden in ihrer Anordnung übernommen. Grundlegende Unterschiede zeigen sich in Körperhaltung und

Bekleidung. Steht bei Hans Sebald Beham und Virgil Solis der als Feldherr gekleidete Gott im Mittelpunkt, der seine Wertigkeit durch den in die Hüfte gestemmen linken Arm hervorhebt, so legt das Offenburger Relief sowohl beim Hauptakteur als auch bei den Verkörperungen der Tierkreiszeichen großen Wert auf die Darstellung des unbekleideten, makellosen und jugendlichen Körpers. Eine solche Körperauffassung charakterisiert das Werkschaffen der Niederländischen Manieristen, die gegen 1600 in Haarlem und Antwerpen tätig waren und die für annähernd einhundert Jahre richtungsweisend für das Kunsthandwerk in Südwestdeutschland werden sollten<sup>19</sup>. Eine wichtige Persönlichkeit im Kreis der Niederländischen Manieristen war Hendrick Goltzius (1558–1617). Der gelernte Glasmaler aus Haarlem arbeitete anfangs in der Werkstatt von Dirck Volkertszoon Coort-hert, bekam Aufträge von Philip Galle und war mit der Schwiegertochter von Jacob Matham verheiratet. Entsprechend seiner Ausbildung sind die Gemälde von Goltzius von einem zeichnerischen Stil mit klar abgesetzten Konturen bestimmt. Seine größte Berühmtheit erlangte Goltzius durch die Druckgraphiken, die er von zahlreichen Nachstechern in seinen Diensten fertigen ließ. Goltzius war um die Angleichung seines Werkschaffens an den Stil großer Meister wie Dürer und Lucas van Leyden bemüht. Seine Leistung beruht weniger in der Ausbildung eines individuellen, wegweisenden Stils als im Bündeln und Optimieren bekannter Formen. Um das Jahr 1592 schuf Hendrick Goltzius nach Vorlagen von Caravaggio eine Serie der Sieben Planeten, die als Nischenfiguren ohne die Allegorien der Tierkreiszeichen gebildet sind (Abb. 10)<sup>20</sup>. Die Darstellung von Merkur aus dieser Bildfolge stimmt in Haltung, Bekleidung und Modellierung des Körpers mit dem Relief in Offenburg überein. Das Offenburger Model ist demnach eine Mischung zwischen der Körpersprache der niederländischen Manieristen und den in erster Linie auf die Ikonographie bedachten, etwa fünfzig Jahre älteren Bildschöpfungen der Nürnberger Kleinmeister.

Nach der gleichen Vorlage wie das Offenburger Relief wurde das wesentlich kleinere Relief auf einem grün glasierten Ofenmodell geschaffen, das heute im Württembergischen Landesmuseum in Stuttgart aufbewahrt wird (Abb. 11)<sup>21</sup>. Der kubische Feuerkasten steht auf zylindrischen Füßen. Er setzt sich aus glatten Napfkacheln zusammen und schließt nach oben mit einem Akanthusblattbesetzten Gesims ab. An dem freistehenden Oberofen wird das Akanthusblattgesims als oberer Abschluß wieder aufgegriffen. Darunter erkennt man zwischen ausladenden, übereck gestellten Hermen jeweils ein Relief aus der Serie der Sieben Planeten. Auf dem Stuttgarter Modell wurde die Binnenzeichnung des Reliefs aufgrund der Größe des Bildfelds nur schematisch wiedergegeben. Hinzu kommen Überformungen durch den Engobe- und Glasurauftrag. Soweit erkennbar, stimmt das Merkurrelief (Abb. 12) in Haltung, Bekleidung und Anordnung der Attribute





*Abb. 12:  
Grün glasiertes  
Ofenmodell mit  
der Serie der  
Sieben Planeten:  
Merkurrelief von  
Oberofen  
Süddeutschland,  
1. Hälfte 17. Jahr-  
hundert  
Stuttgart, Würt-  
tembergisches  
Landesmuseum*

bis ins Detail mit dem Offenburger Model überein. Das Stuttgarter Ofenmodell gibt uns mit seinem Merkkurrelief eine Vorstellung davon, wie und an welcher Stelle die aus dem Offenburger Model gefertigten Kacheln in einem Kachelofen eingebunden waren. Allerdings dürfte sich das entsprechende Segment – übertragen auf die Abmessungen des Offenburger Stückes – aus zwei Zeilen mit mindestens zwei Kacheln aus der Planetenserie zusammengesetzt haben.

Auf dem Stuttgarter Ofenmodell werden die Planetengötter von Hermen flankiert, die zum übergeordneten Gliederungssystem des Ofenkörpers gehören. Die beiden Figuren rechts und links von Merkur auf dem Offen-

burger Model beziehen sich hingegen auch thematisch auf das Innenfeld. Bei den beiden Frauen handelt es sich um die Allegorien des Glaubens [*fides*] und der Mäßigung [*temperantia*]. Sie gehören zur Serie der Sieben Tugenden, bestehend aus den vier Kardinaltugenden Gerechtigkeit, Mäßigkeit, Klugheit und Stärke sowie aus den drei Christlichen Tugenden Glaube, Liebe und Hoffnung. Darstellungen dieser Art waren seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts für mehr als 150 Jahre in Gebrauch. Die Serie der Tugendallegorien in Frauengestalt war als zentrales Thema auf Kacheln in Südwestdeutschland, im Elsaß und in der Nordschweiz verbreitet<sup>22</sup>. Der Nachweis entsprechender Model und Halbfabrikate in fast allen archäologisch untersuchten renaissancezeitlichen und frühbarocken Töpfereien Südwestdeutschlands, die auch Kacheln produzierten, bestätigt die Beliebtheit des Themas in der vorliegenden Darstellungsweise. Es verwundert nur auf den ersten Blick, daß auf dem Offenburger Model ohne erkennbares Zögern christliche Werte mit heidnischen Göttern kombiniert wurden. Das humanistische Bildungsideal sah in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in beiden Vorstellungen keine Konkurrenz, sondern eher eine sinnvolle Ergänzung christlicher Vorstellungen durch antike Bezüge.

Die Verwendung von Allegorien in Frauengestalt, seien es nun die Allegorien der Fünf Sinne<sup>23</sup> oder der Tugenden<sup>24</sup>, zur Ausgestaltung einer Rahmenarchitektur ist typisch für die Werkstatt des Johannes Vest in Frankfurt am Main<sup>25</sup>. Johannes Vest (1575–1611) ließ sich im Jahre 1605 in der Mainmetropole nieder. Im Gesuch des Frankfurter Bürgerrechts erwähnte Johannes Vest, daß er „. . . nicht allein das Haffner Handwerkh, sondern auch das Possiren und darzu dienstliche Formenschneiden erlernet . . .“<sup>26</sup> und setzt sich deutlich von der Einstufung als Hafner ab. Berücksichtigt man die Lage Frankfurts mit seinen Anbindungen an die wichtigsten Flußsysteme Mitteleuropas und seine Rolle als Messestadt und zentralem Umschlagplatz für Luxuswaren, dürfte der mehrfach gerühmte, ortsansässige Modellschneider nicht nur die nähere Umgebung mit seinen Produkten beliefert haben.

Bei dem Offenburger Kachelmodel mit Merkur handelt es sich um eine Negativform aus Keramik, aus der man das Kachelblatt, die reliefierte Vorderseite einer Kachel, abformte<sup>27</sup>. Solche Model gehörten zur festen Ausstattung einer Töpferei. Aufgrund der qualitätvollen Ausarbeitung dürfte das Stück selbst jedoch nicht in Offenburg hergestellt worden sein. Nach Erscheinen der graphischen Vorlage setzte ein Modellschneider oder Bossier den Druck in ein dreidimensionales Relief um. Mit dieser Aufgabe waren vor allem Holzschnitzer und Bildhauer beschäftigt, die entweder wie der schon genannte Johannes Vest in Frankfurt am Main in überregional bedeutenden Handelszentren arbeiteten oder wie im Falle der Werkstatt



*Abb. 13:  
Graphitierte  
Kachel mit der  
Allegorie der Erde  
aus der Elemente-  
serie nach  
Goltzius von  
einem früh-  
barocken Ofen in  
Karlsruhe-  
Durlach, Saumarkt  
Durlach/Ettingen,  
um 1660  
Karlsruhe, Lan-  
desdenkmalamt*

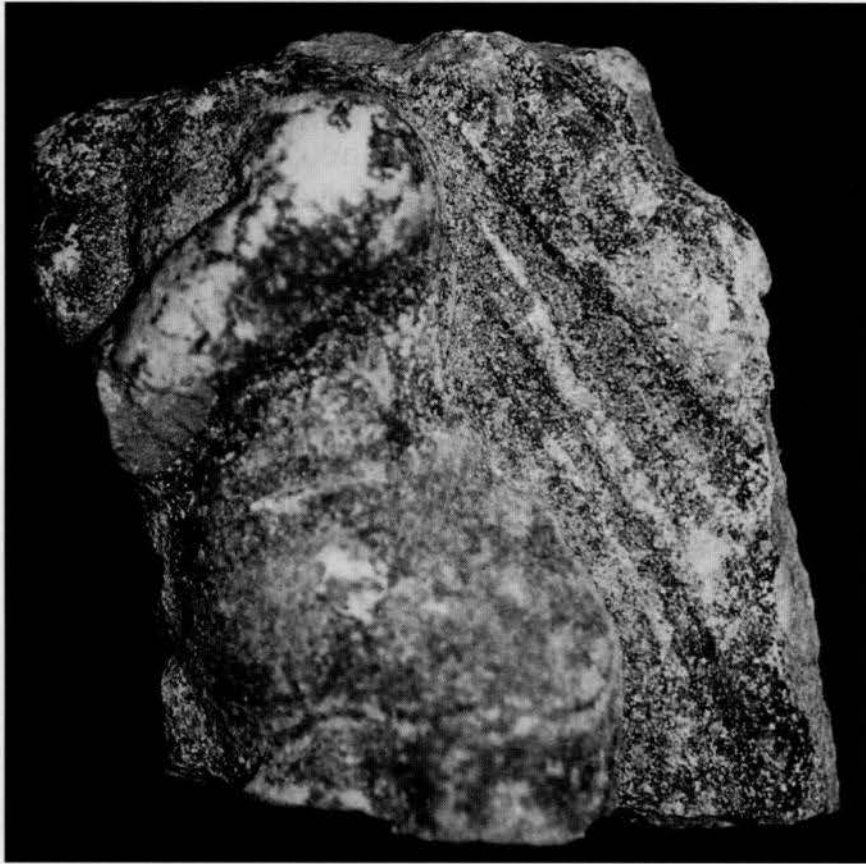
des Sebastian Götz, dem Bildhauer des Friedrichsbauers des Heidelberger Schlosses<sup>28</sup>, an Großbauten für den Adel oder die Kirche beteiligt waren. Von dem meist in Holz geschnittenen Relief, der Patrizier, nahmen Hafner im Auftrag der Modellschneider zahlreiche Negativformen, die Modelle, ab. Durch den Verkauf der Modelle erwirtschaftete der Künstler seinen Gewinn. Um selbst einen passablen Profit zu erzielen, mußten aus den teuren Modellen eine Vielzahl gleichartiger Kacheln abgeformt werden.

Falls ein Originalmodell nicht zur Verfügung stand, scheute man sich nicht, von einem Kachelrelief eine Negativform abzunehmen, um unter erheblichem Größen- und Qualitätsverlust Kacheln zu fertigen. Ein Beispiel für



*Abb. 14: Grün glasiertes Kachelfragment mit der Allegorie der Erde aus der Elementeserie nach Goltzius aus dem Abwurf einer frühbarocken Hafnerei in Offenburg, Wasserstraße Offenbur., Ende 17. Jahrhundert Offenburg, Museum im Ritterhaus*

eine Kopie ist das Model einer Medaillonkachel mit dem Bildnis einer Dame aus einer frühbarocken Hafnerwerkstatt in Ettlingen<sup>29</sup>. Im gleichen Befund lagen Ausformungen aus dem Model, aber auch weit qualitätvollere Ausführungen des Motivs. Das grob nachgearbeitete Model wurde von einer der besseren Bildniskacheln abgenommen. Bei der Abformung kam es zu einem Oberflächenschwund von etwa fünfzehn Prozent. Es ist jedoch fraglich, ob die Anfertigung einer „Raubkopie“ ausschließlich mit der preisgünstigeren Motivbeschaffung durch kleinere Werkstattbetriebe zusammenhängt, zumal solche Vorgänge auch für Hafnereien mit einer qualitätvollen Produktpalette nachgewiesen werden können. Zumindest ein Teil der Nachformungen dürfte anlässlich von Ofenreparaturen angefertigt worden sein, als man zur Bestandssicherung die Fehlstellen durch ähnliche Motive ausfüllte.



*Abb. 15:  
Grün glasiertes  
Kachelfragment  
aus der  
Elementeserie  
nach Goltzius aus  
dem Abwurf einer  
frühbarocken Haf-  
nerei in Offenburg,  
Wasserstraße  
Offenburg, Ende  
17. Jahrhundert  
Offenburg,  
Museum im  
Ritterhaus*

War ein Model in den Besitz eines Hafners gelangt, so gehörte das kostbare Stück über Generationen dem Bestand der Töpferei an. Im Verlaufe von bis zu einhundert Jahren konnte auf diese Weise eine nahezu unbegrenzte Anzahl gleichartiger Kacheln abgeformt werden. Wegen dem beschränkten Kundenkreis mußten die Hafner zur Unterhaltssicherung eine große Bandbreite an Waren herstellen. So weist beispielsweise die Zusammensetzung der Fehlbrände einer frühbarocken Werkstatt im Bereich der Wasserstraße in Offenburg darauf hin, daß in der gleichen Werkstatt einfaches irdenes Geschirr, aufwendig verzierte und bemalte Teller, Motivbilder und Ofenkacheln gefertigt wurden. Letztere spielen, verglichen mit der Masse an benötigtem Geschirr, eine untergeordnete Rolle.

Da die Hafner ihre Model oft auf mehreren überregionalen Märkten bezogen und Model untereinander ausgetauscht wurden, gelingt es nur selten, die Motive bestimmten formgebenden Werkstätten zuzuweisen. Im Falle des Offenburger Merckurrelief geben in erster Linie stilistische Vergleiche weiterführende Hinweise zur Herkunft des Models.

In Bekleidung, Haltung und Modellierung der Körper ähnelt das Offenburger Merckurrelief einer Kachelserie mit den vier Elementen Himmel, Erde, Feuer und Wasser. Diese waren unter anderem in einen frühbarocken zwei-

geschossigen Oberofen eingebaut, der im Frühjahr 1991 bei Ausgrabungen im Bereich des Saumarktes in Karlsruhe-Durlach aufgedeckt werden konnte (Abb. 13)<sup>30</sup>. Die Figuren stehen jeweils in einer Arkade mit engelskopfbesetztem Bogenscheitel und eingestellten Tragefiguren. Als Zwickelornament erkennt man zwei zur Mitte gewendete, traubenhaltende Putten. Die Figuren im Innenfeld sind auf Schulterhöhe inschriftlich als Elemente ausgewiesen. Sie halten charakteristische Attribute in ihren Händen. Die Reliefs sind nach Kupferstichen von Hendrick Goltzius aus dem Jahre 1586 gearbeitet. Eine in Dresden aufbewahrte Kachel mit der Darstellung der Allegorie des Windes trägt die Inschrift „VEST“. Otto Lauffer interpretiert sie als Nennung der aus Creussen stammenden Hafnerfamilie Vest<sup>31</sup>. Damit kann das Relief mit einer namentlich bekannten Modellschneiderfamilie mit faßbarem Oeuvre in Verbindung gebracht werden. Aufgrund ihrer Verbreitung in Südhessen und im Rhein-Main-Raum dürfte die Elementeserie in der Werkstatt des Frankfurter Modellschneiders Johannes Vest entstanden sein. Ähnliches kann man auch für die Serie der Sieben Planeten in der Art des Offenburger Merkurmodells annehmen.

Übereinstimmende Kachelfragmente der Elementeserie aus der Abwurfhalde einer frühbarocken Hafnerei in der Wasserstraße in Offenburg (Abb. 14–15) zeigen, daß man auch in Offenburg über Model zur Herstellung von Kacheln in der Art von Johannes Vest verfügte. Die Serie mit Planetengöttern wäre in der vorgestellten Form eine sinnvolle Ergänzung der Elementeserie gewesen. Der Nachweis der Elementeserie legt nahe, daß in Offenburg ein direkter Zugang zu jenen Märkten bestand, auf denen Model in der Art der Frankfurter Vest-Werkstatt – wie auch das Merkurmodell – angeboten wurden.

Durch das Abformen aus einem keramischen Negativ war es möglich, tausende gleichartiger Kacheln von dem Model auszuformen. Man kann daher das Merkurrelief zu Recht als Massenware ansprechen, wie sie auf den Märkten zu Hunderten angeboten wurde. Gleichzeitig waren Kacheln aus dem Offenburger Merkurmodell Lehrstück und Präsentationsobjekt in einem. Bei genauerem Hinsehen entpuppt sich das Merkurmodell als beredtes Dokument einer längst vergangenen Epoche, aus der wir aufgrund des Stadtbrandes von 1689 kaum noch Kenntnis besitzen.

#### *Anmerkungen*

- 1 Offenburg, Museum im Ritterhaus, Inv. Nr. 3839. Das 25,0 × 25,5 cm große Model besteht aus hell brennendem Ton und weist auf seiner Rückseite einen nach innen abgechrägten, umlaufenden Steg auf. Die Bildmitte ist rückseitig durch einen Knauf verstärkt. An dieser Stelle möchte ich Dr. Martin Ruch und Manuel Yupanqui vom Museum im Ritterhaus herzlich danken, die wesentlich zum Entstehen des Aufsatzes beitrugen.

- 2 Konrat Ziegler u. Walther Sontheimer, *Der kleine Pauly. Lexikon der Antike*, Bd. 2, Stuttgart 1967, Sp. 1069–1076.
- 3 Lothar Hahl, Eine silberne Merkurstatuette aus Offenburg. *Badische Fundberichte* 13, 1937, 97–100; Philipp Filtzinger, Dieter Planck u. Bernhard Cämmerer (Hrsg.), *Die Römer in Baden-Württemberg*, Stuttgart <sup>3</sup>1986, 466, Abb. 281.
- 4 Die Planetengötter und ihre Tierkreiszeichen: Saturn: Wassermann und Steinbock; Jupiter: Schütze und Fisch; Mars: Widder und Skorpion; Sol: Löwe; Venus: Stier und Waage; Merkur: Zwillinge und Jungfrau; Luna: Krebs (vgl. Willi Werth, *Eine Renaissance-Ofenplatte mit Justitia und Mars in Eschenbach. Das Markgräflerland* 1984, 114).
- 5 Sigrid von Osten, *Das Alchemistenlaboratorium Oberstockstall. Ein Fundkomplex des 16. Jahrhunderts aus Niederösterreich*. Masch. Diss. Wien 1992, 68–70.
- 6 H. Zschelletzschky, Die „drei gottlosen Maler“ von Nürnberg: Sebald Beham, Bartel Beham und Georg Pencz. *Historische Grundlagen und ikonologische Probleme ihrer Graphik zu Reformations- und Bauernkriegszeit*, Leipzig 1975, 134; G. Ulrich Großmann (Hrsg.), *Renaissance im Weserraum*. Bd. 1: Katalog, München/Berlin 1989, 198–203.
- 7 O. Behrendsen, Darstellungen von Planetengottheiten an und in deutschen Bauten (*Studien zur deutschen Kunstgeschichte* 236), Straßburg 1926; Werth 1984, 129–146; *Die Renaissance im deutschen Südwesten zwischen Reformation und Dreißigjährigem Krieg*. Ausstellung Badisches Landesmuseum Karlsruhe, Karlsruhe 1986, Bd. 2, 706–707; Heinrich Aldegrever, die Kleinmeister und das Kunsthandwerk der Renaissance. Eine Ausstellung des Kreises Unna, Bönen 1986, 228; Ingeborg Unger, Kölner Ofenkacheln. Die Bestände des Museums für Angewandte Kunst und des Kölnischen Stadtmuseums, Köln 1988, 138–143; Karlheinz von den Driesch, *Handbuch der Ofen-, Kamin- und Takenplatten im Rheinland (Volkskundliche Untersuchungen im Rheinland* 17), Köln 1990, 502–515; Ieva Ose, *Mode oder Aberglaube – Planetengottheiten auf Renaissancekacheln Lettlands*, *Keramos* 144, 1994, 37–42.
- 8 Robert A. Koch, *The Illustrated Bartsch* 15. *Early German Masters*. Barthel Beham, Hans Sebald Beham, New York 1978, 79–80; Großmann 1989, 200–201.
- 9 Loren Seelig (Hrsg.), *Modelle und Ausführung in der Metallkunst (Bayerisches Nationalmuseum. Bildführer 15)*, München 1989, 68–69.
- 10 Den Hinweis auf die Kachel aus dem Keller des Anwesens Kartäuserstraße 2 verdanke ich Herrn Michael Kaiser, Freiburg.
- 11 Unger 1988, 138–143.
- 12 Alfred Walcher von Moltheim, *Bunte Hafnerkeramik der Renaissance in den Ländern Österreichs ob der Enns und Salzburg, mit besonderer Berücksichtigung ihrer Beziehungen zu den gleichzeitigen Arbeiten der Nürnberger Hafner*, Wien 1906, 72; Konrad Strauss, *Die Kachelkunst des 15. und 16. Jahrhunderts in Deutschland, Österreich, der Schweiz und Skandinavien*. II. Teil, Basel 1972, 81; Rosemarie Franz, *Der Kachelofen. Entstehung und kunstgeschichtliche Entwicklung vom Mittelalter bis zum Ausgang des Klassizismus*<sup>2</sup> Graz 1981, 89; Ingeborg Unger, *Kölner Ofenkacheln vom 14. Jahrhundert bis 1600: Das Kölner Kachelbäckerhandwerk und seine Produkte unter besonderer Berücksichtigung des 16. Jahrhunderts*. Phil. Diss., Bonn 1983, 274–285.
- 13 Bader, *Die Burg und Stadt Staufen (Schloß)*, in: *Schau-ins-Land* 8 (1881) 57.
- 14 Franz 1981, Abb. 382; Unger 1983, 284–285.
- 15 Harald Rosmanitz, *Der Kachelofen und seine Entwicklung bis ins 18. Jahrhundert*. In: Dietrich Lutz u. Egon Schallmayer, *1200 Jahre Ettlingen – Archäologie einer Stadt (Archäologische Informationen aus Baden-Württemberg, H. 4)*, Weinsberg 1988, 91–92.

- 16 Kat. Karlsruhe 1986, 864–866.
- 17 Villingen, Museum Altes Rathaus, Inv. Nr. 3334.
- 18 Hafnerkunst in Villingen. Bestandskatalog I des Museum Altes Rathaus Villingen, Abteilung Kunsthandwerk, Villingen 1978, 14, Abb. I, 33; Kat. Karlsruhe 1986, 861.
- 19 Harald Rosmanitz, Ein frühbarocker Kachelofen in Karlsruhe-Durlach, Amtshausstraße 11. Denkmalpflege in Baden-Württemberg 23, 1994, 60–71; ders., Die frühbarocken Plattenöfen aus dem Haus eines Kaufmanns in Karlsruhe-Durlach. Zur Frage der Rekonstruktion und Motivwahl. Denkmalpflege und Forschung in Westfalen 32, 1995, 125–142.
- 20 Walter L. Strauss, *The Illustrated Bartsch 3. Netherlandish Artists. Hendrik Goltzius*, New York 1980, 215–222.
- 21 Stuttgart, Württembergisches Landesmuseum, Inv. Nr. 31, 35.
- 22 Minne 1977, 320–321; Kat. Heidelberg 1986, 875; Harald Rosmanitz, Evangelisten, Tugenden und ein Kurfürst. Bildersprache und Formenvielfalt frühbarocker Ofenkacheln, in: Albrecht Bedal u. Isabella Fehle (Hrsg.), *HausGeSchichten. Bauen und Wohnen im alten Hall und seiner Katharinenvorstadt, Sigmaringen* 1994, 156–157.
- 23 Otto Lauffer, Der Kachelofen in Frankfurt. Festschrift zur Feier des 25jährigen Bestehens des Städtischen Historischen Museums in Frankfurt am Main, Frankfurt/Main 1903, 138, Fig. 14; Franz 1981, Abb. 436; Eva Heller-Karneth u. Harald Rosmanitz, *Alzeyer Kachelkunst der Renaissance und des Barock*, Alzey 1990, 55–56, Abb. 44.
- 24 Lauffer 1903, 133, Fig. 12.
- 25 Lauffer 1903, 137; Karl Simon, Johannes Vest v. Creussen in Frankfurt am Main, Monatshefte für Kunstwissenschaft 14, 1921, 56–69; Karl Sitzmann, *Künstler und Kunsthandwerker in Ostfranken, Kulmbach* 1983, 144–146; Rosmanitz 1995, 132–134.
- 26 Zit. Simon 1921, 59–60.
- 27 Bernd Grützmacher, *Ofenkacheln – selber formen, brennen und glasieren*, München 1984, 36–40.
- 28 Harald Rosmanitz, Unscheinbare Fundstücke erzählen Geschichte. Über die Kachelöfen im Heidelberger Schloß vor dem großen Brand, in: *Schlösser in Baden-Württemberg* 2/1996, 30–32.
- 29 Rosmanitz 1988, 89–90.
- 30 Rosmanitz 1995, 130–135.
- 31 Lauffer 1903, 137.

*Abbildungsnachweis:*

*Abb. 4–6: Robert A. Koch, The Illustrated Bartsch 15. Early German Masters. Barthel Beham, Hans Sebald Beham, New York 1978, 79–80; Abb. 10: Walter L. Strauss, The Illustrated Bartsch 3. Netherlandish Artists. Hendrik Goltzius, New York 1980, 215–222; alle anderen Abbildungen: Harald Rosmanitz.*



# Gußeiserne Ofenplatten als Produkte des Kunsthandwerks aus mehr als drei Jahrhunderten

## Die Ofenplattensammlung Désiré Parisels aus Oberkirch

*Hans-Martin Pillin*

Die ersten gußeisernen Ofenplatten entstanden im endenden 15. Jahrhundert, nachdem man zuvor durch höhere Schmelztemperaturen als bisher die Gießfähigkeit des Rohstoffes Eisen erreicht hatte. Den Anstoß zu dieser neuen Erfindung gaben in erster Linie die Kriegsbedürfnisse, d. h. der Guß von Kanonenteilen ging dem von Ofenplatten voraus.

Mit der Herstellung von gußeisernen Ofenplatten war die Erfindung des gußeisernen Kastenofens verbunden, der sich vom 16. Jahrhundert bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts auch in den Wohnungen des Adels und vieler Bürger und Bauern der Ortenau großer Beliebtheit erfreute. Die Zeit der Eisengußplatte war um die Mitte des 19. Jahrhunderts deshalb vorbei, weil man in den Gießereien dazu übergegangen war, komplette Eisenöfen zu fertigen.

Unser Interesse gilt im folgenden der Herstellung gußeiserner Ofenplatten, dem Aufbau des kastenförmigen Eisenofens und insbesondere den unterschiedlichen bildlichen Darstellungen auf den jeweiligen Ofenplatten, die als Produkte des Kunsthandwerks aus mehr als drei Jahrhunderten auch den heutigen Betrachter beeindrucken und für viele – sofern es sich um Bilderbibelplatten oder um Platten mit der Darstellung von Heiligen handelte – stets Gegenstände religiöser Verehrung blieben.

Dies und anderes führte dazu, daß die gußeisernen Ofenplatten nach dem Abbau eines defekten Kastenofens vielfach nicht achtlos beiseitegeschafft oder als Abdeckplatten und für andere praktische Zwecke sinnentfremdet wurden, sondern in Museen (z. B. im Offenburger Ritterhaus-Museum<sup>1</sup>, im Schwarzwälder Freilichtmuseum Vogtsbauernhof, in den Heimatmuseen Oberkirch, Oppenau und Wolfach) aufbewahrt bzw. präsentiert werden und von Leuten mit Kunst- und Kulturverständnis gesammelt und in ihren Privathäusern an Haus- und Zimmerwänden angebracht wurden bzw. werden.

Zum Kreis der noch wenigen lebenden Privatsammlern von gußeisernen Ofenplatten zählt der Oberkircher Bürger Désiré Parisel, der, aufbauend auf einer kleinen Ofenplattensammlung seines Vaters, in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg eine umfangreiche Ofenplattensammlung von

mehr als 40 Ofenplatten zusammenbrachte, die hauptsächlich von ehemaligen Eisenöfen aus der Ortenau und speziell aus dem Renchtal und dem Kinzigtal stammen. Diese Sammlung verdient nicht nur deshalb eine besondere Würdigung, weil sie wertvolle Einzelstücke zu den Kunstepochen der Gotik und Renaissance, des Barock und Rokoko, des Klassizismus und der Biedermeierzeit enthält, sondern auch insofern, als Herr Parisel sich dazu entschlossen hat, seine Sammlung im Rathaus der Stadt Oberkirch auf Dauer der Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

### *Herstellung gußeiserner Ofenplatten*

Gußeiserne Ofenplatten als Teile eines kastenförmigen Eisenofens wurden in früheren Jahrhunderten in der jeweiligen Eisenhütte – in der Ortenau gab es nur eine in Durbach, dafür mehrere im benachbarten Elsaß und in der Pfalz – entweder im offenen oder im geschlossenen Herdguß hergestellt. Bei der Herstellung einer Gußplatte in einer offenen Herdform drückte man das betreffende Holzmodell mit der Bildseite nach unten zunächst in ein Sandbett ein (Abb. 1). Sobald das Modell entfernt war, wurde die Sandform vom Hochofen aus über einen Kanal mit flüssigem Eisen ausgegossen (Abb. 2). Wollte man eine Gußplatte in einer geschlossenen Herdform produzieren, dann wurde auf die Negativ-Sandform ein sogenannter Formkasten gesetzt, der mit seitlichen Führungsstiften versehen war, und fest mit Formsand verfüllt (Abb. 3). Das so entstandene Positiv entfernte man, sobald der Kasten einschließlich der gewünschten Wandung abgehoben worden war (Abb. 4), und setzte den Formkasten im Anschluß daran erneut auf. Der durch das beschriebene Verfahren entstandene Hohlraum wurde alsdann durch einen Trichter mit flüssigem Gußeisen aus dem Hochofen gefüllt (Abb. 5 und 6). Nach dem Erkalten der Ofenplatte war es Aufgabe des Herstellers, den leicht „angebackenen“ Formsand zu entfernen und die anhängenden Angüsse abzuschlagen. Die Qualität der Ofenplatten, die im Kasten gegossen wurden, war, das sei noch angefügt, wesentlich besser als diejenige der Ofenplatten, die im offenen Herdguß hergestellt wurden.<sup>2</sup>

### *Aufbau des kastenförmigen Eisenofens*

Der Grundtypus eines Kastenofens läßt sich wie folgt beschreiben: Er bestand aus mindestens fünf gleich hohen, aber unterschiedlich breiten gußeisernen Platten, nämlich aus einer Ofenstirnplatte, zwei gleich breiten Ofenseitenplatten und je einer Boden- und Deckplatte, die beide so breit wie die Stirnplatte waren (Abb. 7). An den Stirn- und Seitenplatten waren

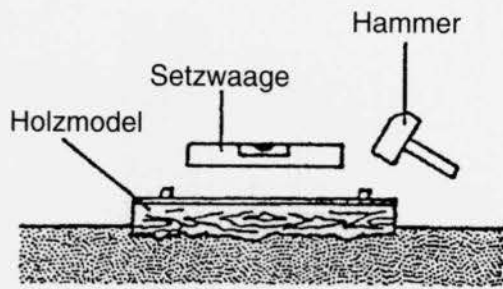
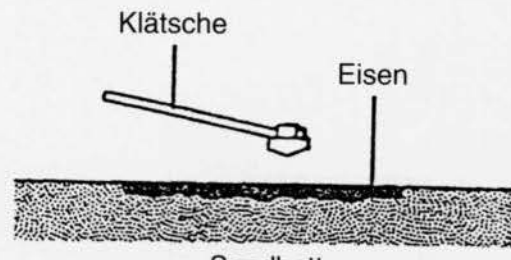


Abb. 1



Sandbett

Abb. 2

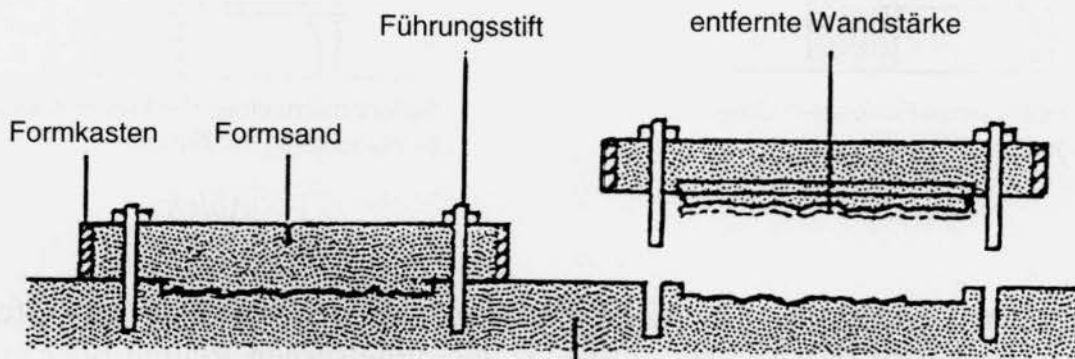


Abb. 3

Sandbett

Abb. 4

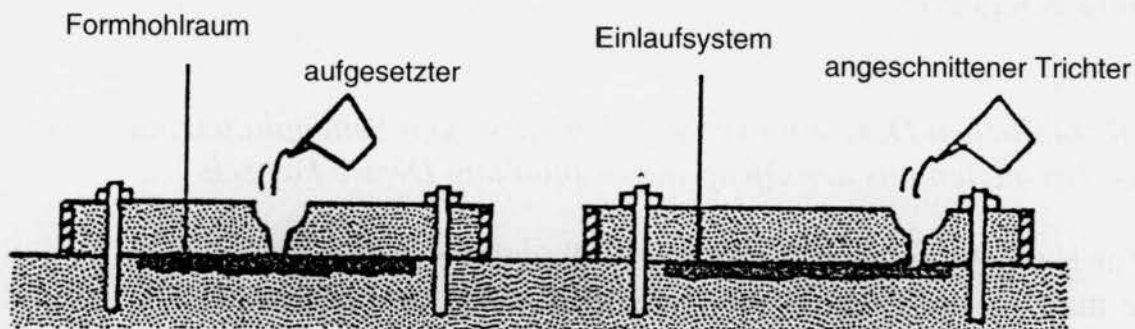
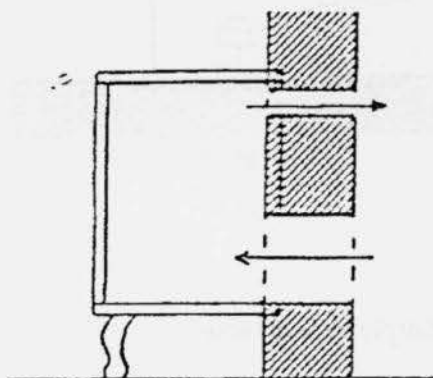


Abb. 5

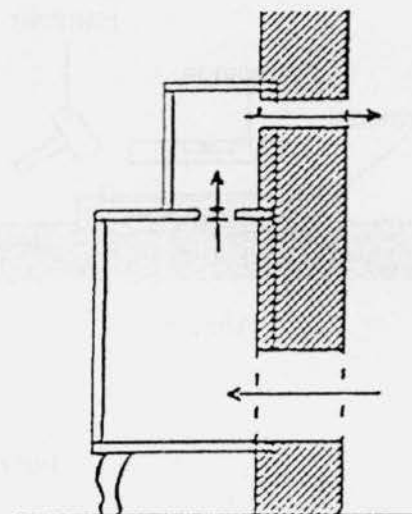
Abb. 6

jeweils seitliche Blenden mit Schraublöchern angebracht, die dazu dienten, die Platten mit halbröhrenförmigen Leisten und Gegenleisten zu Kastenöfen zusammenzuschrauben. Im Gegensatz zu den Boden- und Deckplatten trugen die Stirn- und Seitenplatten außen Reliefs mit den verschiedenartigsten bildlichen Darstellungen, auf die unten näher eingegangen wird. Die bilderlosen Boden- und Deckplatten hingegen hatten auf der Feuerseite am Rand aufgegossene Stege, die eine Rille bildeten, in der die senkrechten Stirn- und Seitenplatten standen.



Seitenansicht eines Fünfplatten-Ofens  
(= Wandofens)

Abb.7



Seitenansicht eines Fünfplatten-Ofens  
(= Wandofens) mit Aufsatz

Abb.8

Außer dem Grundtypus des Kastenofens gab es den mehrstufigen Ofen (Abb. 8), bei dem der Aufsatz entweder aus gußeisernen Platten oder aus Kacheln aufgebaut wurde und der Unterbau jeweils aus gußeisernen Ofenplatten bestand. Der kombinierte Aufsatzofen fand stets großen Zuspruch, denn der eiserne Unterbau ermöglichte eine schnelle Aufheizung, währenddessen der Oberbau aus Kacheln eine vorzügliche Wärmespeicherung garantierte.<sup>3</sup>

*Die bildlichen Darstellungen auf den Stirn- und Seitenplatten mit konkreten Beispielen aus der Ofenplattensammlung Désiré Parisels*

Zur Herstellung einer gußeisernen Ofenplatte mit einem Bildrelief benötigte man – wie bereits erwähnt – ein Model oder mehrere Model, die in das Sandbett „eingestempelt“ wurden. Die Motive für die Gestaltung eines Models entnahm der Künstler (auch Schnitzer oder Formschneider genannt) irgendwelchen Vorlagen, oder er entwarf ein kleines Kunstwerk, das seinen eigenen Vorstellungen entsprach. Der jeweilige Formschneider, der sich meistens nicht namentlich zu erkennen gab, richtete sich bei seinem Entwurf im allgemeinen nach dem in seiner Zeit bevorzugten Kunststil, so daß man auf der jeweiligen Ofenplatte Darstellungen findet, die die Kunstepochen der Gotik, der Renaissance, des Manierismus, des Barock und Rokoko, des Klassizismus, der Romantik und des Biedermeier widerspiegeln. Dabei entstanden Plattenbilder von hoher künstlerischer Qualität, aber auch solche, deren Model von dilettantischen Formschneidern gestaltet und nachgeschnitten worden waren.



Abb.9: Plattenofen (18. Jh.) im „Musée Alsacien“ in Straßburg  
Die abgebildeten Bibelplatten wurden in der Gießerei De Dietrich in Zinswiller (Nordelsaß) gegossen. Die dargestellten Themen sind: „Hochzeit von Kana“ und „Die Bekehrung des Saulus“.

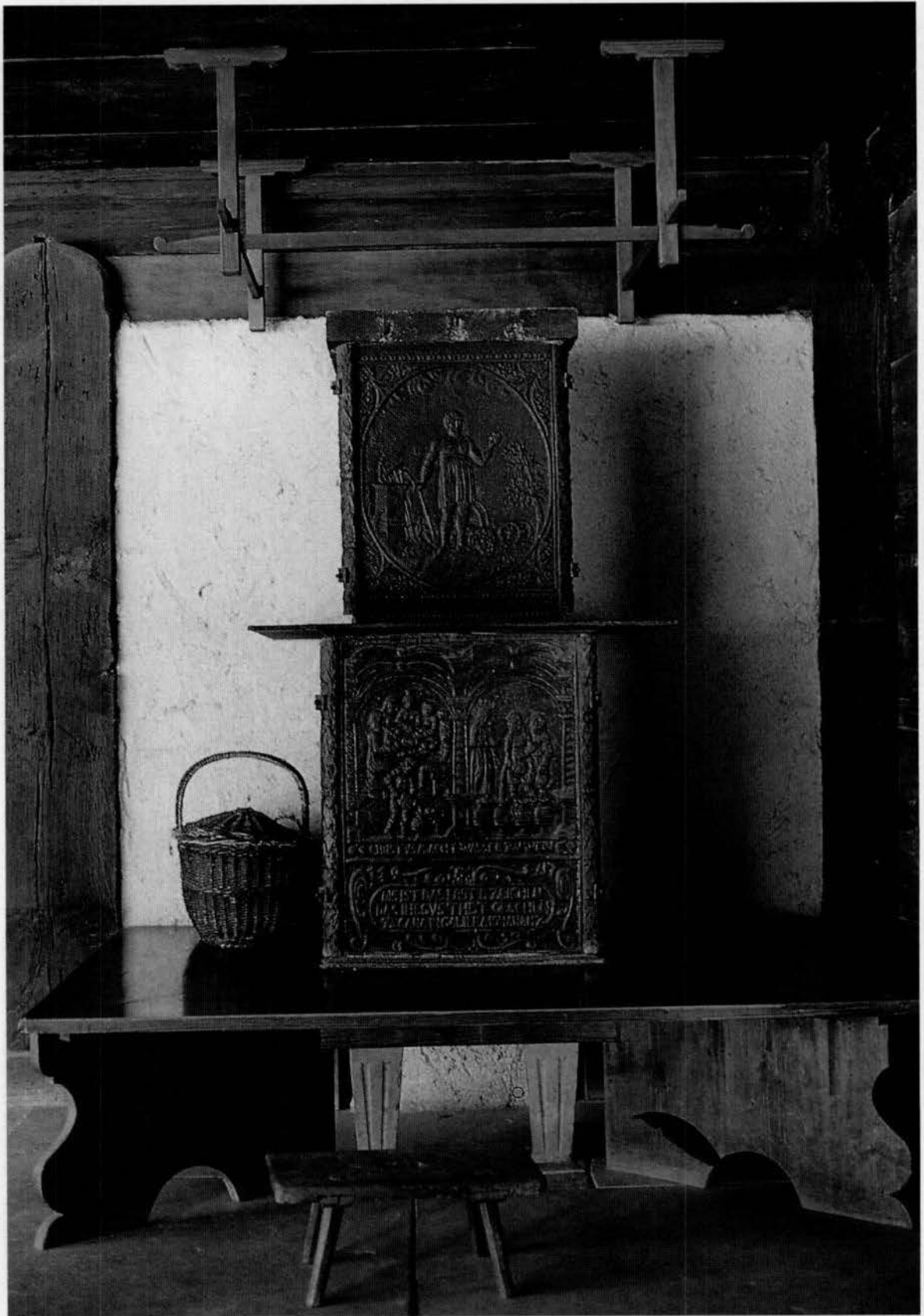


Abb. 10: Plattenofen (16. Jh.) aus dem Lorenzenhof des Freilichtmuseums Vogtsbauernhof in Gutach. Die dargestellten Themen sind: „Die Hochzeit zu Kana“ und darüber ein Adam in antikisierender Pose.



Abb. 11: Das Ölwunder

Die Ofenplatten tragen Darstellungen aus den verschiedensten Themenbereichen. Die Formschneider, auch diejenigen, die Model für den Guß der von Désiré Parisel gesammelten Ofenplatten schnitzten, entwarfen unter anderem Ornamente, Wappen, Szenen aus dem Alten und Neuen Testament, der Geschichte, der Mythologie, dem Alltagsleben und brachten überdies allegorische Themen zur Darstellung.

Größter Beliebtheit erfreuten sich in allen Jahrhunderten des Plattengusses und damit in mehreren Stilepochen die „Bilderbibelplatten“, die etwa seit der Mitte des 16. Jahrhunderts die bis dahin bevorzugten Platten mit Heiligendarstellungen vom Markt verdrängten. Die mit religiösen Motiven gestalteten Bilderöfen, um die herum im Winter die Leute saßen, entsprangen „weniger irgendeinem ästhetischen Bedürfnis als vielmehr, wie es eigentlicher Kunst wesenhaft ist, einer seelischen und geistigen Notwendigkeit“.<sup>4</sup>



Abb. 12:  
*Die Hochzeit zu Kana*

Zu den beliebtesten religiösen Motiven gehörten in der Ortenau „Das Öl-  
wunder von Sarepta“ aus dem Alten Testament (1 Könige 17, 2 Könige 4)  
und „Die Hochzeit zu Kana“ aus dem Neuen Testament (Johannes 2,  
1–12). So verwundert es nicht, daß diese beiden Szenen in der Sammlung  
Désiré Parisels in unterschiedlichen Darstellungen und Kunststilen mehr-  
fach vertreten sind. Die Vorliebe für die genannten beiden Motive läßt sich  
damit begründen, daß die Menschen früherer Jahrhunderte sich von der Er-  
kenntnis leiten ließen, in Zeiten von Hunger, Not und Tod könne man stets  
auf Gott vertrauen und auch seine Hilfe für alle Hochzeitsleute in An-  
spruch nehmen.

Die älteste und wohl schönste „Ölwunder-Platte“ der Sammlung Parisel  
entstand im Jahre 1597 (Abb. 11). Das Bildmodell zu dieser 87 cm × 73 cm  
großen Ofenplatte entwarf der namhafte Formschneider Conradt Luckelen



für eine 1585 gegossene Ofenplatte.<sup>5</sup> Das Geschehen auf dieser Ofenplatte vollzieht sich in einer Renaissancehalle unter drei Rundbögen: Leere Ölkübel werden gefüllt, zwei Männer sehen untätig zu, andere tragen Gefäße herbei. Die Bildunterschrift lautet: „NON EST INOPIA TIMENTIBUS DEUM. PSAL.55“ (Für diejenigen, die Gott fürchten, besteht kein Mangel). Im Sockelfeld ist überdies folgender sechszeiliger Text angebracht: „GHEN SAREPT ELISA VON GOT/ALS SIE LITEN GROES HUNGERSTO(T)/EIN WENIG OHLS UND MEHLS ER FANT/ DAVON SPEIST ER DAS GANZE LANT/ ALSO SEIN GUT UNS WERDE ZWAR/ ALS DIS SIEBEN UND NEUNZIG JAHR. REGUM 4“

Eine der ältesten der bekannten Darstellungen mit der „Hochzeit von Kana“ (Abb. 12) trägt die Jahreszahl 1590.<sup>6</sup> Eine dieser Ofenplatten (52 cm × 71 cm) befindet sich in der Sammlung Parisel und zeigt eine von der Renaissance geprägte Architektur (u. a. Säulen, Arkaden, Giebel) mit zweigeteilter Bildszene, die seitlich jeweils von Schuppenleisten umrahmt ist. In der linken Bildszene richtet sich der Blick besonders auf das an der Hochzeitstafel sitzende Brautpaar und auf Jesus (erkennlich am Heiligenschein), der ebenfalls an der Hochzeitstafel Platz genommen hat. Vor der Hochzeitstafel und in der rechten Bildhälfte sind Krüge aufgestellt, in deren Nähe Diener ihre Arbeit verrichten und Anordnungen des Hausherrn entgegennehmen. Unter den beiden Bildfeldern steht der Hinweis auf die Bibelstelle: „IOHANNES 2. CAPITEL“. In das abgesetzte Sockelfeld ist eine kunstvoll gestaltete Renaissance-Kartusche integriert, auf der unter anderem die Jahreszahl 1590 und eine Teufelsfratze Blickfänger sind.

Neben weiteren Bibelplatten wie „Absalons Tod“, „Das salomonische Urteil“, „Jakobs Traum/die Himmelsleiter“, „Die Bekehrung des Saulus“ beeindruckt in der Sammlung Parisel insbesondere die Darstellung „Der verlorene Sohn“ (Lukas 15, 11–32) auf einer Ofenplatte von 1603 und „Das Jüngste Gericht“ (Matthäus 24) auf einer Ofenplatte mit der Jahreszahl 1588.

Die 1603 entstandene Darstellung „Der verlorene Sohn“ (78 cm × 71 cm) (Abb. 13) – wohl eine Arbeit des Formschneiders Hans Funck – konzentriert sich auf einen Szenenschwerpunkt aus dem Gleichnis, nämlich auf die Rückkehr des verlorenen Sohnes. In der Bildmitte nimmt der Vater mit verzeihender Geste den knienden und bittenden Sohn, der sich auf einen Hirtenstab stützt, wieder bei sich auf. Hinter dem Vater steht ein Diener, der neue Gewänder für den heimgekehrten Sohn bereithält, ein weiterer Diener hat den Auftrag, dem verarmten Sohn in einem Geldbeutel das Empfangsgeld auszuhändigen. Im linken unteren Bildfeld ist ein anderer Diener gerade dabei, ein Tier für das Festmahl zu schlachten. Die Szene



Abb. 13: *Der verlorene Sohn*

spielt sich vor dem Haus des greisen Vaters ab und in der Nähe von Türmen, weiteren Häusern, Feldern und Bäumen. Auf den Feldern sieht man den mit zwei Pferden pflügenden zweiten Sohn und einen Schweinehirten, der unter einem Baum mehrere Schweine füttert. Über dem Bild steht folgender Text: „ES WAR EIN MENSCH DER HAT ZWEN SOHN/ DER IVNGSTE SPRACH ZVM VATTER SCHON/ BEGERDT SEINS ERBTEILS DA ZV HANDT/ DAMIT ZOCH ER INS FREMDE LANDT“. Unter dem Bild wird der Fortgang des Gleichnisses mit folgenden Worten zusammengefaßt: „VERDEDT DASSELB MIT SCHLEM VND FRAS/ ZVLETZT EHR MIT DEN SCHWEN ASSE/ DER VATTER IN WIEDER AVFNIMPT/ HELDT IN WIEDER WIE VORHER SEIN KINDT“.



Abb. 14:  
*Das Jüngste Gericht*

Die Verheißungen Jesu Christi über seine Wiederkunft als Weltenrichter am Jüngsten Tag wurden für zahlreiche Formschneider zum Ausgangspunkt für die Darstellung des „Jüngsten Gerichts“. Die Komposition des 1588 entstandenen Bildes auf der gußeisernen Platte der Sammlung Parisel (Abb. 14) geht vermutlich auf den namhaften Künstler Philipp Soldan aus Frankenberg zurück, den offensichtlich der Formschneider Hans Funck auf seinem Model mit der Jahreszahl 1588 kopierte.<sup>7</sup> Auf dieser künstlerisch wertvollen Platte (50 cm × 67 cm) thront Jesus Christus als Weltenrichter unter einem querliegenden Richterschwert auf einem Regenbogen. Zur Linken und zur Rechten des Weltenrichters blasen zwei Gerichtsenkel die Posaune. Zu Füßen von Jesus Christus liegt die Weltkugel. An den Enden des Regenbogens knien Maria und Johannes auf der Erde als Fürbitter für die Menschen. Zwischen ihnen zieht eine größere Anzahl von erlösten Menschen durch das Paradiestor. Darunter karren der Teufel und seine Helfer mit einer Schubkarre die Verdammten in den Höllenschlund.

Unter der Darstellung des „Jüngsten Gerichts“ sind seitlich der Jahreszahl 1588 auf zwei identischen Rundmedaillons Gottvater und Abraham dargestellt, der die Seele des Lazarus in seinem Schoß hält.

Außer den Ofenplatten, deren Bildreliefs sich in besonderem Maße dazu eignen, „Gottes Werk und Wort“ stets vor Augen zu haben, fanden jene Ofenplatten großen Gefallen, auf denen Gestalten und Szenen aus der griechisch-römischen Mythologie dargestellt sind. Dies war vor allem in der Epoche des Klassizismus, d. h. im endenden 18. Jahrhundert, der Fall. In enger Verwandtschaft zu den Ofenplatten mit mythologischen Themen stehen jene Ofenplatten, die Allegorien ins Bild setzen. Beim Bemühen der Formschneider um die künstlerische Personifikation abstrakter Begriffe wie Tugenden und Laster zeigen nämlich Faune, Nymphen oder Planetengötter den fließenden Übergang von der Mythologie zur Allegorie.

Eine Ofenplatte ragt aufgrund ihrer Größe (112 cm × 74 cm) und ihrer künstlerischen Qualität aus dieser Gruppe heraus. Es ist dies diejenige Ofenplatte, auf der die Liebesgöttin Venus mit einem Putto bzw. Eros als Diener zu ihrer Linken auf einem Prunkwagen von Liebestauben der Göttin durch die Lüfte gezogen wird (Abb. 15). Der namentlich nicht bekannte



Abb. 15: Venus mit Putto



Abb. 16: Wappen von Nassau-Weilburg

Meister, der das Model zu dieser Ofenplatte schuf, ließ sich offensichtlich von der an der Antike orientierten Vorstellung vom „Ideal-Schönen“ mit der klaren, gegliederten Bildkomposition leiten. Die Göttin, teilweise mit einem Schleier umhüllt, lehnt sich mit ihrer makellosen Gestalt und der ihr gebührenden Eleganz gegen die als Muschel gestaltete Rückenlehne des Wolkenwagens, der auf einer Vielzahl wohlgeformter Ringelwolken seinem Ziel entgegenfährt.

Mehrere Ofenplatten der Sammlung Parisel sind Bildträger von Wappen und anderer heraldischer Zeichen adliger und bürgerlicher Sippen sowie von weltlichen und kirchlichen Würdenträgern, die allesamt in jeder Stilperiode gern die Gelegenheit wahrnahmen, die Abzeichen ihrer Familie auf gußeisernen Ofenplatten verewigen zu lassen. In der Sammlung Parisel ist in der Gruppe dieser Ofenplatten besonders eindrucksvoll jene Ofenplatte,



*Abb. 17:  
Die Wappen der Pfalzgrafen von Tübingen und der Truchsess zu Waldburg(?)*

die 1970 auf dem Bauernhof Hirth in Oberkirch-Wolfhag entdeckt wurde (81 cm × 69 cm) (Abb. 16). Sie trägt unter der Textkartusche die Jahreszahl 1735; in der Textkartusche steht „NASSAU WILBURG W(EIL)MUNSTER OEFFEN“. Das Wappenoval im Zentrum der Ofenplatte ist umrahmt von der für lahnhessische Platten typischen Bandelwerk-Ornamentik und einer floralen Ornamentik, die als Ausschmückung den Kunststil des Barock widerspiegelt. Über dem hochovalen Wappen von Nassau-Weilburg mit seiner Präferenz für den Löwen als Wappentier ziert eine Krone diese prächtige Barockplatte, die wohl noch in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts den Weg von Hessen ins Renchtal gefunden hat.

Unter den Wappenplatten befindet sich die älteste Ofenplatte der Sammlung Parisel (Abb. 17). Sie entstand um die Mitte des 16. Jahrhunderts und hat die Maße 53 cm × 89 cm. Auf ihr sind nebeneinander zwei Wappen zu sehen und darunter, einander zugewandt, eine Frauen- und eine Männerbü-



Abb. 18:  
Der Gärtner

ste. Höchstwahrscheinlich sind die beiden Büsten auf die zwei Wappen im oberen Bildfeld zu beziehen, was zu der Annahme berechtigt, daß es sich hierbei um die Wappen eines Ehepaares handelt, das aufgrund der Kopfbedeckungen (Haube und Helm) dem Adel zugerechnet werden darf. Bei dem vorderen Wappen mit der Kirchenfahne handelt es sich um dasjenige der Pfalzgrafen von Tübingen und Grafen von Montfort, das hintere Wappen mit drei Löwen könnte dasjenige der Truchsessen von Waldburg sein<sup>8</sup>. Tatsächlich lassen sich Eheverbindungen zwischen den beiden Adelsfamilien im 15. und 16. Jahrhundert nachweisen, und aufgrund der Ehe Konrads IV. von Tübingen-Lichteneck († 1569) mit Katharina von Waldburg (\* 1522)<sup>9</sup> ergibt sich außerdem eine Erklärung für den Fundort dieser gotischen Ofenplatte im ehemaligen Kloster Ettenheimmünster (im Boden unter einem Küchenofen des Klosters), das in räumlicher Nähe zur Herrschaft Lichteneck stand.

Die jüngsten Ofenplatten der Sammlung Parisel stammen aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Deren Bildreliefs sind folglich von der Kunst und dem Zeitgeist des Biedermeier mit seinen stimmungsvollen Bildern aus Natur und Landschaft und der kleinbürgerlichen Welt geprägt. Deutlich kommt diese Geisteshaltung mit ihrem sentimentalischen Anstrich z. B. auf der Ofenplatte „Der Gärtner“ (58 cm × 70 cm) (Abb. 18) zum Ausdruck, die um das Jahr 1830 in der Gießerei „BUDERUS SOEHNE“ hergestellt wurde. Auf dem Bild ist ein Mann zu sehen, der mit einer Hacke in seinem Blumen- und Gemüsegarten arbeitet, in dem die beiden Kübelpflanzen offensichtlich sein ganzer Stolz sind. Vor dem mit einem Lattenzaun eingefassten Garten wächst ein prächtiger Laubbaum, an dem mehrere Vögel vorbeifliegen. Das Gesamtbild ist von einem Bordürenrahmen umgeben, dessen Ecken jeweils mit einer großen Blumenblüte ausgeschmückt sind.

*Anmerkungen:*

- 1 Siehe dazu: E. Batzer, Katalog der eisernen Ofenplatten in den Städtischen Sammlungen in Offenburg i. B., in: *Oberrheinische Kunst, Jahrbuch der oberrheinischen Museen*, Jahrgang VII, 1936, S. 154–161.
- 2 Näheres dazu: K. H. von den Driesch, *Handbuch der Ofen-, Kamin- und Takenplatten im Rheinland*, Köln 1990, S. 12ff.
- 3 ebd.
- 4 A. Kippenberger, *Die Kunst der Ofenplatten*. Düsseldorf 1973, S. 32.
- 5 vgl. K. H. von den Driesch, *Handbuch ...*, S. 363.
- 6 A. Kassel, *Plattenöfen und Ofenplatten im Elsass*, 1903, S. 151.
- 7 vgl. K. H. von den Driesch, *Handbuch ...*, S. 454.
- 8 Mitteilung von Dr. John, GLA-Karlsruhe (6. 12. 1994).
- 9 vgl. *Europäische Stammtafeln*, NF Bd. V, 1988 (Tafeln 148 und 154), hg. v. D. Schwennike.



# „Pianta Della Citta Di Offenburg“: eine zweite Ansicht Offenburgs vor der Zerstörung 1689

*Martin Ruch*

## *Vorbemerkung*

Ruthardt Oehme hatte in seiner großen „Geschichte der Kartographie des Deutschen Südwestens“<sup>1</sup> mehrmals darauf hingewiesen, wie viel unbekanntes Bild- und Kartenmaterial noch in den in- und ausländischen Archiven ruhe. Für seine wichtige Arbeit konnte er es „nur zu einem Teil“ ausschöpfen<sup>2</sup>, denn es sei nur sehr unvollständig erschlossen.

Betont hatte er auch die außerordentliche Bedeutung der Militärkartographie im Oberrheingebiet, die hier eine regelrechte Blüte erlebte: vom 17. Jahrhundert an war es schließlich Aufmarschfeld und Kampfzone für Schweden, Franzosen, Reichsheer und andere Truppen<sup>3</sup>. Exakte Pläne, Karten und Ansichten waren von größter Wichtigkeit. Dabei seien, so Oehme, „die größeren Leistungen der straffer organisierten, besser durchgebildeten französischen Militärkartographie zu verdanken“<sup>4</sup>.

Diese Bemerkung Oehmes gab den Anstoß, in einigen willkürlich ausgewählten Kriegsarchiven nach bislang unbekanntem Ansichten und Plänen Offenburgs zu forschen und zusammen mit den bislang bekannten frühen Bildern Offenburgs vor der Zerstörung des Jahres 1689 zusammenzutragen<sup>5</sup>.

## *Phantasieansichten*

Natürlich ist jene Ansicht von Offenburg in Sebastian Münsters *Cosmographia* von 1550 eine Fiktion. Münster sind zwar die ältesten gedruckten und für die damalige Zeit sehr genauen Karten des Schwarzwaldes zu verdanken. Dieser kleine Holzschnitt (Abb. 1) besitzt aber nur als Symbol eine Bedeutung. Er steht als Zeichen für eine kleine Reichsstadt, wie sie Offenburg damals war. Eine an der Realität orientierte Abbildung ist sie nicht: Sie taucht an verschiedenen Stellen des berühmten Buches auf, dann jeweils unter anderem Städtenamen, sie war also eindeutig ein Versatzstück.

Das gleiche läßt sich von der kleinen Silhouette (Abb. 2) sagen, die Daniel Speckel in seiner Elsaßkarte 1567 mit Offenburg bezeichnet: Oberkirch, Gengenbach, Zell und andere Städte sind genauso dargestellt<sup>6</sup>.

Auch andere bekanntgewordene Risse der Stadt sind Phantasiebilder, etwa Abb. 3<sup>7</sup>, die einer „*Mappe des Rheinstroms von Schaffhausen an bis Offen- burg nebst einer bludigen Batalie*“ entstammt und 1678 gestochen wurde. Diese Karte ist noch aus einem anderen Grund interessant, denn sie zeigt in einer Skizze das Treideln, also das Schiffeschleppen den Rhein hinauf mit Pferden.

Nur die Andeutung einer Festung innerhalb eines großen Schlachtenplans stellt Offenburg in Abb. 4 dar: „Plan der verschiedenen Lager der beiden Feldherren Montecuculli und Turenne 1675“<sup>8</sup>.

Völlig unrealistisch ist auch noch ein Grundriß der Stadt von 1734 (Abb. 5), der ebenfalls einer Schlachtenstudie beigegeben ist<sup>9</sup>.

### *Realistische Ansichten*

Das erste realistische Blatt aus Offenburg ist eine Detailstudie. Sie zeigt die „cantzlei zu offenburg“, also das Rathaus, und wurde 1605 von Bau- meister Heinrich Schickhardt angefertigt<sup>10</sup> (Abb. 6).

Die „älteste authentische Darstellung Offenburgs“ und „das einzige Bild Offenburgs vor seiner Zerstörung 1689“, so nannte Otto Kähni<sup>11</sup> den be- kannten, viel zitierten und reproduzierten Kupferstich (Abb. 7) von Matt- häus Merian d. Ä., den dieser für seine *Topographia Sueviae* (Frankfurt 1643) geschaffen hatte. Schon vor Kähni galt in der stadtgeschichtlichen Forschung diese Einschätzung des Blattes und sie gilt, zumindest was den ersten Teil seiner Aussage angeht, bis heute. Das einzige Bild aus der Zeit vor dem Stadtbrand ist sie jedoch ab sofort nicht mehr.

Ein Idyll, ein Arkadien steht hier vor uns – und das mitten im Dreißigjähri- gen Krieg? Merkwürdig zumindest, und wohl nur zu erklären mit dem Be- dürfnis der Zeitgenossen, schöne, friedliche Bilder zu sehen. Merian wollte seine berühmten Kupferstiche schließlich verkaufen. Und die brutale Wirk- lichkeit, die Gewalt des Krieges, die inneren und äußeren Zerstörungen zu zeigen war da eher hinderlich. Ein Bild gegen die Zeit des Dreißigjährigen Krieges, so könnte man den Merianstich auch interpretieren.

Da war jener Grundrißplan der Festung Offenburg (Abb. 8) schon näher an der Wirklichkeit, der, so Kähni, von Grimmelshausen selbst stammen<sup>12</sup> und sich im Hauptstaatsarchiv München befinden sollte: „Plan der Befesti- gungen der Reichsstadt Offenburg, gezeichnet von Grimmelshausen am 25. Januar 1645“. Denn hier ist ohne viele Worte nur vom Krieg die Rede

und wie man sich in der Stadt am ehesten schützen könnte mit Pallisaden und Bollwerken, mit Schanzen und Wehren.

Kähni hatte sich 1976 bei seiner präzisen Datierung eng an ein wichtiges Werk angelehnt, das schon 1926 erschienen war<sup>13</sup>.

Nach Könnecke<sup>14</sup> war der Obrist von Schauenburg, der damals Stadtkommandant von Offenburg war, und in dessen Diensten Grimmelshausen im Januar 1645 als Regimentsschreiber trat, vom bayerischen Kurfürsten am 13. 1. 1645 aufgefordert worden, einen Plan der Festung Offenburg zu schicken. Schauenburg sandte ihm postwendend mit einem Bericht am 26. 1. gleich zwei Pläne zu, „*ungeschickte Federzeichnungen*“, wie sie Könnecke nannte<sup>15</sup>. Schauenburg meinte in seinem Begleitschreiben, sie „*seien so gut es allhier gemacht werden konnte*“.

Immerhin ist hier nicht mehr nur wie bei Kähni von einem, sondern schon von zwei Plänen die Rede. Und die Überraschung wird noch größer, wenn wir im Hauptstaatsarchiv selbst nachfragen: es sind dort nämlich insgesamt vier Grundrisse von Offenburg nachweisbar<sup>16</sup>. Plan A (Abb. 8) zeigt den Istzustand der Festung Offenburg 1645 („*Abriß hiesigen Postens, wie derselbige sich anitzo befinde*“), Plan B den Zustand nach den geplanten Fortificierungsmaßnahmen („*wie der Posten nach seiner Erachtung vollends fortificirt were*“).

Plan C und D zeigen dieselben Motive wie die beiden erstgenannten Pläne, unterscheiden sich nur durch eine etwas andere Perspektive, sie sind allerdings wesentlich skizzenhafter angelegt, dafür jedoch am rechten Bildrand mit einer Legende versehen (Abb. 9). Nur auf diesen beiden Plänen befindet sich schließlich im Mittelfeld jeweils die handschriftliche Notiz, die Könnecke aufgrund von Schriftvergleichen Grimmelshausen zuschreibt (C: „*Offenburg Also befinden sich die werckh itz ausgefertigt*“).

Der Kontext der Pläne ergab, so Könnecke, daß Grimmelshausen etwa seit dem 20. Januar 1645 in Offenburg bei Obrist Schauenburg angestellt gewesen sein muß.

Das Begleitschreiben zu den Plänen nennt die einzelnen Gebäude mit der ihnen zugewiesenen Bewaffnung:

„1. Das Neuthor. 2. Das Schwabhauser Thor. 3. Das Kinziger Thor. 4. Das Neu Bolwerck darauf 7 Stückh. 5. Das Closterbolwerck darauf 2 Stück. 6. Das Schwabhauser Bolwerck darauf 3 Stückh. 7. Das Kintziger Bolwerck darauf 3 Stückh. 8. Der Schwartzhundt darauff 3 Stückh. 9. Die Innere

*hohe Stattnaur. 10. Der Innere Zwinger. 11. Der Innere Graben. 12. Der äußere Zwinger. 13. Die 2 Äußere doch schlechte Graben und darin begriffene Rondel. 14. Die Neue Äußere Werckh, fangen sich an mit 14 gezeichnet und enden sich bey 15. 16. Die Innere schantz. 17. Das Schwobhauser schantzlin. 18. Die Ober Mühlshantz. 19. Die Abschnitt vorm Kintzigthor. 20. Der Zwinger und Maur aber zimlich hoch ligen. 21. Das Mühlwasser welches man alsobalden nemben kann. 22. und 23. die Seeschantz und Neue Brustwehr. 24. Wo man jetz arbeit und ein Brustwehr gleich einem halben Mon legt. 25. Durchschnitt im Äußern Zwinger. 26 Werk so noch zu machen und in dem Abriß B zu ersehen.“<sup>17</sup>*

Offenburg war um die Zeit des Dreißigjährigen Krieges eine gewaltige Festung. Von Obrist von Schauenburg war sie bis 1645 energisch zur Garnison ausgebaut worden, 500 bis 600 Mann Besatzung waren hier stationiert. Die Stadt war von großer strategischer Bedeutung und deshalb im gesamten 17. Jahrhundert begehrtes Objekt aller kriegführenden Parteien. Immer wieder drohten Plünderungen und Überfälle. Auch Grimmelshausen hatte während seiner Offenburger Zeit darunter zu leiden: *„Denselben Herbst näherten sich Frantzösische, Schwedische und Hessische Völker, sich bei uns zu erfrischen und zugleich die Reichsstatt in unserer Nachbarschaft, die von einem Englischen König erbaut und nach seinem Namen genennet worden, bloquirt zu halten, deswegen dann jedermann sampt seinem Vieh und besten Sachen in die hohe Wälder flehnte. Ich machte es wie meine Nachbarn.“<sup>18</sup>*

Es liegt nahe, nach dem Archiv des bayerischen Kurfürsten, das die Grimmelshausenpläne zutage brachte, auch andere Kriegs- und Verwaltungsarchive gezielt durchzuarbeiten auf der Suche nach Skizzen und Plänen der Festung Offenburg. Für jede Partei war es ja möglicherweise kriegsentscheidend, verlässliche Pläne und Ansichten der wichtigsten Festungen zu besitzen. Und da die Ortenau, Breisgau und Teile des Elsaß über Jahrhunderte zu Österreich, besser, Vorderösterreich gehörten, scheint es sehr erfolgversprechend, in den österreichischen Archiven nach Aufnahmen aus unserer Landschaft zu suchen.

Bei dieser Suche stoßen wir nun auf die zweite Ansicht Offenburgs aus der Zeit vor der totalen Zerstörung im Jahre 1689:

In der Karten- und Globensammlung der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien<sup>19</sup> wird eine teilweise kolorierte Handzeichnung von Offenburg aufbewahrt (Abb. 10a+b), die bislang unbekannt war.

Im Gegensatz zu Merian, der ja eine idyllische Szenerie präsentiert hatte,

zeigt diese Ansicht aber das ganze Elend des Krieges (so interpretiere ich sie jedenfalls): Politik der verbrannten Erde. Die Gärten, Wiesen und Wälder vor der Stadt sind radikal gerodet worden, sind eindeutig Schlachtfeld. Auch dafür gibt es übrigens genügend schriftliche Belege, etwa von der Belagerung 1643, als die Armee des Herzogs von Weimar über Monate Offenburg belagert hatte. Als die Bürger sich acht Monate später wieder ins Freie wagten, waren Äcker und Felder zerstampft, die Bäume umgehauen, an Stelle blühender Ortschaften verlassene Brandstätten. Die Ernte war vernichtet (vgl. Kähni, S. 148). Und das im Jahr des Merian-Stiches!

1688 kamen die französischen Truppen Ludwig XIV. und besetzten die Stadt. Alle materiellen Güter wurden weggeführt, im Stadtwald Tausende von Eichbäumen gefällt. Dann schritt die Besatzung zur Demolierung der Befestigungsanlage. Mauern, Türme, Bollwerke wurden geschleift. *„Die Stadt ist von denen gesprengten und hineingeflogenen Steinen in allen Gassen so dicht angefüllt, daß kein Bürger mehr sich darüber zu gehen trauen durfte.“*<sup>20</sup>

Ein Jahr später dann die endgültige Zerstörung. Im August zwang Marschall de Duras 5000 Bauern *„nicht allein die von denen Kaiserlichen neu erbaute Werker, sondern auch die übrige alte Mauren und Türme bis auf das Fundament niederzureißen und so folglich diese schöne uralte Stadt vollends gar zu einem Aschen- und Steinhauffen zu machen“*. Es war das definitive Ende der Festung. Die Karte muß also vorher entstanden sein.

Die Ansicht Offenburgs (aus der Kavalierspersion: aus der Position eines Reiters von Nordwesten gesehen) bildet den oberen Teil eines Gesamtplanes mit linkslaufender Legende und einem Grundriß der Befestigungsanlagen. Legende und Bezeichnungen im Plan sind italienisch geschrieben, der namentlich nicht genannte Zeichner war also möglicherweise Angehöriger einer italienischen Militäreinheit. So steht da für das Schwabentor *„Porta Suavia“*, das Straßburger- oder Neutor heißt *„Porta Nova“*, *„Porta della Kinz“* ist das Kinzigtor. Es sind die *„Bastione San Francesco und San Carlo“* zu identifizieren. Und der Mühlbach heißt *„Aqua de Mulin“*. Eine Pferdestallung verbirgt sich hinter *„stalle della Cavalleria“* (ital. stalla = Stall). Die Straße nach *„Villette“* und die nach *„Strasburgh“* sind verzeichnet. *„Campagna Bassa“* ist das tiefergelegene, *„Campagna Alta“* das höhergelegene Land. Mit *„Marasto“* ist ein Sumpfgebiet im Stegerrattbereich bezeichnet. Die Überschrift der Karte selbst lautet *„Pianta Della Cita Di Offenburg“*, also *„Plan der Stadt Offenburg“*.

Deutlich zu erkennen ist die alte, gotische Pfarrkirche. Auch Merian hat sie so gezeichnet. Wuchtig rechts daneben der Badstubenturm an der Wasser-

straße, ganz rechts in der Ferne das Kinzig-Tor. Links Neutor und Franziskanerkloster. Im Vordergrund links einige Grabsteine. Ungefähr an der Stelle lag über Jahrhunderte ein jüdischer Friedhof: Bei Bauarbeiten wurden dort noch in den 70er Jahren unseres Jahrhunderts Grabsteine mit hebräischer Inschrift entdeckt. Auch das „Judenbrückle“ ist in jenem Bereich bis 1820 aktenkundig.

Wie und warum diese italienische Karte entstanden sein könnte? Ein Vergleich der Schanzanlage mit der Grimmelshausenskizze zeigt eine massive Erhöhung und Verstärkung der Befestigung. Ob sie je so ausgeführt wurde, ist ungewiß. Die Quellen im Offenburger Archiv sprechen einerseits von verschiedenen Ausbau-, andererseits aber auch von Zerstörungsphasen bei der Festungsanlage. Ein italienischer Festungsbauer hat, so die Annahme, hier Pläne entwickelt, wie Offenburg noch stärker und uneinnehmbarer gemacht werden könnte. Italienische Hilfstruppen waren vor der Stadt schon zwischen 1632–35 aufgetaucht. Italiener dienten sowohl bei den Franzosen, als auch im Reichsheer, Italiener waren also in dieser Gegend unterwegs.

Die Schanzanlagen Schauenburgs, die sein Zeichner Grimmelshausen dokumentierte, wurden 1645 fertiggestellt. Sie sind Bestandteil des italienischen Plans. Es wird also nur eine Datierung zwischen 1645 und 1689 in Frage kommen. Der Zeichner bleibt unbekannt.

Aber nur kurze Zeit. Denn was lag näher, als nach dem Erfolg in der Karten- und Globensammlung noch weitere Wiener Quellen zu untersuchen. Natürlich sollten auch im Wiener Kriegsarchiv Pläne liegen<sup>21</sup>.

Und dort sind tatsächlich in der Kartensammlung vier weitere Grundrißpläne der Offenburger Festung erhalten<sup>22</sup>. Sie stellen wiederum, wie bei Grimmelshausen, unterschiedliche Ausbauphasen dar, beginnend mit dem gegenwärtigen Zustand (Abb. 12), (*Cosi Presentemente Si Trova* = so befindet es sich gegenwärtig). Alle vier sind wiederum italienisch bezeichnet mit „*Pianta Della Citta Di Offenburgh*“ bzw. mit „*Disegno adatato* (= angepaßte Zeichnung) *al Pianta di Offenburgh*“ – und sie tragen alle den Namen des Zeichners: Giuseppe Lorenzi, mit dem Zusatz *Delineo* (Entwurf, Skizze). (Abb. 13).

Bereits der oberflächliche Schriftvergleich mit der Legende von Abb. 10 zeigt die Identität der beiden Zeichner. So stellt sich endlich heraus, daß die oben vorgestellte kolorierte, mit einer Ansicht versehene Zeichnung in der Karten- und Globensammlung die sorgfältige Ausführung mehrerer Skizzen im Kriegsarchiv ist. Dort werden übrigens diese Pläne ins Jahr 1678 datiert. Damit wäre auch die Ansicht Offenburgs zeitlich fixiert.

In dieser Zeit gab es tatsächlich mehrere Ansätze, die „Fortification“ der Stadt zu verbessern. 1677 wurde Graf Vecchio zum Kommandanten der Stadt<sup>23</sup> ernannt, der sich der Befestigung annahm, wie einem Schreiben an die Stadt zu entnehmen ist, worin er „*allerhand sachen als Schubkarren, Palisathen, holtz und Nägel begehrt*“<sup>24</sup>. 1678 wird dem Rat in einem Schreiben des Generalfeldmarschalls vorgetragen, daß „*die statt in gegenwärtigem Zustand nicht gelassen, sondern besser fortificirt oder demolirt werden müsse*“<sup>25</sup>. Die Pläne passen also eindeutig in den historischen Kontext.

Nun wartet aber im Kriegsarchiv noch eine zusätzliche Überraschung in Gestalt einer weiteren deutschsprachigen Karte: Die „*undertänigste Relation wegen der Stadt Offenburg*“ (Abb. 13–15) zeigt nicht nur die topographische Lage der Befestigungsanlage, sondern auch einen innerstädtischen Grundriß Offenburgs! Hier sehen wir nun deutlich, daß vor dem Rathaus die „*Phaltz*“, daneben das „*Neu Gebäu*“ stand, also gleich zwei große zentrale Gebäude den Stadtkern beherrschten. Ein „*gang umb die Statt*“ zieht sich vor der inneren Mauer hin. „*Fontain*“ und Brunnen sind eingezeichnet. In der Langstraße befand sich die „*roßmül*“ (Abb. 13). Die Übersichtskarte verzeichnet die Wege um die Stadt herum und zeichnet ein, wo Wein, Gras- oder Ackerland war. Maßstab der Karte sind „*120 Ruthen rheinländisch Maaß*“ (Abb. 14). Der Text (Abb. 15) lautet:

„*Unterthänigste Relation wegen der Stadt Offenburg*“

*Der größere Grundriß zeigt ahn der Stadt Offenburg innere- und äußerliche Theile, so woll des circumferirten Mauerwercks, alß auch der hibevor vor 30 Jahren aufgeführten Erdtwellen, in welchen zwar die Courtinen (?)zwischen den Bolwerckhen zu lang, und die Flanquen zu kurtz genommen worden.*

*Solche Courtinen seint vor 2 Jahren demolirt, aber die Bolwerck stehen blieben, wie der große riß außweißet.*

*Aus dem kleinen Grundtriß... umbligender Cituation ist zu ersehen der unterscheid, wie die Stadt Offenburg nunmero innerhalb drey monat versterckt, mit der also gezeigten Contrescarpen umgeben, welche jetzund mehrentheils fertig und gasonirt, aber noch nicht föllig pallisadirt, und so kein Mangel an Mitteln und Pallisaden, in wenigen tagen außgemacht werden soll.*

*An reparirung und wiederaufführung der alten wercke ist noch allbereits ein zimlicher anfang gemachet, auch an der langen Brucken eine Redute gantz verfertigt und die brustwehr mit kleinen schantzkörben wolbedeckt. Die punctirten Linien bei B und C zeigen an, wie die gar zu kleinen bede Wercke notwendig zu vergrößern, und in A E und D an die der Stadt sehr schedlichen Ortern einige außenwerck zu legen sein,*

*Zur fölliger Auffbauung dieser wercke, wan täglich 200 Bauren und 3 bis 400 Soldaten bey gutten wetter wol arbeiten, würd über 4 Monat nicht viel mehr zu thun sein,*

*Die Unkosten hierzu werden in die Fünffzehntausend Gulden sich betragen undt*

*Als würde die Stadt Offenburg in genugsamer Defension sein, so aber etwas anderes Royaliter drauß solte gemacht werden, müßte alles bisherige und foriges übern Hauffen geworffen, welches das de novo große spesen und lange Zeit erfordern würde,*

*Not.: Das wasser von der Kintzig so nebst der Stadt geht und die Mühlen treibt, kan auff eine halbe Stunde und noch näher von der Stadt weg genommen werden, daß nicht daß geringste mehr hinkomet, welches nicht wohl zu verweren.*

*In der Stadt ist eine gute Roßmühlen.*

*Frantz Joachim Straßer Hauptmann.“*

Dieser Hauptmann Straßer taucht tatsächlich mehrmals in den Ratsprotokollen der Stadt auf, und er wurde jedesmal im Zusammenhang mit der Befestigung, mit den neuen Schanzen genannt. 1679: „*Herr Hauptmann Straßer aber mit dem Schantzen fortsetzet und der Statt alhir größte Ruin verursacht*“<sup>26</sup>, „*was wegen wiederstellung der Fröhner zum schantzen von Hr. Haubtmann Straßer begehrt und daß kein Burger ausgelassen werden solle*“<sup>27</sup>. Die Maßnahmen zur Befestigung, die der Stadt abverlangt wurden, ruinierten die Stadt beinahe. Es waren außerordentliche Lasten, jene 15 000 Gulden, von denen Straßer sprach. Die Datierung der Karte ist aber nun aufgrund der Quellenlage relativ einfach: um 1678.

### *Offenburg: eine Ruine*

Zum Abschluß noch zwei Ansichten Offenburgs, bei denen nicht eindeutig erkennbar ist, ob es sich um Fiktion oder Realität handelt. Auf jeden Fall zeigt Abb. 17 eine zerstörte Stadt im Jahre 1690, also ein Jahr nach der Vernichtung Offenburgs. Völlig dem Erdboden gleichgemacht wurde demnach Offenburg zwar nicht, aber was blieb, war nur eine Steinwüste. Das „*Campement bey Offenburg und Ortenberg*“ im September 1690 stammt aus der Feder Samson Schmalkalders<sup>28</sup>, der zahlreiche Feder- und Tuschzeichnungen von Treffen und Kämpfen aus der Vogelschau entwarf.

Die letzte Karte (Abb. 18) zeigt ebenfalls die Ruinen der Stadt Offenburg im Jahr 1690. Auch sie stammt aus dem Kriegsarchiv Wien, wo sie mit 12 anderen Stellungskarten aus der Ortenau aufbewahrt wird<sup>29</sup>.



Es liegen 46 Jahre zwischen Merians Kinzigdyll und diesen Ruinendarstellungen. Was danach kommt an Bildern und Plänen zeigt eine neue, die barocke Stadt.

#### *Anmerkungen*

- 1 Oehme, Ruthardt: Geschichte der Kartographie des Deutschen Südwestens. Konstanz 1961.
- 2 Oehme, S. 5.
- 3 Oehme, S. 78.
- 4 Oehme, S. 108. – In Paris liegen bekanntlich wichtige, noch unerforschte Quellen zur Geschichte der Ortenau. Allein die Anfrage im Nationalarchiv erbrachte einen weiteren „plan de la place forte d’Offenburg“ im 17. Jahrhundert. Er lag mir bei Drucklegung jedoch noch nicht in Reproduktion vor.
- 5 Friedmann, Michael: Offenburg und die Ortenau in alten Ansichten. Ausstellungsheft 1983. – Zeigt aus der Zeit vor 1689 nur den Merian-Stich und eine Straßburger Elsaß-Ortenaukarte um 1623.
- 6 Abb. bei Oehme, Karte 7.
- 7 Stadtarchiv Offenburg 26/17/25-1.
- 8 StA OG 26/17/13-6.
- 9 StA OG 26/17/36.
- 10 Kähni, Otto: Offenburg und die Ortenau. Die Geschichte einer Stadt und ihrer Landschaft. Offenburg 1976, S. 104. Original im GLA Karlsruhe.
- 11 Kähni, S. 102; so auch schon 1951 in „Offenburg. Geschichte einer Reichsstadt“.
- 12 a. a. O., S. 107.
- 13 Könnecke, Gustav: Quellen und Forschungen zur Lebensgeschichte Grimmelshausens. Weimar 1926 (nur 1. Band erschienen).
- 14 a. a. O., S. 351.
- 15 a. a. O., S. 350.
- 16 Hauptstaatsarchiv München, sign. Plansammlung 11137, 11138; Plansammlung 9297a, 9297b.
- 17 Könnecke, a. a. O., S. 350–351.
- 18 Grimmelshausen, Simpl. V, S. 20; nach Könnecke, a. a. O., S. 353.
- 19 Signatur K I 112.331. – Die Zeichnung mißt 38,5 × 49,5 cm. Sie stammt aus der Sammlung Alberts von Sachsen-Teschen. Der Herzog war ein Schwiegersohn Maria Theresias und begründete die heute weltberühmte Graphische Sammlung „Albertina“ in Wien.
- 20 Kähni, a. a. O., S. 148.
- 21 Prof. F. X. Vollmer hat mir dankenswerterweise diesen freundlichen Hinweis gegeben.
- 22 Österreichisches Staatsarchiv Wien, Kriegsarchiv, Signatur K II b 42-900 E.
- 23 StA OG Ratsprotokoll 1677, S. 190.
- 24 RP 1677, S. 191.
- 25 RP 1678, S. 226.
- 26 RP 1679, S. 241.
- 27 RP 1679, S. 244.
- 28 Oehme, Karte 26.
- 29 Kriegsarchiv Wien H III c 212.



Abb. 1: Offenburg in Sebastian Münsters *Cosmographia*, 1550



Abb. 2: Daniel Speckel, *Elsaßkarte* von 1567



Abb. 3: Mappe des Rheinstroms von Schaffhausen an bis Offenburg, 1678

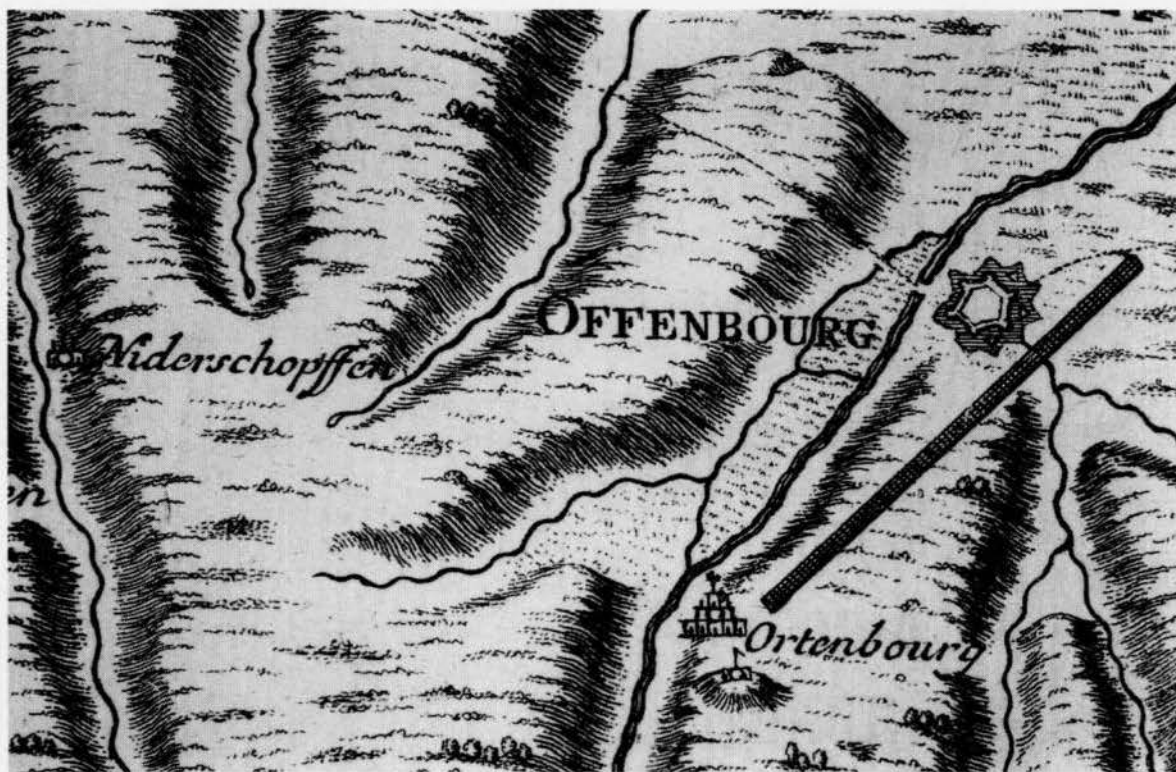


Abb. 4: Plan der verschiedenen Lager der beiden Feldherren Montecuculli und Turenne, 1675

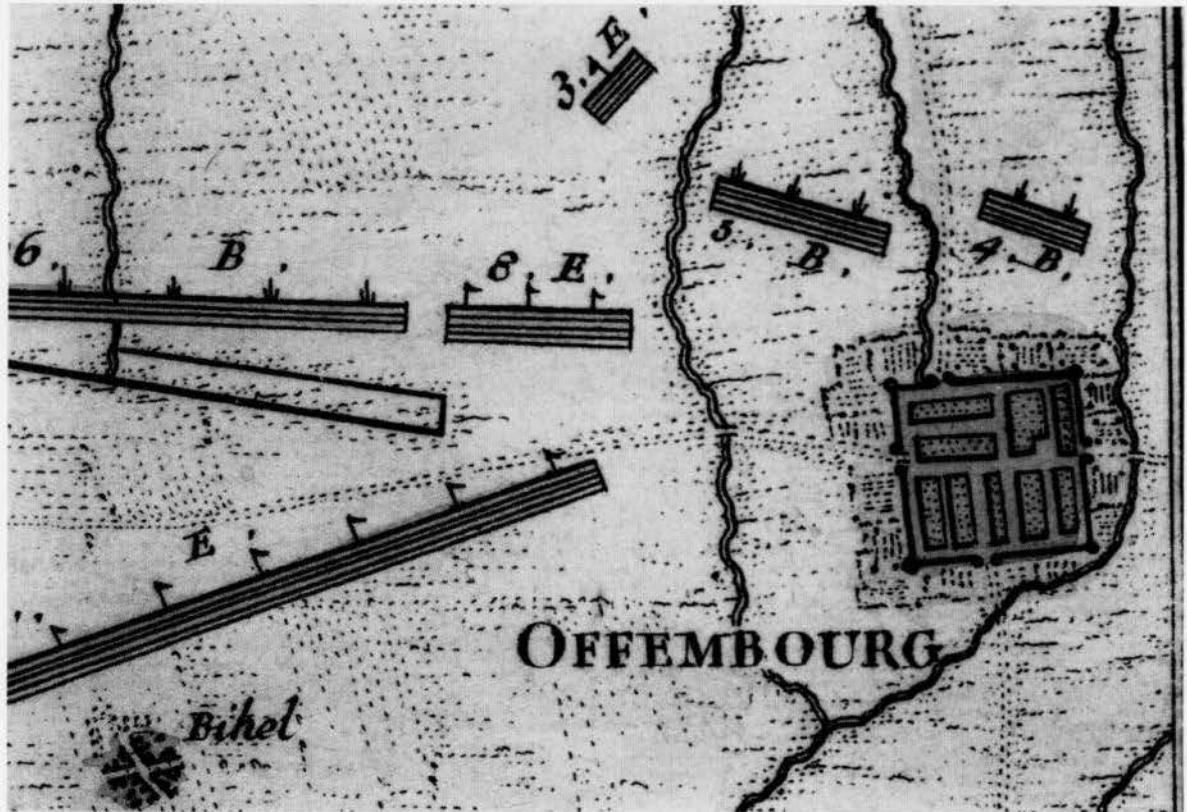


Abb. 5: Lager bei Offenbourg, 1734

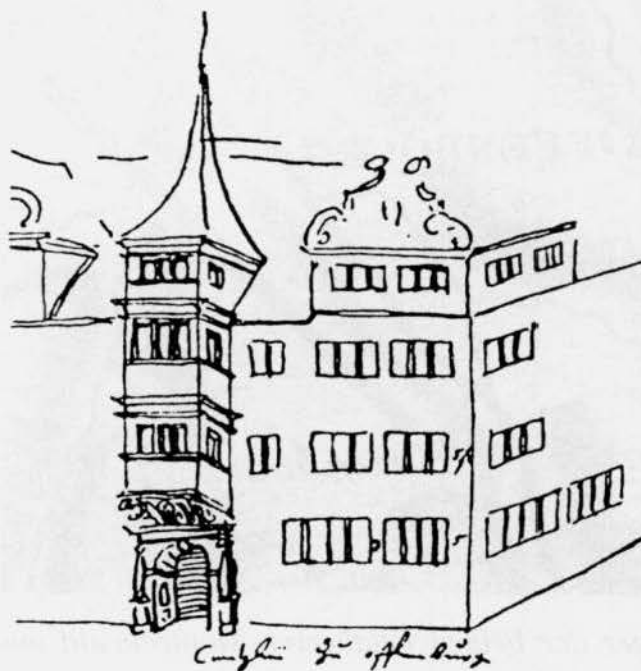


Abb. 6: Heinrich Schickhardt, Cantzlei zu Offenbourg, 1605

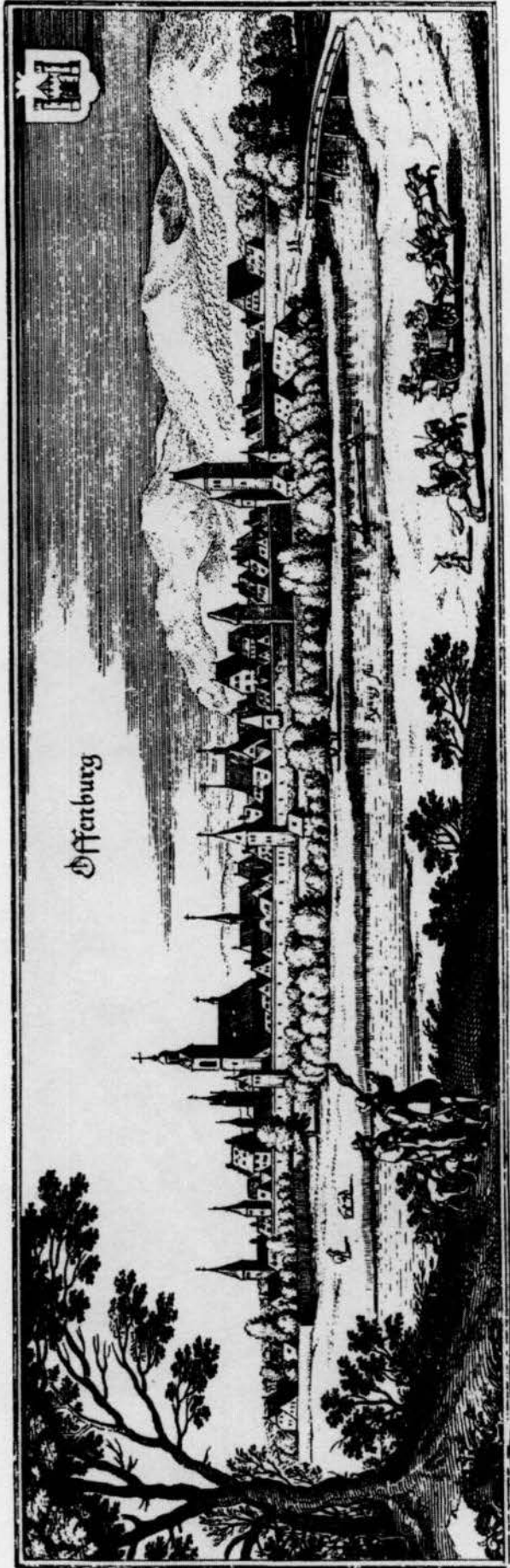


Abb. 7: Mathäus Merian d. Ä., Kupferstich Offenburgs aus *Topographia Sueviae*, 1643

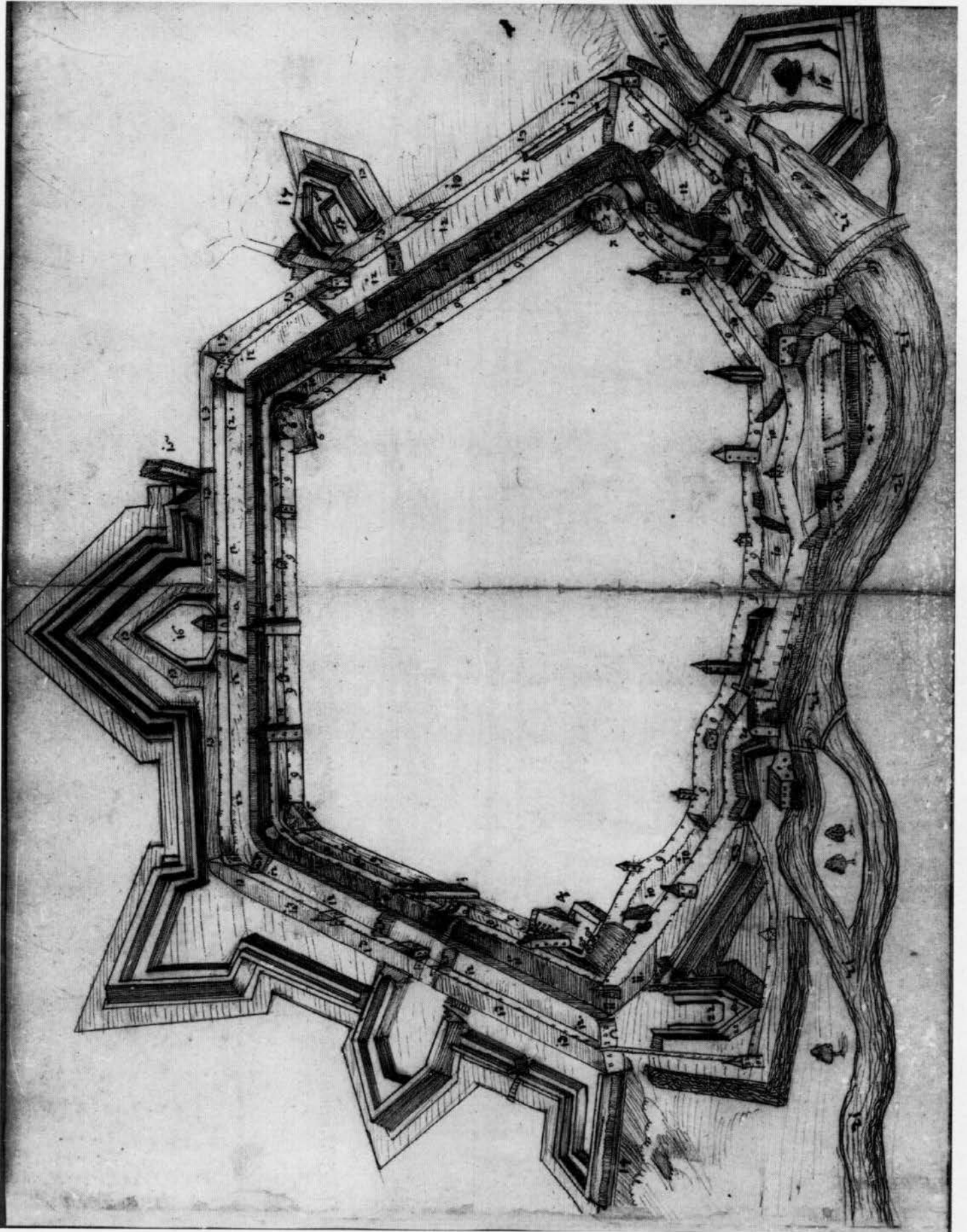


Abb. 8: Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen, Plan der Festung Offenburg, 1645

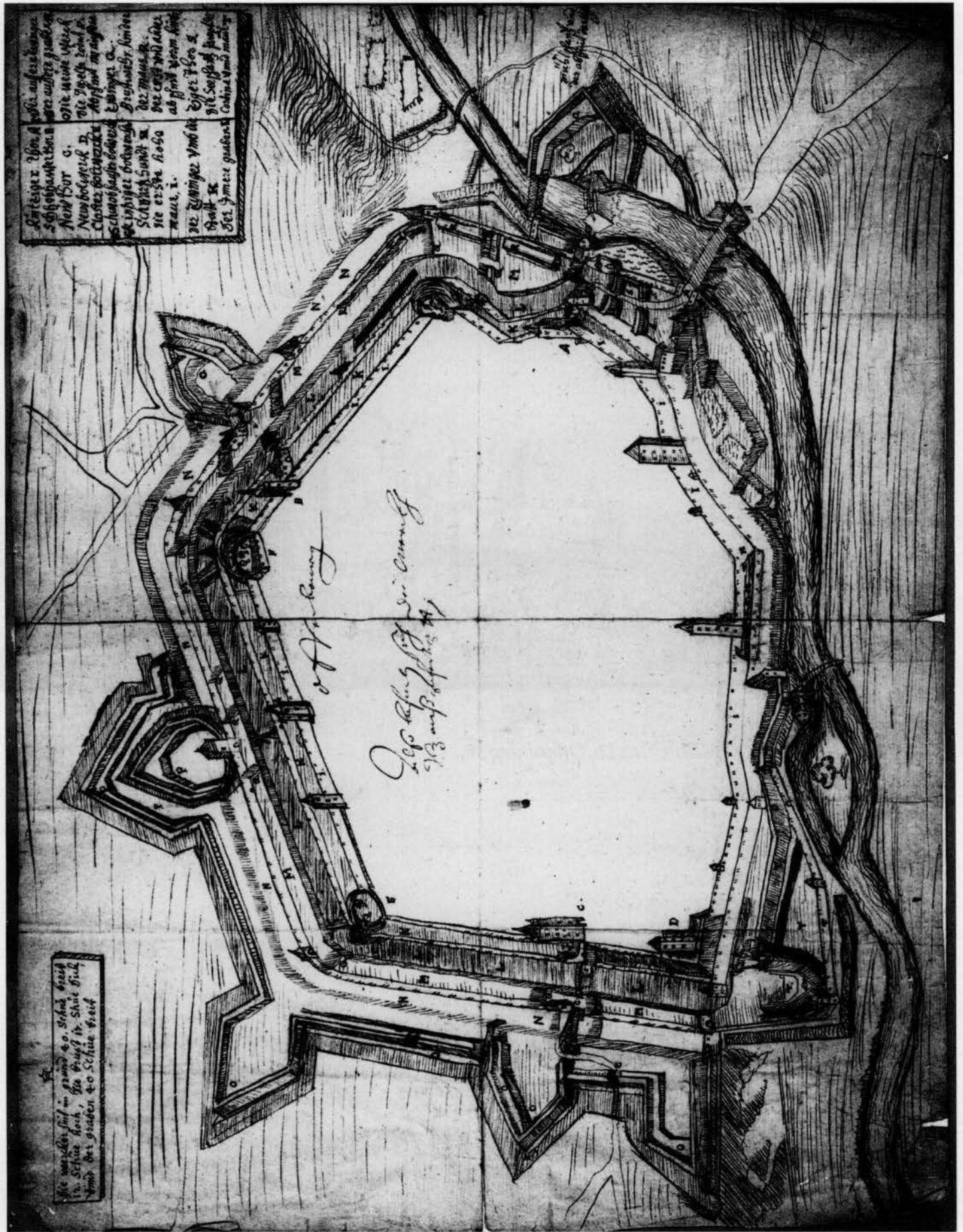
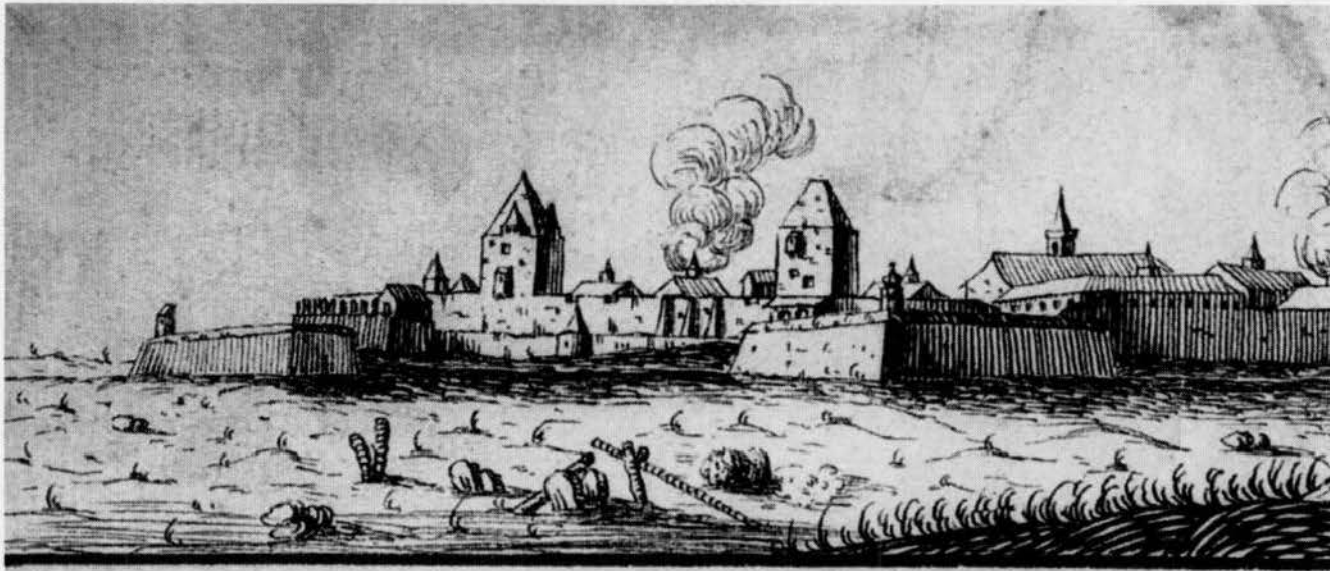
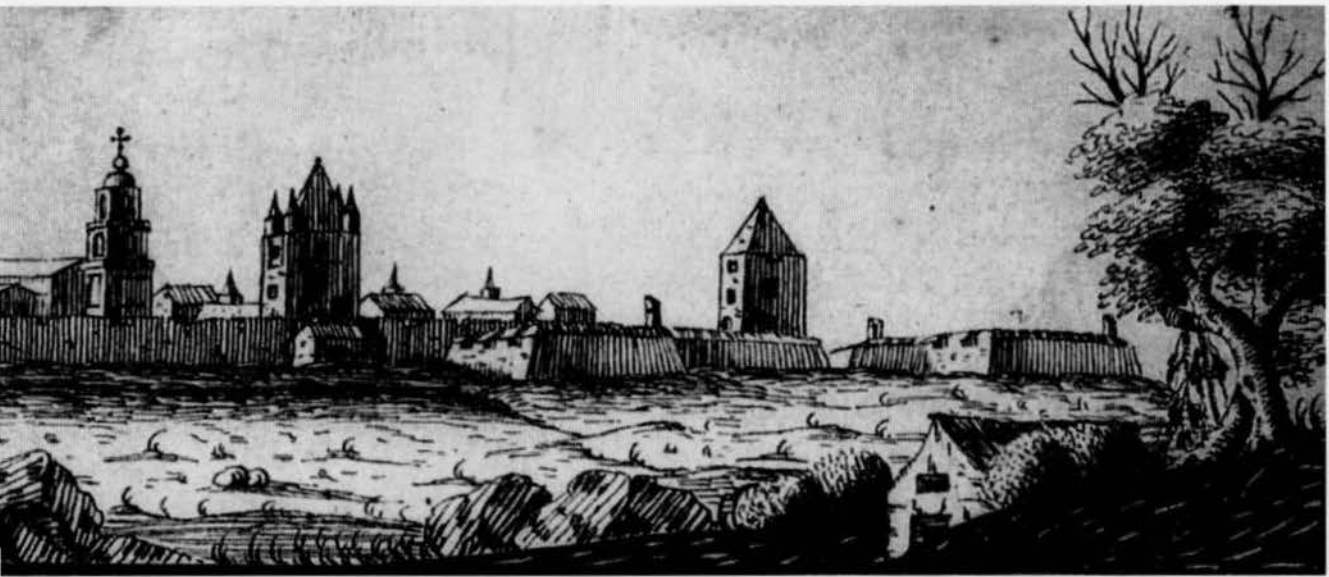


Abb. 9: Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen, Plan der Festung Offenbürg, 1645



*Abb. 10: Pianta Della Citta Di Offenburg*





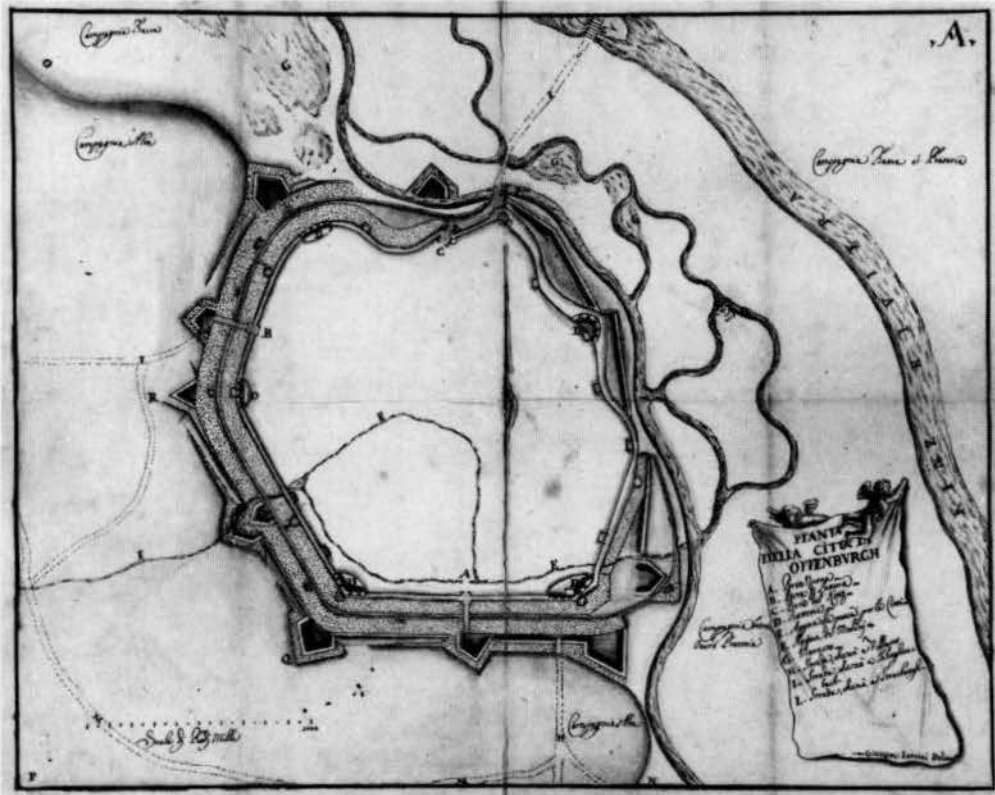


Abb. 11: Giuseppe Lorenzi, Pianta Della Citta Di Offenburg, Così Presentemente Si Trova, 1678

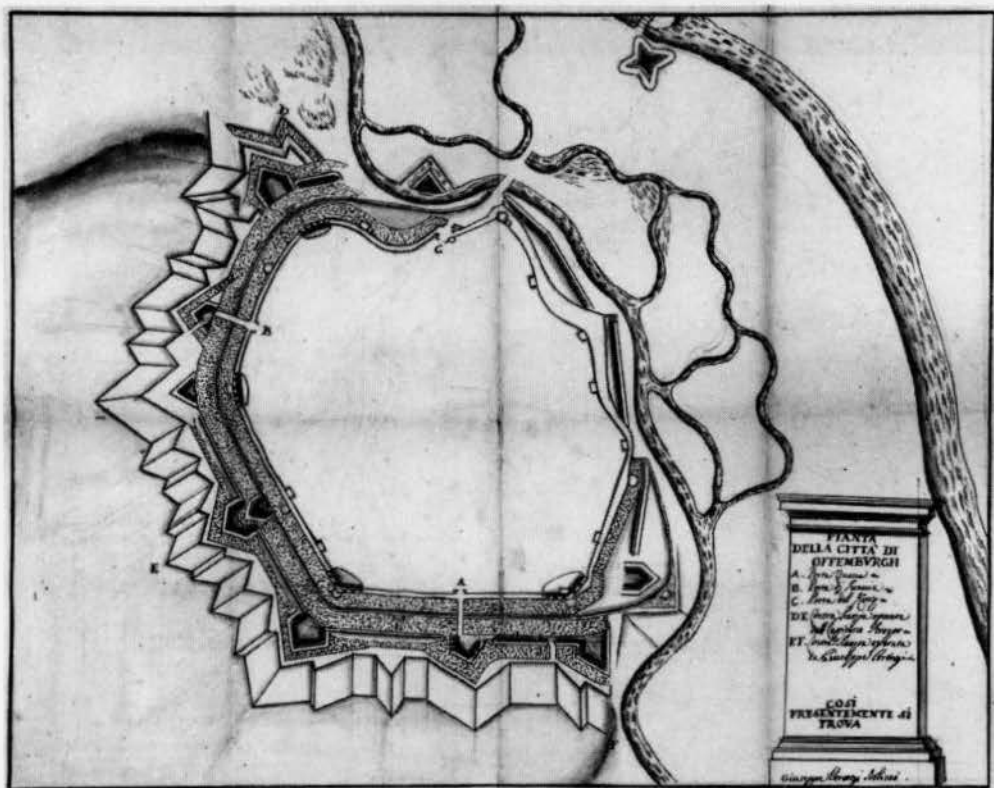


Abb. 12: Giuseppe Lorenzi, Disegno adato al Pianta di Offenburgh, 1678

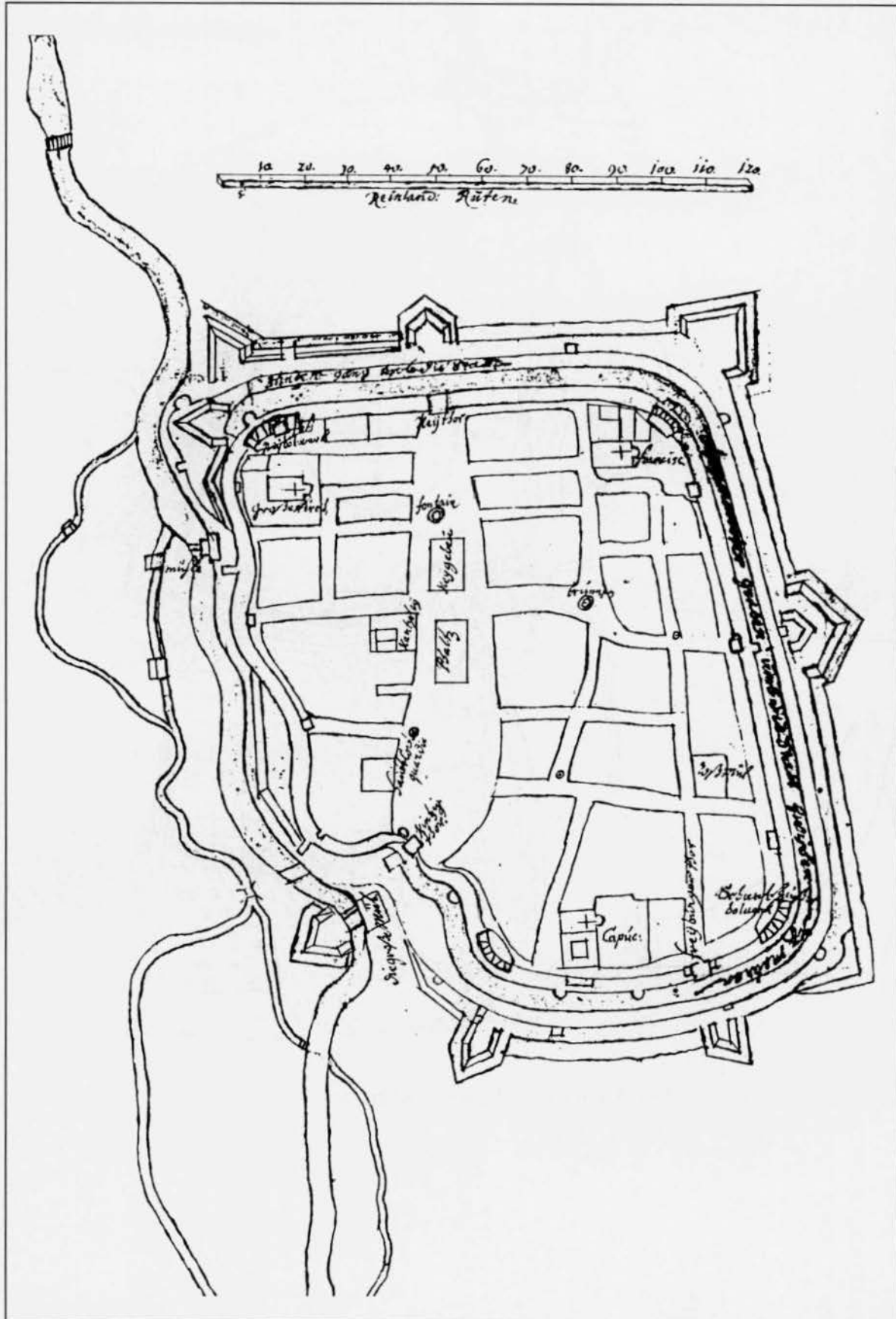


Abb. 13: Frantz Joachim Straßer, untertänigste Relation wegen der Stadt Offenburg a) innerstädtischer Grundriß, um 1678

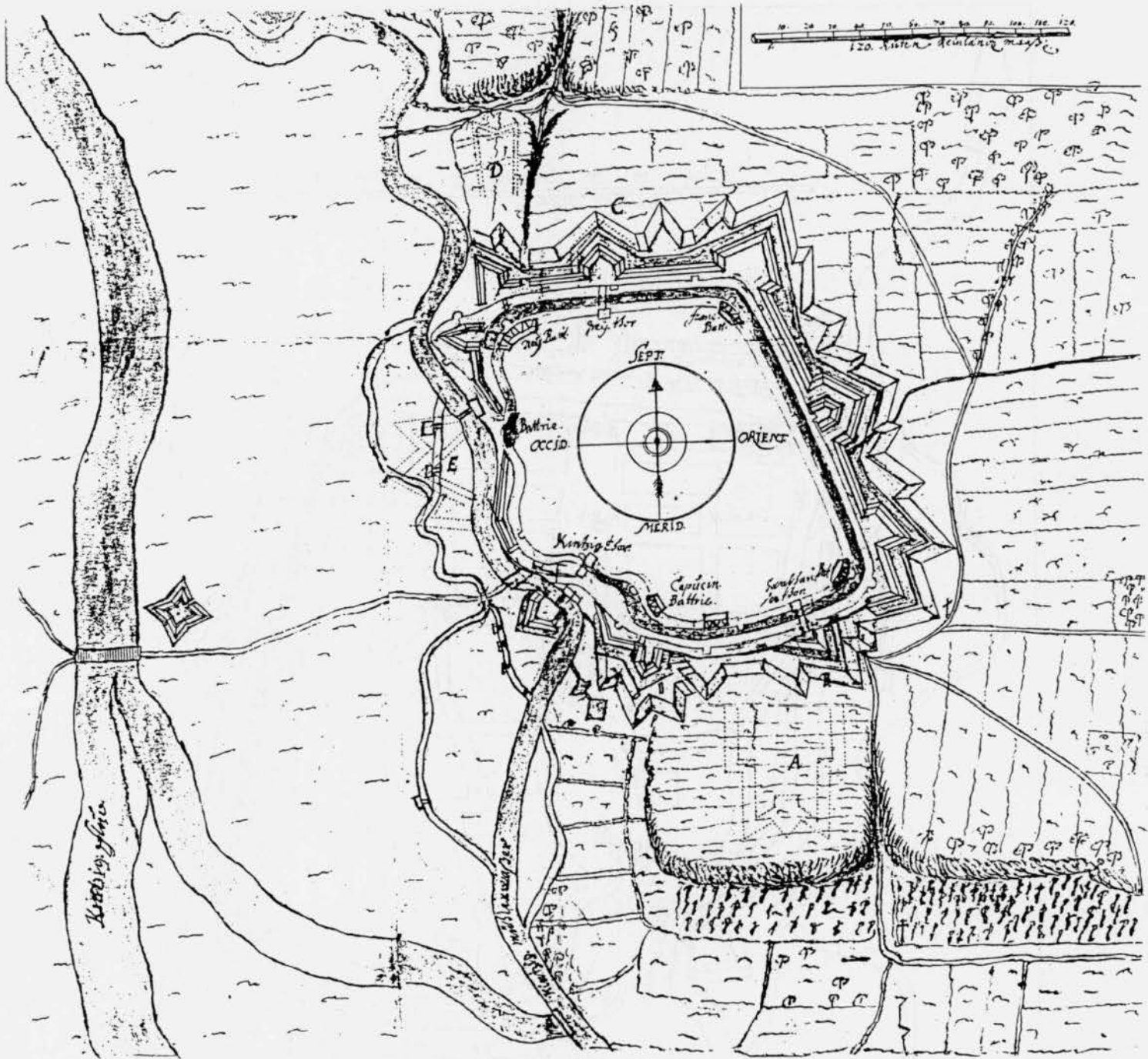


Abb. 14: Frantz Joachim Straßer, b) Übersichtskarte

Antertänigste Relation

Der Stadt Offenbürg

Der größte Brunnen ist jetzt der Stadt Offenbürg in dem  
überlitzte Heile, so voll der Circumferenz, Monierworte, als die der  
Lobner hat 30 fassers nicht gefastes Cuckworte, in welchen jetzt die  
Cuckworte jetzt den Bolworte für lang, und die flangies für die  
namensworte

Wolpe Cuckworte hat 2 fassers denwert, aber die Bolworte hat  
über, wie die fassers nicht nicht ist.

Auß dem kleinen Brunnen ist über dem in bligender Situation ist  
die Stadt der unter Heil, wie die Stadt Offenbürg in dem in dem  
Juni monat der Stadt, mit der also gegenwärtig Contrescarpen im  
der, welche sind meistens für die in dem fassers, aber nicht  
sollig pallisadirt, in dem Mangel an mittel, und pallisadirt, in  
wenn langer nicht gemacht werden soll.

An reparierung und in dem nicht phisung der alten worte ist  
allezeit in der lichte auf dem grund, wie an der lichte der  
der, wie rechte ganz verfertigt, und die lichte mit kleinen  
stark über, und über.

Die punctatus lichte bei dem fassers, an wie die große kleinen  
in dem notwendig für die fassers, und in A E und D an die der  
der fassers fassers der, wie in dem fassers für die fassers

Die fassers nicht lichte der worte, von lichte 200 lichte  
und 3. lichte in 400 lichte, bei dem worte soll arbeiten  
und über 4 monat nicht lichte für die fassers

Die fassers fassers worte in die fassers lichte fassers  
für lichte, und

Alß das würde die Stadt Offenbürg in dem fassers defensio  
lichte, so aber ohne andere fassers der fassers fassers  
worte, nicht alle fassers und fassers über fassers  
fassers, welche der de novo große fassers und lichte  
für fassers worte

Not. die fassers hat der lichte so sehr der Stadt fassers und die  
nicht lichte, das in dem fassers fassers und fassers lichte  
der Stadt worte fassers worte, das nicht lichte fassers  
worte fassers, welche nicht soll für fassers  
in der Stadt nicht die fassers

copyright by  
Österreichisches Staatsarchiv

Frantz Joachim Straßer  
17. August 1782

Abb. 15: Frantz Joachim Straßer, c) Text

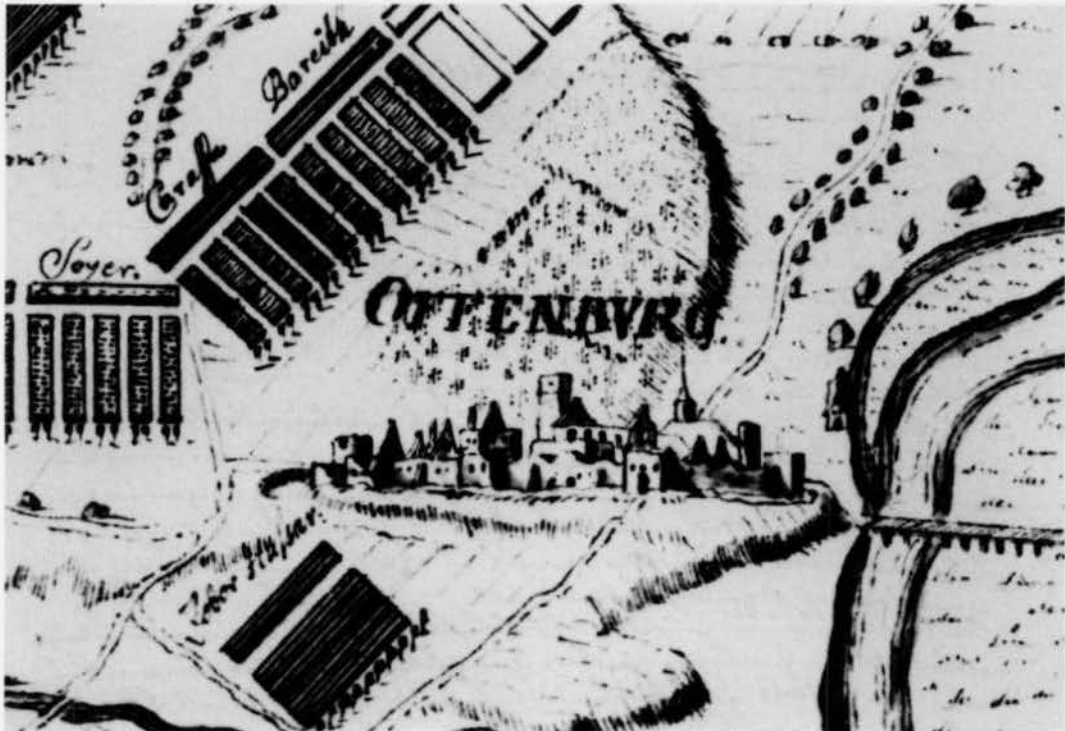


Abb. 16: Samson Schmalkalder, *Campement bey Offenburg und Ortenberg*, 1690

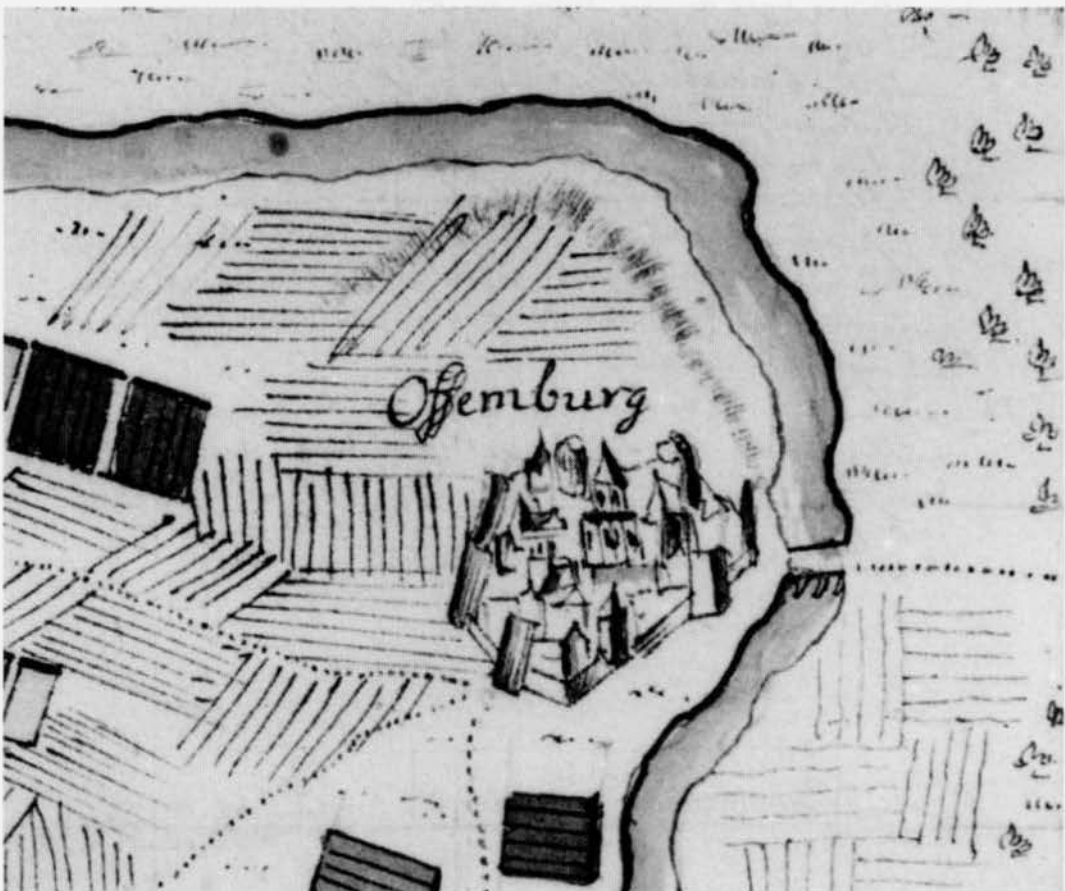


Abb. 17: *Stellungskarte*, 1690

# Berufstätigkeit der Juden in der ehemaligen Grafschaft Hanau-Lichtenberg im 17./18. Jahrhundert

Nach einem Vortrag, gehalten am 18. 4. 96 in der Stadthalle Kehl auf Einladung des Historischen Vereins für Mittelbaden, Mitgliedergruppe Kehl-Hanauerland.

*André-Marc Haarscher*

Die Grafschaft Hanau-Lichtenberg war eine der ältesten und größten Besitztümer im Elsaß. Juden haben wahrscheinlich in diesem Bezirk seit dem hohen Mittelalter gelebt, obwohl dies weder literarische noch archäologische Befunde beweisen. Sicher ist, daß im 14. Jahrhundert Juden in Buchweiler, Neuweiler und Westhofen ansässig gewesen sind. So weiß man zum Beispiel, daß 1335 in Neuweiler eine jüdische Gemeinde existierte, da in einem Dokument die Rede von einer „Judenschul“ ist<sup>1</sup>. Niemals sind die Juden aus dieser Gegend vertrieben worden, ausgenommen in der Zeit des 2. Weltkriegs und der Nazi-Verfolgungen.

Hier soll nicht die Geschichte der Juden während dieser 800 Jahre geschildert, sondern ihre Berufstätigkeiten im 17. und 18. Jahrhundert dargestellt werden. Denn mit der nach der französischen Revolution einsetzenden Emanzipation wurden die Juden den Christen gleichgestellt; damit konnten sie dann alle Berufe ausüben.

## **Der Geldhandel**

Ab dem Mittelalter bis zum 16. Jahrhundert war der Geldhandel der einzige Beruf, der den Juden erlaubt war. Geldhandel und Vergabe von Darlehen waren den Christen aus religiösen Gründen untersagt, aber da jedermann bares Geld brauchte, der Landesherr ebenso wie der Handwerker oder der Bauer, hat man den Juden gestattet, dieses in den Augen der christlichen Religion verächtliche Geschäft zu betreiben. Dieser Geldhandel war ursprünglich sogar die einzige Grundlage für die Berechtigung der Juden, im Lande zu leben, selbstverständlich nur gegen sehr hohe Einzugssteuer und Schirmgeld. „*Je mehr die Fürsten ihre Juden als Steuerquelle heranziehen, desto ärger werden sie das Volk aussaugen*“, schreibt Theo-

dor Weiss<sup>2</sup>. Deswegen wurde den Juden auch erlaubt, und zwar *gesetzlich*, Wucherzinsen bis zu 2 Pfennig pro Pfund und Woche zu verlangen. Dies würde heutzutage einem jährlichen Zins von 43,33 % entsprechen. Später, im 14. Jahrhundert, wurde dieser Wucherzins auf die Hälfte vermindert.

Für die Grafschaft Hanau-Lichtenberg besitzen wir ein Schreiben Philipps IV. aus dem Jahr 1543 als Vordruck (Abb. 1), in welchem er die Juden und ihre christlichen Schuldner „*vertagt*“ (einberuft), damit die Juden bezahlt werden, den Schuldnern aber ein erträglicher Termin gewährt wird<sup>3</sup>. Leider ist die Höhe des Zinses nicht angegeben.

In den Protokollbüchern der Amtsschaffnereien finden wir Beispiele von Juden, die Wucherzinsen verlangten. So hat Süssel von Pfaffenhofen zwischen 1655 und 1661 auf der Stadtschreiberei 6 Schuldbriefe eintragen lassen mit einem Zins von einem Heller pro Gulden (21,6 %) <sup>4</sup>.

Solche Wucherzinsen wurden aber von den jüdischen Kreditoren bei weitem nicht systematisch gefordert; die meisten *Contract Protocolle* und notariellen Urkunden weisen landläufige Zinsen zwischen 4 und 6 % auf. Hinzugefügt werden muß außerdem, daß in der Grafschaft auch die Christen ohne Scheu Darlehen gegeben haben. Dafür seien nur zwei Beispiele aufgeführt: Auf 200 im Westhofener Notariat eingetragene Obligationen entfielen 82 (41 %) zu Gunsten von Juden<sup>5</sup>, in Buchweiler, zwischen 1704 und 1706, auf 218 Obligationen sogar nur 40 (18,4 %) zu Gunsten von Juden<sup>6</sup>; unter den nichtjüdischen Kreditoren finden wir den Kirchenschaffner, den Spitalverweser und Adelige!

Viele Schuldbekennnisse weisen überhaupt keinen Zins auf. So leiht Süsskind Blum aus Buchweiler dem Gerichtsschöffen Georg Voltz 40 Gulden, „*welche er (als) Schuldner zu bezahlen verspricht in vier Terminen, und zwar ohne Zins*“<sup>7</sup>. Anno 1677 hat Jacob Weyl der Gemeinde Pfaffenhofen 100 Gulden „*vorgestreckt*“ und von der Gemeinde 2 Gulden „*als Recompens*“, später noch 1 Gulden 5 Schilling „*zu einer Ergötzlichkeit*“ erhalten, da er das Geld ohne Zins ausgeliehen<sup>8</sup>.

Manchmal ist der Zins auch in Naturalien enthalten, ohne daß dies besonders erwähnt wird. So „*bekannt Hans Heimbürger aus Eckendorf, Auscher von Minversheim für ein Pferd und ausgeliehenes Geld schuldig worden benanntlich 120 Gulden, 1 Viertel Weizen, 1 Viertel Habern und 4 Ohmen Weißwein*“<sup>9</sup>. Da kein Zins und auch nichts über eine zinslose Anleihe erwähnt ist, kann man annehmen, daß Getreide und Wein den Zins darstellen. Ein solches Verfahren wurde durch einen königlichen Brief 1784 verboten<sup>10</sup>.





**D**er Philips Graue zu Hanaw vnnnd Herr zu Lichten-  
berg/Embieten allen vnd yeden Judenzu vnd allen andern  
Juden / sye seyen gefessen wo sye wollen zu wissen. Nach dem wir auß Götter-  
licher ordnung vnsern vnderthonen / wie wenig der seind fürgesetzt / vnnnd sye  
vnd ire weib vnnnd kind vor entlichem verderben zuverhüten schuldig seind/  
vnd deshalben auß guten trefflichen eehafften vnnnd beweglichen vrsachen /  
vnd zu fürkommung vnserer vnderthonen entlichen verderbens/ Das wir al-  
len vnd yeden der selbigen vnsern vnderthonen angehorigen vnd verwanten in was würden/ standts oder wesens  
die sein/ bey verliering aller vnd yeder irer hab vnd güter ligender vnd farenden gebotten vnnnd verbotten haben /  
on vnser oder vnserer Amptleüt sonder vor wissen vnd bewilligen vmb keynen Juden der sey gefessen wo er woll  
hinfürter vnnnd nach dato diß Brieffs nichts mer zu leihen mit denen zu handeln oder zu practiciieren / Auch weiß  
er bißher den Juden schuldig worden vnder schidlichen vnd eygentlichen ynnerthalb vierzehen tagen vnsern Ampte  
leüten anzeygen/damit nach wegen getracht / wie dem Juden zu bezalung / vnd dem vnderthonen des verderblich-  
ens schadens abgeholfen werden möcht/alles vermög vnnnd ynhalig außgegangnen Mandats vnd Ordnung deren  
Artickel copley jr hieneben zusehen haben/Damit jr nun sollichs vnser Gebotts vnd Ordnung ein wissens empfa-  
hen vor künfftigem nachtheyl vnnnd schaden verhüten/vnd der vnwissenheyt nit entschuldigen mögen/ So wollen  
wir die selbig vnser Ordnung vnd Gebott/ eüch hiemit offentlichen verkündt haben/wie wir eüch dann das selbig  
hiemit vnnnd inn krafft diß Brieffs verkünden darnach mögend gerichtend/doch mit diser fürnemlichen bescheyden-  
heyt/ wo jr vnsern vnderthonen / vnd yedem in sunderheyt bißher etwas geliehen hetten/vnd sye euch biß auff heüt  
dato schuldig worden/das jr das selbig innerthalb einem stertel jart oder zweyen monaten nechst künfftig bey vnser  
rer Cansley zu Buchsweiler anzeygen sollen/da wir beyderheyl vertagen / vnd zwischen inen zu güter vergleich-  
ung handeln lassen wollen/damit der arm Wann behalten/vnd der Jud bezalt werden mög/ Im fall aber das ein-  
icher vnder eüch mittler weil seine schulden nit anzeygen/sonder gefährlicher weiß verhalten / die nit fordern/sonder  
anstehn lassen/ So wurden wir das selbig für keyn schuld /sunder für einen betrug achten /vns der schulden nehern/  
vnd der gebür darunder erzeygen müssen/des wir eüch gleicher weiß gewarnt haben wollen darnach zuhalten / vnd  
eüch vor schaden wissen zuverhüten/ In vrt vnd diß vnser offenen Brieffs/ Der mit vnserm zu ende auffgetruckten  
Secret Insigel besigelt/vnd gegeben ist auff montag nach Jacobi Apostoli/Als man zalt nach Christi vnsero lie-  
ben Herren geburt/ Tausent fünffhundert vierzig vnd drey.

Die notariellen Kontrakte geben aber nur eine Teilansicht des Geldhandels von Juden oder von Christen wieder, da vieles durch Handschriften beglaubigt wurde, wovon kein offizieller Beweis vorliegt. Die „Handschriften“ von Juden waren oft in hebräischer Schrift abgefaßt, so daß der Schuldner nicht imstande war, sie zu lesen. Dies wurde 1735 vom Hohen Rat in Colmar verboten<sup>11</sup>, und von 1769 ab mußte eine „Handschrift“ vom Schuldner eigenhändig aufgeschrieben werden<sup>12</sup>.

Wenn ein jüdischer Kreditor einen oder mehrere Schuldbriefe besaß und seine Außenstände nicht zurückgewinnen konnte, überließ er diese oftmals einem einflußreichen Christen, zum Beispiel einem Kanzleibeamten. So übertrug 1694 Gumprecht, der Judenvorsteher von Buchweiler, seine Schuldscheine notariell an den herrschaftlichen Fruchtverwalter Johann Peter Hoffmann gegen ein halbes Haus und eine Stallung in der Judengasse in Buchweiler<sup>13</sup>. Solche *Zessionen* wurde aber den Juden durch den Hohen Rat 1714 untersagt<sup>14</sup>.

## Der Viehhandel

Wie sonst überall im Elsaß, so war auch in der Grafschaft der Viehhandel sozusagen eine jüdische Exklusivität. In Pfaffenhofen waren 1784 von 14 Familienoberhäuptern 7 Viehhändler und in Ingweiler 21 von 35<sup>15</sup>. Bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts gingen die jüdischen Viehhändler von Dorf zu Dorf und von Hof zu Hof, dem einen Bauern ein Kalb abzukaufen, dem anderen eine Milchkuh oder ein Pferd zu verkaufen. Meistens wurde der Handel auf Kredit gemacht, da die Bauern selten genug bares Geld besaßen – daher die vielen eingetragenen Kontrakte auf den verschiedenen Amtsschaffnereien der Grafschaft. In vielen Fällen waren diese Geschäfte nicht allein gegen bares Geld, sondern auch gegen ein anderes Stück Vieh, gegen Getreide oder Wein erfolgt.

Gegen den Willen des Straßburger Magistrats gründeten die französischen Behörden ab 1689 zwei jährliche Pferdemärkte, zu denen die Juden freien Zutritt hatten<sup>16</sup>. An dem Verkauf von Pferden an die französische Armee waren die Juden der Grafschaft wenig beteiligt, obwohl 1690 Jacob Weyl von Westhofen „für die Armee seiner königlichen Majestät“ 100 Hengste ankaufte und eine Herde Mastvieh aus der Schweiz für das Heer nach dem Elsaß kommen ließ<sup>17</sup>.

Dagegen waren sie auf den Viehmärkten der Grafschaft allgegenwärtig. Ihretwegen hat die Kanzlei zu Buchweiler manchmal wegen des Sabbat-

Beginns das Datum der Märkte von Freitag auf den Donnerstag verlegt. Im Jahre 1753 hat der Amtsschaffner Wörishoffer von Hatten um die Öffnung eines Viehmarktes für die Juden in Hatten gebeten<sup>18</sup>. 1771 haben auch die Juden von Brumath die Erlaubnis erhalten, einen Viehmarkt in dieser Stadt zu gründen<sup>19</sup>.

Oft kam es zu Konflikten zwischen den Gemeinden und den jüdischen Viehhändlern wegen des *Weidübergangs*. Die Juden zahlten nämlich jährlich eine gewisse Summe für das Weiden des Viehs, das sie zu ihrem eigenen Nutzen hielten, aber als Viehhändler trieben sie gelegentlich auch das Vieh, mit dem sie handelten, auf die Weideplätze. Außerdem wurden sie oftmals beschuldigt, mit krankem Vieh die Herden der Bürger angesteckt zu haben. So kam es zu vielen Prozessen, die vor den Amtsgerichten oder dem herrschaftlichen Gerichtshof geführt wurden<sup>20</sup>.

## Die Schafhändler

Da die Juden keinen eigenen Grund und Boden besitzen konnten und der Zugang zu den gemeindeeigenen Weiden für sie eingeschränkt war, haben sie oft die herrschaftlichen Weiden ersteigert, die Herden der Herrschaft gepachtet und manchmal auch zusammen mit ihren Herren gemeinsame Herden gehabt. In diesem Fall wurde der Gewinn aus dem Verkauf der Wolle oder der Häute togeborener Schafe geteilt<sup>21</sup>. So heißt es zum Beispiel in dem Vertrag zwischen der Rentkammer von Buchweiler und dem Liebmann Weyl von Westhofen 1701: „*Liebmann Weyl, der Jung, Jud zu Westhofen soll sub dato den 22. August ... bis 200 Stück Mutterschaf zuschlagen, den Weydtrieb in beeden Bännen Westhofen und Balbronn damit zu geniessen, auch die Stallungen für das Vieh sich zu bedienen, nicht weniger im Schloss die für den Schäffer nöthige Wohnung zu gebrauchen, auff drey Jahr lang jährlich zu Zins 50 Gulden ...*“<sup>22</sup>

So hat auch Jacob Reichshoffer 1734 die herrschaftlichen Weiden von Utweiler, Menchhofen und Niedersulzbach für 6 Jahre gepachtet: Seine Herde soll nicht 250 Stück überschreiten; er erhält das Schäferhaus, die Stallungen und 7 Mannsmatten für das Heu und das Grummet; er verpflichtet sich, ein Gleichgewicht zwischen den 3 Weiden zu halten; er erhält auch 1 Sester Salz für den Schäfer und 6 Sester für die Herde steuerfrei; der Zins von 151 Gulden ist jährlich dem gräflichen Schaffner zu bezahlen. Im Kriegsfall oder bei anderen „*Troubles – Gott behüte*“ soll er proportionell entschädigt werden<sup>23</sup>.

## Die Metzger

Die Metzgerei war der einzige handwerkliche Beruf, den die Juden ausüben konnten, da das Vieh für ihren Genuß rituell geschlachtet werden muß und es ihnen außerdem aus religiösen Gründen verboten ist, das „Hinterfleisch“ zu verzehren. Deshalb wurde ihnen erlaubt, dieses unkoschere Fleisch den christlichen Metzgern um 2 Pfennig pro Pfund billiger als zum üblichen Preis zu verkaufen<sup>24</sup>. Die jüdischen Metzger hausierten aber auch mit diesem Fleisch und boten es den Christen anlässlich einer Hochzeit, einer Taufe oder einer anderen Festlichkeit an, wodurch Streitigkeiten mit den christlichen Metzgern entstanden<sup>25</sup>.

Die jüdischen Metzger durften nicht ohne Erlaubnis schlachten, wobei Schlachtvieh und Fleisch von den gräflichen Fleischbeschauern beaufsichtigt wurde<sup>26</sup>. Sie hatten außerdem an die Rentkammer eine besondere „*Recognition*“ (eine gewisse Geldsumme) zu bezahlen. In jedem Ort wurden jüdische Metzgereien an den Meistbietenden versteigert<sup>27</sup>.

## Die Krämer

In der Grafschaft verkauften die Krämer in ihren Läden oder auf den Märkten Stoffe, Kleider, Lederwaren, Eisenwaren, Tabak, Branntwein und Spezereiwaren, später Kolonialwaren genannt, d. h. importierte seltene Gewürze und bestimmte Nahrungs- und Genußmittel. Schon im 16. Jahrhundert haben Juden aus der Grafschaft, die durch den Geldhandel etwas wohlhabender geworden waren, begonnen, Waren zu kaufen und zu verkaufen. Sie fingen an zu hausieren, von Ort zu Ort, mit getragenen Kleidern, altem Eisen und Fellen.

Auf den Kleiderversteigerungen, die nach einem Todesfall erfolgten, waren es meist Juden, die die Kleider ersteigerten. Auch Schmuck, Möbel und Bücher kauften sie. Anlässlich einer Warenversteigerung am Freitag, den 19. November 1784, zu Buchweiler lesen wir im Protokollbuch: „... *Da nun die Juden wegen einfallenden Sabat sich zurück gezogen, so sah man für dato die Steigerung auffgehoben und geendigt*“<sup>28</sup>.

Die Krämerzunft paßte sehr auf, daß diese Hausierer keine neue Ware verkauften, denn im 20. Artikel ihrer Zunftordnung steht ausführlich zu lesen, daß niemandem erlaubt ist, neue Kleider zu verkaufen, wenn er nicht der Zunft angehört<sup>29</sup>.

Die jüdischen Hausierer kauften Felle bei Metzgern, Hirten und Bauern auf, um sie an Gerber und Leberhandwerker weiterzuverkaufen. Es

Ex. sus. p. s. ad Cons. leg. - n. 12 v. d. d. 12<sup>ten</sup> Junij 1783.

Amteschaffner Bojan  
Westhofen

Ad Num: 457. Zugewinngs - Pet.

ARCHIVES  
DE BAS-ROHR

Ich erlaube mir zu schreiben, daß  
die zu dem Artikel ab Verbiethen  
daß nicht mehr als 2. Juden Kräm-  
mer in einem Ort sein dürfen,  
so wird meiner pflichtgemäßigen  
Berathung nach, dem Kaiser  
dieser Art nicht wohl zu thun  
werden können, einen Krämmer  
jedem Handelstand auf zu lassen  
wäre aber nicht zu thun  
sagen sollte, so würde ich dem prekli-  
co mögliches, wenn ja  
für die Krämmer thut, dann  
das Vergeben von dem Supplican-  
ten Christen Krämmer, daß  
die Juden pflichtig ist  
ist ungeschicklich, und eine  
bis zum Kaiser und ich in  
unthunlich ist, daß die  
Christen Krämmer zu thun  
wäre die zu thun die Christen  
Krämmer die zu thun die  
schicklich, und in ungeschicklich  
wie die zu thun, so werden  
ja auf ungeschicklich als  
die zu thun.

W. Westhofen den 12<sup>ten</sup> Junij 1783.

Doct 16/17

Abb. 2: Schreiben des Amtschaffners Bojan aus Westhofen an die Kanzlei in Buchsweiler zugunsten eines jüdischen Krämers (1783)

scheint, daß in der Mitte des 18. Jahrhunderts Hausierer aus dem Breisgau Leder und Felle nach Deutschland geschmuggelt haben. So wurde den elssässischen wie den fremden Juden, aber auch den Gerbern bei 500 Pfund Strafe verboten, ohne besondere Erlaubnis Felle aus dem Elsaß zu exportieren<sup>30</sup>.

## Wochen- und Jahrmärkte

Seit dem 17. Jahrhundert war es nach einem Dekret des Grafen Johann Reinhart den Juden gestattet, sich auf die Märkte zu begeben, um zu kaufen und zu verkaufen, „... *dass es* (für die Juden) *mit Verkaufung allerhand Victualien und andere Waren sein verbleiben habe*“<sup>31</sup>. Bald aber wurden die Juden angeklagt, sie würden zu früh auf die Märkte gehen, um so viel Ware wie möglich zu hamstern, um sie später teurer verkaufen zu können. So wurde an die Rentkammer in Buchweiler eine Bittschrift gesandt, den Juden zu verbieten, sich im Sommer vor 9 Uhr und im Winter vor 10 Uhr auf die Märkte zu begeben<sup>32</sup>; die Kanzlei genehmigte dies.

Die Kornjuden wurden 1759 vom Amtsschaffner Kromayer in Pfaffenhofen verdächtigt, alles Getreide auf dem Markt aufzukaufen. Bei der Untersuchung stellte sich aber heraus, daß der *Mittelmüller*, der *Stubenwirt* und der Bäcker aus Neuweiler – also Christen – sich dessen schuldig gemacht hatten<sup>33</sup>.

## Die offenen Geschäfte

Die Erlaubnis für einen Juden, einen offenen Laden zu betreiben, mußte vom Grafen selbst gegeben werden. Schon um 1653 beklagten sich die Juden von Neuweiler, daß man ihnen verbiete, offene „*Gäden*“ zu halten<sup>34</sup>. Dem Wunsche der jüdischen Handelsleute, ein offenes Geschäft zu betreiben, entsprach vor allem ein Suchen nach Achtbarkeit. In dieser Hinsicht wurden sie von herrschaftlicher Seite unterstützt, da auf diese Weise das Monopol der Zünfte zu brechen war. Nach einem „*Canzley Protocoll*“ vom 31. Januar 1660 war ihnen erlaubt, „... *von allen Krämerwaren offene Gäden zu halten, auch darinnen sie Wullentücher verkaufen mögen* ...“<sup>35</sup>.

Trotz der Weigerung der Zünfte, „... *es wäre dem gemeinsamen Besten zuwider, ein Volk welches nur tolerirt werde, in eine christliche Bruderschaft aufzunehmen*“<sup>36</sup>, wurden gewisse Handelsjuden in die Krämerzunft gegen eine Gebühr aufgenommen, die doppelt so hoch war als die für Christen<sup>37</sup>.

Im Jahr 1717 hat die Straßburger Krämerzunft ein Klageschreiben an den königlichen Rat in Paris gesandt, weil Graf Johann Reinhart – ebenso wie der Bischof von Straßburg in Zabern – Juden erlaubt hatte, offene Läden zu haben. Im Gegenbericht des Grafen und Bischofs liest man: „*Von jeher war es den Herren gestattet, gewissen Juden diese Gunst zu erweisen, damit das Publico von ihrem Geschäftsgeist Nutzen zieht ... Es ist ungegründet sie des Betruges zu beschuldigen; und sie anzuklagen schlechte Ware zu verkaufen, sonst würde es nicht den Neid der (christlichen) Krämer erwecken.*“<sup>38</sup>

Auch die Amtsschaffner und die Bürgermeister waren der Meinung, den Juden die Freiheit zu geben, offene Geschäfte zu haben. So schreibt 1783 der Amtsschreiber Bojan von Westhofen, nachdem David Israel um die Eröffnung eines Kramladens gebeten hatte (Abb. 2): „*Es wäre dem Publico nützlicher wenn sothaner Jud die Krämerey treibet, denn das Vorgeben von den supplicirenden Christen Krämern, dass die Juden schlechte War halten ist unbegründet, indem solche bishero besser und auch in mehrerer Gattung, als bey den Christen Krämern zu haben war.*“<sup>39</sup>

In Pfaffenhofen wurde 1780 der Jude Zacharias Mayer sogar zum Meister der Krämerzunft ernannt<sup>40</sup>.

## **Die Güter-, Getreide- und Weinhändler**

Neben ihrer eigenen Wohnung, einem Garten und manchmal einem kleinen Weinstock konnten die Juden der Grafschaft keinen Grund und Boden besitzen. Hingegen war ihnen erlaubt, Güter zu kaufen und sie im laufenden Jahr wieder zu verkaufen<sup>41</sup>. Schon in der Mitte des 17. Jahrhunderts liest man in den *Contract Protocoll Büchern* der verschiedenen Ämter über Ankaufs- und Verkaufsverträge zwischen Juden und Christen, und zwar von Häusern, Grundstücken oder Reben. Stiftungen wie Spitäler, Kirchenschaffnereien oder Klöster wählten Juden als Zwischenhändler für Ihre Geschäfte. So hat zum Beispiel im Jahr 1659 ein gewisser Lazarus im Namen der Jesuiten von Hagenau an Conrad Scheer aus Pfaffenhofen etliche Grundstücke verkauft<sup>42</sup>.

Der Getreidehandel war für die Juden ein nicht geringes Einkommen. Wir haben schon erwähnt, daß in den Schuldbekennungen oft die Rede von Auszahlung *in natura* war. Außerdem kauften die reichen Handelsjuden große Mengen Getreide der Fruchtverwaltung der Grafschaft ab: Hirtzel Netter kauft 100 Viertel<sup>43</sup> Weizen und ebensoviel Hafer für eine Summe von 810 Gulden<sup>44</sup>. Jacob Reichshoffer und Abraham Lippmann kaufen

1745 die an die Herrschaft erfolgten Abgaben dreier Gemeinden, nämlich 190 Viertel Hafer<sup>45</sup>.

## **Die Hoflieferanten**

Nachdem 1712 die Grafschaften Hanau-Lichtenberg und Hanau-Münzenberg an Johann Reinhart III. und 1736 an die Landgrafen von Hessen-Darmstadt kamen, wurde Buchweiler der Sitz eines glanzvollen Hofes mit Regierungsrat, Rentkammer, Kirchenrat u.a.m. sowie einer großen Menge von Beamten und Dienern.

Jüdische Geschäftsleute wurden zu Hoflieferanten ernannt. Sie lieferten Spezereiwaren, exotische Früchte, Wein und Kleiderstoffe für die Herrschaft, die Beamten und die Knechte, außerdem Pferde für die Stallungen. 1758 verkauft Abraham Lippmann allerhand Ware für eine Summe von 6000 Gulden<sup>46</sup>. Hirtzel Netter bezahlt 914 Gulden für 7 Faß Burgunderwein an die Herrschaft. Derselbe gibt auch für den Posamentierer von Prinzlau 1063 Gulden und für den Juwelier am preußischen Hof insgesamt 2282 Gulden aus<sup>47</sup>. Isaac Weyl vermittelt zwischen 1783 und 1788 für 3466 Gulden Reitpferde und Zugpferde an die herrschaftlichen Stallungen<sup>48</sup>. Ja, sogar der „*bey Ihrer Herrschaft angenommene Rattenfänger*“ war ein Jude<sup>49</sup>!

## **Die Juden als Steuerpächter**

Bis zur französischen Revolution wurden die königlichen, die herrschaftlichen und die Gemeinde-Steuern an Privatleute verpachtet. Der Salzverkauf und der Eisenhandel waren ein herrschaftliches Monopol, welches „*submissioniert*“ (öffentlich ausgeschrieben) wurde.

Die ersten bekannten *Salzjuden* waren um 1650 Abraham und Samson aus Buchweiler, welche für ihren *Salzkasten* 60 Reichstaler bezahlten<sup>50</sup>. Sie hatten auch in gewissen Orten des Bistums Straßburg das Verkaufsrecht<sup>51</sup>.

Mathias Weyl von Westhofen erhält 1699 vom Straßburger Magistrat den Salzhandel im Territorium der Freien Stadt unter folgenden Bedingungen: Die Salzkasten sind auf seine Kosten einzurichten, das Salz darf nicht über 2 Gulden pro Sester verkauft werden, er zahlt der Stadt für jedes Viertel Salz 2 Gulden 9 Schilling, er stellt auf seine Kosten eine beeidigte Person zum Salzmessen<sup>52</sup>.



Sein Bruder, Liebmann Weyl, ist *Salzfermier* (Pächter) der Grafschaft von 1701 bis 1703<sup>53</sup>, und Hirtzel Netter erhält die *Salzfournierung* (Lieferung) von 1730 bis 1770<sup>54</sup> – dazwischen hatten Christen den Salzhandel inne.

## **Der Eisenverkauf**

Die Grafschaft hatte im Jägertal ihre eigene Eisenhütte, deren Betreiber der Straßburger Bankier Johann Dietrich war. Ende des 17. Jahrhunderts hatte Baruch Weyl, ein dritter Bruder dieser Familie, das Verkaufsmonopol für Eisen in der Grafschaft (Abb. 3)<sup>55</sup>. Schmiede, Schlosser und andere Benutzer waren verpflichtet, sich ausschließlich der Eisenlager des Pächters zu bedienen.

Von 1700 bis 1719 waren Süsskind Blum aus Buchweiler und Moses von Pfaffenhofen die *Admodiatoren* (Ersteiger) des Eisenhandels<sup>56</sup> und später Lippmann Raphael mit Jacob Reichshoffer<sup>57</sup>. Auch hier hatten dazwischen Christen die Pacht der Eisenhütte ersteigert.

Ein Jude aus Buchweiler, Moses Elias, war Betreiber des Zinsweiler Eisenwerks, das den Herren von Leinigen gehörte. Er zahlte 4250 Gulden für die Nutzung der Schmelze<sup>58</sup>. Isaac, ein Sohn Lippmann Raphaels, war „Eisenherr“ des Hochofens von Tiefenbach in der Grafschaft Lützelstein<sup>59</sup>.

## **Die Akzisen (direkten Steuern) auf Verbrauchsgüter**

Alle Verbrauchsgüter waren versteuert. So zahlten die Bäcker eine Bäckerakzise, die Metzger eine Metzgerakzise, die Krämer eine Krämerakzise auf jede Ware, die sie verkauften. Für das lebende Vieh wurde ein Viehpfundzoll auferlegt, für Wein und Bier ein Ohmgeld.

Diese Steuern wurden alle 3 oder 6 Jahre dem Meistbietenden verpachtet, und oft waren es Juden, die sie ersteigerten. Sie zahlten der Rentkammer den Ersteigerungsbetrag und zogen dann die betreffende Steuer für sich ein – was natürlich ihre Popularität nicht erhöhte!

## **Reiche Juden, arme Juden**

Mit der Zeit bildete sich in der Grafschaft eine vermögende Klasse, die weit über die der anderen Juden herausragte. Die Familie Weyl von Westhofen, die Familien Lippmann, Reichshoffer, Netter oder Moses von



Buchsweiler, die so oft in diesem Text genannt worden sind, waren reiche Geschäftsleute, Lieferanten und Bankiers der Herrschaft, die durch Heiraten familiär verbunden waren. Sie wohnten in großbürgerlichen Häusern und hatten Dienstpersonal.

Als 1748 Jacob Reichshoffer seinen Sohn Benjamin mit Blimle, Tochter des Bankiers Aron aus Pfalzburg, verheiratete, bekam er 3000 Gulden als *Morgengabe*, und Blimle erhielt 4200 Gulden Mitgift<sup>60</sup>. Diese Elite hatte Beziehungen zu den hohen Beamten der Grafschaft und zu den französischen Militärbehörden. Sie waren auch Vorsteher ihrer Gemeinden. So war z.B. Jacob Weyl Landesvorsteher der Juden der Grafschaft in der Mitte des 17. Jahrhunderts; sein Sohn Lippmann folgte ihm nach. Drei andere Söhne waren Heereslieferanten, wohnten in der „Citadelle“ in Straßburg und später in Obernai, unter ihnen Mathis (Zadok), welcher eine seiner Töchter an Joseph Günzburger, den Judenvorsteher des Breisgaves, verheiratete, und Baruch, dessen einer Sohn, Jacob-Baruch, zu einem der Obervorsteher der ganzen Provinz ernannt wurde, und dessen anderer Sohn, Samuel, der Oberrabbiner des Elsaß wurde.

Den Mittelstand repräsentierten die Viehhändler, die Judenkrämer und die Metzger. Diese Gruppe wohnte in bescheidenen Häusern, deren Wert selten 500 Gulden übertraf. Ihre Heiratsverträge weisen Mitgifte von 50 bis 500 Gulden auf.

Die Armen in der jüdischen Bevölkerung der Grafschaft kann man auf 14% schätzen. Sie besaßen weder Haus noch anderes Gut, waren Hausierer, Makler, Dienstleute oder gar Bettler. Oft wurden sie von den jüdischen Armenkassen unterstützt, und für die Witwen gab es eine besondere „Witwen- und Waisenkasse“<sup>61</sup>. Die Herrschaft hatte sie teilweise, manchmal auch ganz vom Schirmgeld befreit<sup>62</sup>.

## Schlußwort

Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts haben die Juden der Grafschaft Hanau-Lichtenberg eine zunehmende Rolle in der Wirtschaft gespielt. Sie wurden von der Obrigkeit begünstigt, die auf diese Weise die Übermacht der Zünfte zu vermindern suchte.

Für die Juden war dies eine Möglichkeit, sich in die christliche Gesellschaft zu integrieren und eine gewisse Achtung und Ehrbarkeit zu gewinnen.

## Anmerkungen

- 1 A.B.R. (Archives du Bas-Rhin) G5655 fol. XIIIa
- 2 Weiss (G. Th.): Geschichte und rechtliche Stellung der Juden im Bistum Strasburg, Bonn, 1895
- 3 A.B.R. J suppl. 1985 n° 55
- 4 A.B.R. E 2420
- 5 A.B.R. 6E 44/18
- 6 A.B.R. 6E 7/53
- 7 A.B.R. 6E 7/53 fol. 46 b
- 8 A.B.R. J suppl. 1943 n° 177
- 9 A.B.R. 6E 7/53 fol. 261
- 10 A.B.R. 32 J 4 (120)
- 11 De Boug: Recueil des édits... du Conseil souverain d'Alsace, 2 vol., Colmar, Decker, 1775, vol. II, p. 116
- 12 Ibid. vol. II, p. 839
- 13 A.B.R. 6E 7/12 fol. 168
- 14 A.B.R. C 334 (140)
- 15 A.B.R. 159 J 43
- 16 A.B.R. 32 J 25
- 17 A.B.R. E 2536
- 18 A.B.R. 17 J 99 (10)
- 19 Ibid.
- 20 A.B.R. E 2399, E 2536, E 1897
- 21 A.B.R. E 3051
- 22 A.B.R. E 3765 (151)
- 23 A.B.R. E 1557 (3)
- 24 A.B.R. C 334 (144)
- 25 A.B.R. E 3025 (6)
- 26 A.B.R. 8E 18/5 fol. 2
- 27 A.B.R. E 3190
- 28 A.B.R. 6E 7/425
- 29 A.B.R. 17 J 72
- 30 A.B.R. C 141 (46)
- 31 A.B.R. 17 J 55
- 32 A.B.R. 17 J 99 (12)
- 33 Ibid.
- 34 A.B.R. E 3025
- 35 A.B.R. 17 J 55
- 36 A.B.R. E 2985 und 17 J 72 b
- 37 A.B.R. E 3051
- 38 A.B.R. G 492 (77)
- 39 A.B.R. 17 J 73
- 40 A.B.R. 17 J 72 a
- 41 De Boug: Recueil... Op. cit. vol. II p. 459
- 42 A.B.R. E 1420
- 43 Ein Viertel entspricht 120 Liter
- 44 A.B.R. E 3044
- 45 A.B.R. E 4044
- 46 A.B.R. E 4026

- 47 Ibid.
- 48 A.B.R. E 4039 n° 88–90
- 49 Ibid. fol. 373
- 50 A.B.R. E 4521
- 51 A.M.S. (Archives Municipales de Strasbourg) Arch. du Grand Chapitre, Geispolsheim II/H
- 52 A.M.S. AA 2592
- 53 A.B.R. E 4002
- 54 A.B.R. E 3873
- 55 A.B.R. E 2847 fol. 8
- 56 Ibid. fol. 46–48
- 57 Ibid. fol. 55–56
- 58 A.B.R. E 4203, E 4206
- 59 A.B.R. 6E 41/1007
- 60 A.B.R. 6 E7/428
- 61 A.B.R. E 3445, fol. 134 ss.
- 62 A.B.R. E 3201 fol. 134–137, E 3234

Text der Abbildung 2, Zeile 1–20

*Wan es gegründet ist, dass die Zunfft Articul es verbieten, dass nicht mehr als zwey Juden Krämer in einem Ort seyn dörffen, so wird meinem ohnmassgeblichen davor halten nach, dem David Isaac alhier nicht wohl erlaubt werden können, einen Krämerladen hieselbst auffzurichten. Wann aber dises nicht geordnet sein sollte, so wäre es dem Publico nützlicher, wann sothaner Jud die Krämerey treibet, denn das Vorgeben von den supplicirenden Christen Krämeren, dass die Juden schlechte Waar halten, ist ungegründet, indeme solche bishero besser und auch in mehrerer Gattung als bey den Christen Krämeren zu haben war, . . .*

*Westhoffen, den 4ten Juny 1783*

Text der Abbildung 3, Zeile 1–14

*Zu wissen sey hiemit, demnach Baruch, Jacob Weylen, des Juden von Westhoffen Sohn, sich umb Admodirung des Eisen Handels underthänig angemeldet,*

*Als is solcher uff vorherige Deliberation und Ihrer Hochgrävlicher Gnaden . . . ertheilten Consens, ihme Baruch uff drey Jahr lang von dato, in denen Ämbtern Buchsweyler, Pfaffenhoven, Ingweiler, Brumath, Westhoven, Wolvisheim und Staab Offendorff, dergestalt überlassen worden, dass Gndg. Herrschaft, er Jud jählichen vor Accis, Hundert Gulden, und zwar quartaliter nach Proportion abstaten . . .*

Der Autor dankt herzlich Herrn Prof. Dr. Rolf Kruse für seine Hilfe an der Übersetzung und Korrektur.

# Musikpflege im Kloster Ettenheimmünster – Pater Ildefons Haas aus Offenburg

*Bernhard Klär*

## **Kurzer Überblick über die Geschichte des Klosters Ettenheimmünster und seine Bedeutung**

Im Gegensatz zu vielen oberschwäbischen und bayerischen Klosteranlagen oder zu den großen österreichischen Stiften, wie z. B. Kremsmünster, Melk, St. Florian, vor deren Barockarchitekturen der Klosterkirchen, Bibliotheks- und Prachtsäle wir bewundernd stehen, müssen wir für das Kloster Ettenheimmünster<sup>1</sup> den Verlust fast der gesamten Klosteranlage beklagen.

Wenigstens ist noch die unweit des ehemaligen Klosters erbaute Wallfahrtskirche, die jetzige Pfarrkirche von Ettenheimmünster, vorhanden. Auf sie stößt man, wenn man von Westen her, von der Stadt Ettenheim kommend, in das Tal der Undiz gegen Osten dem Gebirge zu fährt. Der etwas gotisierend in die Höhe gerichtete Turm der Wallfahrtskirche St. Landelin begrüßt einen schon von weitem, und kurz danach ist man auch schon an der barocken Kirche selbst angekommen, die direkt an der Straße liegt.

Seit dem frühen Mittelalter werden hier der aus Schottland stammende Landelin, ein Königssohn, als heiliger Einsiedler und Märtyrer und mit ihm die an der legendären Todesstelle entsprungenen Quellen bis auf den heutigen Tag verehrt. Das Wasser dieser Quellen wurde zum Gebrauch in ein nahe der Wallfahrtskirche gelegenes Badhaus geleitet, wo im 17. und 18. Jahrhundert ein regelrechter Kurbetrieb herrschte. Bekannt wurde beispielsweise die Heilung der Markgräfin von Baden, Franziska Sybilla Augusta, im Jahre 1711.

Die Wallfahrtskirche in ihrer heutigen Gestalt stammt aus dem 17. Jahrhundert mit Veränderungen aus dem 18. Jahrhundert sowie dem Turm aus dem 19. Jahrhundert.

Das Kloster dagegen stand etwas weiter östlich, wo sich das Tal weitete und mehr Raum für eine benediktinische Klosteranlage bot. Als Gründer gilt Bischof Etto von Straßburg, der im Jahre 763 die benediktinische Kloster-



*Abb. 1: Moser, Abtei Ettenheimmünster (1828), Ölgemälde, Geschenk des letzten Abtes Arbogast Häusler an die Pfarrkirche Ettenheimmünster*

regel einführte. Seine barocke Gestalt erhielt das Kloster durch den Vorarlberger Baumeister Peter Thumb, der zwischen 1718 und 1741 in Ettenheimmünster tätig war und den Umbau der Klosterkirche, den Neubau des Klosters, des Amtshauses, sowie der Ökonomie ausführte.

Der Reichsdeputationshauptschluß von 1803, der die Enteignung und Säkularisierung aller Kirchengüter zur Folge hatte, machte Schluß mit jeglicher religiös-kultureller Tätigkeit der Benediktiner. Flucht, Vertreibung der Mönche, Raub der Kirchengüter, Zerstreuung der Bibliothek und zweckentfremdete Verwendung der Klostergebäude zunächst als Lazarett, dann als Tabakfabrik und schließlich Abbau und Sprengung der Klostergebäude vollendeten das Werk der Zerstörung, das wir heute nur noch als Kulturschande bezeichnen müssen.

Ein besonders beklagenswertes Schicksal hatte die Bibliothek getroffen. Gerettet wurde, was in die Badische Landesbibliothek und in das Generallandesarchiv nach Karlsruhe kam. Manches brachte man in die Univer-



sitätsbibliothek nach Heidelberg, vieles wurde anderweitig verschleppt und ist nicht mehr aufzufinden. Bereits in den Wirren des Dreißigjährigen Krieges waren Teile der Bibliothek der Sicherheit wegen nach Schlettstadt gekommen, und im Jahre 1668 waren von der schwedischen Königin Christina Archivalien aus Ettenheimmünster nach Rom gebracht worden. Trotz aller Einbußen ist der Bücherbestand dennoch heute sehr beachtlich und gibt neben den zahlreichen Kunstschatzen und Berichten über die Musik- und Theateraufführungen einen Beweis der regen wissenschaftlichen und künstlerischen Tätigkeit des Klosters.

So darf man trotz des Schmerzes über zahlreiche Verluste doch auch glücklich darüber sein, daß einiges aus der Klosterkirche erhalten geblieben ist, das nach der Auflösung des Klosters in die Wallfahrtskirche gebracht wurde. Sie nämlich erlitt nicht dasselbe Schicksal wie die Klosterkirche und das Kloster: Sie blieb erhalten, da sie der Gemeinde Ettenheimmünster als Pfarrkirche zugewiesen wurde.

In die Wallfahrtskirche brachte man die Orgel der Klosterkirche, ein berühmtes und klangschönes Werk aus der Straßburger Orgelbauwerkstatt Silbermann: Johann Andreas Silbermann, der Sohn von Andreas Silbermann, des Erbauers der Orgeln von Marmoutier und Ebersmünster im Elsaß, hatte im Jahre 1768 für das Kloster Ettenheimmünster diese zweimanualige Orgel gefertigt. Sie wird trotz der nur zwei Manuale von Kennern als Besonderheit angesehen, ihr erhaltener Zustand ist sehr gut. (Vgl. Abb. 2).

Neben diesem bedeutendsten geretteten Stück aus dem ehemaligen Kloster sind es weiterhin schöne barocke Beichtstühle, in der Klosterwerkstatt geschnitzt, ebenso wie das Orgelgehäuse. Dann sind es Paramente, Gold- und Silbergefäße, der alte Taufstein und ein Teil des Chorgitters sowie als besonders wertvolles kunsthandwerkliches Stück die berühmte Landelinusbüste, die im Jahre 1506 in einer Straßburger Gold- und Silberwerkstatt gefertigt wurde, die das Haupt des heiligen Landelinus enthält.

Um uns die Welt des ehemaligen Klosters vorzustellen, sind wir darauf angewiesen, die wenigen noch vorhandenen Quellen zu erforschen, so daß wir uns ein Bild zusammensetzen können, das seine zeitgeschichtliche, dem geistlichen Feudalismus des 18. Jahrhunderts entsprechende politische Bedeutung und seine geistig-geistliche Wirkungsgeschichte uns zeigt: das Kloster hatte eine rege Tätigkeit auf geistlich-theologischem und philosophisch-philologischem Gebiet (vgl. Beschäftigung mit den Kirchenvätern sowie wichtige Bibelübersetzungen), ebenso bedeutend sind die Tätigkeiten im künstlerisch-musikalischen Bereich über viele Jahrhunderte hinweg.



*Abb. 2: Prospekt der Silbermannorgel*

P. Bernhard Stöber, der letzte Pfarrer und Chronist des Klosters, beschreibt die letzten, vom Krieg gezeichneten Jahre des Klosters in seiner Chronik<sup>2</sup> aus dem Jahre 1804:

*„Abt Arbogast und die meisten Religiösen verließen das Kloster und suchten vor den Franzosen ihr Heil in der Flucht bis nach Schwaben, Bayern, auch nach der Schweiz. So hörte nun auf einmal aller Chorgesang und aller feierliche Gottesdienst auf.“*

Das barocke Kloster als schulische und voruniversitäre Ausbildungsstätte im 18. Jahrhundert war eine späte Fortsetzung der mittelalterlichen Dom- und Klosterschulen und damit ein Garant für die Tradierung kirchlich-theologischen Gedankengutes und kirchlicher Kunst und Kultur allgemein, was dann am Ende des 18. Jahrhunderts durch die allgemeine Auflösung der alten Strukturen in der Säkularisation ein Ende fand.

Zur 1200-Jahrfeier der Klostergründung im Jahre 1963 wurden zum 1. Mal Barockwerke des Ettenheimmünsterschen Klosterkomponisten Ildefons Haas wieder aufgeführt, um den es in diesem Artikel hauptsächlich geht. Der die damalige Feier zelebrierende Erzabt von Beuron, Benedikt Reetz, wies in seiner Ansprache auf die Bedeutung der Benediktiner hin, und der damalige Bundestagsabgeordnete dieses Landkreises und Vizepräsident des Europäischen Parlamentes, Hans Furler, betonte die europäische Bedeutung der benediktinischen Kulturleistungen, Gedanken, die heute vor dem Horizont der europäischen Einigung neue Aktualität besitzen.

### **Musikpflege im 18. Jahrhundert**

Die barocke Musikpflege im Kloster Ettenheimmünster<sup>3</sup> umfaßte den gesamten geistlichen und weltlichen Bereich des damaligen klösterlichen Lebens, durchaus einer kleineren bischöflichen Hofhaltung vergleichbar. Der geistliche Bereich betraf vor allem die in regelmäßigen Zeitintervallen sich folgenden klösterlichen Gebetszeiten, dem Offizium, bestehend aus Matutin, Laudes, Prim, Terz, Sext, Non, Vesper und Complet, sodann die tägliche Meßfeier mit ihren der besonderen Vertonung vorbehaltenen Textgruppen, dem gleichbleibenden Ordinarium (Kyrie, Gloria, Credo, Sanctus mit Benedictus, Agnus) und dem je nach Fest wechselnden Proprium (Introitus, Graduale, Offertorium, Communio). Die musikalischen Stilformen waren zum einen der traditionsreiche gregorianische Choral mit und ohne Orgelbegleitung, zum anderen die mehr und mehr verwendete Mehrstimmigkeit in Form der alten Acappella-Polyphonie, wie sie sich in der Zeit der Renaissance herausgebildet hatte, vor allem jedoch in der Form der

**Salve regina** (aus dem Rituale Parochiae 1804 v. Stöber, S. 14)

*A primis Vesperis festis: Trini-  
tus. Adventum Domini.*

*And. Salve Regina, mater miseri-  
cordia, vita, dulcedo, et spes nost-  
ra salve. Ad te clamamus escu-  
les, filii Eva. Ad te suspiramus  
gementes et flentes in hac lac-  
rymarum valle. Eja ergo Advoca-  
ta nostra, illos tuos misericor-  
des oculos ad nos converte. Et  
Jesum benedictum fructum ventris  
tui nobis propterea caelium offen-  
de. O clemens, O pia, O  
dulcis Virgo Maria.*

**Salve regina** (aus „Dominical Romain)

**S** Alve Re-gi-na, Ma-ter mi-se-ri-cordi-ae: Vi-ta, dul-  
cè-do, et spes nôtra, sâlve. Ad te clamâmus, êxsu-les,  
fi-li-i Ilevac. Ad te suspi-râmus, gemêntes et flêntes in  
hac lacrimâ-rum vâl-lè. E-ia ergo, Advoca-ta nôstra,  
il-los tû-os mi-se-ri-côrdes ô-cu-los ad nos convér-te, Et  
Jé-sum, be-ne-dictum fructum véntris tû-i, nô-bis post hoc  
exsi-li-um ostênde. O clê-mens, O pi-a, O  
dulcis Virgo Ma-ri-a.

Abb. 3: Vergleich des gregorianischen Salve Regina der Ettenheimmünsterschen mit der heutigen Singweise nach der Fassung von Solesmes

orchestrierten Chormusik, wie sie im Zeitalter des Barock üblich geworden war. Neben diesen konzertanten Kirchenstil trat im Zuge liturgischer Aufklärung das deutsche Kirchenlied, das auch in Ettenheimmünster eine nicht unbedeutende Rolle spielte.

Der gregorianische Choral war in Ettenheimmünster trotz des immer größer werdenden Umfanges der in der Liturgie verwendeten konzertanten Kirchenmusik im 17. und 18. Jahrhundert immer noch für den monastischen Gottesdienst die Norm, war doch der Benediktinerorden schon immer die besondere Pflegestätte des Choralgesanges. Natürlich blieben gerade im 18. Jahrhundert die ästhetischen und theologisch-liturgischen Streitfragen nicht aus, die sich aus den unterschiedlichen Musikanschauungen bezüglich weltlicher und geistlicher Musik ergaben. Doch diese obgleich interessante Fragestellung soll hier des Umfanges wegen nicht erörtert werden. Die allgemeine Praxis des gregorianischen Chorals war im 18. Jahrhundert noch ziemlich uneinheitlich, obwohl die römische *Editio Medicaea* seit 1614 offiziell maßgebend war. Doch entstanden unabhängig von ihr choralische Neukompositionen und auch Neufassungen älterer Melodien infolge lokal unterschiedlicher Singarten. So ist es interessant, gregorianische Melodiebildungen aus Ettenheimmünster mit anderen zu vergleichen. (Vgl. Abb. 3).

Was die Acappella-Musik im Stile des 16. Jahrhunderts betrifft, so ist es musikgeschichtlich äußerst interessant, daß sie in Ettenheimmünster während des 18. Jahrhunderts noch in Gebrauch war, daß „der alte Stil“ noch gepflegt wurde. So sind Motetten und Litaneien, z.B. von Orlando di Lasso, im Kloster gesungen worden. Und in einer Handschrift ist ein 4-stimmiges *Salve Regina* überliefert, das eine Parodiebearbeitung der Chanson „*Bon jour, mon coeur*“ von Lasso darstellt.

Die orchestrierte konzertante Kirchenmusik fand ihr Hauptrepertoire im Meßordinarium, das immer im gänzlichen Zyklus vertont wurde, dagegen wurden aus dem Bereich des Propriums nicht mehr alle Sätze vertont, bevorzugt wurde das Offertorium, wie man aus dem Werkverzeichnis von Ildefons Haas, das 15 Offertorien, op. 2 verzeichnet, sehen kann. Aus dem Bereich des Offiziums war es hauptsächlich die Vesper, die mehrstimmig vertont wurde, entweder ganz oder auch nur in Teilen. Dazu kamen die Hymnen, unter denen der Ambrosianische, nämlich das *Te Deum*, am häufigsten vertont wurde.

Einen Überblick über die in Ettenheimmünster geübte musikalische Gestaltung der Feste des Kirchenjahres gibt das „*Breve Rituale*“<sup>4</sup> aus dem Jahre 1773. Es ist dies eine wertvolle Quelle, die uns Aufschluß darüber

gibt, wann z. B. gregorianisch, mit oder ohne Orgelbegleitung je nach Rang des Festes, wann mehrstimmig a cappella oder mehrstimmig mit Orchester gesungen wurde. In diesem „Rituale“ werden auch besonders herausragende Feste oder Ereignisse und deren liturgische Feier beschrieben, wie sie etwa beim Tod eines Abtes oder beim Jahresfest einer religiösen Bruderschaft, wie sie in Ettenheimmünster verbreitet waren, oder bei der Grundsteinlegung eines Klosterneubaues stattfanden.

Solche Feste wurden neben der kirchlich-liturgischen Feier auch „weltlich“ begangen. Dazu gab es festliche Tafelmusik, z. B. zum Geburts- oder Namenstag eines Abtes, bei Jahrestagen bedeutender historischer Ereignisse, bei Grundsteinlegungen oder regelmäßig auch bei Schulabschlüssen, ebenso wie bei Empfängen hoher Persönlichkeiten, Grafen und Fürsten im Kloster. Meist fanden bei solchen Gelegenheiten auch Theater- und Opernaufführungen statt, die zu diesen Anlässen eigens verfaßt und komponiert wurden. Die Themen entstammten dabei häufig der Antike oder aus dem frühen Christentum, manchmal waren sie auch in Form zeitgenössischer Parodien gehalten.

Ort solcher Festlichkeiten war der terrassenartig angelegte Klostergarten sowie das zu solchen Zwecken erbaute Orangeriegebäude, zuweilen auch das große Refektorium im 2. Stock der Südseite des Klosters. Geistliche Spiele fanden auch in der Kloster- oder Wallfahrtskirche statt.

Man hat sich unter diesen Aufführungen eine regelrechte Hofmusik von versierten Instrumentalisten und Sängern vorzustellen, wie man sie im 18. Jahrhundert allgemein kennt, etwa am fürstbischöflichen Hof zu Salzburg. Die Namen der Musikermönche sind bekannt, die damals in Ettenheimmünster wirkten; dazu kamen die jungen Scholaren der Klosterschule, deren Aufnahme sogar bisweilen von ihren musikalischen Fähigkeiten abhing. Nicht selten engagierte das Kloster auch bekannte Musiker, die zeitweise dort unterrichteten, wie wir auch bei der Lebensbeschreibung von Ildefons Haas sehen werden.

Aus zahlreichen Berichten seien zur Illustration wenigstens zwei Ereignisse genannt, die der Klosterchronist P. Carolus Will<sup>5</sup> zum Jahre 1711 und 1714 schildert. Im Jahre 1711 war der Besuch der Markgräfin von Baden Francisca Sybilla Augusta mit ihrem neunjährigen Sohn und großem Gefolge Anlaß zu großen Feierlichkeiten. Die Markgräfin hatte damals im Bad von St. Landelin, wie sie selbst in einem Brief vom 27. Juli 1711 bekundet, von einer schweren Krankheit Heilung gefunden:

KLOSTERMUSIK IM 18. JAHRHUNDERT

*geistlich*

*weltlich*

Stilformen:

Gregorianik **oder** mehrstimmige A-Capella-Musik **oder** barock-klassisch orchestrierte Chormusik

MESSE

ORDINARIUM

PROPRIUM

- |                  |    |       |             |
|------------------|----|-------|-------------|
|                  | 1. | _____ | INTROITUS   |
| KYRIE _____      | 2. |       |             |
| GLORIA _____     | 3. |       |             |
|                  | 4. | _____ | GRADUALE    |
| CREDO _____      | 5. |       |             |
|                  | 6. | _____ | OFFERTORIUM |
| SANCTUS _____    | 7. |       |             |
| BENEDICTUS _____ | 8. |       |             |
| AGNUS _____      | 9. |       |             |
|                  | 10 | _____ | COMMUNIO    |

+ evtl. HYMNEN (Ambrosian. Hymn. „TeDeum“)

OFFICIUM

Klösterliche Tagzeiten (Matutin, Laudes, Prim, Terz, Sext, Non Vesper, Complet)  
 darunter mehrstimmig vor allem:  
 VESPER (Psalmen, Hymnen, Magnificat, Marian. Antiphon)  
 DEUTSCHES KIRCHENLIED

TAFELMUSIK

für

Empfänge (hohe Persönlichkeiten, Fürsten etc.)

Feste (Geburts- u. Namenstage,  
 Jahrestage von histor. Ereignissen,  
 Grundsteinlegung,  
 Schulabschlüsse etc)

THEATER/OPER

- Themen aus der Antike
- frühes Christentum
- Zeitgenöss. Parodien

Abb. 4

*„Was sich in diesem Jahr denkwürdiges zugetragen, ist, daß Ihre Hochfürstlich Durchlaucht die verwittibte Frau Markgräfin zu Baden-Baden, Francisca Sybilla Augusta, denominierten Oberlandes-Regentin, mit ihrem durchl. Erbprinzen Ludovico, samt einer großen Menge Herren und Bedienten ad festum S. Joannis Baptistae hierher gekommen und gnädigst belieben zu lassen, welche dann an besagtem Tag mit einem Spiel in teutschen Versen – dazu die Music ornate et perdocte Dom. N. Wildt, damaliger Canzlist zu Gengenbach, künstlich und wohl komponiert – mit aufgehängten sinnreichen Symbolen und Emblematen, so auf das Hochfürst-Durchl. Hauß Baden-Baden alludierten, in der Sanct Landelins Kirch empfangen worden: darob hochgedachte Frau Markgräfin wie auch der durchl. Erbprinz ein gnädiges Wohlgefallen erzeiget. Das Mittagsmahl wurde im Garten, unter aufgemachten Laubhütten und grünem Gezelt eingenommen, da dann alles splendide und magnifice hergegangen.“<sup>6</sup>*

Und über besondere Feierlichkeiten anlässlich des Friedens zu Rastatt im Jahre 1714, der den Spanischen Erbfolgekrieg beendigte, durch den das Kloster in Mitleidenschaft gezogen worden war, berichtet C. Will:

*„Demnach nun besagter Fried aller Orthen bekannt gemacht und publiziert worden, und männiglich sich darob herzlich erfreuet, haben auch ihre Hochwürden und Gnaden in allhießigen Gotteshauses Closter-Kirchen eine herrliche Comoedi in festo S. Joannis Baptistae nach einer zuvor solennissime gehaltener Primitz spielen lassen, welche Comoedi über das Thema Finis Belli Pax R.P. Franciscus Müntzer aus dem Gotteshaus Schuttern, hier postulierter Philosophiae et Theologiae Professor . . . mit deutschen Versen künstlich zu aller gegenwärtigen sattsamen Vergnügen componiret, welche einige unseres Gotteshauses Professi musicalisch aufgesetzt. Die Menge der damals anwesenden Gästen war sehr groß, unter welchen die Hochw. Herren Prälaten Augustinus, Abt zu Gengenbach, Martinus, Abt zu Tennenbach, Ord. Cist., Ihre Excellenz . . . Präsident der Regierung Baron von Sickhingen gewesen. Auf den Abend gegen 8 Uhr oder später wurde ein Feuerwerk gehalten.“<sup>7</sup>*

Um das Musikleben am Kloster Ettenheimmünster abschließend zu beleuchten, sei eine interessante Quelle aus dem 18. Jahrhundert genannt, nämlich „Beyträge zur Geschichte der Musik, besonders in Deutschland, nebst freimüthigen Anmerkungen über die Kunst“, erschienen in Freiburg i.Br. im Jahre 1790. Der Autor, Baron Freiherr Friedrich Sigismund August Böcklin von Böcklinsau, schildert die Musikpflege im Kloster Ettenheimmünster folgendermaßen:<sup>8</sup>



*„Hier ist die Musik in die erste Klasse der Klostermusiken zu setzen, was wohl kein Kenner ableugnen dürfte . . . Und sobald ein Tonmeister durchs Land reiset . . ., so eilet fast ein jeder dieser Abtei zu, um zu hören oder um sich hören zu lassen, weil man ihm sagt . . ., daß er da vorzüglichst im Lande gut accompagniret werde.“*

Mögen auch die Ausführungen des Herrn Baron von Böcklinsau von einem gewissen Lokalpatriotismus getragen sein – er war Baron der reichsunmittelbaren Herrschaft Rust und dadurch dem Kloster benachbart und kannte die dortigen Verhältnisse gut, stand außerdem mit P. Ildefons Haas in Briefwechsel, weshalb er noch des öfteren zu zitieren sein wird –, so sind doch seine Schilderungen aussagekräftig, denn er war immerhin ein musikalisch gebildeter Laie, ein praktizierender Liebhaber der Musik, war Schüler von Franz Xaver Richter in Straßburg, war vielgereist und kannte berühmte Musiker wie N. Jomelli in Stuttgart, Ch.W. Gluck und W. A. Mozart in Wien persönlich.

Er zählt in seinem Repertoire der Ettenheimmünsterschen Kirchen- und Kammermusik die Komponisten auf, deren Werke aufgeführt wurden. Darunter befinden sich die großen Meister der Wiener Klassik, aber auch die Meister der Frühklassik aus dem Mannheimer und Wiener Umkreis, sodann unbekanntere Kleinmeister und heute vergessene Klosterkomponisten.

Ein solcher lokaler Kleinmeister ist Pater *Ildefons Haas*, dessen Lebensweg hier kurz geschildert werden soll.

### **Leben und Werk von P. Ildefons Haas (1735–1791)**

Pater Ildefons Haas wurde am 23. April 1735 in Offenburg geboren. Seine Eltern „Joannis Michael Haß et Maria Anna Fiveldin“, wie sie in den Taufbüchern genannt sind, gaben ihm den Namen Joannes Georgius. Der Vater übte den Beruf eines Müllers und Bäckers aus und war außerdem Stadtrat. Joannes Georgius war das zweitjüngste von sechs Kindern.

Johann Friedrich Christmann, Theologe und Musikschriftsteller, Pfarrer in Heutingsheim bei Biberach a.d. Riß, schreibt in seiner Biographie über Ildefons Haas, die er in der „Musikalischen Realzeitung“ im Jahre 1791 als großen Nachruf veröffentlichte<sup>9</sup>:

*„Er sang Diskant bis in sein fünfzehntes Jahr, da er dann den Alt begann, den er auch noch im Kloster als Noviz sang, und er sang meisterhaft schön. Schon in den frühesten Jahren seines Lebens zeigte*

*er Talente und Hang zur Musik. Das erste Instrument, das er erlernte, war die Violin. Als Liebling seiner Mutter erhielt er von derselben allen Vorschub. Im Jahre 1747 lernte er dieses Instrument auch bei Wolbrecht, der als Hofmusikus beim Markgrafen August von Baden in Diensten war und sich damals in Offenburg aufhielt.“*

Mit fast 15 Jahren trat er als Novize in das Kloster ein und legte, wie aus den Acta Capitularia<sup>10</sup> hervorgeht, am 30. Mai 1751 die feierlichen Gelübde ab und wählte dabei den Klostersnamen Ildefons, der besonders unter spanischen Theologen und Marienverehrern verbreitet war. Die nun folgenden Jahre bis zur Priesterweihe galten vor allem philosophischen und theologischen Studien, nach deren Beendigung sich jedoch die Priesterweihe wegen des jugendlichen Alters verzögerte. Christmann schreibt:

*„Er war sehr jung in das Kloster getreten, endigte seine Studien mit seinen Mitprofessen, die nun zum Priesterthum übergiengen und ihn, der das Alter noch nicht hatte, als einfachen Benediktinerfrater etliche Jahre hinter sich zurückliessen. Diese Jahre füllte er mit Musikbeschäftigungen aus: da wurde er der berühmte Geiger, der gute Tonsetzer.“<sup>11</sup>*

In diese Zeit fällt auch die Bekanntschaft mit Johann Stamitz, dem großen Meister der sog. Mannheimer Schule. Christmann berichtet:

*„Da er bereits in Ettenheimmünster war, kam ums Jahr 1755 Wenzel Stamitz dahin, und bei diesem vervollkommnete er sich vollends auf seinem Instrument so sehr, daß er, um recht schwere Musik für die Violine zu haben, sich dieselbe in der Folge selbst setzen mußte.“<sup>12</sup>*

Christmann nennt an Kompositionen weiterhin Komödien, die aus dieser Zeit stammten. Jedoch ist das einzig näher bezeichnete und auch bei den Lexikographen E.L. Gerber und F.J. Fétis<sup>13</sup> genannte Werk ein „Schauspiel für Offenburg“ aus dem Jahre 1759. Musik dazu ist keine erhalten. Doch wird von den Offertorien gesagt, Haas habe sie „zum großen Teil aus den Komödien gezogen, mehrere darunter haben den höchsten Grad der Schönheit, aber sie müssen mit Gefühl und Ausdruck gesungen werden“<sup>14</sup>.

Hierbei sehen wir das im 18. Jahrhundert allgemein übliche sog. Parodieverfahren angewandt, nämlich den zweckmäßigen Austausch der Musik zwischen geistlichem und weltlichem Bereich. Dies war offensichtlich auch in Ettenheimmünster in Gebrauch. Die Offertorien, op. 2, mehrsätziges Stücke aus Rezitativen und Arien sowie Chören bestehend, weisen, wie auch die Hymni Vespertini, op. 1, aus Soloarien und Duetten bestehend,

den instrumental geprägten Kirchenstil auf, wie er besonders in Süddeutschland aus der neapolitanischen Gesangsvirtuosität und der Mannheimer Instrumentalpraxis sich entwickelte.

Haas beschäftigte sich auch eingehend mit theoretischen Fragen und studierte die damals allgemein verbreiteten Lehrwerke der Musik. So kannte er Leopold Mozarts Violinschule, denn er nennt sie im Vorwort zu den Hymni Vespertini:

*„Bei diesen erleuchteten Zeiten, da auch die gemeinsten Chör allgemach ein besseres Ansehen gewinnen und noch mehr und mehr gewinnen würden, wann Herrn Mozarts Violinschule in jedermanns Händen wäre, hab ich kein Bedenken getragen, die Violinen etwas erhabeneres zu setzen.“*

In derselben Vorrede erwähnt Haas auch Marpurgs Klavierschule:

*„Mit der harten und weichen Tonart, wie sie in den Anmerkungen zu dem fürtrefflichen Werklein ‚Die Kunst das Clavir zu spielen‘ denen Anfängern ganz deutlich ausgelegt werden, können wir uns schon noch behelfen. Sie seyend vermögend, den Reichthum, mit dem die Musik von Natur überhäuft ist, genugsam an den Tag zu geben.“*

Christmann nennt auch das damals in ganz Europa verbreitete Lehrwerk über den Kontrapunkt, den „Gradus ad Parnassum“ von dem Wiener Hofkapellmeister Johann Joseph Fux:

*„Er studierte auch Fuxens Theorie. Mit welchem Fleiß er es mag getan haben, davon kann dich folgende Stelle aus einem seiner Briefe überzeugen: ‚Schon mehrmal, schrieb er mir, hatte ich die Idee, jeder Setzer sollte die strengste Fuxsche Kontrapunktsfolter wenigstens drei Jahre aushalten, nicht zwar um Kontrapunktist und Pedant zu bleiben, sondern um belebendes Kolorit und Haltung in Kammer und Theaterstücken anbringen zu lernen‘.“<sup>15</sup>*

Haas kannte auch den „Tractatus musicus compositorio-practicus“ des Klosterkomponisten P. Meinrad Spiess aus dem Kloster Irsee, ein Werk, das im 18. Jahrhundert ebenfalls weite Verbreitung fand. Er stand auch mit vielen Musikern in brieflicher Verbindung, vor allem mit dem Klosterkomponisten P. Isfried Kayser aus dem Kloster Marchthal, „der zu seiner Zeit ein besserer Tonsetzer war, als es viele mitten in unseren schönen Musikzeiten sindt“. Außerdem „schätzte und liebte er Herrn Knecht in Biberach und Portmann in Darmstadt“<sup>16</sup>.

Auch mit Abbé G.J. Vogler aus Mannheim, den er durch dessen Herausgabe der bekannten Tonschule kennenlernte, stand Haas in Verbindung. Christmann schreibt:

*„Haas schrieb öfters an ihn und bekam Antwort, stets auf eine für meinen wißbegierigen Freund sehr lehrreiche und unterrichtende Art mit Beispielen belegt. Herr Abt Vogler kam auch ihm zuliebe auf seiner Reise nach Paris selbst nach Ettenheimmünster und machte persönliche Bekanntschaft mit ihm.“<sup>17</sup>*

Haas studierte Voglers Werke eingehend, besonders die theoretischen Schriften, wie seine „Fragen und Zweifel . . .“ zeigen, worin satztechnische Probleme öffentlich zur Diskussion gestellt sind. Vogler selbst achtete offensichtlich Haas' Meinung, denn er legte ihm am 25. Januar 1787 einen „Aufsatz über die ganze Lehre vom Choral“ zur Begutachtung vor.

Auch in den späteren 80er Jahren waren in Ettenheimmünster wieder reisende Musiker längere Zeit zu Gast. Unter den Geigern und Komponisten werden in den Berichten von Böcklin vor allem F.Ch. Neubauer und ein Westermayer genannt:

*„Der große Neubauer hatte sich ziemlich lange Zeit über in Ettenheimmünster aufgehalten und darin sein musikalisches Licht und seinen edlen Geschmack verbreitet.“<sup>18</sup>*

Und über Westermayer wird berichtet:

*„Vor einiger Zeit hatte jener zwar ambulante, allein ganz unstreitig wahre Virtuoso auf der Violine, und so geübt als guter Tonsetzer, Herr Westermayer (ein Schüler des berühmten Neubauers, dieses gefühlvollen Kirchensetzers), welcher freilich kein Adagiospieler, kein sanfter, zarter Geiger ist, aber desto mehr Stärke, Fertigkeit und fast unglaubliche Geschwindigkeit bei gleichem und reinem Vortrag besitzt, diese Abtei (gemeint ist Schuttern, Anm. des Verf.) nach einem fünfzehnmonatigen Aufenthalt (während er den dortigen Künstlern Unterricht gab . . .) verlassen . . . Zuvor hielt er sich lange Zeit über in Ettenheimmünster auf.“<sup>19</sup>*

Neben seiner Tätigkeit als Musiker bekam Haas die seinen sprachlichen und philologischen Kenntnissen entsprechenden Ämter eines Bibliothekars und Archivars zugewiesen, eine Tätigkeit, die ihn in Verbindung mit vielen Gelehrten brachte. Nach den „Acta Capitularia“ wird er am 19. April 1757, also noch vor der Priesterweihe, „als Bibliothekar bestimmt“. Christmann schreibt über diese Tätigkeit:

*„Als Bibliothekar stand er mit Denis, mit den Benediktinern von St. Blasien, dem P. Montgerant, einem großen Bücherkenner und Bibliothekar des Bischofs zu Metz und anderen in Briefwechsel.“<sup>20</sup>*

In der Chronik des P. Bernhard Stöber wird von weiteren Klosterämtern berichtet, die Haas im Laufe seiner Klosterzeit innehatte.

*„Anno 1761 die 9 Novembris Musices Director, anno 1768 die 8 Novembris Theologiae Professor iterumque anno 1773 die 12 Junii Chori Director fuit constitutus.“<sup>21</sup>*

Für die Jahre 1775–1779 verzeichnet das Ortssippenbuch Münchweier<sup>22</sup> Haas als Pfarrvikar. Der Ort Münchweier, der nahe bei Ettenheimmünster etwas talabwärts liegt, gehörte in den Patronatsbereich des Klosters und mußte von diesem mit Pfarrvikaren versehen werden. Haas ordnete das Pfarrarchiv dieser Pfarrei und machte Auszüge aus dem „Gutthäterbuch“, das im Jahre 1675 angelegt worden war.

Im Jahre 1779 war Haas nochmals Bibliothekar und Archivar seines Klosters, 1780 Novizenmeister und 1781 Prior. Neben seinen großen musikalischen Aufgaben entwickelte Haas auch eine rege literarische Tätigkeit, indem er eine Menge Schriften von Kirchenvätern, aber auch Theologen der Humanistenzeit übersetzte, von denen die meisten sich in der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe befinden, deren Aufarbeitung vermutlich ein interessantes Licht auf das Problem der Väterrezeption im 18. Jahrhundert werfen könnte.

P. Bernhard Stöber würdigt Ildefons Haas in seiner Klosterchronik eingehend, indem er auf seine enorme Sprachbegabung verweist sowie seine Vorliebe für Mathematik, Geographie und sogar Berechnungen des Sonnenstandes hervorhebt; seine geistige Beweglichkeit machte ihn zu jeder Wissenschaft fähig. Insbesondere rühmt er seine musikalische Begabung, sein hervorragendes Geigenspiel und seinen schönen Gesang:

*„Exquisitis erat praeditus naturae donis doctus quodammodo sermonis gallicae, italicae, graecae, hebraicae, cognitionem geographicae, gnomonicae, delineationisque ex parte habebat. Omnium scientiarum capax, si mobilitas mentis illum non modo ad hanc modo traxisset ad aliam. Musicus erat peritissimus, fidibus perfectissime et ad omnium audientium canebat admirationem.“<sup>23</sup>*

XV.  
OFFERTORIA  
PRO OMNI DIE  
AC  
FESTO PER ANNUM  
CUM  
VOCIBUS  
ET  
INSTRUMENTIS  
CONSUEVIS.

---

AUCTORE  
P. ILDEFONSO HAAS,  
O. S. B. MONASTERII D. ETTONIS vulgo ETTENHEIM - MÜNSTER  
PROFESSO.

ORGANO.

OPUS II.

---

AUGUSTÆ VINDELICORUM,  
Typis & Sumptibus, JOANNIS JACOBI LOTTERI,  
1766.

Abb. 5: Titelblatt der Orgelstimme der XV. Offertorien aus dem Druck von 1766 bei Johann Jakob Lotter, Augsburg

So erscheint uns Haas als ein Mensch von hoher Bildung, dessen künstlerische und wissenschaftliche Fähigkeiten weit über die Ettenheimmünster-sche Region hinaus bekannt waren. Dabei war er „*ein liebenswürdiger Mann, äußerst bescheiden und ohne alle Prätention. Gerecht gegen fremdes Verdienst und zufrieden mit seinem Schicksal*“<sup>24</sup>, wie Christmann von ihm sagt.

Seine Kompositionen werden von den Zeitgenossen gewürdigt, insbesondere auch von den schon genannten Lexikographen Gerber und Féti's. Die Werke bestehen fast ausschließlich aus orchestrierter Kirchenmusik im spätbarock-frühklassischen Stil, und zwar waren es Messen, Vespers, Offertorien, Vesperhymnen, Lieder und Marianische Antiphonen, dazu kamen noch Singspiele, die in unterschiedlichen Aufträgen geschrieben wurden. Vieles davon ist leider verloren gegangen, doch haben weite Verbreitung gefunden die bei dem bekannten Augsburger Notendrucker Lotter gedruckten und verlegten Werke: „Hymni Vespertini“, op.1, 1764, „Offertoria“, op. 2, 1766, und die „Geistlichen Arien“, op. 3, 1769. (Vgl. Abb. 5).

Kennzeichnend für die Musik ist die Pracht der Chorsätze und der Glanz des Orchesters. Zu den barocken Elementen gesellt sich unüberhörbar das Liebliche und Verspielte des Rokoko, insbesondere in den Soloarien, Duetten und Terzetten. Zuweilen ist auch ein Zug ins Mozarthaft-Klassische spürbar, was Themenbildung und Orchesterführung angeht. Stilistisch gesehen sind es die Strömungen des italienischen Spätbarock neapolitanischer Prägung, die sich mit Charakteristischem der deutschen Frühklassik der Mannheimer Schule verquicken. Die italienische Komponente wird sichtbar in der Themenstruktur und in der vokalen und instrumentalen Ornamentik, außerdem in der Bläserverwendung, wie sie in der italienischen Kirchenmusik nachweisbar ist. Der Mannheimer Anteil besteht hauptsächlich im Instrumentalsatz und der formalen Struktur, die interessante Frühformen der Sonatenhauptsatzform in Durchführungs- und Verarbeitungstechniken aufweist. Schließlich haben auch liedhafte Elemente großen Einfluß auf die Thematik, wodurch die Werke in unmittelbare Nähe zur musikalischen Klassik rücken. Diese Mischung aus barocker Fülle, rokokohafter Leichtigkeit und klassischer Straffung kennzeichnet die äußerst klangvolle und besonders in den schnellen Sätzen auf Glanz bedachte Musik, die jedoch auch in den langsamen Sätzen tiefe Innerlichkeit auszustrahlen vermag.

Die Fülle der musikalischen Werke zusammen mit den wissenschaftlichen philologisch-theologischen Arbeiten im Rahmen der übrigen klösterlichen Tätigkeiten zeigt die immense Arbeitsbewältigung von Ildefons Haas. Sein Gesundheitszustand war in seinen letzten Tagen sehr geschwächt, was

Haas selbst schon in einem Brief aus dem Jahre 1790 seinem Freund Christmann mitteilte:

*„Meine Gesundheitstage wechseln so häufig und unerwartet als das Wetter. Bei alledem prognostizire ich nicht an den Barometern herum, weil ich dessen ungeachtet mich vor keiner Lebensverkürzung fürchte. Komme mein Abtritt vom Theater, wann er wolle, ich sehe denselben immer als einen nicht gleichgültigen Punkt des allgemeinen Plans meines Schöpfers an, welchem sich zu überlassen ich allemal seeliger zu seyn erfahren habe. Das heilsamste Recipe hat der Christ in Matthäus VI, 25 f.“<sup>25</sup>*

(Dies ist die bekannte Stelle: „Darum sage ich euch. Macht euch nicht Sorge für euer Leben, was ihr essen oder trinken sollt . . . Betrachtet die Vögel des Himmels . . . Euer himmlischer Vater ernährt sie.“ Anm. d. Verf.)

Trotzdem hatte der Arbeitseifer von Haas nicht nachgelassen. Christmann berichtet, Haas habe sich noch im Jahre 1791 vorgenommen, die höhere Mathematik zu erlernen, denn *„Studium war seine Leidenschaft“*.<sup>26</sup> Aber er konnte diesen Plan nicht mehr durchführen. Haas starb am 30. Mai 1791, auf den Tag genau 40 Jahre nach der Ablegung der feierlichen Gelübde. Er ist auf dem Klosterfriedhof zu Ettenheimmünster in der Arbogastkapelle beigesetzt, die der letzte Abt des Klosters, Arbogast Heissler, errichten ließ.

Die Redaktion der „Musikalischen Korrespondenz der deutschen philharmonischen Gesellschaft“ berichtet am 20. Juli 1791:

*„Im vorigen Monat starb Herr Pater Ildefons Haas, Benediktiner und Bibliothekar zu Ettenheimmünster. Er war es, der in unserer musikalischen Zeitung mit Herrn Knecht den bescheidenen Streit über die Voglerische Theorie führte und ihn fortgesetzt haben würde, wenn ihn nicht theils der so lange Aufenthalt des Herrn Cardinals Rohan in seinem Kloster, theils seine kränklichen Umstände und sein Tod daran gehindert hätten. Er war ein tiefdenkender Theoretiker, ein warmer Verehrer von Herrn Abt Vogler und Knecht, er besaß dabei eine ausgebreitete Gelehrsamkeit und war ein Menschenfreund von dem ersten Rang. Wir haben Hoffnung, durch seinen Freund, den Herrn Pfarrer Christmann in Heutingsheim, nicht nur die Biographie dieses so verdienstvollen und in bescheidener Stille lebenden Mannes für unsere Korrespondenz, sondern auch dessen hinterlassene Werke, die hauptsächlich in Kirchenmusik bestehen und nach seines Freundes Urtheil originelle Meisterstücke sind, im öffentlichen Druck zu erhalten.“*



Chorus

Vivace

Handwritten musical score for Chorus, page 28. The score includes parts for Clarinet I, Violin I, Violin II, Viola, Soprano, Alto, Tenor, Bass, and Organ. The lyrics are: "In te Do-mi-ne spe-ra-vi in te Do-mi-ne spe-ra-vi, in te Do-mi-ne spe-ra-vi non con-fun-dar Do-mi-ne spe-ra-vi Do-mi-ne spe-ra-vi Do-mi-ne spe-ra-vi". The organ part includes figured bass notation: 4 5 7 6 5, 6 7 7 3 3, 5 3 3 3 3 5.

Abb. 6: Partiturseite aus Offertorium II

Baron Böcklin widmet Haas rührend überschwengliche Worte, die durch seine persönliche Freundschaft zu erklären sind:

*„Der jetzige Bibliothekar daselbst, Herr Pater Ildefons Haas, setzt so eindringende, so feine Kirchenmusik, die fast der allerbesten Komposition in diesem Fach zur Seite stehet. Dies ist keine Schmeichelei, sondern eine Gerechtigkeit, die seinen Kirchenstücken von jedermann zufließt. Besonders fällt darin das Leichte, Ungezwungene, nebst dem pathetischen Ausdruck bei wohlgewähltem Stimmenverhältnis zu bewundern. Ich weiß fürwahr nicht, ob ich solchen Meister in der Kunst, in der Melodie oder in der Harmonie vorziehen soll. Ildefons kennt die Harmonie nicht bloß aus Berechnung, wie die mehresten unserer jetzigen Harmoniker, sondern sein hohes Gefühl hat auch immer Theil daran. Hierin achte ich ihn dem Händel, dem unsterblichen Händel, ganz gleich. Mit Ursachen daher sagte schon der selig verstorbene K.K. Minister und General-Feldzeugmeister Herr Baron von Riedt: Hieß ich des Ildefons sein Prälat, so würde ich ihn gleichsam in Gold einfassen.“<sup>27</sup>*

Die Wiederaufführung der Musikwerke von P. Ildefons Haas geschah, wie schon erwähnt, zum ersten Mal bei der 1200-Jahrfeier des Klosters Ettenheimmünster im Jahre 1963. Weitere Aufführungen fanden statt bei der Ortenauer Kirchenmusikwoche in Offenburg im Jahre 1970 durch den Dreifaltigkeitschor, weiterhin bei den sommerlichen Barockkonzerten in der Wallfahrtskirche Ettenheimmünster durch den Chor des Schiller-Gymnasiums Offenburg sowie bei einigen Konzerten in Offenburg. All diese Konzerte standen unter der Leitung des Verfassers, der dazu seine persönlich angefertigten und handgeschriebenen Partituren und Stimmen zur Verfügung stellte. Durch diese Aufführungen konnte der Komponist Ildefons Haas als Offenburger Meister aus dem 18. Jahrhundert einem größeren Publikum bekannt gemacht werden. (Vgl. Abb. 6).

Dasselbe möge bewirkt werden durch diesen Artikel in der „Ortenau“, der eine etwas veränderte Fassung eines Vortrages darstellt, den der Verfasser vor der Mitgliedergruppe Kehl-Hanauerland halten durfte, wobei auch klingende Musikbeispiele vom Tonband einen lebendigen Eindruck vermitteln konnten. Der Verfasser möchte dem Vorsitzenden der Kehler Gruppe des Historischen Vereins Mittelbaden, Herrn Professor Dr. Rolf Kruse, dafür danken, die heimatliche Musikgeschichte als einen wichtigen Teil der allgemeinen Kulturgeschichte in sein Programm aufgenommen zu haben.

## **P. ILDEFONS HAAS – ZEITTADEL**

- 1735 Geboren in Offenburg  
1747 Violinunterricht bei dem Hofmusikus des Markgrafen v. Baden, Wolbrecht  
1750 Eintritt ins Kloster Ettenheimmünster als Novize  
1751 Feierliche Profeß  
1753 Übersetzungsarbeiten d. Kirchenväter (später wieder aufgenommen)  
1755 Unterricht bei Joh. Stamitz  
1757 Bibliothekar  
1759 **Komödien und ein Schauspiel f. Offenburg** (nicht aufgefunden)  
Studium: – Violinschule von Leop. Mozart  
– Kunst das Clavier zu spielen v. Marpurg  
– Der vollkommene Kapellmeister v. Mattheson  
– Kontrapunktlehrbuch „Gradus ad Parnassum“ v. J.J. Fux  
– Tonschule v. Abbé G.J. Vogler  
– Klavierschule v. J.H. Knecht
- 1761 Musices Director  
1764 **op. I: 32 Hymni Vespertini, gedruckt im Musikverlag Lotter zu Augsburg**  
1766 **op. II: 15 Offertorien, gedruckt im Musikverlag Lotter zu Augsburg**  
1768 Theologiae Professor  
1769 **op. III: 40 geistliche Arien, gedruckt im Musikverlag Lotter zu Augsburg**  
1773 Chori Director  
1775–79 Pfarrvikar in Münchweier  
1779 Bibliothekar  
1780 Novizenmeister  
1780–87 Übersetzungen der Kirchenväter (vgl. Zusammenfassung der Schriften)  
1781 Prior  
1784 **6 Messen f. Chor, Streicher, Klarinetten u. Hörner** (nicht aufgefunden)  
1788 **2 Vesperae (in D-Dur und Es-Dur)** (nicht aufgefunden)  
um 1789 Bekanntschaft mit den Komponisten F.Ch. Neubaur u. Westermayer  
1790 **Geistl. Arien, 2. Sammlung** (nicht aufgefunden)  
1791 **Salve Regina f. Alt-Solo, 2 Violinen, Baß u. Orgel**  
**Lied „Wie weit mein Heiland“ f. Chor u. Orgel**  
ohne Jahr **4 Messen, 34 marian. Antiphonen** (nicht aufgefunden)  
fraglich Missa de Nativitate (Limbach)  
Missa in g-moll (Ebrach)  
1791 Tod, begraben auf d. Klosterfriedhof (in d. sog. Arbogastkapelle)  
**Die fett gedruckten Titel sind Kompositionen.**

## **SCHRIFTEN von P. Ildefons Haas**

**Musiktheoretische Schrift:** „Fragen und Zweifel . . .“ (öffentl. Diskussion mit J.H. Knecht und Abbé Vogler in der musikal. Korrespondenz der deutschen philharm. Gesellschaft)

### **Theologische Schriften:**

Übersetzungen d. Kirchenväter:

- Ephrem d. Syrer: alle aszetischen Werke nach d. röm. Ausgabe v. Assemani, Rom 1732 Band I/II 1787, Vorarbeiten dazu aus d. Jahre 1753
- Homilien durch das ganze Kirchenjahr vom 1. Advent bis zum 25. Sonntag n. Pfingsten: Gregor d. Gr., Leo d. Gr., Augustinus, Origines, Beda Venerabilis, Eusebius (Cäsarius), Joh. Chrysostomus, Ambrosius, Petrus Chrysologus
- Barnabas, (Sendschreiben)

Übersetzungen theologischer Werke aus d. späten Humanistenzeit:

- Franz v. Sales („Von der Liebe Gottes“)
- Joh. Trithemins, Reden
- Robert Bellarmin („Von der ewigen Glückseligkeit“, Rom 1616) (1781)
- Alonso Rodriguez („Entwürfe d. christl. Vollkommenheit“) (Augsburg 1780)

#### *Anmerkungen*

- 1 Vgl. A. Kürzel, Benediktiner-Abtei Ettenheimmünster, Geschichtliche Beschreibung. Nachdruck der Ausgabe von 1870, Historischer Verein Ettenheim, herausgeg. von B. Uttenweiler 1995, dort auch ein Verzeichnis mit neuerer Literatur zur Geschichte des Klosters Ettenheimmünster. Bernhard Uttenweiler, Das Gast- und Badehaus des Klosters Ettenheimmünsters vor und nach der Säkularisation. In: „Die Ortenau“ 75/1996, S. 251 ff.
- 2 P. Bernhard Stöber, Monasterium D. Ettonis . . . , 1804, handschriftlich, Pfarrarchiv Ettenheimmünster.
- 3 Vgl. Bernhard Klär, P. Ildefons Haas aus Ettenheimmünster. Ein Beitrag zur Musikgeschichte eines süddeutschen Benediktinerklosters im 18. Jahrhundert, Dissertation Heidelberg 1971.
- 4 Breve Rituale Ettonianum 1773, handschriftlich, Pfarrarchiv Ettenheimmünster.
- 5 P. Carolus Will, Neu auffgerichtetes Jahrbuch . . . Ettenheimmünster 1740, Handschrift EM 69 der Bad. Landesbibliothek Karlsruhe.
- 6 Will, ebenda S. 9.
- 7 Will, ebenda, S. 47.
- 8 Baron Freiherr Friedrich Sigismund August Böcklin von Böcklinsau, Beyträge zur Geschichte der Musik, besonders in Deutschland, nebst freimüthigen Anmerkungen über die Kunst, Freiburg 1790, S. 123.
- 9 Johann Friedrich Christmann, Musikalische Realzeitung 1791, Spalte 299 f.
- 10 Acta Capitularia Monasterii D. Ettonis . . . ab anno 1735 usque 1774, handschriftlich, Pfarrarchiv Ettenheimmünster, S. 156.
- 11 Christmann, Sp. 299.
- 12 Sp. 300 ebenda.
- 13 F. J. Fétis, Bibliographie universelle des musiciens . . . 1860 f. und E.L. Gerber, Neues historisch-biographisches Lexikon der Tonkünstler, Leipzig 1812–14.
- 14 Christmann, Sp. 306.
- 15 ebenda, Sp. 300 ff.
- 16 ebenda, Sp. 300.
- 17 ebenda, Sp. 305.
- 18 Böcklin, S. 130.
- 19 ebenda, S. 121.
- 20 Christmann, Sp. 309.
- 21 Stöber, S. 309
- 22 Ortssippenbuch Münchweier, hg. von A. Köbele, Grafenhausen 1961.
- 23 Stöber, S. 309.
- 24 Christmann, Sp. 298.
- 25 ebenda, Sp. 309.
- 26 ebenda, Sp. 309.
- 27 Böcklin, S. 125 ff.

# Die Grundsteinlegung der Scherzheimer Kirche

Ein Bericht des Pfarrers Johann Jacob Schoch (1757–1833)

*Ludwig Uibel*

Pfarrer Johann Jacob Schoch wurde zu Lichtenau im Jahre 1757 (30.9.) geboren. Sein Vater war der Kastenmeister Johann Jacob Schoch. Nach dem Studium der Theologie in Tübingen und Gießen wurde er 1779 in Buchsweiler ordiniert. Nach Vikarsjahren in verschiedenen Dörfern des Hanauerlandes (Rheinbischofsheim 1780/81, Hesselhurst 1781/82, Lichtenau 1782/86) war er 15 Jahre lang Pfarrer in Scherzheim (1786/1801).

Im Jahre 1801 wurde er mit der Pfarrei Legelshurst betraut, um 1806 seinem Wunsch entsprechend die Pfarrei seines Heimatstädtchens Lichtenau zu übernehmen. Dort entfaltete er eine lange, segensreiche Tätigkeit bis zu seinem Tode im Jahre 1833. Er war auch heimatgeschichtlich tätig und veröffentlichte im Jahr 1812 in den „Vaterländischen Blättern“ von Aloys Schreiber eine kurze Geschichte des Hanauerlandes und der Stadt Lichtenau. Da Pfarrer Schoch auch noch die Tochter Friderica Salome des Scherzheimer Pfarrers Kobelt heiratete, hatte er eine starke persönliche Bindung an dieses Kirchspiel und war wie kaum jemand berufen, das Schicksal der Scherzheimer Kirchen zu beschreiben. Er tat das in der Lichtenauer Pfarrchronik, die schon seit 1726 geführt wurde und deren letzte Eintragungen (1830) auch von seiner Feder stammen<sup>1</sup>.

Bericht über die Grundsteinlegung nach dem Wortlaut der Chronik:

*„Die Scherzheimer Kirche, welche wahrscheinlich eine der ältesten Kirchen unserer ganzen Gegend gewesen, war durch die lange Zeit so baufällig geworden, daß solche von Grund auf neu erbaut werden mußte, besonders weil dieselbe bei der täglichen Vermehrung der in dieselbe eingepfarrten Gemeinden Scherzheim und Muckenschopf viel zu klein geworden war. Das Alter der Kirche selbst ist zwar nicht eigentlich bekannt, denn nirgends fand man eine Inschrift oder genaue Jahreszahl, welche etwas Licht über ihr Entstehen oder Alter hätte geben könne, doch konnte man ihren ersten Ursprung schon vom achten oder doch gewiß vom 9ten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung herleiten. Ulm war ein Filial von Scherzheim, in dem Isten war nur eine Kapelle, im letzteren aber eine Pfarrkirche vid: Archiv der Abtei Schwarzach, wo es in dem Privilegio Burckardi Episcopi argentinensis heißt: Curia in Ulmena cum Basilica in Scherzheim – 1154 – Ebenso in Bulla Honorii III de anno 1218 wird gesagt: Curia dominicalis in Ulmena... et Basilica in Scherzheim. – Schon im Jahre 1790 gab ich selbst als damaliger Pfarrer in Scherzheim eine Bittschrift um Vergrößerung der Kirche bei dem damaligen Herrn Landgraven von Darmstadt ein, worauf die Erbauung der Kirche, jedoch mit dem Anhang, wenn bessere Zeiten einträten, resolviert wurde. Allein die Zeiten und der Ausbruch des französischen Kriegs er-*

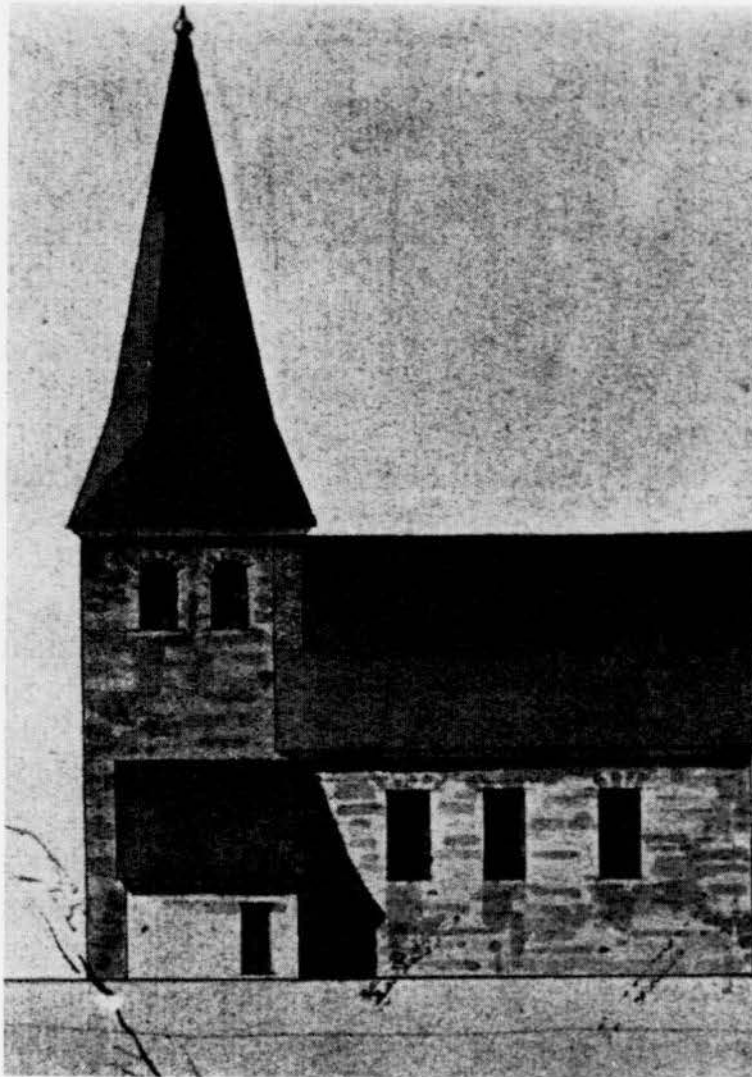
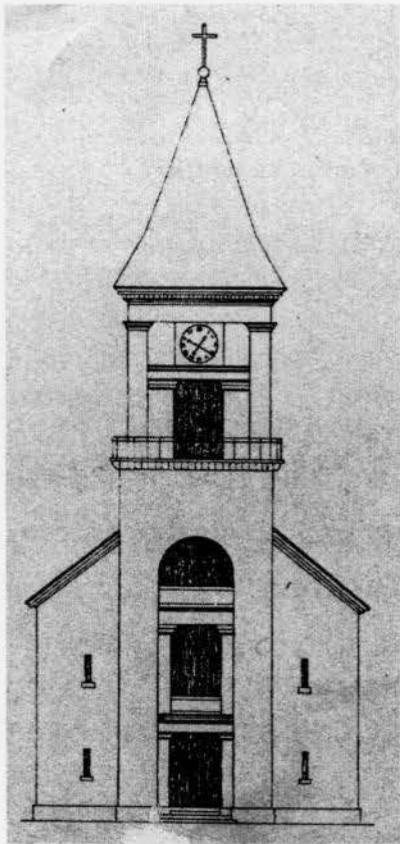
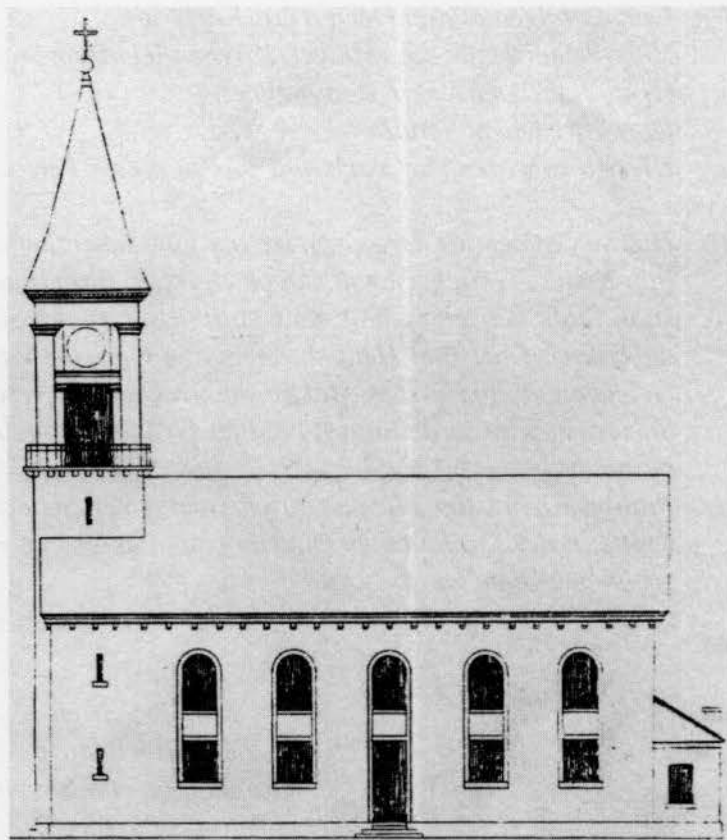


Abb. 1: Das alte, 1810 abgetragene Kirchlein (nach einer Werkzeichnung)

laubten nicht, die Kirche zu bauen, und so blieb dieselbe stehen, bis endlich 1809 von seiten des Großherzogl. Badischen Oberconsistorii der Entschluß gefaßt wurde, diese alte, 'kleine und sehr baufällige Kirche gänzlich wegzureißen und eine neue, größere Kirche zu bauen. Nur entstand jetzt die Frage: Soll die neue Kirche auf eben dem Platz erbauet werden, wo die alte noch stund, oder ein anderer schicklicher Platz dazu erwählt werden? Hierinnen waren die Meinungen geteilt. Das Oberkonsistorium wollte auf Angaben gewisser Herrn hiesiger Gegend einen neuen Platz und wählte dazu die drei Äcker zwischen des Gottfried Stößen und des Jacob Kientzen Haus, welcher auch wirklich der Jacob Blumischen Witwe von der Kirchenschaffenei abgekauft werden mußte. Allein die beiden Gemeinden Scherzheim und Muckenschopf wollten ihre neue Kirche wieder auf dem alten Kirchenplatz haben, wozu sie auch allerdings wichtige Gründe hatten. So schön zwar der gewählte neue Kirchenplatz vorne an der Landstraße war, so wenig taugte doch derselbe zu einer Kirche, weil der eigentliche Zweck der Kirche, nämlich Auferbauung des Geistes, durch die starke Passage auf der Landstraße, alle Augenblicke gestört zu werden, besorgt werden mußte. Die Gemeinden machten Vorstellungen gegen diesen neuen Kirchenplatz und brachten ihre Gründe vor, aber vergeblich, weil ihnen immer durch gewisse Personen hiesiger Gegend entgegengearbeitet wurde. Ja es kam so weit, daß mehr als 30 Weiber aus Scherzheim, eines Tages das neu ausgeworfene große Kalkloch auf dem neuen Kirchplatze mit Gewalt wieder zu warfen, weswegen zwar etwa sechs Weiber zu Bischofsheim eingetürmt worden



Kirche in Scherzheim:  
Südfassade



Kirche in Scherzheim: Ostfront

sind, aber der Widerwille und Mißvergnügen der Gemeinde konnte doch dadurch nicht weggenommen werden. Die Gemeinde übergab nun ihre Sache einem gewissen Advokaten namens Sander in Karlsruhe, welcher es auch endlich dahin brachte, daß die neue Kirche auf dem alten Platz wieder erbaut werden mußte. Sogleich nach diesem Resoluto kam Herr Oberbaudirektor Weinbrenner nach Scherzheim, steckte die neue Kirche aus, und machte Anstalten, daß die alte Kirche abgebrochen würde, welches auch in kurzer Zeit bewerkstelliget war, denn Jung und Alt legte jetzt mit Freuden Hand an, damit das Werk gefördert würde. Sobald der Schutt weggeräumt ward, wurden nun die Fundamente ausgegraben. Vorne am Turm wurde 13 bis 14 Schuh tief bis auf guten Kies gegraben, so daß sich auch das Wasser zeigte, obgleich der Rhein sehr niedrig stand, und so groß der Turm im (Rechteck) ist, wurde auch diese Tiefe ausgeworfen. Die Fundamente am Schiff der Kirche wurde bei 8 bis 9 Fuß tief ausgegraben, und darauf sowohl unter dem Turm als dem Langhause ein Rost von geschnittenen starken eichenen Hölzern gelegt, dessen Öffnungen und Quadrate überall mit zerschlagenen Steinen und starkem Mörtel ausgefüllt worden. Nachdem nun alles auf diese Art vorbereitet ward, wurde der Bau der neuen Kirche wirklich angefangen und der Grundstein dazu gelegt, wozu ich hier nachfolgendes bemerke.

Die feierliche Legung des Grundsteins bei der neuen Scherzheimer Kirche ging den 27ten Junii 1810 auf folgende Art vor:

Es wurde ein großer Quaderstein in der Mitte einen Schuh tief und breit ausgehöhlt, und nachdem alles in Bereitschaft war, ging der Zug aus der Wirtschaft zur Blume in folgender Ordnung nach dem neuen Kirchplatz.

1. *Gingen folgende drei Herren aus Karlsruhe:  
Herr Vicedirektor des evangel. Kirchendepartements Fuchs,  
Herr Oberbaudirektor Weinbrenner,  
Herr Kirchenrat Sander.  
Diese drei waren von Karlsruhe aus zu dieser Feierlichkeit selbst committiert.*
  
2. *Hierauf kamen die Ortsvorgesetzten von Scherzheim und Muckenschopf namens Philipp Kientz, Gerichtsschöff, Jacob Bertsch, Bürgermeister, beide von Scherzheim. Christian Stöß, Gerichtsschöff, und Matthias Zimmer, beide von Muckenschopf. Dazu kam auch noch Christian Henßel, der junge Gerichtsschöff von Scherzheim, der bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal in dieser Qualität erschienen ist. Einige trugen gewisse Stücke, welche in den ausgehöhlten Grundstein gelegt worden sind und in folgendem bestunden:  
Philipp Kientz, der älteste Gerichtsschöff von Scherzheim, trug eine Kupfer versilberte Platte in der Größe eines Quartbogens Papier, auf welche nachstehende Inschrift sehr schön gegraben ward:*

Unter  
 Karl Friedrich  
 dem allgeliebten  
 Großherzog von Baden  
 durch Fürsorge  
 des Großherzoglichen evangelischen Kirchendepartements  
 Von  
 Friedrich Weinbrenner, Oberbaudirektor  
 entworfen und angelegt  
 wurde dieses Haus  
 der öffentlichen Gottesverehrung nach der reinen Lehre Jesus  
 in seinem tiefsten Grunde  
 durch  
 Ernst Christian Schulmeister  
 Superintendenten der Diöcese Bischofsheim  
 unter Beistand  
 Georg Friedrich Rott  
 evangelisch Lutherischen Pfarrers dahier  
 und den Segenswünschen  
 Georg Friedrich Frank, Oberbeamten dieses Bezirks  
 Friedrich Haug, Kirchenschaffners der Herrschaft Hanau  
 Johann Jacob Götz, Rats und Amtsschultheißen  
 Philipp Kientz, Gerichtsschöff  
 Jakob Bertsch, Bürgermeister  
 zu Gottes treuen Händen und allmächtigem Schutz auf undenkliche  
 segensvolle Zeiten gegeben den 27ten Junii 1810.  
 Das Original vid: Pfarrakten fasciculus  
 Kirchen und Pfarrhausbaulichkeiten.

*Christian Henßel der Gerichtsschöff trug eine grüne Schoppen Bouteille worinnen Wein von 1809er Gewächs aus dem Affenthaler Gebirge, wohl petschiert ward. Jakob Bertsch*



der Bürgermeister trug eine andere degl. Bouteille worinnen verschiedene Gattungen Früchte, wie solche in ao 1809 in hiesiger Gegend gewachsen sind, wohl petschiert waren. Christian Stöß der Gerichtsschöff von Muckenschopf trug ein 4t Blatt Pappendeckel, auf welchem folgende Geldsorten Großherz: Badischen Gepräges von 1810 befestiget waren in der Ordnung wie hier folget:

*(Hier ist in der Chronik die Skizze mit den acht Münzen eingeschoben)*

*Eine schöne neue Dukat aus Rheingold mit der Umschrift „ex sabulis Rheni“, ein Conventions Thaler zu 2fl 24 xr, ein 24 xr Stück, ein 12 xr Stück, ein 6 xr Stück, ein 3 xr Stück, ein Kreuzer, ein halber xr. (Fl = Gulden, xr = Kreuzer)*

*Herr Oberbaudirektor hatte überdies auch noch einige Karlsruher Zeitungen und Provinzialblätter, welches alles zusammen in den Grund des Steines gelegt und in zerstoßene Schmidtkohlen begraben ward..*

*Ehe dies geschah hielt Herr Pfr. Rott eine kurze aber passende Rede, die Herr Special Schulmeister hätte halten sollen, aber durch Unpäßlichkeit daran verhindert worden ist. Hierauf begaben wir uns sämtlich in die Tiefe, und stellten uns um den Grundstein herum, worauf folgendes vorging:*

*Herr Oberbaudirektor präsentierte einer jeden anwesenden Person eine neue Maurerkelle, mit welcher man ein wenig Kalk aus einem Maurerkübel, den ein Maurergesell präsentierte, nehmen und auf den Ort hinwerfen mußte, wo der Grundstein zu liegen kam. Nachdem dies geschehen war, legten die Maurer den Stein selbst auf sein bestimmtes Lager, und nun wurden die oben benannten Stücke in denselben hineingelegt und mit fein zerstoßenen Holz- und Schmidtkohlen überschüttet, worauf ein auf die Öffnung passender Stein mit Kitt festgemacht worden. Herr Oberbaudirektor präsentierte hierauf abermals einem jeden Anwesenden auf einem Teller einen neuen Maurerhammer, mit welchem ein jeder einen Schlag auf den Grundstein und die Öffnung desselben schließenden Deckel thun mußte. Hierauf sprach Herr Pfr. Rott nochmals ein Gebet und den Segen, und alsdann ging der Zug wieder zurück ins Wirtshaus zur Blume, woselbst auf Kosten der Kirchenschaffenei zu Mittag gespeist wurde.*

Wie Pfarrer Schoch schon am Anfang seines Berichts erwähnte, war die Kirche in Scherzheim die Mutterkirche des ganzen späteren Gerichts Lichtenau (Scherzheim, Lichtenau, Muckenschopf, Helmlingen, Grauelsbaum) einschließlich Ulm. Der Kirchhof dieser Kirche war deshalb die einzige Begräbnisstätte des alten Kirchspiels (Ulm war nach der Reformation ausgeschieden) und erst im Jahre 1754 erhielt Lichtenau einen eigenen Friedhof, der nach alter Gewohnheit bis heute „Kirchhof“ genannt wird<sup>2</sup>. Man darf mit Recht annehmen, daß die Toten des genannten Kirchspiels 1000 Jahre lang um die alte Kirche herum ihre letzte Ruhe fanden. Dieser Umstand dürfte ausreichend erklären, weshalb die Gemeinden Scherzheim und

Muckenschopf die neue Kirche wieder am Platz der alten bauen wollten. Diese uralten Bindungen an den alten Kirchplatz gaben den 30 Scherzheimer Frauen den Mut, mit dem Herzen zu denken und Einwände des Kopfes zu unterdrücken, als sie die Kalkgrube zuwarfen. Die Behörde hatte dafür kein Verständnis, winkte mit den Paragraphen und steckte die „Rädelsführerinnen“ ins Gefängnis. Die Kontrahenten nannte Pfarrer Schoch „Einige Personen hiesiger Gegend“. Es müssen schon Leute von großem Einfluß gewesen sein, wenn sie sich zutrauten, ihre Vorstellungen gegen den Willen der Kirchengemeinde Scherzheim-Muckenschopf durchzudrücken. Die Spekulation findet nur drei Männer, die den erforderlichen Einfluß gehabt hätten: Der Oberamtmann Frank, der Amtsschultheiß Götz und Dekan (Special) Schulmeister. Von ihnen hätte der Oberamtmann allein genügt. Aber die Spekulation erlaubt keine Entscheidung. Die Frage bleibt offen.

Das eben angedeutete Übergewicht des Oberamtmanns rührt von dem damaligen Verhältnis der Kirche zum Staat her. Man pflegt es Staatskirchentum zu nennen. Der absolute Landesfürst war nach geltendem Recht für die Leitung der Kirche genau so verantwortlich wie für die Finanzen oder das Militär. Im badischen Ministerium des Innern gab es damals eine katholische und eine evangelische Kirchensektion, die die Kirchenverwaltungen besorgten. Die Kirchen waren ein Teil des kulturellen Sektors des Staates, das heißt für unsern Fall: Nicht nur der Dekan, sondern auch der Oberamtmann hatte entscheidenden Einfluß auf den Scherzheimer Kirchenneubau. Eigenverantwortliche, unabhängige Entscheidungen der Kirchenorgane gab es nicht.

Beim Abbruch der alten Kirche ließ indessen die Hoffnung auf das neue Gotteshaus keine Trauer aufkommen, denn der Geist der Zeit um das Jahr 1810 war stark vom Rationalismus geprägt. Das will besagen, daß bei den Entscheidungen über die Dorfkirche allein die Zweckmäßigkeit die ausschlaggebende Rolle spielte, d. h. ein geräumiger, stabiler Neubau hatte mehr Chancen als das alte Gotteshaus, auch wenn man es restauriert hätte. Ein historisch oder künstlerisch bestimmter Wert der alten Kirche als erhaltenswertes Baudenkmal stand außerhalb der Vorstellungswelt der Verantwortlichen. Es sei nur an die zur selben Zeit ohne Bedenken abgebrochenen mittelalterlichen Bauteile im benachbarten Lichtenau erinnert: Die beiden Stadttore, der Streckturm und die Schloßruinen. Eine Zeichnung des alten Scherzheimer Kirchleins sowie ein Bild der neuen Weinbrennerkirche finden wir in einem Beitrag von August Feßler in der „Ortenau“ von 1955.

Die Scherzheimer Kirche ist – im Gegensatz zur Lichtenauer Kirche – im 30jährigen Krieg nicht abgebrannt. Aber am 12. Sept. 1689 ging sie mit

dem gesamten Dorf in Flammen auf, da dieses zusammen mit Lichtenau, Helmlingen und Grauelsbaum von den französischen Truppen angezündet wurde. Der Wiederaufbau erfolgte 34 Jahre später unter Verwendung der noch vorhandenen Mauern, wobei sie die Gestalt erhielt, wie sie die Skizze von 1810 zeigt. Die Lichtenauer Pfarrchronik berichtet:

„Anno 1723 wurde auch die Kirch zu Schertzen wieder gebaut, und die Glocken wieder in den Turm gehänget, daß man die Leichenpredigt, welche bisher in der hiesigen Kirch (Lichtenau!) gehalten worden, nun wieder in derselbigen angefangen zu tun.“

Eineinhalb Jahre nach der Grundsteinlegung wurde die Kirche am 29. Dezember 1811, dem letzten Sonntag des Jahres, feierlich eingeweiht (Pfarrchronik). Mit diesem Datum ist die Scherzheimer Kirche das erste unter den von Friedrich Weinbrenner gebauten Gotteshäusern, das seiner Bestimmung zugeführt wurde. Vor dem genannten Tag waren schon zwei von Weinbrenner geplante Kirchen begonnen worden: 1806 die Kirche in Kleinsteinbach und 1808 die evangelische Stadtkirche in Karlsruhe. Aber die Fertigstellung der beiden Kirchen verzögerte sich durch kriegsbedingte Schwierigkeiten, so daß sie erst viel später eingeweiht wurden (Kleinsteinbach 1817, Karlsruhe 1816)<sup>3</sup>. Nachdem 200 Jahre lang das kurvenreiche Barock die Kirchenneubauten der Dörfer bestimmt hatte, wurde von Weinbrenner in Baden ein neuer, vom Klassizismus bestimmter Baustil eingeführt.

Die Kirche in Scherzheim war dazu ausersehen, den Anfang zu machen, weshalb wohl auch der Baumeister bei der Grundsteinlegung persönlich mitwirkte. Über die von Weinbrenner entworfenen Dorfkirchen (eine dritte wurde noch nach seinem Tode in Langensteinbach im Jahre 1828 fertiggestellt) urteilt Arthur Valdenaire:

„Mit den einfachsten Mitteln ist bei diesen zumeist als einfache Putzbauten ausgeführten Landkirchen eine Wirkung erreicht, in der sich Größe und Ernst, klassisches Element mit edler Schlichtheit, antike Kühle mit einem heimatlichen deutschen Geist harmonisch vereinen.“<sup>4</sup>

Mit der Planung und Ausführung der genannten vier Kirchenbauten hatte Weinbrenner eine Entwicklung angestoßen, die auch nach seinem Tode (1826) ungebrochen weiterlief. Valdenaire zählt nicht weniger als 83 Architekten auf, die von Weinbrenner ausgebildet wurden. Es ist deshalb nicht zu verwundern, wenn im 19. Jahrhundert im Großherzogtum Baden allenthalben Dorfkirchen im Weinbrennerstil entstanden, z.B. in Zähringen (Ch. Arnold 1824), in Wössingen (Ch. Th. Fischer 1819), in Ichenheim (H. Voß 1820)<sup>5</sup>.

Die Zeremonien bei der Grundsteinlegung wirken auf den heutigen Leser wie ein wohleinstudiertes Schauspiel mit dem Oberbaudirektor Weinbrenner als Hauptakteur:

Jeder der Mitwirkenden bekam eine neue Kelle, danach auf einem Teller einen neuen Hammer überreicht, Symbole dafür, daß der Neubau mit neuen, unbelasteten Mitteln durchgeführt werden möge.

Unter den Früchten in der zweiten Bouteille haben wir uns verschiedene Getreidesorten vorzustellen, also kein Obst. Die Holzkohle soll durch Bindung schädlicher Gase der Konservierung der Gegenstände dienen, wie sie es zum Beispiel auch in der Gasmasken tut.

#### *Anmerkungen.*

Der Text über die Grundsteinlegung wurde der Lichtenauer Pfarrchronik entnommen. In einigen Fällen wurde die Orthographie dem heutigen Brauch angeglichen.

- 1 Die persönlichen Daten des Pfarrers Johann Jacob Schoch wurden der Dissertation entnommen, die Gerhard Schildberg mit dem Titel „Die Pfarrerschaft der Grafschaft Hanau-Lichtenberg“ der historischen und der Theologischen Fakultät der Universität Straßburg vorlegte (1980).  
Siehe auch: Ludwig Lauppe: Burg, Stadt und Gericht Lichtenau. Herausgegeben von Lisbeth und Wilhelm Lauppe, Weinheim 1984, S. 470.
- 2 L. Lauppe a.a.O. S. 389.
- 3 Arthur Valdenaire: Friedrich Weinbrenner, sein Leben und seine Bauten. Müllersche Hofbuchhandlung Karlsruhe 1919. S. 257f u. 261f.
- 4 Ebda. S. 262.
- 5 Ebda. S. 315.
- 6 Ebda. S. 254 ff. Skizzen der Scherzheimer Kirche.

# Die letzten Eremiten in Wolfach und anderswo

*Johannes Werner*

*Ich hab getragen lange Zit  
Ein hären Kleyd, hilfft mich jetzt nit:  
Bin nicht sicher in meiner Clauß,  
Die Stund ist hie, mein G'bet ist aus.*

*Totentanz von Basel („Der Waldbruder“)*

Eremiten sind Menschen, die nicht gemeinsam mit anderen, sondern einsam leben; als Einsiedler, weltfern und weltfremd. Und warum? Um ihren Frieden und um sich selbst zu finden; um zu sich selbst zu kommen und über sich hinaus; also um Gott zu finden.

So war es von Anfang an, und so ist es auch geblieben, obwohl sich die anfänglichen Eremiten bald in Kolonien und Klöstern zusammenfanden und zu Zönobiten wurden. Echte Eremiten gab es weiterhin und überall<sup>1</sup>.

Es gab sie auch hierzulande, und zwar schon früh. Irische Mönche suchten die Wüste, von der sie bei den Wüstenvätern lasen, und fanden sie nicht im eigenen Land, sondern in den unwirtlichen, wilden Wäldern und Bergen beiderseits des Rheins: so wie etwa Trudpert oder Landelin oder jener sagenhafte Offo, der Offoniscella (später: Schuttern) gründete; und so wie alle anderen, deren Zellen zu Keimzellen, deren Klausen zu Klöstern wurden<sup>2</sup>.

Ein solcher Eremit tritt noch bei Grimmelshausen auf. Mit seinem langen Haar und Bart, mit seinem langen Rock, der „mit mehr als tausend Stückern von allerhand Tuch überflickt und aufeinandergesetzt“<sup>3</sup> war, jagt er dem jungen Simplicius zwar einen ungeheuren Schrecken ein – doch am Ende wird dieser Simplicius selber ein solcher Eremit, nämlich oben „auf einem hohen Gebirg, die Moos genannt, so ein Stück vom Schwarzwald und überall mit einem finstern Tannenwald überwachsen ist“<sup>4</sup>. Auch Scheffel wußte teils aus alten Akten, teils aus eigener Anschauung von solchen Eremiten<sup>5</sup>. Ein ganzes Genrebild lieferte Lucian Reich, als er ein sogenanntes ‚Bruderkirchlein‘ beschrieb: „Hinten an das Gotteshäuslein angebaut ist die Wohnung des Bruders Cyriack, eines Einsiedlers oder Waldbruders, wie sie damaliger Zeit noch häufig anzutreffen gewesen. In seiner engen Klausen trieb der Bruder allerlei Handthierung; er goß Heiligenbildchen aus Wachs, drechselte aus Holz und Bein zierliche Rosenkränze,



*Abb. 1: Bruder Martin; Lithographie nach Lucian Reich (1853)*

und verschmähte im Winter auch nicht, sich die Zeit mit Lichtspanschnitzen zu vertreiben. Einige Vögel und ein zahmes Eichhörnchen waren die alleinigen Gefährten seiner Einsamkeit. Ein Gärtchen vor der Hütte gab ihm Gemüse, wilde Bienen im Walde reichlichen Honig.“<sup>6</sup> In einer späteren Auflage trug Reich noch nach, daß die Pilger beim Bruder um so lieber einkehrten, als dieser auch ein gutes Kirschwasser brannte und kräftige Kräutertränke braute<sup>7</sup>.

Von seinen frühchristlichen Vorgängern und Vorbildern, jenen radikalen Asketen, unterschied sich dieser Eremit zwar, wie man sieht, in mancher Hinsicht – aber es gab viele von seiner Art<sup>8</sup>. Der Schematismus bzw. ‚Catalogus personarum ecclesiasticarum et locorum dioecesis Constantiensis‘<sup>9</sup> verzeichnete, in einer eigenen Abteilung, 155 Eremiten für das Jahr 1755; 180 für 1769; 160 für 1779. Die Diözese Konstanz war freilich groß; sie umfaßte weite Teile der gebirgigen Schweiz, in denen sich mehr als genug Raum für Einsiedler fand. Aber auch der südbadische Teil schnitt nicht schlecht ab; da gab es in den besten Zeiten (also 1769) Eremiten in Adelshausen, Breisach, Ebringen, Endingen, Freiburg, Hausen, Holzhausen, Istein, Kenzingen, Kirchzarten, Munzingen, Oberbergen, Oberwinden, Riegel, Sasbach, Staufen, Triberg, Waldkirch, Wyhl und Wolfach<sup>10</sup>.

Das Alter dieser Eremiten lag zwischen 31 und 85 Jahren (Durchschnitt: 51); ihr Dienstalder zwischen 1 und 42 (Durchschnitt: 14). Ihr Senior war, in beider Hinsicht, Josef Schlegel aus Kirchzarten, der an St. Peter in Endingen amtierte; ihm folgten Franziskus Laimgrueber aus Breisach, seit 32 Jahren Eremit in St. Ottilien bei Freiburg und 70 Jahre alt, und Laurentius Rost aus dem Eichsfeld, seit 39 Jahren Eremit auf dem Giersberg bei Kirchzarten und 62 Jahre alt.

Die meisten Eremiten stammten aus der näheren Umgebung ihres Wirkungsorts, wenn nicht gar aus ihm selbst. Manchmal hatte einer aber auch schon einen weiten Weg hinter sich, so wie der zuletzt genannte Einsiedler auf dem Giersberg, der sich über seine wahre Identität zeitlebens ausschwie; schon sein Name scheint ein Pseudonym gewesen zu sein, denn Laurentius war offenbar sein Lieblingsheiliger und der Rost dessen Attribut. In den Akten ist, allerdings nur vage, von einer vornehmen Herkunft die Rede und davon, daß der schlichte Bruder über ein ansehnliches Vermögen verfügte, das er für den Bau und Schmuck seiner Kapelle verbrauchte<sup>11</sup>.

Etwas anders lagen die Dinge in Wolfach (der letzten in der Reihe der südbadischen Einsiedeleien, und zugleich der einzigen eigentlich ortenauischen in der Diözese Konstanz). Schon die erste Wald- und Wallfahrtska-

# CATALOGUS

PERSONARUM

ECCLESIASTICARUM

*Bibliothecae* ET *Rastadensis*  
*Rationi* LOCORUM *Scholarum*

DIOECESIS CONSTANTIENSIS,

cum Consensu

REVERENDISSIMI & CELSISSIMI  
ORDINARII,

citra cujuscuque Præjudicium

EDITUS.



Ex Typograph. Episcop. apud Antonium Labhart 1755.

Abb. 2: ‚Catalogus‘ von 1755; Titelblatt





Abb. 3:  
St. Jakob bei Wolfach; Federzeichnung von G. Straub (1918)

pelle St. Jakob, von 1433, ging auf einen frommen Bruder namens Conrad von Calw zurück. Sie wurde infolge der Reformation abgebrochen, aber 1659 wieder aufgebaut und 1661 gleich wieder mit einem Eremiten besetzt: da ist nämlich „Jacob Schmidt der Sübmacher im Künzgerthaal zum Brueder im Bruederhauß zu St. Jacob auf 1 Jahr lang (vorerst) angenommen worden, doch daß er sich wohl halte und zue ordentlicher Zeit das Pettleuthen besorge, auch den auf- und abgehenden Pilgramen underdienstbahr, redt gebig und wo nöthig verhülflich sein solle“<sup>12</sup>. Dafür erhielt er, außer den Almosen dieser Pilger, die Wohnung im Bruderhaus und „ein Plätzlein als Krauthgarten“<sup>13</sup>. Sein Nachfolger, Hans Ketterer, bekam gegen Zins noch ein Stück Allmende und das Holzungsrecht dazu.

Damals stellte sich noch ein gewisser Pater Bernhardus ein, dem der Landesherr ebenfalls das Wohnrecht einräumte sowie das Recht, „in qualitet eines Eremiten seiner andacht, gebeth und betrachtungen einsamer abzuewarthen“<sup>14</sup>, außerdem die Messe zu lesen und Exhortationen zu halten; dies trotz der Bedenken des Bischofs, der den Unbekannten, der sich nicht

ordentlich ausweisen konnte, für einen Vaganten hielt und, offenbar vergebens, sein Vorleben erforschen ließ. Pater Bernhardus ging 1675 krankheitshalber weg (und starb 1696, wobei er als Reinhard Spindler ins Totenbuch eingetragen wurde). Da war auch Ketterer schon gestorben, und Daniel Deißler aus Oberwolfach war an seine Stelle getreten, der bis 1711 amtierte, aber dann aus irgendwelchen Gründen gehen mußte, wieder nach Oberwolfach ging und dort sogar noch heiratete. Ihm folgte Michael Götz, der 1729 starb. Nun bewarb sich Jacob Kutteruff aus Donaueschingen um die Stelle, aber der Pfarrer und die Pfleger wollten sie nicht mehr besetzen, „weilen wegen einem dergleichen Brueder denen Burgern und Untertanen in dem ganzen revier herumb nicht nur eine besondere Beschwährnus zuwachse, sondern auch der Wallfahrt selbstn wegen dem Überlauf der so gar vilen Bettelmönch das sonstn gewöhnliche Opfer an Butter, Hüener etc. entzogen werde, der vielfältigen scandala, die sich dann und wann auß dem Lebenswandel dergleichen sollbrüedern äußern, zu geschweigen“<sup>15</sup>.

Also waren ungenannte, unbekannte „scandala“ vorgekommen; und in der Tat hat es den Anschein, daß nicht alle Eremiten ihrer Aufgabe auch gewachsen waren. Zwar fielen ihnen ihre eigentlichen Dienste nicht besonders schwer, nicht schwerer jedenfalls als anderen Kirchendienern, Küstern oder Mesnern – um so mehr aber das Alleinsein, das Auf-sich-selbst-gestellt-Sein, das sehr viel Selbstdisziplin verlangt. (Es hat seinen guten Grund, daß in den alten Orden ein Mönch erst dann aus der Gemeinschaft aussiedeln kann, wenn er sich in ihr bewährt hat.) An die Eremiten des 17. und 18. Jahrhunderts wurden keine hohen Ansprüche gestellt; vielleicht waren sie bei einem älteren Bruder in die Lehre gegangen, vielleicht einer einschlägigen Bruderschaft oder dem franziskanischen Dritten Orden beigetreten, aber das war's dann schon. Sie ergriffen diesen Beruf, wie sie irgendeinen anderen ergriffen hätten, in dem sie vielleicht auch ehelos, arm und gehorsam geblieben wären.

So kam es also, daß die Wolfacher keine Waldbrüder mehr sehen wollten, sondern lieber weltliche Mesner einstellten; diese waren Weber oder Schneider und übten weiterhin ihr Handwerk aus. Aber neben ihnen kamen auch die geistlichen Eremiten wieder auf: ein Jacob Neff aus Wolfach, ein Anton Wullich aus Neudingen, ein Fidelis Krausbeck wiederum aus Wolfach. Und Bruder Fidelis, der ein gelernter Bäcker war und erst spät, mit 38 Jahren, Waldbruder wurde, bestätigte die Befürchtungen aufs ärgste. Er ergab sich so sehr dem Trunk, „daß vielfältig Feuersgefahr zu besorgen“<sup>16</sup>; vom Oberamt wurde „ihm der nötige Vorhalt getan, seine bisherige üble Aufführung nachdrücklichst verwiesen und Strafe in Aussicht gestellt, wenn er im Volltrinken fortfahre“<sup>17</sup>.

Fidelis Krausbeck war und blieb der letzte Eremit von St. Jakob bei Wolfach. Doch daß ihm, als er mit 40 Dienst- und 78 Lebensjahren starb, keiner mehr folgte, hatte weniger mit ihm selbst zu tun als vielmehr damit, daß die allgemeine Lage sich änderte. Im vorderösterreichischen Breisgau schaffte Joseph II. am 12. Januar 1782 die Eremiten mit einem Federstrich ab<sup>18</sup>, und folglich konnte der ‚Catalogus‘ der Diözese Konstanz im Jahr 1794 nur noch 30 von ihnen verzeichnen: die meisten auf schwäbischem, wenige auf schweizerischem Gebiet, und den einen in Wolfach. Nach 1803 wurde in derselben Diözese auch eine Vielzahl von Prozessionen, Bittgängen und Wallfahrten abgeschafft<sup>19</sup>, was den Wallfahrts- und Waldkapellen und ihren Betreuern wiederum das Wasser abgrub; und in der Säkularisation von 1806 gingen die Klöster unter, mit denen die Eremiten verschiedentlich verbunden waren. Als Fidelis Krausbeck 1808 starb, ging wirklich eine Epoche zu Ende.

Aber ein kleines Nachspiel hatte sie doch noch. Im nahen Haslach baute, um die Mitte des 19. Jahrhunderts, der alte Polizeidiener Pfrengle alljährlich seine Weihnachtskrippe auf, und – wie Heinrich Hansjakob erzählt – „das Kabinettstück seiner Krippe war der ‚Waldbruder‘, welcher vornen am Rande der Krippe seine Klausen hatte. Mit dem Kindlein im Stall teilte dieser Waldbruder unser Herz und unsere Augen. Er war mit einem schwarzen Talar bekleidet, umgürtet mit einer Schnur aus Pferdehaaren, hatte einen Riesenbart und auf dem Kopfe einen Zylinder; in der Hand aber hielt er einen leeren Beutel.“<sup>20</sup> Was Pfrengle, den man auch ‚die Sicherheit‘ nannte, über das Christkind erzählte, „interessierte uns aber viel weniger, als der Waldbruder. Schon der Name war uns Poesie. Eine Hütte im Wald und ein einsamer Mensch darin, das klang geheimnisvoll in der Kinderseele. Noch mehr aber, was der Waldbruder ißt – nach Pfrengle: ‚Gras, Kräuter und unfruchtbare Bäume, wie es in der hl. Schrift geschrieben steht.‘ ‚Sein Trunk ist das tägliche Wasser und sein Lager hart und auf Moos.‘ So sprach die Sicherheit in vorder-österreichischem Dialekt, der uns, weil fremd klingend, die Geschichte um so glaublicher machte, sprach’s jedes Jahr an der Krippe, bis wir es auswendig konnten“<sup>21</sup>.

Übrigens war, laut Pfrengle, der Waldbruder früher ein Graf mit sieben Schlössern und zwanzig Schafherden gewesen, den dann die Türken ins Elend stießen. „Heiliges Christkind! Jetzt warst du vergessen, und der Waldbruder im Zylinder besaß unsere ganze Sympathie; dein Stroh und deine Windeln waren nicht mehr imstande, uns von deinem größeren Elend zu überzeugen!“<sup>22</sup> (Und flugs fügte auch der Schuhmacher Holzer seiner Krippe einen Waldbruder hinzu, der freilich „ein Paar Stiefel à la Suworoff aus grünem Saffianleder, einen Mantel aus Schafspelz und eine phrygische Mütze von Schafleder“<sup>23</sup> trug.)



*Ermite de S<sup>t</sup> Jean Baptiste.*

20

*de Poilly f*

Abb. 4: Eremit aus der französischen Kongregation vom hl. Johannes d. T.; Abb. aus: *Histoire des ordres monastiques, religieux et militaires etc.* Bd. 8. Paris 1721 (T. 20)

So erklärte und verklärte man die Existenz der Eremiten, als es keine mehr gab. Aber es gab und gibt sie ja weiterhin, wenn nicht hier, dann anderswo<sup>24</sup>. Weiterhin folgen Menschen dem Ruf, den – nur zum Beispiel – Jakob Philipp Fallmerayer auf dem Berg Athos hörte (jedoch ohne ihm zu folgen): „Sieh nur dort die schön gemauerte Klausen, die Einsiedelei am Berg, eben blitzt die Sonne abendlich in die Fensterscheiben! Wie lieblich das Kirchlein unter Weinranken, Lorbeergehege, Baldrian und Myrten aus dem Hellgrün des laubigen Kastanienwaldes blickt! Wie silberhell es unter dem Gestein hervorsprudelt, wie es murmelt im Oleanderbusch! Hier hast du milde Lüfte und die größten aller Güter – die Freiheit und den Frieden mit dir selbst“<sup>25</sup>.

#### Anmerkungen

- 1 Zu diesem Thema und zu fast allem, was mit ihm zusammenhängt, vgl. nach wie vor: Hans Ost, *Einsiedler und Mönche in der deutschen Malerei des 19. Jahrhunderts* (= Bonner Beiträge zur Kunstwissenschaft Bd. 11). Düsseldorf 1971.
- 2 Vgl. z. B. Arno Borst, *Mönche am Bodensee. 610–1525*. Sigmaringen 1985, S. 19–32.
- 3 Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen, *Der abenteuerliche Simplicissimus*. Darmstadt 1970, S. 21.
- 4 Ebd. S. 487.
- 5 Im ‚Ekkehard‘ sind es etwa die Reklusinnen Wiborad und Wendelgard sowie der geheimnisvolle Alte in der Heidehöhle, im ‚Hugideo‘ der Titelheld selber, und im ‚Wanderlied‘ der Einsiedler auf dem Staffelberg bei Bamberg (dessen Klausen erst 1929 verwaiste).
- 6 Lucian Reich, *Hieronymus. Lebensbilder aus der Baar und dem Schwarzwalde*. Karlsruhe 1853, S. 40.
- 7 Vgl. dass., 2. Aufl. Karlsruhe 1876, S. 67–68. – Dazu dann ‚Bruder Martin‘ (Emmendingen 1853): eine Erzählung desselben Autors, die im Mittelalter spielt und von einem Einsiedler handelt, der sich am Ende seiner bewegten Tage im Schwarzwald niederläßt; das 2. Kapitel beschreibt ausführlich, ‚Wie Bruder Martin sein Hauswesen einrichtet und wie er die Tagzeiten einteilt‘.
- 8 Die badische Markgräfin Sibylla Augusta lebte wenigstens zeitweise in ihrer Eremitage im Wald bei Schloß Favorite (vgl. Johannes Werner, *Mark Twain auf den Spuren der Markgräfin. Ein Einblick ins Barock*. In: *Die Ortenau* 55 [1975], S. 222–227).
- 9 Er erschien im jeweils angegebenen Jahr bei Anton Labhart in Konstanz; die hier herangezogenen Exemplare befinden sich in der Historischen Bibliothek der Stadt Rastatt.
- 10 In der Ortenau, die größtenteils zur Diözese Straßburg gehörte, gab es Einsiedeleien etwa auch bei Durbach (vgl. Josef Werner, *Kapellenruine St. Anton im Durbacher Hardtwald. Die wechselhafte Geschichte eines kleinen Wallfahrtsortes*. In: *Die Ortenau* 76 [1996], S. 175–184) und bei Nußbach (vgl. Heinz G. Huber, *400 Jahre Wendelinusheiligtum in der Pfarrei Nußbach-Bottenau. Ein Beitrag zur Wallfahrtsgeschichte Mittelbadens*. Oberkirch 1991, bes. S. 135). – Für Nordbaden vgl. Franz Gehrig, *Einsiedler* gab es auch im Kraichgau. Über Eremitagen bei Odenheim, Bretten, Weiler am Steinberg, Eppingen und Sinsheim. In: *Kraichgau* 13 (1993), S. 117–119; und (als aller-

- dings untypisches Beispiel) Joachim Winkler, *Der Einsiedler auf der Minneburg*. In: *Unser Land* 1995, S. 109–111.
- 11 Vgl. Max Weber, *Geschichte der Pfarrei Kirchzarten*. Kirchzarten 1967, S. 241–246.
  - 12 Zit. n. Franz Disch, *Chronik der Stadt Wolfach*. Wolfach 1920, S. 289.
  - 13 Zit. n. ebd.
  - 14 Zit. n. ebd., S. 290.
  - 15 Zit. n. ebd.
  - 16 Zit. n. ebd., S. 292.
  - 17 Zit. n. ebd.
  - 18 Vgl. Fritz Geier, *Die Durchführung der kirchlichen Reformen Josephs II. im vorderösterreichischen Breisgau* (= *Kirchenrechtliche Abhandlungen* H. 16/17). Stuttgart 1905, S. 197–198.
  - 19 Vgl. Franz Xaver Bischof, *Das Ende des Bistums Konstanz. Hochstift und Bistum Konstanz im Spannungsfeld von Säkularisation und Suppression (1802/03–1821/27)* (= *Münchener Kirchenhistorische Studien* Bd. 1). Stuttgart/Berlin/Köln 1989, S. 308–310.
  - 20 Heinrich Hansjakob, *Aus meiner Jugendzeit. Erinnerungen* (= *Ausgewählte Schriften* Bd. 1). Stuttgart 1910, S. 149.
  - 21 Ebd. S. 149f.
  - 22 Ebd. S. 150.
  - 23 Ebd.
  - 24 Vgl. Serge Bonnet/Bernard Gouley, *Gelebte Einsamkeit. Eremiten heute*. Freiburg/Basel/Wien 1982; auch: John Howard Griffin, *Thomas Merton. The Hermitage Years. A Biographical Study*. Tunbridge Wells 1993. – Die alten Orden der Kartäuser und der Kamaldulenser haben bis heute mit Erfolg versucht, die Vorteile des eremitischen Lebens mit denen des zönotischen zu verbinden. Auch die Benediktiner, die Zisterzienser (vor allem die der strengeren, trappistischen Richtung) und die Karmeliter lassen zuweilen ein eremitisches Leben zu; ebenso die Gemeinschaften, die Charles de Foucauld als ihren Gründer betrachten.
  - 25 Jakob Philipp Fallmerayer, *Hagion–Oros oder Der Heilige Berg Athos*. In: Hugo von Hofmannsthal (Hrsg.), *Deutsches Lesebuch*. Frankfurt a. M. 1952, S. 309–313; hier S. 309. – Vgl. dazu: Johannes Werner (Hrsg.), *Vom mönchischen Leben. Geschichte einer Sehnsucht*. Frankfurt a. M./Leipzig 1992.

# Untertanen des Klosters Ettenheimmünster fordern die Abschaffung der Leibeigenschaft, der Fronen und der Abgaben

Aus den Aufzeichnungen des Klosterarchivars Gervasius Bulffer und des Vikars Bernard Stöber über die Orte Schweighausen und Dörlinbach

*Gerhard Finkbeiner*

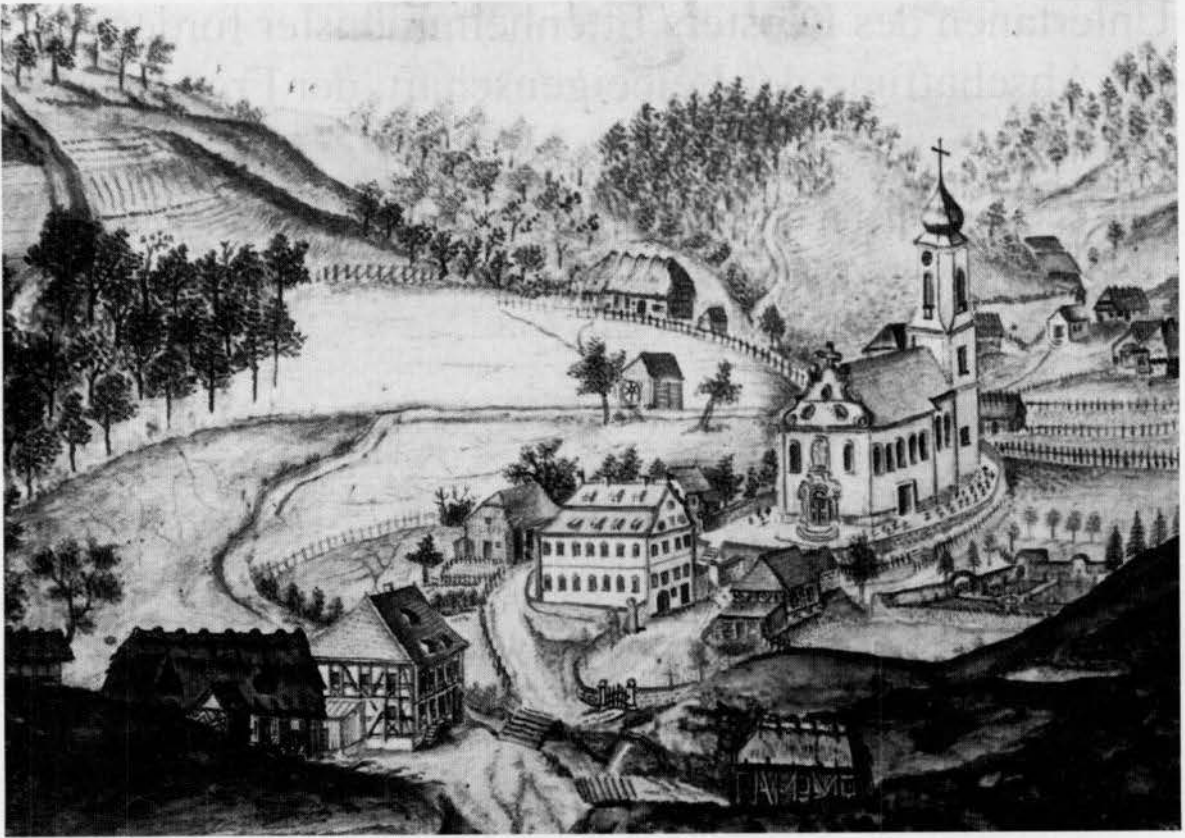
Gervasius Bulffer (1714–1792) war Stiftsbibliothekar, Archivar und ein bedeutender Rechtshistoriker des Klosters Ettenheimmünster<sup>1</sup>. Er schrieb mehrere Abhandlungen über die Besitz- und Territorialgeschichte des Benediktinerklosters. Für die Lokalgeschichte von Interesse ist vor allem das von Bulffer verfaßte Werk „Archivum Manuale“, Band III, von 1781<sup>2</sup>.

Da der Klostergeistliche als Archivar nicht nur aktenkundig, sondern als ehemaliger Pfarrer von Schweighausen (von 1753 bis 1757) auch ortskundig war, dürfte seine kurz gefaßte Geschichte über Schweighausen und die Pfarrfiliale Dörlinbach eine zuverlässige zeitgeschichtliche Quelle sein. Einleitend schreibt Bulffer über Schweighausen und Dörlinbach:

„Schweighausen hat den nämlichen Ursprung wie Dörlinbach und Münster (Ettenheimmünster), wie aus seinen alten Rechten (Rechtenbuch) klar erhellet. Wo es aber seinen Namen her hat, ist eigentlich nicht bekannt. Ist glaublich, daß es anfänglich nur eine „Schweigh“, das ist ein Meyerhof, des Klosters gewesen, so hernach bei seiner Bevölkerung seinen Namen in Schweighausen verändert. An den Grenzen Schweighausens wurde noch eine andere Coloni (Siedlung) aufgerichtet, so von dem Wasser „Harmerspach“ den Namen angenommen, so wie glaublich anfangs eine besondere Gemeinde ausgemacht, weil sie auch ihre besondere Recht gehabt hat. Von langer Zeit an aber macht sie mit Schweighausen nur eine Gemeinde aus (. . .).“<sup>3</sup>

„Es ist glaublich, daß dieser Ort Dörlinbach mit dem Münsterthal seinen Anfang genommen, da nämlich die von Ruthard dem Kloster geschenkten Waldungen immer mehr und mehr ausgestockt worden, weil ihr Rechtenbuch am End sagt: Die von Dörlinbach haben auch alle die Recht, die die von Münster haben zu der Kirchen und zu der Allmend, und das nie verloren.

Mithin machten sie anfänglich nur eine Gemeind aus. Woher es seinen Namen bekommen, ist eigentlich nicht bekannt, doch ist glaublich, daß es denselben von den vielen allda gewachsenen Erlen und von dem Bach, an welchem die ersten Häuser



*Ortsansicht von Schweighausen aus der Zeit um 1780 von Pater Martin Brüstlin  
(Archiv Kloster Lichtenthal). Repro: Gerhard Finkbeiner*

und des Klosters Freyhof erbaut worden, den Namen angenommen, und statt Erlenbach Dörlinbach genannt worden.

Daß die Leut allda von ihrem Ursprung an Leibeigene gewesen, erweist wiederum ihr erstes Rechtenbuch und noch ferners aus dem erhellet, weil alle ihre Güter lauter Klosterlehen gewesen, die bei Verlassung derselben dem Kloster wiederum heimgefallen.

Zu welcher Zeit Dörlinbach zu einem Dorf erwachsen, ist ungewiß, weil die Excolierung der Wildnissen (Urbarmachung) kann sich nach und nach zugetragen. Doch kommt dasselbe als ein besonderer Ort schon in der Bulle Honorius III. anno 1225 zum Vorschein. Es hatte auch gleich mit den anderen Ortschaften seine besonderen Rechte erhalten. (. . .) Das Kloster hat zu Schweighausen die nämlichen Rechte wie zu Dörlinbach. (. . .) Der einzige Unterschied war, daß Dörlinbach laut seines Rechtenbuchs Stock und Gefängnis gehabt, wohin die Schweighausener laut ihres Rechtenbuchs ihre Gefangenen haben hinführen müssen, gleichwie sie sich des Faselviehs (Zuchtbulle und Zuchteber) zu Dörlinbach haben gebrauchen müssen.“<sup>4</sup>



Bulffer geht dann zu Beginn seiner Abhandlung ausführlich und kommentierend auf das Weistum von Schweighausen und Dörlinbach ein. Das Weistum aus dem 14. Jahrhundert, das später stets als „Rechtenbuch“ bezeichnet wird, handelt von der Gerichtsbarkeit des Abts und des Schirmvogts, von der Leibeigenschaft der Untertanen und von der Grundherrschaft des Klosters.

Die Weistümer sind rechts- und wirtschaftsgeschichtlich sehr aufschlußreich und geben indirekt einen guten Einblick in das Leben der bäuerlichen Bevölkerung<sup>5</sup>. Wegen der Auslegung der in den Rechtenbüchern niedergeschriebenen Rechte und Pflichten des Klosters und der Klosterleute in Schweighausen und Dörlinbach gab es im 16., 17. und 18. Jahrhundert anhaltende Streitigkeiten. In der ausführlichen Darstellung der heftigen Auseinandersetzungen bemüht sich Bulffer um wohlthuende Objektivität, wenn er schreibt:

„So ist gar kein Zweifel, daß nicht von beiden Seiten einige Mißheit geschehen seien (. . .), daß die Bürger von einer und der anderen Schuldigkeit öfters abgewichen (. . .), daß aber auch das Kloster oder der Abt die Saiten zu Zeiten gar zu hoch gespannt, das werden wir aus folgenden Klagepunkten ersehen. Von den älteren Zeiten finde ich nichts, daß die Untertanen sich jemals empört hätten, weil schier immer schwerer Krieg gewesen und die Untertanen schier immer zerstreut waren, welches aber eben Ursach war, daß die alten Rechte in Vergeß gekommen und in der Unausübung verblieben. Eine Prob haben wir an den Münchweierern. Ihr Rechtenbuch erklärte sie als leibeigen. Doch da sie der Abt Caspar (Geiger, 1623–1634) zur Huldigung anno 1624 anhalten wollte, ihm als Leibeigene zu huldigen, sie sich dessen geweigert, vorschützend, sie waren schon von langer Zeit an niemals als Leibeigene gehalten worden. (. . .)“<sup>6</sup>

Tatsächlich war es den Münchweierern bei einer Neufassung ihrer alten Rechte im Jahre 1442 gelungen, die wortwörtliche Verpflichtung, als Leibeigene des Klosters dem Abt huldigen zu müssen, aus der Erneuerung des Rechtenbuchs fernzuhalten. Somit sahen sich die Münchweierer aus der Leibeigenschaft entlassen und betrachteten sich als freie Untertanen.

Die Schweighausener und Dörlinbacher nahmen sich das Verhalten der Münchweierer zum Vorbild, wie Bulffer weiter zu berichten weiß:

„Aus diesem Grund stritten sich auch die Schweighausener und Dörlinbacher und wollten dem Abt Christoph (Heubler, 1608–1623) anno 1608 nicht huldigen, es sei denn, daß er ihren Kindern die Leibeigenschaft nachlasse. Weil sie aber davon überzeugt wurden, daß sie jederzeit als leibeigene Untertanen gehalten worden sind, wurden sie von dem bischöflichen Kommissar gezwungen, dem Abt auch als Leibeigene zu huldigen. Bei diesem verblieb es bis auf das Jahr 1651, wo sie wieder zu Zabern folgende Klagen eingegeben:

1. Werden sie als leibeigene Leut gehalten, wo sie doch auch dem Kastenvogt un-  
tertan gewesen, und von demselben niemals als leibeigen gehalten worden,  
auch ihm nichts wegen der Leibeigenschaft bezahlt hätten.
2. Daß des Klosters Fischer ihnen das Wasser aus dem Bach auf ihre Mühlen  
oder auf die Matten zu nehmen, verbiete.
3. Daß man die ordentliche Gericht nicht mehr an den gebührenden Orten halte,  
sondern die Strafbaren gleich auf die Canzley berufe und höher als gewöhnlich  
strafe.
4. Daß man die Fäll in natura beziehe, wo sie zuvor seien geschätzt und den Bau-  
ern auszulösen überlassen worden.
5. Begehre man mehr Fronen von ihnen als sie schuldig, werden auch früher dazu  
geboten und später entlassen, wobei man ihnen auch das Abendbrot abziehe.
6. Klagen die Dörleinbacher, daß auch diejenigen, welche eigene Mühlen haben,  
angehalten werden, auf der Bannmühle zu mahlen und also ihre Mühlen zu  
schleifen.
7. Klagen die Dörleinbacher, daß sie eine eigene Hagenmatt gehabt und der dies-  
elbe genutzt, habe müssen das Faselvieh erhalten. Jetzt sei ihnen diese Matte  
entzogen worden und müssen doch den Kleinen Zehnten geben.
8. Begehren die Schweighausener einen eigenen Pfarrer wie von altersher.
9. Begehren beide Gemeinden, man solle ihnen das Rechtenbuch vorlesen, als-  
dann wollen sie huldigen, und alles, was sie schuldig, tun. Widrigenfalls hoffen  
sie nicht, daß man sie dazu zwingen werde.“<sup>7</sup>

Nach wiederholt gescheiterten Verhandlungen zwischen einem Bürgeraus-  
schuß und einem Vertreter der bischöflichen Regierung zu Zabern einigten  
sich schließlich die Schweighausener und Dörleinbacher mit dem Abt Franz  
Hertenstein (1653–1686) auf folgende Vertragspunkte:

1. Sollen die Untertanen den Großen Zehnten in natura liefern, wie er des Jahrs  
gewachsen, doch soll dem Kloster auch frei stehen, etwas in Geld dafür zu  
nehmen.
2. Sollen die Untertanen zu der schwedischen Brandschatzung beitragen, wie der  
Herr Walter von Diedenheim (bischöflicher Kanzler) solches anno 1654 zu  
Münchweier ausgemacht.
3. Die Frondienste sollen bei den vier alten bleiben, bis man sich gutwillig eines  
anderen vergleiche.
4. Soll das Rechtenbuch des Jahrs einmal und bei der Huldigung vorgelesen wer-  
den.
5. Verzichtet das Gotteshaus auf sein Recht, eine Bannmühle in dem oberen Stab  
Schweighausen zu bauen, hingegen sollen die Müller jährlich 40 Gulden  
Mühlzins geben, der untere Stab hingegen 10 Gulden. Sollen aber die Unterta-  
nen die in Abgang gekommenen Mühlen nicht wieder aufbauen, so steht dem  
Kloster frei, eine Bannmühle zu bauen.
6. Die gewöhnlichen Gerichte sollen wieder gehalten werden.
7. Obschon Steg und Weg aus dem Zoll zu erhalten, so sollen die Untertanen  
doch nicht nachforschen, aus was für Mittel solches die Herrschaft tue.

8. Sollten die Untertanen bisher etwas rauh angefahren worden sein, soll künftighin mehr Diskretion gebraucht werden.
9. Soll den Untertanen die Appellation (Einspruchsrecht) offenstehen.
10. Die Reise- und Zehrkosten betreffend wurden sie zum Nutzen der Untertanen gemacht, so sollen sie nach Gebühr voll ihnen bezahlt werden.
11. Die Zusammenkünfte in der Gemeinde sollen gehalten werden wie von alters.

Was die übrigen in dem Dekret enthaltenen Punkte anbetrifft, sollen:

1. Die Kastenvogtei belangend, beide Gemeinden, statt daß vorhin ein jeder Untertan jährlich 1 Gulden, 1 Huhn und 2 junge Hühner samt einem Sester Huber nach Geroldseck gegeben, jetzt 100 Gulden an Geld geben, wozu aber auch Wittelbach, Münster und alle Tagelöhner beitragen sollen, wohingegen das Kloster die 130 Viertel Haber gibt, welche aber die Untertanen nach Ettenheim liefern sollen, wobei bei der Rückkehr das Kloster einem jeden ein Stück Brot reichen solle.
2. Soll die Mühle zu Dörleinbach eine Zwang- und Bannmühle verbleiben.
3. Die Totfäll betreffend, soll nach altem Gebrauch, wenn das Haupt in dem Haus stirbt, das beste Roß oder Vieh gegeben werden, es sei Mann oder Weib. Im Fall, daß auf einem Hof, er sei ein- oder zweifällig, nebst dem Haupt noch jemand anderer, so eigenes Hab und Gut hat, stürbe, soll nur ein Fall gegeben werden. Wenn aber ein zweifälliger Hof verteilt wird, so soll jeder Hof nur einen Fall, ein jeder aber seine 4 Fronen tun. Wenn sie aber wieder sollten zusammen kommen, soll er wieder zweifällig sein, aber nur 4 Fronen tun. Wenn hingegen ein einfälliger Hof zerteilt wird, soll ein jeder seinen ganzen Fall wie auch seine 4 Fronen abstaten. Kommt er aber wieder zusammen, so ist er wie zuvor.
4. Wenn ein Hof verkauft oder ererbt oder sonst vergeben wird, soll für den Drittel der 10. Pfennig gegeben werden. Werden sie vertauscht, so steht es bei dem Abt, wenig oder viel für den Drittel zu nehmen. Zieht aber einer hinweg, so soll er für den Abzug den 10. Pfennig geben und sich von der Leibeigenschaft nach Willkür des Abts auskaufen.

Bulffer schreibt dann weiter:

„Obschon die Untertanen bei eines jeden nachfolgenden Prälaten Huldigung einige Sachen begehrten, die von keiner Wichtigkeit waren und ihnen mehrerenteils abgeschlagen worden, so blieb doch alles in Ruhe bis auf die letzten Zeiten des Abts Augustin (Dornblüth, 1740–1774), wo sie sich gar zu hart wegen den vielfältigen Fronen gedrückt glaubten.

Man wußte von Seiten des Klosters, daß die Untertanen dem Abt Franz (Hertenstein, 1653–1686) zu der Kloster Kirchen (die Klosterkirche war 1651 abgebrannt), dem Abt Maurus (Geiger, 1686–1704) zu der Landelins Kirche (1687/88/89 wurde die heutige Pfarrkirche St. Landolin zu Ettenheimmünster erbaut), dem Abt Johann Baptist (Eck, 1710–1740) zu dem ganzen Klosterbau (Neubau der Klosteranlage durch Peter Thumb) und Badbau (Bad St. Landolin eben-



Wappentafel am Pfarrhaus Schweighausen. Links das Wappen des Klosters Ettenheimmünster, die sitzende Maria mit Kind, rechts das Rosenwappen des Abts Augustin Dornblueth (1740–1775). Foto: Arthur Strebler

falls erbaut von Peter Thumb) erstaunlich viele Fronen getan haben. Man wußte aber nicht, daß diese lauter Bitt- und Ernte-Fronen, wie solches der Abt Franz (Hertenstein) ausdrückt, gewesen, sondern man glaubte, daß, weil sie leibeigene Untertanen wären, so könnte man sie als Knechte brauchen und begegnete ihnen im Verweigerungsfall sehr hart. Die Sach dauerte bis auf das Jahr 1773, wo die Untertanen, da sie bei Anlegung des neuen Gartens gar zu hart mitgenommen wurden, einen Prozeß mit dem Kloster angingen. Da nun die Sach am hitzigsten getrieben wurde, resignierte der Abt Augustin (Dornblüth) am 14. November 1774, worauf am 16. November Landelin Flum (1774–1793) zum Abt erwählt wurde.

Dieser Herr Prälat suchte sich zwar gleich mit den Untertanen zusammzusetzen, allein die Bauern wollten nicht. Sie stützten sich auf ihren Advokaten, obschon ihre Klagen, die öfteren Fronden ausgenommen, keine Prise Tabak wert waren. Als es nun am 19. Dezember 1774 zur Huldigung kam, gaben sie eine Schrift ein, in welcher sie sich erklärten, daß sie zwar zu huldigen bereit wären, wenn aber etwas bei derselben von der Leibeigenschaft sollte vernommen werden, so wollten sie auf das Feierlichste darwider protestieren, indem sie so viel Recht zur Freiheit hätten als die Münchweierer.“<sup>8</sup>

### *Vergleich des Klosters mit den Untertanen in Schweighausen und Dörlnbach*

Die Stimmung der Klosteruntertanen in Schweighausen und Dörlnbach war ausgesprochen klosterfeindlich, wild, aufrührerisch, widerspenstig, ja revolutionär. Bernard Stöber (1740–1817)<sup>9</sup>, seit 1774 Vikar in der Pfarrei Schweighausen, schildert zu Beginn des Jahres 1775 die Situation in der Pfarrgemeinde:

„Schon von einigen Jahren her walteten die größten Streitigkeiten zwischen dem Kloster und dessen Untertanen ob. Es ging alles unter und über sich: die Untertanen wollten sich von der Leibeigenschaft losmachen, sie achteten gar keine Herrschaft mehr. Alle Ordnung, alles Gute, ja das Heil der Seelen selbst litt hierunter ganz unbegreiflich. Nachdem nach geschehener Resignation des vorigen Herrn Prälaten Augustin (Dornblüth, 1740–1774), den 16. November 1774 der jetzige Prälat Landelin (Flum, 1774–1793) zum Abt unseres Gotteshauses erwählt worden, der vor einigen Jahren durch achteinhalb Jahre hier in Schweighausen Pfarrherr gewesen und bei den Pfarrkindern viel Achtung und Liebe besaß, so ersuchten ihn die Gemeinden Schweighausen, Dörlnbach und Wittelbach durch ihre Abgeordneten die Gnad für sie zu haben, und die Sach gütlich beizulegen.

Der Hw. Prälat willigte in ihr Begehren ein, den 26. Januar (1775): Morgens bei kältester Witterung langte er hier an mit P. Prothasi Zechetner. Es wurde zwei Tage lang gearbeitet, aber ganz umsonst. Endlich, da der Hw. Prälat den Ernst zeigte und ihnen ankündigte, weil sie dann boshafterweise keinen Vergleich annehmen wollten, so sollte nunmehr die Sach dem Prozeß förmlich überlassen werden. Zugleich, da er sie verließ, kündigte er ihnen an, daß der Drittel wieder inskünftig dem Wort nach und nicht der zehnte Teil wie bisher aus Gnaden geschehen, bei Absterben des Hofbesizers werde gezogen, auch daß künftighin aller Zehnt in natura, wie er fallet, wieder eingezogen werde. Denen, die sich wollten den Vergleichspunkten unterwerfen, und sich von den kostbaren Prozeßkosten losmachen, gestattete er Zeit bis auf den 27. Januar auf den Abend, sich zu unterschreiben.

Da nun sehr viele nach und nach sich unterwarfen, so kamen endlich am 29. dieses Monats (Januar 1775) die Vorgesetzten, die Gerichte von hier und von Dörlnbach

samt dem Ausschuß der Gemeinden und unterwarfen sich mit Annehmung der Vergleichspunkte im Namen beider Gemeinden. Und so wurde dann der Frieden endlich wieder hergestellt.<sup>104</sup>

### *Das neue Recht*

1. Haben sie alle ihre Leibeigenschaft für sich und ihre Nachkommen selbst anerkannt.
2. Seien die Fronen auf 6 Fuhrfronen und von den Tagelöhnern (Leute ohne Zugtiere) 6 Handfronen festgesetzt worden, wobei ihnen die Heu- und Erntefronen nachgelassen und ihnen das gewöhnliche Essen und ein Trunk versprochen worden. Doch können die besagten Fronen, zu was man will, begehrt werden. Sollten aber diese Fronen nicht alle in einem Jahr begehrt werden, so können sie das andere Jahr nicht wieder begehrt oder in Geld bezahlt werden.
3. Sind der Zehnt, der Zins und die Kastenvogtei-Fronen, wie auch das Jagdtreiben nicht unter diesen 6 Fronen begriffen, wie sich dann auch die Bauern und Tagelöhner anerbten, bei vorkommenden Notfällen oder weitere Fronen zu tun, wenn sie darum ersucht werden. Doch kann man sie dazu nicht zwingen, wie auch außerhalb der Herrschaft zu fronen. (Bernard Stöber: Nach diesem Artikel empfangen die, welche zur Jagdfron gehen, hier vor dem Pfarrhof in Schweighausen ein jeder ein Stück Brot, welches vorhin nicht gewesen oder längstens wieder abgestreckt war denen Untertanen.)
4. Soll den Tagelöhnern, die das Brennholz machen, für den Klafter 12 Kreuzer nebst 3 Viertel Brot und für 25 Wellen 5 Kreuzer bezahlt werden. (Für die Einfuhr des Brennholzes als Teil der Fronen wird bestimmt, daß der Wagen mit einem Klafter zu beladen ist, sofern das Holz in der Nähe sitzt. Bei schwierigem Gelände erbietet sich das Kloster, das Holz an einen bequemen Ort setzen zu lassen.)
5. Soll das Bürgergeld eines neuen Bürgers in allen 4 Stäben gänzlich aufgehoben sein.
6. Sollen sowohl das Brennholz als verarbeitetes Holz, so aus der Herrschaft auf die benachbarten Märkte geführt wird, zollfrei sein. Doch solle dies mit Erlaubnis der Obrigkeit geschehen. Wenn solches Holz aber die Fremden abholen, sollen sie Zoll abrichten, wie auch wenn Bauholz oder anderes Holz in die Fremde verkauft wird.
7. Die Hauptfäll betreffend, solle sowohl von Mann und Weib, wenn diese die Haushaltung führet, das beste Stück Vieh, und wenn der Hof zweifällig ist, zwei zum Fall geben. Ist es, daß zwei Bauern auf einem Hof gemeinschaftlich hausen, soll ein jeder nach seinem Absterben einen Fall geben, obschon sie miteinander 6 Fronen abrichten. Wird ein Hof aber verteilet, so soll ein jeder insbesondere die 6 Fronen errichten und seinen Fall geben. Wenn aber ein solcher Hof wieder unter eine Haushaltung kommt, so ist er auch nur einfällig. Von den zweifälligen Höfen, auf welchen zwei Bauern insgemein leben, soll ein jeder bei seinem Absterben zum Fall das beste Vieh und nicht zwei Stück miteinander geben. Wenn aber nur ein Bauer darauf ist, so soll er zwei Stück

- Vieh, das erst- und drittbeste, als Fall geben. Auch diejenigen, so ein Leibge-  
ding auf den Höfen haben, sollen ein Fall geben. Desgleichen müssen auch  
diejenigen, die einen Hof kaufen oder verkaufen, einen doppelten Fall geben.  
Doch, wenn es der Herrschaft gefällt, können sie alle diese Fäll auslösen.
8. Wenn ein Bauer eine beträchtliche Qualität Holz verkaufen will, so soll dieses  
mit Erlaubnis der Herrschaft geschehen und durch den Jäger angeschlagen  
werden, dessen Lohn von der Herrschaft geschöpft wird.
  9. Sollen die Bauern das zu verkaufende Vieh in dem Kloster anzeigen, und wenn  
es gekauft, in das Kloster führen, wo man ihnen einen Schoppen Wein und ein  
Viertel Brot geben soll.
  10. Sollen die Geldstrafen wegen Hurerei bei dem zweiten und dritten Fall nicht  
erhöhet werden. Item bei den Rauhgerichten soll eine Diät (Entlohnung) be-  
gehrt werden.
  11. Wird den Bauern erlaubt, ein unschädlich Wildhag zu machen.
  12. Die Canzley-Taxen sollen auch abgetan sein und nur die Protokollschreibgel-  
der und Siegelgelder nach Maß der Arbeit bezahlt werden. (Aufstellung von  
Inventarien bei Sterbefällen und Vermögensaufstellungen, Protokollierung von  
Eheverabredungen usw.)
  13. Soll das Kloster berechtigt sein, die Übelhäuser zu bestrafen und ihr Vermögen  
zu verganten.
  14. Den Tagelöhnern, so das Holz für den Pfarrer zu Schweighausen machen, soll  
von dem Pfarrer für jedes Klafter ein halber Laib Brot und den Bauern, die sel-  
bes führen, einen Trunk Wein gereicht werden (Bernard Stöber: Den Tagelöh-  
nern wird das hier ihnen zugestandene Brot in dem Kloster gereicht; die Bau-  
ern aber, wenn sie fahren, empfangen Trunk und Brot in dem Pfarrhof.)
  15. Solang das Kloster den Zehnten in den beiden Stäben Schweighausen und Dör-  
linbach nicht selbst in natura einziehet, soll ein jeder Bauer dem jeweiligen  
Pfarrer in Schweighausen jährlich zwei Bund Stroh zu geben schuldig und ver-  
bunden sein.
  16. Hat das Kloster das Recht, seine Knecht von den Untertanen auszulesen, doch  
wenn ein Bauer nur einen Sohn hat, soll er ihm gelassen werden. Jedoch soll er  
sich mit den andern stellen.
  17. Sollen die Untertanen den Großen Zehnten in natura wie er selbes Jahr ge-  
wachsen, liefern und dem Kloster frei stehen, auch das Geld dafür zu nehmen.  
Wegen dem Kleinen Zehnten bleibt es bei dem Vertrag von anno 1764.
  18. Wenn ein Gut oder Hof verkauft oder vertauscht wird, so soll er davon den  
Drittel, das ist der zehnte Pfennig, davon ziehen, soll er davon den Abzug-  
Pfennig, das ist der zehnte Pfennig, abgeben und sich auch mit einer willkürli-  
chen Summe von der Leibeigenschaft auskaufen.

Und das sind dann die neuen Rechte, nach welchen sich die Bauern in  
Schweighausen und Dörlinbach zu richten haben.

Der Vertrag wurde von der fürstbischöflichen Regierung zu Zabern am  
29. März 1775 bestätigt. Es unterzeichneten für das Kloster Abt Landelin  
Flum (1774–1793) und Prior Baptist Dilg. Für die beiden Stäbe unterzeich-

neten Christian Bilharz (1701–1776), Vogt von Schweighausen, Hans Georg Bilharz (1734–1794), Schultheiß von Dörleinbach – damals Hofbauer auf dem heutigen Jägertonhof – sowie die Mitglieder der beiden Gerichte.

Der neue Vertrag war für die Schweighausener und Dörleinbacher Klosteruntertanen ein weiteres Mal enttäuschend. Sie waren immer noch leibeigen, hatten weiterhin zu fronen und waren auch in Zukunft zu allerlei Abgaben verpflichtet. Es regte sich in den beiden Stäben offener Widerstand. Betroffen und Schlimmes ahnend machte sich der Klostergeistliche Bernard Stöber, von 1776–1795 Pfarrer in Schweighausen und als solcher auch zuständig für die Filialorte Dörleinbach und Wittelbach, zu Beginn des Jahres 1776 Gedanken über den „Zustand der Pfarrey“. Seine Aufzeichnungen lassen an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig.

„Wie es allzeit zu geschehen pflegt, wo Unruhen, Unfrieden und Zwiespalt zwischen der Herrschaft und den Untertanen obwaltet, so achten diese kein Gebot, kein Verbot, keine Drohung, keine Straf mehr. Ein jedes tut, was ihm gefällt, alles Gute erlöscht nach und nach, und folget nichts als Böses, Wildes, Rauhes und abscheuliche Unordnung. Ebenso erging es auch in hiesiger Pfarrei. Seit der Zeit, als die Uneinigkeit zwischen dem Kloster und den Untertanen angefangen, da achtete man weder Herrschaft, weder Pfarrherrn, weder jemand anders mehr. Der Pfarrherr hatte nur zu tun, um noch einigermaßen das nötige Vertrauen und den schuldigen Respekt von den Pfarrkindern zu erhalten. Zu tausend Sachen mußte er durch die Finger sehen, und alles nur mit Güte versuchen, was wenig oder gar nichts fruchtete. Da auch der Vergleich zwischen dem Gotteshaus und den Untertanen geschlossen war, durfte man auch nicht anders handeln aus Furcht, sie möchten glauben, man wollte ihnen ihr Vergehen vergelten, oder sie möchten wieder aufs Neue stürmisch werden. Man mußte noch immer durch die Finger sehen und nur lauter Güte gebrauchen. Bei diesen Umständen war dann nun die Jugend ganz ausgelassen, ganz frech in ihren Aufführungen und sehr verdorben in den Punkten des sechsten Gebotes. Schlechten Respekt hatte man gegen den Geistlichen. Bei ihren Lustbarkeiten, wann immer der Geistliche vorbeigehen mußte, jauchzten und jodelten sie ihm ins Gesicht, als wenn der schlechteste Mensch zugegen wäre.

In der Kirche schwätzten alt und jung wie auf einem Marktplatz laut, man scheute sich nicht, fast an dem Altar dem Priester in das Gesicht zu lachen, zu stoßen und alle Unform zu treiben. Händel, Streit, Fluchen, Sakramentieren war etwas Gemeines bei allen Lustbarkeiten. Sonn- und Feiertag durch allerlei knechtliche Arbeiten entehren, das war etwas Gemeines. Ehr und guter Namen der Geistlichen auf das Boshafteste verletzen, war mir gar nichts Neues. Die Empfangung der heiligen Sakramente war was ganz Seltenes. Kurz, Liederlichkeit und Unordnung hatten gänzlich überhand genommen. (...)

Endlich nahm ich den Ernst für die Hand, ich strafte öffentlich, ich scheute keine Unordnung, ich rief die Herrschaft zu Hilfe und endlich nach und nach änderte sich wieder das angewöhnte Böse, und Ordnung fing wieder an zu blühen“.<sup>11</sup>





*Tagelöhnerhaus „Herre-Ländels“  
von 1780, erbaut auf den Keller-  
mauern des ehemaligen Freihofs  
des Klosters Ettenheimmünster in  
Dörleinbach.*

*Foto-Archiv: Gerhard Finkbeiner*

Wie aus den Tagebuchnotizen von Bernard Stöber zu ersehen ist, waren im ausgehenden 18. Jahrhundert selbst im Zwergstaat des Klosters Ettenheimmünster tiefgehende soziale Unruhen spürbar und sichtbar. Die bestehende Gesellschaftsordnung begann, wie in allen europäischen Feudalstaaten, brüchig zu werden.

In Schweighausen und Dörleinbach saßen die Bauern auf ihren Erblehen als Gegenspieler des Abts, immer wieder auf dem Sprung, die Höhe der Abgaben, die Zahl der Fronen zu beanstanden und Forderungen als mit dem alten Recht unvereinbar abzulehnen. Die Zahl der Menschen, die den zunehmenden Autoritätsschwund, den Niedergang der geistlichen Herrschaft herbeiwünschten, wuchs und wuchs. Die Feudalherrschaft war eine zu Ende gehende Epoche.

Am 23. April 1803 wurde das über tausendjährige Kloster Ettenheimmünster aufgelöst. An die Stelle des Klosters bzw. des fürstbischöflichen Stifts Straßburg trat als weltliche Obrigkeit die Markgrafschaft Baden, ab 1806 das Großherzogtum Baden. Der klösterliche Grundbesitz ging auf die neue

Herrschaft, den Staat, das Großherzogtum Baden, über. Laut Gesetz vom 5. Oktober 1820 wurden die persönlichen Leibeigenschaftsabgaben, zum 25. Dezember 1831 die Herren-Fronen, 1833 jede Art von Zehnten und 1835 auch die Gemeindefronen aufgehoben.

Nachdem die Bauern nun auch die Klosterlehen unter Vorlage ihrer Erblehenbriefe als Eigentum erwerben konnten, hatten sie ihr Ziel erreicht. Endlich besaßen die Bauern Grund und Boden, waren nicht mehr leibeigen und nicht länger zur Hand-, Fuhr- und Jagdfron verpflichtet.

Nach generationenlangem Kampf gegen Leibeigenschaft, Fronen und Abgaben war für die Bauern Unvorstellbares Wirklichkeit geworden: Es gab ein von Feudallasten freies Bauerntum.

#### *Anmerkungen*

- 1 Albert Kürzel, Leben des P. Gervasius Bulffer, Conventual der Benediktiner-Abtei Ettenheimmünster, in: FDA 3/1868, S. 465 ff.
- 2 Gervasius Bulffer, Archivum Manuale, Band III, verfaßt 1781, Pfarrarchiv Ettenheimmünster.
- 3 Bulffer, a.a.O., S. 113
- 4 Bulffer, a.a.O., S. 1.
- 5 Hubert Kewitz, Das Dörlinbacher Weistum, in: Gerhard Finkbeiner, 750 Jahre Dörlinbach (1225–1975), Hrsg. Gem. Schuttertal, 1975, S. 31–36.
- 6 Bulffer, a.a.O., S. 137, 138.
- 7 Bulffer, a.a.O., S. 138, 139.
- 8 Bulffer, a.a.O., S. 141, 142.
- 9 Bernard Stöber, Historische Beschreibung der Pfarrey Schwaighausen von dem Jahre 1775 bis 1794, Band I, II, III, Pfarrarchiv Schweighausen.  
Hermann Schmid, Die Ettenmünsterschen Klostersgeschichten des P. Bernard Stöber (1740–1817), in: Die Ortenau, Bd. 63, 1983, S. 93–126.
- 10 Stöber, a.a.O., S. 7, 8, 9 (Band I).
- 11 Stöber, a.a.O., S. 35, 36, 37, 38 (Band I).

# Eine geistliche Apotheke aus dem Schuttertal

*Stefan Fassbinder*

## **Der Hintergrund**

Vor dem Siegeszug der naturwissenschaftlichen Erkenntnisse standen die Menschen Krankheiten und Naturgewalten relativ hilflos gegenüber. Neben der Verwendung pflanzlicher und mineralischer Mittel, die sich im Laufe der Zeit als heilkräftig erwiesen hatten, versuchte man mit nicht kirchlich legitimierten Amuletten und mit kirchlichen Schutzmitteln (Segen, Devotionalien u. a.) seiner Ohnmacht entgegenzuwirken. Zwar wurde diese Trennung zwischen den drei Gruppen der pharmazeutischen, kirchlichen und außerkirchlichen Mittel damals im Alltag kaum vollzogen, die verschiedenen Mittel wurden nebeneinander oder eher noch vereint eingesetzt. So finden sich in Wettersegen, Breviern oder Frais- und Wenderketten – und auch in der hier vorgestellten Geistlichen Apotheke – amulettwertige Steine neben Marienmedaillen, Alraunen neben Kreuzen, wie auch in der Praxis vom 15.–19. Jh. die Wörter „heilig/Heiligkeit“ und „magisch/Magie“ synonym verwendet wurden<sup>1</sup>. Vom wissenschaftlichen Standpunkt aus sollte jedoch diese Trennung durchgeführt werden. Bei Fragen nach der Herkunft und Geschichte der Objekte und Verhaltensweisen, ihrer sozialen Verankerung und den Reaktionen weltlicher und kirchlicher Obrigkeiten spielt nämlich die kirchliche Akzeptanz oder Verwerfung bestimmter Objekte durchaus eine Rolle. Wobei nicht übersehen werden darf, daß die Haltung der Amtskirche sich auch wandeln konnte; was gestern als segensreich galt, kann heute abergläubisch sein – so geschehen z. B. beim Wetterläuten. Daher ist es in der Wissenschaft nicht sinnvoll, heute zwischen ‚religiösen‘ und ‚abergläubischen‘ Objekten zu unterscheiden, sondern höchstens zu untersuchen, was wann von wem als abergläubisch empfunden wurde. Getrennt werden muß aber in der historischen Forschung zwischen von der Kirche ausgegebenen oder zumindest tolerierten Devotionalien und nichtkirchlichen Amuletten.

Das Amulettwesen<sup>2</sup>, d. h. die Beschäftigung mit Objekten aller Art, denen eine außerirdische Wirkmacht zugestanden wird, erlebte in Deutschland im 16./17. Jh. einen Aufschwung. Spätantike Lehren über Astrologie und Natur drangen in korrumpierter Form zu weiten Kreisen der Bevölkerung und vermischten sich z. T. mit christlichen Elementen. Je nach Ort und sozialer Gruppe ist das Amulettwesen in unterschiedlicher Intensität bis heute verbreitet. Die Segens- und Zaubersprüche – kirchliche wie außerkirchliche –

weisen dagegen eine gewisse Kontinuität auf. Trotz einiger erkennbarer Grundzüge beim Einsatz von Hilfsmitteln (Sympathielehre, kosmologische Ideen, Signaturenlehre u. a.) kann man nicht von einem logischen System sprechen, eine unüberschaubare Vielfalt von kulturellen, sozialen, religiösen, mentalen und psychologischen Faktoren spielen dabei mit hinein.

Ausschließlich mit christlichen Inhalten verknüpft – nicht eingesetzt! – sind dagegen die Devotionalien. Nach Kriss-Rettenbeck<sup>3</sup> sind Devotionalien „Kunst- und Naturdinge, mit denen sich Wissen und Erlebnis von Frömmigkeit und Andacht verbinden. Sie können erkennbar oder auch nur intentional im Wissen und Fühlen des Benützers auf heilige Personen, Orte und Zeiten bezogen sein. Konventionell werden meist kleinformatige Gegenstände mit Devotionalie bezeichnet.“ Diese Objekte dienen zur Vergewärtigung, zur Sicht- und Greifbarmachung des Transzendenten; die Hoffnung auf das Versprechen heilsamen Eingreifens, das von dort erwartet wird, soll sinnlich erfaßbar und materiell unterstützt werden. Die Wallfahrtsandenken bringen in den Alltag die am jeweiligen Ort erworbene Sakralität mit und nicht zuletzt sind sie eine handgreifliche Erinnerung an einen meist gerne vollzogenen Ausbruch aus der alltäglichen Routine. Daneben – von der Kirche eher in den Vordergrund gestellt – können all diese Sacra die Andacht und Religiosität unterstützen. Die christlichen Zeichen und Objekte stellen den gesamten Lebensbereich – vom Bildstock auf den Feldern über dem Benediktuspfeffer im Stall bis zum Christusmonogramm auf dem Ehebett – unter den Schutz des Numinosen.

Ihre Wirkmächtigkeit wurde offiziell auf eine kirchliche Segnung oder einen direkten Kontakt zu heiligen Orten, Personen oder Gegenständen (so die meisten Wallfahrtsandenken, die am Gnadenbild angerührt werden) zurückgeführt. Tatsächlich dürften aber auch die jeweiligen Darstellungen und Inhalte für die Benutzer sehr bedeutsam gewesen sein. Ihre vielfältige Anwendung demonstriert eine Gebrauchsanweisung für Kleindevotionalien<sup>4</sup>: „Zum ersten in Feuers-Nöthe, deren einer in das Feuer geworfen, dann die vielfältige Erfahrung und Gebrauch habens erwiesen, daß die Brunst oder das Feuer also bald nachgelassen und weiters nicht kommen. Zum andern werden solche zusammen gelegt und in ein Agnus Dei eingemacht, andächtlich bey sich am Hals getragen für Plitz, Donner und Ungewitter. Zum dritten werden sie auch zur Zeit der grassierenden Seuch, der Pestilenz, hin und wider an die Thüren angeheftet vor allen bösen Luft. Zum vierdten werden sie an den Stuben- und Cammerthüren angeheftet wider allerley Zauberey und Teuffels-Gespänster, dann dem Teuffel all sein Macht geschwächt und gehindert wird, wo dieser Zettel ist. Zum fünfften pflegt mans absonderlich innerhalb an die Bethstatt zu machen, unb Verhüttung, daß man nicht etwan durch teuffliche böse Leuth die Un-

fruchtbarkeit durch teuflische Mittel verursacht werde unter den Eh-Leuthen.“ Allerdings betonte die Kirche immer wieder, daß die Objekte allein nicht schützen könnten, sondern der Glaube dazukommen müßte. Ein einem Beutel Ulrichserde beigegebener Zettel schränkte die zugesagte Mächtigkeit der Devotionalie auf die Fälle ein, „wan nemlich solche Particul, mit vesten Glauben, und guten Vertrauen“<sup>5</sup> angewendet würde. Ganz ähnlich warnte der Prediger Wolfgang Rauscher 1694: „Wann aber einer gar zu vil auff sein Spänisch Creutz halt ... und gänzlich vermaint er seye sicher und unfehlbar vergwist, weil er ein solches Spänisch Creutz oder Agnus Dei am Halß tragt, thue er im überigen, was er wolle, der Donner werde ihn nit erschlagen, und der Teuffel nit hollen können, so ist es ein Aberglauben.“<sup>6</sup>

Im Zuge der Aufklärung begannen kirchliche und weltliche Obrigkeiten gegen viele der nun als irrational, verdummend, nutz- und sinnlos empfundenen Handlungen und Objekte vorzugehen. Unter Kaiser Joseph II. wurden mehrere Verordnungen über das Verbot und die Abschaffung des Agnus Dei, der Amulette und Hexensegen, der Segenssprüche über Brot, Wein, Früchte, der Benediktionen mit dem Magnusstab u.ä. erlassen und Anordnungen bezüglich geistlicher Benediktionsformeln nach dem *Rituale Romanum* und dem *Benedictionale Dioecesanum* getroffen. So hieß es z.B. 1784 für Österreich, daß „allen Manns- und Frauenklöstern, und selbst der Weltgeistlichkeit die Verfertigung oder Austheilung der Amuletten, und der den Begriff der aufgehobenen Bruderschaften nur noch nährenden Skapulieren und Gürtel untersagt, auch niemanden mit geweihten oder für geweiht ausgegebenen Kerzen, Rosenkränzen, Rauchwerken und anderen dergleichen Sachen zu handeln erlaubt werden“<sup>7</sup>. Zwar erlebte das Amulett- und Devotionalienwesen seit dem ausgehenden 18. Jh. allmählich einen gewissen Rückgang, ausgestorben ist es allerdings nicht, was nicht nur die hier behandelte Sammlung, sondern auch die Versteigerungen der Reliquien von Filmstars, Sportlern und Politikern etc. beweist.

## Die Geistliche Apotheke

Jesus stellte sich selbst als ‚Arzt‘ dar: „Nicht die Gesunden brauchen den Arzt, sondern die Kranken.“ (Mk 2,17). Vielleicht als Fortentwicklung dieses durchgängig belegten Bildes aus der Bibel entstand im 16. Jh. das Motiv ‚Christus als Apotheker‘<sup>8</sup>. Die älteste Darstellung befindet sich in einer französischen Handschrift um 1525, in Süddeutschland tauchte das Motiv Anfang des 17. Jh. auf und war bis weit in das 18. Jh. hinein beliebt. Dabei kannte das Motiv keine Konfessionsgrenzen<sup>9</sup>. Wie der Apotheker sich mit Medikamenten um das körperliche Heil kümmert, so wirkt Christus hei-

lend und stärkend für Geist und Seele; bei der engen Verzahnung von Geist und Körper, von Krankheit und Sünde in der vormodernen Vorstellungswelt konnten sich die Zuständigkeitsbereiche leicht vermischen und so Christus als Apotheker – bzw. die einer Geistlichen Apotheke entnommenen Objekte – auch für die Heilung und Bewahrung physischer Leiden fungieren. Auch für Maria wurde – wenn auch sehr viel seltener – das Bild der Apotheke oder der Apothekerin gewählt<sup>10</sup>, und der schlesische Reformator Kaspar Schwenkfeld (1489–1561) läßt den Heiligen Geist als Apotheker mit dem Arzt Jesus Christus zusammenarbeiten<sup>11</sup>.

Vor diesem Hintergrund entwickelte sich das Phänomen der Geistlichen Apotheke. Analog zu Reiseapotheken, gefüllt mit pharmazeutischen Mitteln, sammelte man Amulette und Devotionalien in einem passenden Behältnis. Dabei waren die Übergänge vom rein geistlichen Einsatz als Andachtsmittel zur ganz gezielten Verwendung als Medizin, z.B. durch leibliche Einnahme, fließend und sind heute auch nicht mehr nachvollziehbar, da bei vielen der Objekte beide Nutzungen überliefert sind. Das Nebeneinander kirchlich legitimierter Segensmittel – die auch als Amulette und Heilmittel gebraucht wurden – und außerkirchlicher Amulette wurde nicht als Widerspruch empfunden. Auch in der hier besprochenen Geistlichen Apotheke findet sich beides, wenn auch die Amulette nur durch die Krebsaugen und den Stein vertreten werden<sup>12</sup>. Hinweise zum Gebrauch der einzelnen Objekte lieferten verschiedene Bücher, z. B. Sammlungen christlicher und nichtchristlicher Segen, Zaubersprüche und -mittel wie das *Sechste und siebente Buch Mosis*, das *Romanus-Büchlein* oder eher naturwissenschaftlich orientierte Werke wie *Bewährte Arznei-Mittel für das Rind-Vieh, Schaafe und Schweine*, die bis Anfang unseres Jahrhunderts gedruckt wurden. Vor allem mit Segnungen beschäftigte sich der in zahlreichen Auflagen sehr verbreitete (*Wahre*) *Geistliche Schild*<sup>13</sup>.

### **Die ‚Fundumstände‘**

Die hier besprochene Geistliche Apotheke (Abb. 1) fand Gerhard Finkbeiner<sup>14</sup> Ende der sechziger Jahre in einer Rumpelkammer auf dem Boden des Fehrenbacherhofs im Schuttertal, Ortenaukreis. Der Hof ist seit ca. 350 Jahren im Besitz der Familie Fehrenbacher. Die angesehene Familie – Franz Josef Fehrenbacher (1782–1849) war Bürgermeister – galt als religiös und traditionsverbunden. Vermutlich geht die Geistliche Apotheke im aufgefundenen Zustand auf die Generation Bernhard Fehrenbacher (1825–1898) und Maria Anna geb. Volk (1830–1907) zurück.

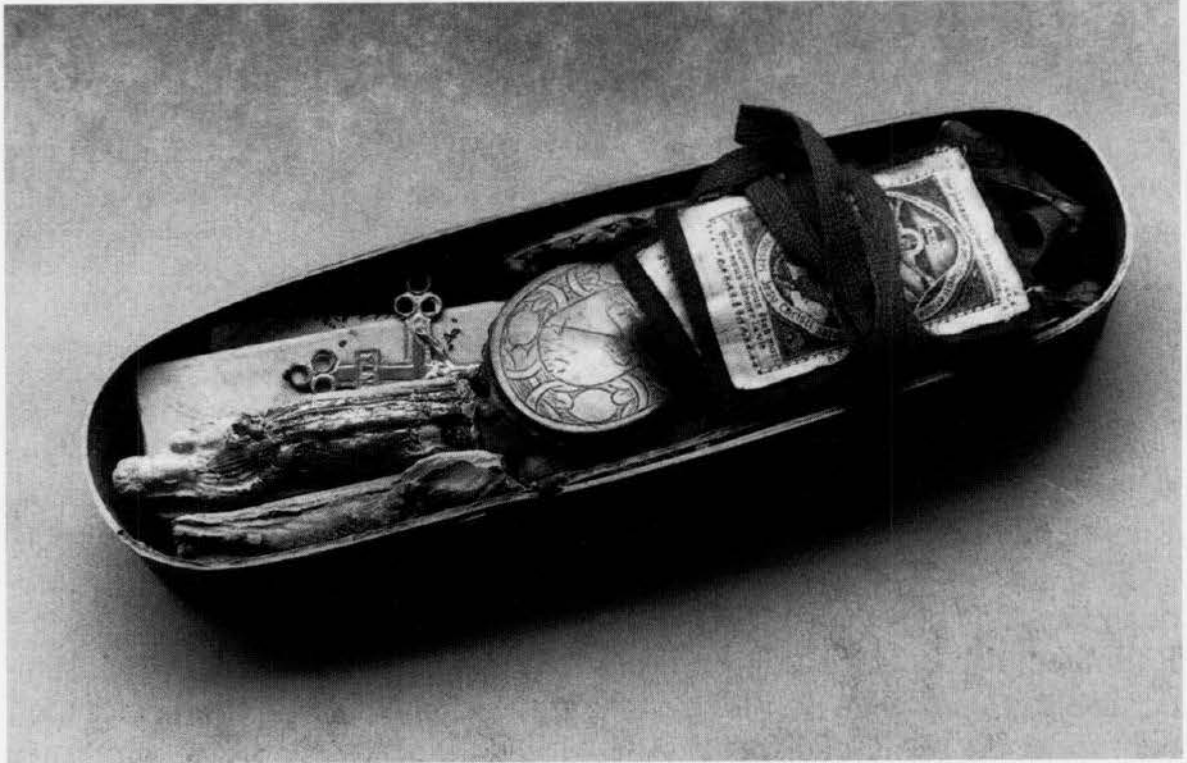
## Der Inhalt

Am Schluß dieses Beitrags findet sich ein ausführlicher Katalog aller in der Geistlichen Apotheke versammelten Objekte. Ich möchte hier einige Objekte und Frömmigkeitselemente herausgreifen und ausführlicher darstellen und einordnen. Anderes – z.B. die Herz Jesu-Verehrung (Kat. Nr. 6a, 6c, 7) oder der Rosenkranz (Kat. Nr. 4) – mußte zurückstehen.

### *1. Devotionalien- und Amulettkapsel (Kat. Nr. 2)*

Wahrscheinlich das älteste Stück der Sammlung ist die ovale kupferne Kapsel mit dem Lamm Gottes auf dem Deckel und dem Marienmonogramm auf der Rückseite (Abb. 2). Diese Objekte werden häufig als ‚Reliquienkapseln‘ bezeichnet. Das ist aber nur sinnvoll, wenn sich tatsächlich Reliquien, d.h. Überreste geheiligter Orte oder Personen bzw. Gegenstände, die mit diesen in Berührung gekommen sind, darin befinden. Außerdem sind die Reliquienkapseln des 19. Jh. meist mit einer verglasten Schauseite versehen<sup>15</sup>. Etwas besser ist die Bezeichnung ‚Breverlkapsel‘, da oft die gleichen Objekte in Breverln und diesen Kapseln aufbewahrt wurden. Da aber die Breverln eine ganz eng umrissene, auch zeitlich eingeschränkte Objektgruppe sind – und zudem die Leute den genauen Inhalt ihrer Breverln nicht kannten – wäre eine neutralere Benennung – z.B. ‚Devotionalien- und Amulettkapsel‘ – geschickter. Die einzelnen in der Kapsel eingelagerten Objekte – Krebsaugen (Kat. Nr. 2c), ein Zettel mit dem Beginn des Johannesevangeliums (Kat. Nr. 2d), eine tönernerne Madonnenfigur (Kat. 2b) und eine Glasperle (Kat. 2a) – werden weiter unten gesondert besprochen. Ich möchte an dieser Stelle nur auf die kleine Tonmadonna aus Einsiedeln hinweisen, bei der der Kopf abgebrochen ist. Dies trifft auch für eine ähnliche Tonmadonna zu, die sich in einem österreichischen Reliquienkreuz befindet<sup>16</sup>. Zwei Erklärungen bieten sich an: Der Kopf wurde gezielt mit noch unbekannter Absicht und Sinngebung abgebrochen oder – vielleicht naheliegender – eine kopflose Madonna blieb immer noch eine schutzgewährende Madonna.

Eine genaue Datierung der Kapsel ist nicht einfach. Im Salzburger Museum Carolino Augusteum<sup>17</sup> wird eine Fraiskette mit einer solchen Kapsel aufbewahrt, die auf der Rückseite eine motivgleiche, aber wesentlich kunstvollere Darstellung besitzt und in die 2. Hälfte des 17. Jh. datiert wird. Ein im Diözesanmuseum Rottenburg befindlicher ähnlicher Deckel wird in das 18. Jh., ähnliche Bodenfunde aus Trier<sup>18</sup> in die 2. Hälfte 17./18. Jh. eingeordnet. Im Bayerischen Nationalmuseum werden zwei Messingdosen aufbewahrt, die mit einem ähnlichen Inhalt gefüllt sind wie unsere



*Abb. 1: Die geöffnete Spanschachtel. Zu sehen sind von links nach rechts: 2 Tonmadonnen (Kat.-Nr. 3b, 3c), Rezept (Kat.-Nr. 10), Missionskreuz (Kat.-Nr. 5a), Kapsel (Kat.-Nr. 2), Skapulier (Kat.-Nr. 7), Stein (Kat.-Nr. 8).*



*Abb. 2: Die geöffnete Devotionalien- und Amulettkapsel mit den Krebsaugen, den Schnipseln mit dem Johannesevangelium und der Tonmadonna (Kat.-Nr. 2).*



Kapsel. Hier werden das 17./18. Jh. bzw. die 2. Hälfte des 18. Jh. als Datierung angegeben<sup>19</sup>. Letzteres möchte ich aus stilistischen Gründen auch für unsere Kapsel vorschlagen.

## 2. *Johannesevangelium (Kat. Nr. 2d)*

Die in der Kapsel befindlichen 10 bräunlichen Papierschnitzel lassen sich zu dem Rest eines beidseitig bedruckten Zettels zusammensetzen. Unter einer lateinischen Überschrift (+ S. Iohannis Evangelium...) steht in Deutsch der Beginn des Johannesevangeliums (Joh 1,1–12). Die Identifizierung Gottes mit dem Logos (Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und das Wort war bei Gott. Joh 1,1) am Beginn des Johannesevangeliums hat wegen der Kraft, die dem Wort im Heil- und Zauberwesen zugeschrieben wurde, wahrscheinlich zu seiner Beliebtheit im Magie- und Segensbereich geführt. Schon für die Spätantike ist durch Augustinus überliefert, daß das Johannesevangelium als Heilmittel auf den Kopf gelegt oder zur Hexenabwehr benutzt wurde. Auf der Synode von Seligenstadt 1023 erließ man Verordnungen gegen den magischen Gebrauch des Evangeliums. Die Eingangsverse in deutscher oder lateinischer Sprache finden sich häufig auf Segenszetteln, Glückseligen Hauskreuz-Drucken, Breverln o.ä. Auch das Titelblatt einer Ausgabe des *Romanus-Büchlein* von der Jahrhundertwende ziert Johannes der Täufer<sup>20</sup>. Das Johannesevangelium sollte als Amulettzettel gegen Kopf- und Zahnschmerzen, Fieber, böse Geister und Hexen helfen, eine große Rolle spielte es im Bereich der Unwetterabwehr<sup>21</sup>.

## 3. *Krebsaugen (Kat. Nr. 2c)*

In der Kapsel lagen auch noch 12 weiße Halbkugeln, die als Krebsaugen<sup>22</sup> bezeichnet werden (Abb. 2). Dies sind gipsweiße, halbkugelförmige Kalkgebilde mit einer Vertiefung an der Flachseite. Sie finden sich eingelagert in den Aussackungen des Kaumagens der Flußkrebse. Ihr augenähnliches Aussehen führte im Sinne der Signaturenlehre zum Einsatz bei Augenleiden; noch an der Jahrhundertwende war es üblich, sie in den Bindehautsack zu legen, um einen im Auge befindlichen Fremdkörper herauszulösen. Der Glaube, daß Ähnliches sich mit Ähnlichem heilen ließe, führte zum Einsatz in pulverisierter Form gegen Steinleiden. Dem Vieh wurde das Pulver gegen ‚innere Hitze‘ verabreicht<sup>23</sup>. Daneben verwendete man die Krebsaugen auch als glücksbringendes Amulett. Dazu waren sie häufig als Dreipaß gefaßt oder in Büchsen eingelagert, die man an einer Kette oder am Rosenkranz einhängen konnte. Für ihre Beliebtheit zeugt die Bemer-

kung M. B. Valentinis in seiner Schrift *Museum Museorum oder vollständige Schaubühne alle Materialien und Specereyen* (1714), daß man in Holland aus Ton künstliche Krebsaugen fabriziere. Mitte unseres Jahrhunderts waren die kleinen Halbkugeln noch in Münchner Apotheken erhältlich und wurden in der Schweiz gegen Seitenstechen genutzt.

#### 4. Skapulier (Kat. Nr. 7)

Das größte Objekt in der Spanschachtel ist ein Skapulier (Abb. 3). Das Skapulier<sup>24</sup> war ursprünglich Teil des Ordenskleides. Später entwickelte es sich in verkleinerter Form – zwei gleich große Stoffvierecke, eines auf der Brust, das andere im Nacken gelegen, zusammengehalten von zwei Trägerbändern über den Schultern – zu einem kirchlich gestifteten, geweihten Bekenntniszeichen, das die Zugehörigkeit zu einer geistlichen Bruderschaft (Kleines Skapulier) oder einem Dritten Orden (Großes Skapulier) symbolisierte. In der Neuzeit wurden verschiedene Skapuliere kirchlich approbiert; das bekannteste war das braune des Karmeliterordens, in dessen Reihen auch die Überlieferung entstand, daß Maria dem sel. Simon Stock 1251 ein Skapulier überreicht habe.

Neben diesen kirchenweit aktiven Skapulierbruderschaften einzelner Orden gab es besonders an Wallfahrtsorten lokale Skapulierbruderschaften, deren Mitglieder aber auch von weit her kommen konnten. So besaß die 1698–1783/1791–1840 bestehende Skapulierbruderschaft des Marienwallfahrtsorts Triberg stets auch Mitglieder aus dem Kinzigtal und Umgebung<sup>25</sup>. 1910 erlaubte Papst Pius X., statt eines Skapuliers eine geweihte Herz Jesu-Muttergottes-Medaille zu tragen. Der häufigste Typ dieser Medaillen zeigt auf einer Seite ein Brustbild Jesu, der auf sein flammendes Herz weist, und auf der anderen Seite eine auf Wolken sitzende Maria mit ihrem Kind auf den Knien, das ein Skapulier nach unten reicht. Das Skapulier verschwand aber nur allmählich, auf der Westalb wurde es noch in den 1930er Jahren getragen<sup>26</sup>. Das unablässige Tragen des Skapuliers – möglichst auf der bloßen Haut – war mit Ablässen verbunden; man erhoffte sich im Krieg Schutz, und wahrscheinlich wurde es auch als Amulett eingesetzt.

Unser Skapulier ist eine Kombination zweier von den Lazaristen (s. u. Kap. 9) propagierter Skapuliere; das 1847 approbierte rote Passionsskapulier und das gleichfarbige, 1900 approbierte Skapulier von den Heiligsten Herzen Jesu und Mariä. Noch zu klären wäre, ob das Skapulier ein Kompositkapulier darstellt, bei dem die auf der Rückseite angenähten Stoffstücke als pars pro toto für weitere Skapuliere ständen: das schwarze von



Abb. 3: Skapulier (Kat.-Nr. 7).

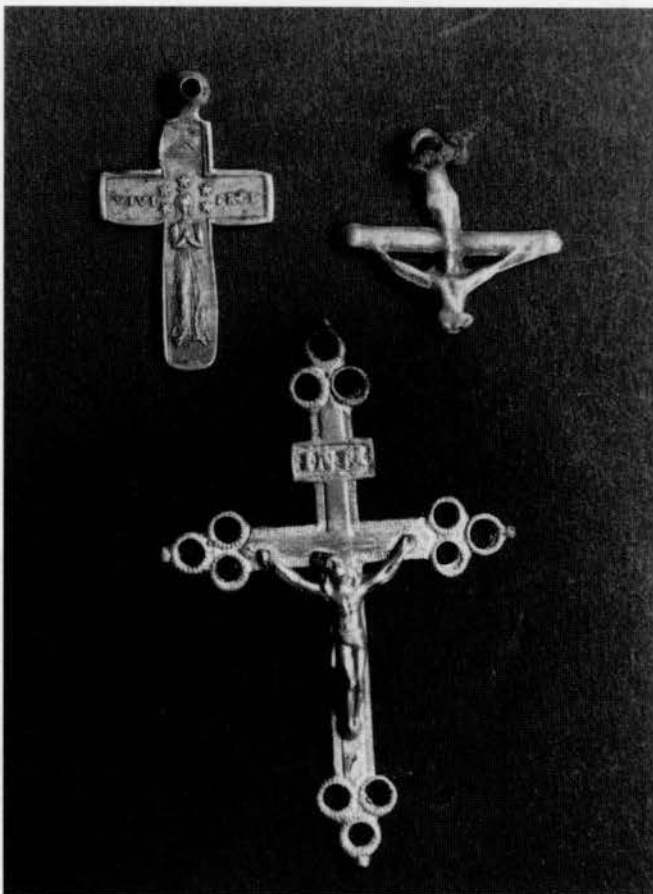


Abb. 4: Kreuzanhänger: links oben das Vitam-Praesta-Kreuz (Kat.-Nr. 5b), rechts oben das Bleigußkreuz (Kat.-Nr. 5c), unten das Missionskreuz (Kat.-Nr. 5a).

den Sieben Schmerzen Mariä, das braune von Unserer Lieben Frau vom Berge Karmel, das blaue von der Unbefleckten Empfängnis Mariä und das weiße von der Heiligsten Dreifaltigkeit, von Unserer Lieben Frau der Barmherzigkeit, vom Heiligsten Herzen Jesu oder von der Mutter vom Guten Rat. Hergestellt wurde der Hauptteil Anfang unseres Jahrhunderts und zwar wahrscheinlich in einer Zentrale in Deutschland oder Rom (wegen der Randumschrift) als Modell für den europaweiten Einsatz, wofür die viersprachige Beschriftung (deutsch, lateinisch, englisch, französisch) spricht. Das Skapulier gehörte wohl Maria Anna Fehrenbacher, die entweder Mitglied der Skapulierbruderschaft der örtlichen Pfarrgemeinde St. Antonius war oder auf einer Volksmission der Lazaristen im Elsaß in deren Bruderschaft eintrat.

#### 5. Perlen (Kat. Nr. 4)

Wahrscheinlich sind die Perlen die Überreste eines Rosenkranzes. Auf Geschichte und Wesen des Rosenkranzes soll an dieser Stelle nicht weiter eingegangen werden. Man muß nur beachten, daß die Perlen nicht unbedingt Teil eines Rosenkranzes sein müssen. Es kam auch vor, daß Perlen einzeln im Breverl aufbewahrt wurden<sup>27</sup>.

#### 6. Nadel und Schnalle (Kat. Nr. 9)

Zwar ist eine Verwendung von Nadeln im Zauberwesen belegt – in einer Ausgabe der *Egyptischen Geheimnisse des Albertus Magnus* von 1920 heißt es: „Daß Einer nicht entlaufe. Nimm eine Nadel, womit ein Todter ist eingenäht worden, ziehe ihm selbige durch den Hut oder Schuh, so kann er nicht hinwegkommen.“<sup>28</sup> – aber mindestens genauso wahrscheinlich ist eine ganz einfache Anwendung als Werkzeug. Die gleiche magische und praktische Verwendung kann auch für die Schnalle angenommen werden.

#### 7. Kreuzanhänger (Kat. Nr. 5)

Neben einem unspezifischen Kreuzanhänger (Kat. Nr. 5c) befinden sich in der Apotheke zwei spezielle Kreuze, ein Vitam-Praesta-Kreuz (Kat. Nr. 5b) und ein Missionsandenken (Kat. Nr. 5a) (Abb. 4).

Das kleine Kreuz mit der Aufschrift VIVI PRES auf der Rückseite des Querbalkens ist ein korrumpiertes Exemplar der Vitam-Praesta-Kreuze, deren Bedeutung wohl seiner Zeit nicht mehr verstanden wurde. Auf den Ori-

ginalformen wird auf der Vorderseite Christus dargestellt und auf der Rückseite Maria im einfachen langen Gewand, auf einer Mondsichel stehend und die Hände zum Gebet vor der Brust gefaltet. Mehr oder weniger abgekürzt steht auf dieser Seite VIRGO IMMACULATA / VITAM PRAESTA PVRAM (Unbefleckte Jungfrau, gewähre uns ein reines Leben). Der zweite Teil dieser Inschrift ist die Anfangszeile des 6. Verses des seit dem 9. Jh. überlieferten Hymnus ‚Ave Maris Stella‘ aus dem Römischen Brevier (Mariä Verkündigung). Über die Geschichte und Funktion dieses in der Barockzeit häufigen Kreuztyps ist wenig bekannt. Im Rahmen von archäologischen Untersuchungen wurden allein in Baden-Württemberg acht solcher Kreuze gefunden, darüber hinaus aber auch in Frankreich, Polen und Liechtenstein. Das älteste sicher datierte Exemplar gehört in die erste Hälfte des 18. Jh.<sup>29</sup>.

Das größere Kreuz mit den Dreipaßenden ist ein Missionskreuz. Missionskreuze waren Andenken für die Teilnahme an Volksmissionen. Diese wurden von ortsfremden Priestern, oft Ordensangehörigen, durchgeführt. Während eines kurzen Zeitabschnittes, z.B. einer Woche, versuchten sie durch Gottesdienste, Versammlungen, Predigten etc. neues christliches und kirchliches Leben in der betreffenden Gemeinde zu wecken. Das Programm war inspiriert von den Exerzitionenideen der Jesuiten. Hermann Rolfus beschrieb 1888 die Volksmissionen mit den Worten: „Der Zweifelnde wird belehrt, der Schwache wird gestärkt, der Zagende ermuntert, der Sünder erschüttert.“<sup>30</sup> Der badische katholische Autor warb für deren Wiederzulassung nach dem Kulturkampf mit dem Argument, die Missionen könnten Sozialismus und Anarchismus bekämpfen<sup>31</sup>. Gegen die Furcht der staatlichen Gewalten vor diesen Massenzusammenkünften und den unkontrollierten Wirkungen der Predigten beteuerte er den harmlosen Charakter der Veranstaltungen. „Eine katholische Mission ist ein religiöses Volksfest.“<sup>32</sup>

Trotzdem waren die Missionen, seit sie nach ihrem Niedergang im Gefolge der Aufhebung der Gesellschaft Jesu 1773 von Frankreich aus ab 1815 einen Neubeginn erlebten, häufig verboten. Am Oberrhein behalf man sich mit dem benachbarten Elsaß, wo 1841–50 spezielle Volksmissionen für die Badener abgehalten wurden<sup>33</sup>. In den fünfziger und sechziger Jahren wurde den Jesuiten, Redemptoristen und anderen Orden erlaubt, Volksmissionen in Deutschland durchzuführen, in Baden waren sie mit einer Unterbrechung im Kulturkampf 1872–94 bereits seit 1849 wieder erlaubt<sup>34</sup>. Die erste Mission in Offenburg 1850 erlebte in 3 Wochen 11 000 Kommunikanten<sup>35</sup>.

Missionskreuze sind an ihrer rückwärtigen Aufschrift zu erkennen: (DE) MISSION, SOUVENIR DE (LA) MISSION, ERINNERUNG AN DIE

H(EI)D. MISSION, ANDENKEN AN MISSION. Auf der Vorderseite findet sich fast immer der Gekreuzigte, daneben können noch florale Motive, das Lamm Gottes oder die Heilig-Geist-Taube auftreten. Auf der Rückseite befindet sich meist eine der oben genannten Inschriften, selten auch noch Maria, das Auge Gottes oder die Arma Christi. Die Balkenenden sind meist rechtwinklig oder dreipaßförmig gestaltet, darin gelegentlich Engelsköpfchen, Muscheln oder vier Medaillons mit dem Hoheitszeichen Petri oder Heiligenköpfen.

Die Kreuzanhänger wurden fabrikmäßig in großen Mengen hergestellt. Auch nach der Zulassung der Volksmissionen in Deutschland scheint die überwiegende Zahl aus Frankreich zu kommen. Von den mir bekannten Exemplaren tragen keine 10 % deutsche, über 70 % dagegen französische Aufschriften<sup>36</sup>. In Deutschland ist die Kleinzingießerei Schweizer in Dießen am Ammersee als Produktionsstätte überliefert<sup>37</sup>. Die genaue Datierung unseres Missionskreuzes ist noch schwierig; ein sehr ähnliches Kreuz im Diözesanmuseum Rottenburg wird 1840/50 datiert, aber ein formal ähnliches Kreuz wie unser Exemplar wurde im ganzen 19. Jh. hergestellt<sup>38</sup>. Die Kombination historischer und stilistischer Argumente macht eine Datierung in die 2. Hälfte des 19. Jh. wahrscheinlich.

Die im Anschluß besprochene Wundertätige Medaille mit einer Darstellung des hl. Vinzenz von Paul (Kat. 6b), dem Begründer der Vorläufer der Volksmissionen des 19. Jh., wurde vielleicht auch als Andenken an eine Missionsteilnahme erworben. Gestützt wurde diese Annahme durch Medaillen, die auf der Vorderseite die Maria der Wundertätigen Medaille zeigen und auf der Rückseite inschriftlich als ANDENKEN AN DIE HEILIGE MISSION gekennzeichnet sind<sup>39</sup>.

#### 8. *Wundertätige Medaille (Kat. Nr. 6)*

In der Spanschachtel befanden sich drei Wundertätige Medaillen (Abb. 5). Die Wundertätige Medaille (auch ‚Wunderbare Medaille‘, ‚Die Wunderbare Medaille der Unbefleckten‘, offiziell ‚Medaille von der Unbefleckten Empfängnis‘) geht auf Visionen zurück, die die Vinzentinerin Katharina Labouré (1806–1876, 1947 Heiligsprechung) 1830 kurz nach ihrem Eintritt im Kloster in der Rue du Bac in Paris hatte. In einer dieser Visionen erhielt sie von Maria eine genaue Beschreibung einer Medaille, einschließlich der Umschrift, wie auch den Auftrag, diese als Gnadenmittel für die Gläubigen prägen zu lassen.

1832 wurden die ersten Medaillen hergestellt, seit Februar 1834 ist die Bezeichnung ‚die Wunderbare‘ (‚miraculeuse‘) üblich. Sie erlebten innerhalb



Abb. 5: Wundertätige Medaille (Kat.-Nr. 6a).



Abb. 6: Einsiedler Schabmadonnen (Kat.-Nr. 3a–e, g).

kürzester Zeit eine millionenfache Verbreitung. Allein in den ersten zehn Jahren wurden über 30 Millionen verteilt, davon ungefähr 10 % aus Silber oder Gold, der Rest aus Kupfer<sup>40</sup>. Weltweite Verbreitung erfuhren die Medaillen dann mit der Gründung der ‚Erzbruderschaft vom Unbefleckten Herzen Mariens (zur Bekehrung der Sünder)‘ 1838<sup>41</sup>. Im 19./20. Jh. lagen die Medaillen zur freien Entnahme in vielen Kirchen aus<sup>42</sup>. Bereits 1835 gab es italienischsprachige Ausgaben<sup>43</sup>, und auch in Deutschland wurden bald Medaillen – mit deutscher Aufschrift („O Maria, ohne Sünde empfangen, bitte für uns, die wir zu dir unsere Zuflucht nehmen.“) – hergestellt (Kat. Nr. 6c), z.B. bereits vor 1848 von der Zinngießerei Schweizer in Dießen am Ammersee<sup>44</sup> sowie vom Kanisiuswerk in Konstanz und München.

1894 führte Papst Leo XIII. das ‚Fest der Erscheinung der unbefleckten Jungfrau von der Wunderbaren Medaille‘ ein. Die Wundertätige Medaille ist die verbreitetste Marienmedaille der katholischen Welt und noch heute in Gebrauch; eine kirchliche Zeitschrift<sup>45</sup> warnte 1989 vor dem „magischen Denken“ beim Tragen dieser Medaille, die Hefreihe ‚Erlebnisse mit der Wunderbaren Medaille‘ durfte 1988 die 4. Auflage des Heftes 7 erleben.

Auf der Vorderseite dieser Medaillen steht eine Maria Immaculata in einem langen Gewand mit Schleier auf der Weltkugel und zertritt eine Schlange. Von ihren Händen (eigentlich von den Edelsteinen an ihren Fingern)<sup>46</sup> gehen Lichtstrahlen als Symbol der Gnaden aus. Die Umschrift lautet MARIE CONCUE SANS PECHÉ PRIEZ POUR NOUS QUI AVONS RECOURS A VOUS. Auf dem Revers findet sich ein M, überragt von einem Kreuz, das auf einem in das M eingefügten Querbalken ruht; darunter das dornenkranzumschlungene Herz Jesu und das dolchdurchbohrte Herz Mariä. Ein Sternenkranz oder -bogen umfängt diese Darstellung (im Original 12 Sterne)<sup>47</sup>. Im Laufe der Zeit entstanden zahlreiche Varianten in allen gängigen Sprachen<sup>48</sup>. Außerdem findet sich häufig eine der beiden Seiten der Wundertätigen Medaille auf anderen Medaillen: Wallfahrts-, Sodalitäts-, Vereins-, Papst-, Missionsmedaillen.

Eine genaue Datierung der Medaillen ist wegen ihrer bis heute gleichartigen Darstellung nur in Ausnahmefällen möglich, z.B. durch weitere Motive (Verkündigung des Mariendogmas 1854, Papstjubiläen), bei der Wahl des Motivs für eine Medaille einer Marianischen Sodalität mit bekanntem Gründungsdatum oder auf Grund des Materials (Aluminium erst im 20. Jh.). Die Jahreszahl 1830 (Kat. Nr. 6b) ist keine Datierung der Medaille, sondern bezieht sich auf das Jahr der Vision.



Zugeschrieben wurde dieser Medaille v. a. die Bekehrung von Sündern und Ungläubigen, daneben wunderbare Krankenheilungen, Hilfe in großen Schwierigkeiten und Bedrängnissen, Errettung aus Lebensgefahren<sup>49</sup>; unter das Kopfkissen gelegt und kombiniert mit dem Beten von drei Ave Maria vor dem Einschlafen helfe sie gegen Akne<sup>50</sup>.

#### 9. *Vinzenz von Paul (Kat. Nr. 6b)*

Der 1729 selig- und 1737 heiliggesprochene Vinzenz von Paul gilt als Erneuerer des religiösen Lebens im Frankreich des 17. Jh. und zwar bezüglich der Spiritualität wie der Praxis. Geboren 1581 in Puoy in Aquitanien, 1600 zum Priester geweiht, verbrachte er wahrscheinlich die Jahre 1605–07 in Gefangenschaft und Versklavung in Tunis, danach war er als Lehrer in Paris tätig. 1617 hielt er seine erste Missionspredigt, aus der 1625 die Gründung der Congregatio Missionis zur Missionierung der armen Landbevölkerung hervorging; von ihrem Sitz im Priorat von St-Lazare in Paris rührt die Bezeichnung Lazaristen her. Diese Volksmissionsbewegung erlebte eine rasche Ausbreitung in Europa und Übersee. Vinzenz wurde auch zum Förderer der Exerzitenbewegung und zum Initiator karitativer Vereinigungen von Bürgersfrauen (aus der Pariser Vereinigung gingen die Vinzentinerinnen hervor) und anderer Hilfsinitiativen (Waisenhäuser, Volksküchen); er war Berater des Königshauses und stand in Kontakt mit Franz von Sales und Pierre de Bérulle. Er starb 1660. Sein Orden, die Lazaristen, kam 1781 in die Kurpfalz. 1850 begann nach langer Abwesenheit ein Neuaufbau in Deutschland, aber bereits 1873 wurden die Ordensmitglieder bis 1917 wieder ausgewiesen.

Die Abbildung auf der Medaille geht auf ein Porträt des 80jährigen im Mutterhaus der Lazaristen in Paris zurück. Wahrscheinlich erwarb ein Mitglied der Familie Fehrenbacher diese Medaille im Rahmen einer Volksmission, womöglich durchgeführt von Lazaristen (s. o. Kap. 4 und 7).

#### 10. *Schabmadonnen (Kat. Nr. 2b, 3)*

Schon in der Spätantike wurden heiliger Staub und heilige Erde (z.B. von Märtyrergräbern) aufgesammelt oder abgekratzt, in Formen gepreßt und zum Abschaben in Notfällen mit nach Hause genommen<sup>51</sup>. Dies gehört in den Bereich der Übertragungsvorstellungen; Krankheit und körperliche Probleme werden als Strafe Gottes oder als Resultat von Schadenszauber angesehen, deswegen deckt sich Heilkunst mit Heiligung, die z.B. durch die Einnahme geweihten Staubes erreicht wird. In der Neuzeit war der

Schab- oder Schreckstein vom Wallfahrtsziel Sonntagberg in Niederösterreich mit dem Gnadenstuhlmotiv sehr bekannt. Tönerne Nachbildungen der Gnadenbilder sind schriftlich oder als Realie von den Wallfahrtsorten Altötting, Dorfen und der Wieskirche in Bayern, Maria Taferl und Maria Zell in Österreich und aus Einsiedeln in der Schweiz überliefert<sup>52</sup>. In jüngerer Zeit wurden die Schabefigürchen meist nur noch am Gnadenbild angerührt oder lediglich geweiht und enthielten keine Erde direkt vom geheiligten Platz mehr.

Die bekanntesten und sicherlich zahlreichsten Schabmadonnen stammen aus Einsiedeln<sup>53</sup>. Auch unsere 7 Exemplare kommen von dort (Abb. 6). Einsiedeln war im 17.–19. Jh. das wichtigste Wallfahrtsziel der Katholiken Südwestdeutschlands. Auch die Bewohner des Schuttertals gingen regelmäßig zur Wallfahrt nach Einsiedeln. Die Erde selber in der Heiligen Kapelle in Einsiedeln galt als heilmächtig. Der Humanist Albrecht von Bonstetten, Dekan von Einsiedeln, sandte der Herzogin Kunigunde von Bayern am 13. März 1491 u.a. „in ainem klainen buchsslin erterich (Erdreich) von dem Hailgen Altar und der capellen hie Unnser lieben Frowen zu Ainsidelen, so dann von got dem almächtigen selbs gewicht (geweiht) ist, die selb erde also gehalten wirdt unnd dafur von vil luten (Leuten) geacht, werd die by imm wirdigklich trag, dem selben mögg kain waffenn nit geschaden, noch dehainer geberenden frow in kinds nötten dabey nit mysslingen unnd sunst fur aller handd krankhaytten unnd zufäll nutz sein, als sich daz ouch ann vil luten erfunden hatt.“<sup>54</sup> Später wurde den tönernen Nachbildern des Gnadenbildes von Einsiedeln ein wenig Erde und Mörtel von der Gnadenkapelle beigemischt, und in einer Authentik von 1679 wird aufgezählt, daß dem Tonbild außer Staub der Gnadenkapelle auch noch Reliquienteilchen von Schweizer Katakombenheiligen beigefügt wurden. Das Stift hatte ein Monopol auf Herstellung und Vertrieb der echten Schabmadonnen inne. Allerdings müssen nach Aussage der Schriftquellen im 18. Jh. auch Figürchen ohne Reliquienstaub außerhalb des Klosters vertrieben worden sein. Nach der vorübergehenden Auflösung des Klosters 1798 stellte man Schabmadonnen bis Anfang unseres Jahrhunderts – ohne Reliquienstaub – im Dorf Einsiedeln her. Die Tonmadonnen waren sehr beliebt und weit verbreitet. Im Siebenjährigen Krieg führten Soldaten in der Armee des österreichischen Feldmarschalls Laudon Exemplare mit sich, Missionare brachten sie bis nach Mazedonien<sup>55</sup>, und sie finden sich heute in zahlreichen mitteleuropäischen Museen. Sie waren ein preiswertes Mitbringsel von der Wallfahrt; bis 1798 erwartete das Stift lediglich ein Almosen, aber auch im 19./20. Jh. kosteten sie so wenig, daß die Kinder den vorbeigehenden Wallfahrer diese „Muttergöttesli“ abbetteln konnten<sup>56</sup>.

Es gab Tonfiguren des Gnadenbildes mit (Kat. Nr. 3g) und ohne (Kat. Nr. 3a–e) Behang. Auf der Rückseite ist oft das Einsiedler Stiftswappen – die zwei übereinander fliegenden Raben – oder eine kurze Inschrift mitgeprägt (Kat. Nr. 3a; d). Diese beiden Raben erscheinen erstmals auf einem Siegel Abt Burkhard von Krenkingen-Weißenburg (1420)<sup>57</sup>. Außerdem gab es auch ganz kleine Madonnen, die man entweder in Wettersegen, Breverln und wie hier in Devotionalienkapseln einbrachte (Kat. Nr. 2b) oder in kleinen Filigranbüschen faßte und an eine Kette oder den Rosenkranz hängte und als geistliche Reiseapotheke nutzen konnte.

Die Datierung der einzelnen Figürchen bereitet noch Schwierigkeiten. Zwar gibt es inschriftlich in das 17. Jh. datierte Exemplare, aber es scheint, daß die Model sehr lange benützt wurden<sup>58</sup>. Ein Trierer Fund wird in das 17./18. Jh., auf dem Friedhof von Schwyz gefundene, Nr. 3a-e ähnliche Figuren werden in das 17.–1. Hälfte 19. Jh. datiert<sup>59</sup>. Vorläufig muß dieser zeitliche Ansatz auch für unsere Figuren gelten. Weiterhelfen kann nur eine größere Anzahl stratifizierter Funde aus archäologischen Untersuchungen oder Exemplare mit bekannten Besitzern. So fand sich z.B. im Grab des 1728 verstorbenen Schloßkommandanten Johann Heinrich Freiherr von Bartels auf Werdern in der Kirche des Adelhauser Klosters in Freiburg eine solche Schabmadonna<sup>60</sup>.

Zum Einsatz kamen die Schabmadonnen v.a. im Krankheitsfall. Man schabte Staub von ihnen ab und gab dies den Kranken – Mensch wie Vieh – mit ins Essen. Das Exemplar Nr. 3b weist starke Abschabungen auf. Aber auch andere Anwendungen sind belegt. Ein 1718 erschienenes Werk über Einsiedeln berichtet, daß die „Einsidlich Mariäbildlein“ „nit allein in Wassers-, sonder auch in Feuers-Nöthen unerhörte Wunder würcken“, und daß sie bei der Geburt denjenigen helfen, die „ein kleines von Leim (Lehm) und Heyltumb-Staub zusammen gebachenes U. L. Frauen-Bildlein in der Hand tragen.“<sup>61</sup>

### *11. Rezept (Kat. Nr. 10)*

Die beiden in Latein abgefaßten Rezepte wurden von zwei verschiedenen Ärzten im letzten Drittel des 19. Jh. für die Schuttertaler Hebamme Juliane Feißt ausgestellt. Verschrieben wurde ein starkes Schmerzmittel (Morphium muriaticum) und das Bitter- und Verdauungsmittel Chinarinde (Cortex Chinae). Sie beweisen, daß die Besitzer der Geistlichen Apotheke sich nicht auf die Amulette und geistlichen Schutzmittel verließen, sondern durchaus die naturwissenschaftliche Medizin in Anspruch nahmen.

## Ausblick

Durch die Analyse der Geistlichen Apotheke vom Fehrenbacherhof wird uns ausschnitthaft Einblick gewährt in Versuche, Krankheit und Leid zu begegnen und vielleicht auch durch physische Heilung mit pharmazeutischen und amulettwertigen Mitteln sowie durch geistliche, kirchlich legitimierte Trost- und Sinnspendung zu bewältigen. Die Geistliche Apotheke ist ein Zeugnis aus der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts, als Krankheit und Tod noch zum Alltag gehörten. Immerhin verstarben der Hofbauernfamilie von 12 geborenen Kindern fünf im Kleinkindalter und die Tochter Maria Anna war seit ihrem 5. Lebensjahr an beiden Füßen lahm.

Zu wem oder was nahm man nun Zuflucht, zu den „allzu irdischen Spezialitäten der ‚Dreckapotheke‘“ oder „zu den überirdischen Hilfen aus der ‚Geistlichen Apotheke‘“?<sup>62</sup> Als erstes fällt der geringe Anteil an Amuletten auf, die in keinem Zusammenhang mit der christlichen Lehre stehen. Lediglich die Krebsaugen und der Stein fallen in diese Kategorie. In einer als Apotheke genutzten Schublade einer Bäuerin aus Beratzhausen, Kr. Regensburg, mit einer Sammlung an Devotionalien und Amuletten des 19./20. Jh. bestand ein ähnliches Verhältnis von kirchlichen zu nichtkirchlichen Schutzmitteln<sup>63</sup>. Im Gegensatz zur Aussage vieler Publikationen, die die Amulette in den Vordergrund stellen, scheint man zumindest im 19. Jh. in erster Linie den kirchlichen Devotionalien vertraut zu haben. Untersucht man die verschiedenen durch die Objekte repräsentierten christlichen Verehrungsziele, sticht besonders die geringe Rolle der Heiligen hervor. Keiner der vermeintlich so wichtigen Bauernheiligen ist vertreten. Und die beiden vorkommenden Heiligen sind weniger als Schutzheilige, denn als Repräsentanten für die Volksmissionen (Vinzenz von Paul) bzw. für Jesus Christus als Logos (Johannes) zu sehen. Die Geistliche Apotheke wird ‚beherrscht‘ von Christus und Maria, wobei letzterer der Vorrang gebührt. Sie ist abgesehen von 2 Kreuzanhängern (Nr. 5a; c) bei allen Devotionalien Kultziel; sei es alleiniges (Schabmadonnen, Wundertätige Medaillen), hauptsächliches (Rosenkranz, Skapulier), gleichberechtigtes (Kapsel) oder nachgeordnetes (Vitam-Praestam-Kreuz). Daß die Besitzer der Geistlichen Apotheke der wissenschaftlichen Medizin nicht ablehnend gegenüberstanden, belegen die beiden Rezepte. In welchem Verhältnis nun die drei Heilmethoden (Amulette, Devotionalien, Naturwissenschaft) zueinanderstanden, ob zuerst zu dem einen und nur im Notfall zu dem anderen gegriffen wurde oder ob alles gleichzeitig eingesetzt wurde, läßt sich heute nicht mehr sagen.

Die einzelnen Teile der Apotheke sind über einen längeren Zeitraum zusammengelassen. Zwischen der Kapsel aus der 2. Hälfte des 18. Jh. und

dem Skapulier vom Anfang unseres Jahrhunderts liegen über 100 Jahre. Sofern sie einigermaßen datierbar sind, ist für die meisten Objekte eine Einordnung in die 2. Hälfte des 19. Jh. wahrscheinlich. Sie spiegeln somit unmittelbar die Auswahl wieder, die die Besitzer der Apotheke aus dem Devotionalienangebot getroffen haben. Dabei fällt die wichtige Rolle der Volksmissionen und – vermutlich damit verknüpft – der Lazaristen auf. Das Missionskreuz, die Wundertätige Medaille mit dem hl. Vinzenz von Paul und das Skapulier gehören in diesen Zusammenhang.

## Katalog

RS: Rückseite

VS: Vorderseite

1. *Spanschachtel* (Abb. 1). Ovoid; Schachtel und Decke gleichartig je aus 2 Spänen (Dicke 1 mm; Rand und Boden) montiert; 188 × 53 × 36 mm (geschlossen).
2. *Devotionalien- und Amulettkapsel* (Abb. 2). Oval; Kupferblech; umlaufendes Noppenband und oben eine Anhängeröse. Der Deckel kann mit einem Dorn und einer Schraube auf dem Gefäß befestigt werden. Eingeritzte Motive auf dem Deckel (in einem ovalen Medaillon das liegende Lamm Gottes mit seinen Vorderfüßen ein Kreuz haltend, es wendet den Kopf und schaut nach rechts oben, wo Strahlen hervorbrechen; um das Medaillon ein stark stilisierter Blumenkranz) und der Gefäßunterseite (wie Deckel, nur anstelle des Lammes das Marienmonogramm über dem dolchdurchstoßenen Herzen Mariä). 43 × 36 × 8 mm (geschlossen).

### Inhalt:

- a) Gelbe Glasperle mit Kettenglied.
  - b) Abgebrochenes Unterteil einer Tonmadonna aus Einsiedeln im einfachen Gewand; auf der RS Inschrift: S MA / RIA / EINS / IDLE; 16 × 7 × 5 mm.
  - c) 12 weiße Krebsaugen; Halbkugeln; 3–7 × 1–4 mm.
  - d) 10 bräunliche Papierschnipsel, die den Rest eines Zettels bilden, auf dem zweiseitig der Beginn des Johannesevangeliums (Joh 1, 1–12) abgedruckt ist (+ S. Iohannis Evangelium ...).
3. *7 Tonfigürchen* (Abb. 6)
    - a) Maria im einfachen langen, mit einem Gürtel gefaßten Gewand, die rechte Hand auf die Hüfte gelegt, rundliche Krone, das unbekleidete Kind auf dem linken Arm, auf der RS das Einsiedler Wappen (2 Raben in einem Doppelkreis), darüber ein M. 70 × 21 × 10 mm, leicht nach hinten gebogen.
    - b) Wie a, aber stark beschädigt (Kopf abgebrochen), auf der RS kein Wappen, im unteren Drittel von hinten bis zur Hälfte ausgeschabt. 64 × 20 × 12 mm.
    - c) Wie a, auf der VS Farbreste (grün, rot, gold), kein Wappen. 65 × 17 × 10 mm.
    - d) Wie c, auf der RS die beiden Einsiedler Raben über einer Inschrift (S.M.E.). 59 × 15 × 11 mm.
    - e) Wie c, auf der RS kein Wappen. 58 × 13 × 10 mm.

- f) Wahrscheinlich derselbe Typ, aber nur der abgebrochene Kopf vorhanden.  $9 \times 6 \times 4$  mm.
- g) Maria auf einem Sockel stehend, eine rundliche Krone, im rechten Arm ein (abgebrochenes) Zepter, das Kind auf ihrem linken Arm, beide in einem prachtvollen, rankenverzierten Gewand, Maria noch mit einem Umhang; auf der VS Farbreste (rot, grün, gold).  $49 \times 27 \times 7$  mm.
4. 56 kleine, längsdurchbohrte ring- bis eiförmige ( $4-5 \times 3-6$  mm), 1 große, quer- und längsdurchbohrte doppelkonische ( $9 \times 7$  mm), hölzerne schwarze *Perlen*; 1 rote ringförmige Glasperle ( $4 \times 3$  mm).
5. *3 Kreuzanhänger* (Abb. 4)
- a) Silberguß, aufgelöteter Hohlcorpus; die Balkenenden als Dreipaß aus quengeriffelten Ringen gestaltet und mit einer Knubbe; quergestreifter Titulus; die Balkenränder mit einem schmalen quergestreiften Rand. RS: im oberen Längsbalken ein fünfzackiger Stern und eine Inschrift im Quer- (SOUVENIR) und Längsbalken (DE MISSION).  $60 \times 40 \times 4$  mm (mit Corpus).
- b) Unsauberer Messingguß: oben eine Öse. VS: Corpus (knapper Lendenschurz, kreuzförmiger Strahlenkranz), darüber der Titulus, darunter der Adamsschädel über zwei gekreuzten Langknochen, Randwulst. RS: Maria gegürtet im langen einfachen Gewand, die Hände vor der Brust zum Gebet gefalten, um ihr Haupt Kranz aus 5 Sternen, über ihr das dreieckige Auge Gottes, im Querbalken Inschrift (VIVI PRES), Randwulst.  $32$  (mit Öse)  $\times 19 \times 1$  mm.
- c) Obere Hälfte eines Kreuzes; Bleiguß; oben eine Öse; Corpus hängt ganz unterhalb des Querbalkens.  $23$  (mit Öse)  $\times 25 \times 2$  mm.
6. *3 Wundertätige Medaillen*
- a) Ovale Messingprägung; oben eine Öse. VS: Maria (Nimbus) gegürtet im langen einfachen Gewand und einem langen, den Kopf und die Schultern bedeckenden Tuch, sie steht mit ausgebreiteten Armen auf einer Kugel, um die sich eine Schlange ringelt, von ihren Händen gehen Strahlen aus, zweizeilige Umschrift (O MARIE CONÇUE SANS PECHE PRIEZ POUR NOUS / QUI AVONS RECOURS A VOUS). RS: unter einem Bogen aus 16 Sternen ein kreuzüberhöhtes M, darunter die flammenden Herzen Jesu (dornenkranzumschlungen) und Mariä (dolchdurchstoßen); beidseitig geriffelter Rand.  $32$  (mit Öse)  $\times 22 \times 1$  mm (Abb. 5).
- b) Ovale Messingprägung; oben eine Öse. VS gleiche Darstellung wie a, unten Jahreszahl der Vision (1830). RS: Büste des hl. Vinzenz von Paul in Soutane mit Superpellicium in Dreiviertelansicht nach links, Umschrift (ST VINCENT DE PAUL PRIEZ POUR NOUS).  $26$  (mit Öse)  $\times 19 \times 1$  mm.
- c) Ovale Messingprägung; oben eine Öse. VS gleiche Darstellung wie a, aber deutsche Umschrift (O MARIA OHNE SUND EMPFANGEN BITT FÜR UNS DIE WIR ZU DIR / UNSERE ZUFLUCHT NEHMEN). RS gleiche Darstellung wie a, aber nur 12 Sterne.  $23$  (mit Öse)  $\times 16 \times 1$  mm.
7. *Skapulier* (Abb. 3). Stoff. 2 rote Bänder ( $460 \times 5$  mm) verbinden 2 rote Rechtecke ( $55 \times 38$  mm); an diesen sind auf der RS oben übereinander ein schwarzes, ein braunes, ein blaues und ein weißes Rechteck angenäht, letzteres mit einem Kreuz aus einem blauen und einem roten Streifen versehen. Auf der VS der roten Rechtecke ist jeweils ein bedrucktes Stoffbild aufgenäht: 1. ein Schriftband (Heiliges Leiden unseres

Herrn Jesu Christi erlöse uns! Passio Domini Nostri Jesu Christi salvet nos!) bildet eine Acht, darinnen Jesus am Kreuz, unter den Querbalkenarmen schwebt je ein knien-der Engel auf einer Wolke, der rechte hält Blumen in seinen Händen, der linke das Schweiß- tuch der Veronika, an seiner Schulter lehnen die Lanze und der Essig- schwammstab, links unten befinden sich die Geißelsäule, eine Kanne und der Hahn, unter der Acht weitere Inschrift (Divin saveur vous êtes mort / pour nous donner la vie.), ebenso darüber (The passion of our Saviour), ganz außen Umschrift (Vorschrift ist haltbarer Druck! Alle Rechte vorbehalten.). 2. Der Aufbau wie bei 1, Schriftband (Heilige Herzen Jesu und Maria beschützt uns! O sanctissima corda Jesu et Mariae, custodite nos!), darinnen oben in einem hellen Schein die flammenden Herzen Jesu (dornenkranzumschlungen) und Mariä (dolchdurchstoßen), dazwischen ein Kreuz, in der unteren Hälfte zwei einander zugewandte kniende Engel, der rechte ein Weihrauch- gefäß schwenkend, der linke betend, weitere Inschriften unter der Acht (Amour et gloi- re aux S<sup>ts</sup> Coeurs de Jésus et de Marie.), darüber (Adoration of the Sacred heart.) und Umschrift außen (Dieses Bild ist waschecht! ... in Rom).

8. *Stein*. Schuhkeilförmig; an einer Seite abgeschabt; 38 × 21 × 16 mm.
9. Eine *Nadel* und eine kleine *Schnalle* (von Binden?).
10. 2 handgeschriebene *Rezepte* für die Hebamme Juliane Feißt, Schuttertal<sup>64</sup>
  - a) Morphinum muriaticum mit Kalkwasser, ausgestellt 1871.
  - b) Cortex Chinae mit verdünnter Schwefelsäure und Pomeranzenschalensirup, eingelöst in der Apotheke C. Heim in Zell.

### Literatur

- Hanns Bächtold-Stäubli (Hrsg.), Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Berlin/Leipzig 1927–1942.
- Franz Ludwig Baumann, Zur Geschichte Albrechts von Bonstetten, in: Anzeiger für Schweizerische Geschichte 27, 1896, 320–323.
- Kornel Białobłocki, Zespół medalików z wykopalisk archeologicznych w Lubiniu pod Kosćianem, in: Slavia Antiqua 23, 1991/92 (1993), 161–185.
- Athanas Cottier, Die Wunderbare Medaille der Unbefleckten, Freiburg im Ü. <sup>21</sup>1993.
- Gérard Coulon, Marie-Thérèse Lacroix, Les fouilles archéologiques de Saint-André à Tournai (= Publications d'histoire de l'art et d'archéologie de l'Université Catholique de Louvain 76), Löwen 1990.
- Werner Durrer, Siegeszug der Wunderbaren Medaille, Konstanz/München/Freiburg im Brsg. 1949.
- Thomas und Helene Finkenstaedt, Die Wieswallfahrt, Regensburg 1981.
- Erwin Gatz, Rheinische Volksmission im 19. Jahrhundert, (= Studien zur Kölner Kirchengeschichte 7), Düsseldorf 1963.
- Werner Gaude, Die alte Apotheke, Stuttgart 1979.
- Albrecht A. Gribl, Unsere Liebe Frau zu Dorfen, Kultformen und Wallfahrtsleben des 18. Jahrhunderts, Dorfen 1981.
- Liselotte Hansmann, Lenz Kriss-Rettenbeck, Amulett und Talisman. Erscheinungsformen und Geschichte, München 1966.
- Wolfgang Hein, Christus als Apotheke, Frankfurt am M. 1974.

- Rudolf Henggeler, Profeßbuch der fürstlichen Benediktinerabtei Unserer Lieben Frau von Einsiedeln, Einsiedeln 1934.
- Joh. Henschel, ... von neuen Kräften beflügelt, in: kontinente 24.4, 1989, 11–13.
- Markwart Herzog, Christus medicus, apothecarius, samaritanus, balneator, in: Geist und Leben 67, 1994, 414–434.
- Hexen und Hexenverfolgung im deutschen Südwesten. Katalogband der Ausstellung Karlsruhe 1994 (= Volkskundliche Veröffentlichungen des Badischen Landesmuseums Karlsruhe 2/1), Ostfildern 1994.
- Hans Hohenegg, Zu den „Zerkratzten Marientalern“ und dem „heiligen Staub“, in: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 73, 1970, 149–151.
- Ernestine Hutter, Abwehrzauber und Gottvertrauen. Kleinodien Salzburger Volksfrömmigkeit, in: Krippen und religiöse Kleinodien. Weihnachtsausstellung 1985/86, Museum Carolino Augusteum/Salzburg (= Salzburger Museum Carolino Augusteum Jahresschrift 31, 1985), Salzburg 1985, 198–359.
- Hans-Joachim Kann, Drei silberne Reliquienanhänger des 17./18. Jahrhunderts aus Trier und Umgebung, in: Landeskundliche Vierteljahresblätter 38, 1992, 199–204.
- Gabriele Keck, Die Funde der Ausgrabung im Friedhof bei der Pfarrkirche St. Martin in Schwyz, in: Georges Descoedres et al., Sterben in Schwyz (= Schweizer Beiträge zur Archäologie und Kulturgeschichte des Mittelalters 20/21), Basel 1995, 83–97; 224–225.
- Harm Kluebing, Der Josephinismus. Ausgewählte Quellen zur Geschichte der theresianisch-josephinischen Reformen (= Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte der Neuzeit 12a), Darmstadt 1995.
- Lenz Kriss-Rettenbeck, Bilder und Zeichen religiösen Volksglaubens, München 1963.
- Leo Ferd. Kuncze, Systematik der Weihemünzen, Raab 1885.
- Anton Legner (Hrsg.), Reliquien – Verehrung und Verklärung, Ausstellung Köln 1989, Köln 1989.
- Reinhard Lieske, Protestantische Frömmigkeit im Spiegel der kirchlichen Kunst des Herzogtums Württemberg, München 1973.
- Georg Malin, Werner-Konrad Jaggi, Devotionalien aus den Grabungen auf dem Kirchhügel von Bendern 1969–1971, in: Jahrbuch des Historischen Vereins für das Fürstentum Liechtenstein 87, 1987, 249–273.
- Marienlexikon, hrsg. von Remigius Bäumer, Leo Scheffczyk, Bd. 6, St. Ottilien 1994.
- G. Mesters, Skapulier, in: Lexikon für Theologie und Kirche Bd. 9, Freiburg im Brsg. 1964, 815–816.
- Elfriede Moser-Rath, Dem Kirchenvolk die Leviten gelesen. Alltag im Spiegel süddeutscher Barockpredigten, Stuttgart 1991.
- Paul Münch, Lebensformen in der frühen Neuzeit, Frankfurt am M./Berlin 1992.
- Hanns O. Münsterer, Die magischen und kabbalistischen Schutzkreuze, in: Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde 1953, 51–77.
- Hanns O. Münsterer, Krebsaugen. Aufstieg und Niedergang eines Medikaments, in: Münchener medizinische Wochenschrift 97, 1955, 1543–1544.
- Hanns O. Münsterer, Amulettkreuze und Kreuzamulette, Regensburg 1983.
- Helmut Nemeč, Zaubersymbole. Magie im volkstümlichen Bereich, Wien/München 1976.
- Helmut Nemeč, Alpenländische Volkskunst, Wien 1980.
- Thomas Raff, Die Wallfahrts- und Weihemedailien der Zinngießerei Schweizer in Dießen am Ammersee, in: Jahrbuch für Volkskunde 1988, 134–218.
- Rath, Wundertätige Medaille, in: Lexikon für Theologie und Kirche Bd. 7, Freiburg im Brsg. 1962, 228.



- Odilo Ringholz, Wallfahrtsgeschichte Unserer Lieben Frau von Einsiedeln, Freiburg im Brsg. 1896.
- Odilo Ringholz, Geschichte des fürstlichen Benediktinerstiftes U.L.F. von Einsiedeln, Bd. 1, Einsiedeln/Waldshut/Köln 1904.
- Odilo Ringholz, Die Einsiedler Wallfahrtsandenken einst und jetzt, in: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 22, 1919, 176–191; 232–242.
- Hermann Rolfus, Die Zulassung der Volksmissionen und ihre Abhaltung durch Ordensgeistliche im Großherzogtum Baden, Freiburg im Brsg. 1888.
- Anselm Salzer, Die Sinnbilder und Beiworte Mariens in der deutschen Literatur und lateinischen Hymnenpoesie des Mittelalters, Darmstadt 1967.
- Martin Scharfe, Evangelische Andachtsbilder, Stuttgart 1968.
- Kristiane Schmalfeldt, Sub tuum praesidium configimus. Unsere Liebe Frau in der Tanne zu Triberg, in: Freiburger Diözesan-Archiv 108, 1988, 5–298.
- Franz Schnabel, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert, Bd. 4, Die Religiösen Kräfte, Freiburg im Brsg. <sup>3</sup>1955.
- Peter Seewaldt, Tonstatuetten aus Spätmittelalter und Neuzeit, in: Trierer Zeitschrift 53, 1990, 293–310.
- Seligmann, Die magischen Heil- und Schutzmittel aus der unbelebten Natur, Stuttgart 1927.
- Adolf Spamer, Romanusbüchlein (= Veröffentlichungen des Instituts für Deutsche Volkskunde 17), bearb. von Johanna Nickel, Berlin 1958.
- Heinz Strehler, Erde vom Grab des heiligen Ulrich in Augsburg zum Schutz vor Ratten und Mäusen, in: Ars Bavarica 9, 1978, 57–58.
- Wallfahrt kennt keine Grenzen. Ausstellung im Bayerischen Nationalmuseum, München 1984. Katalog, München 1984.
- Helga Maria Wolf, Zur Wiener „Volksfrömmigkeit“ in den achtziger Jahren, in: Helmut Eberhart, Edith Hörander, Burkhard Pöttler, Volksfrömmigkeit. Referate der Österreichischen Volkskundetagung 1989, Wien 1990, 167–189.
- Elisabeth Zadora-Rio, Henri Galinié et al., Fouilles et prospections à Rigny-Ussé (Indre-et-Loire), rapport préliminaire 1986–1991, in: Revue Archéologique du Centre de la France 31, 1992, 73–166.
- Zu Fuß, zu Pferd ... Wallfahrten im Kreis Ravensburg, Ausstellung Weingarten 1990, Biberach a. d. Riß 1990.

### Anmerkungen

- 1 Hansmann/Kriss-Rettenbeck 1966, 9. Brevierl sind meist kissenförmige, kleine Papier-, Stoff- oder Metallbeutel, in denen sich ein gefalteter Schutzbrief mit Gebets-, Segens- und Zaubersprüchen sowie Heiligenabbildungen befindet; dazu kommen pflanzliche, tierische oder mineralische Objekte sakralen oder magischen Charakters – meist ohne genaues Wissen der Besitzer. Fraisketten sind Ketten mit verschiedenen Amulett- und Devotionalienanhängern, die zur Krankheitsbekämpfung eingesetzt wurden.
- 2 Hansmann/Kriss-Rettenbeck 1966, 7–14.
- 3 Kriss-Rettenbeck 1963, 135 Anm. 54.
- 4 Münsterer 1953, 66.
- 5 Zitiert nach Strehler 1978, 58.
- 6 Zitiert nach Moser-Rath 1991, 207.
- 7 Klüeting 1995, Nr. 151.

- 8 Gaude 1979, 84–86. Hein 1974. Herzog 1994. Kriss-Rettenbeck 1963, 39f. Scharfe 1968, 130–134.
- 9 Siehe die protestantischen Beispiele bei Lieske 1973, 93–95, und Scharfe 1968, 130–134
- 10 Beispiele bei Salzer 1967, 320; 535.
- 11 Herzog 1994, 428.
- 12 Bsp. für ‚weltliche‘ Haus- und Reiseapotheken des 17./18. Jh. bei Gaude 1979, Taf. 80; Taf. 83–86. Bsp. für Geistliche Apotheken bei Kriss-Rettenbeck 1963, 40; Nr. 75 und Raff 1988, 161.
- 13 Hexen und Hexenverfolgung 1994, 42–45. Zum noch 1920 aufgelegten Romanus-Büchlein siehe Spamer 1958.
- 14 Ich möchte mich recht herzlich bei Herrn Gerhard Finkbeiner für die Erlaubnis zur Bearbeitung der Geistlichen Apotheke und die gewährte Unterstützung bedanken. Außerdem danke ich an dieser Stelle Christian Wieland für wertvolle Hinweise.
- 15 Legner 1989, ab Nr. 254.
- 16 Nemeč 1980, 198.
- 17 Hutter 1985, Nr. 32.
- 18 Kann 1992.
- 19 Hansmann/Kriss-Rettenbeck 1966, Nr. 305. Kriss-Rettenbeck 1963, Nr. 123.
- 20 Spamer 1958, Taf. V.
- 21 Bächtold-Stäubli IV 1931/32, 731f.
- 22 Hansmann/Kriss-Rettenbeck 1966, 104; Nr. 262–263. Hutter 1985, 225. Münsterer 1955.
- 23 Bei Münsterer 1955 weitere Einsatzmöglichkeiten sowie frühneuzeitliche Quellen.
- 24 Bächtold-Stäubli VIII 1936/37, 11–16; hier allerdings nicht zwischen Skapulier und Breverl unterschieden, was zur Unklarheit bei der möglichen Verwendung des Skapuliers als Amulett führt. Hansmann/Kriss-Rettenbeck 1966, Nr. 305. Marienlexikon 1994, 184f. Mesters 1964.
- 25 Schmalfeldt 1988, 98–103.
- 26 Mündl. Mitteilung aus Schömberg, Zollernalbkreis.
- 27 Bsp. bei Hutter 1985, Nr. 54.
- 28 Spamer 158, 229.
- 29 Tournai, F: Coulon/Lacroix 1990, 133ff. Bndern, FL: Malin/Jaggi 1987. Lubin, PL: Białobłocki 1993. Die baden-württembergischen Funde wurden im Rahmen der Dissertation des Verf. ‚Religiöse Anhänger und Medaillen in Südwestdeutschland. Beiträge zur Frömmigkeitsgeschichte der Neuzeit aus archäologischer Sicht.‘ (Freiburg, 1997) aufgearbeitet.
- 30 Rolfus 1888, 7.
- 31 Rolfus 1888, 8.
- 32 Rolfus 1888, 10.
- 33 Gatz 1963, 20–22; 40f. Rolfus 1888, 11. Schnabel 1955, 273f.
- 34 Schnabel 1955, 273f. Rolfus 1888, 11f.
- 35 Rolfus 1888, 11; 15.
- 36 42 Exemplare. Eine sprachliche Zuordnung ist bei dem einzelnen Wort MISSION nicht möglich. Das Beispiel bei Raff 1988, Nr. 286, hat interessanterweise eine deutsch-französische Aufschrift (ANDENKEN DE MISSION).
- 37 Raff 1988, Nr. 286–287. Die französische Herkunft gilt nicht nur für Missionsandenken, sondern auch für andere Medaillen. In der Schublade einer Bäuerin aus dem Kr. Regensburg fanden sich zahlreiche französische Medaillen des 19./20. Jh. Raff 1988, 161 Anm. 48.

- 38 Raff 1988, 167 Nr. 203.
- 39 Exmpl. im Diözesanmuseum Rottenburg.
- 40 Durrer 1949, 39.
- 41 Rath 1962, 228, und Cottier 1993, 14, geben 1836 an. Der Auftrag zur Vereinsgründung erfolgte ebenfalls in einer Vision Katharina Labourés.
- 42 Wolf 1990, 180.
- 43 Zadora-Rio/Galinié 1992, 153.
- 44 Raff 1988, 216.
- 45 Henschel 1989, 12.
- 46 Cottier 1993, 8.
- 47 Kuncze 1885, 152; 156.
- 48 Eine sicher nicht vollständige Auflistung bei Kuncze 1885, 155ff., weitere Varianten bei Zadora-Rio/Galinié 1992, 153.
- 49 Cottier 1993, 13.
- 50 Kriss-Rettenbeck 1963, 144 Anm. 83.
- 51 Hansmann/Kriss-Rettenbeck 1966, 229. Hutter 1985, 267. Kriss-Rettenbeck 1963, 44. Nemeč 1976, 115.
- 52 Gribl 1981, 130. Altötting: Hansmann/Kriss-Rettenbeck 1966, Nr. 328. Kriss-Rettenbeck 1963, Nr. 95. Seligmann 1927, 54. Dorfen: Gribl 1981, 130. Einsiedeln: s. u. Sonntagberg: Hansmann/Kriss-Rettenbeck 1966, Nr. 327. Kriss-Rettenbeck 1963, Nr. 93. Nemeč 1976, Abb. 51. Wieskirche: Finkenstaedt 1981, 132.
- 53 Keck 1995, 85–87; 224f. Ringholz 1896, 177; 279; 290. Ringholz 1919, 183f. Hexen und Hexenverfolgung 1994, Nr. 96–98. Hutter 1985, 267; Abb. 41–42. Seewaldt 1990, Nr. 9; Nr. 11–12. Seligmann 1927, 54. Wallfahrt kennt keine Grenzen 1984, Nr. 316. Zu Fuß, zu Pferd 1990, 45f.
- 54 Baumann 1896, 322.
- 55 Ringholz 1896, 177.
- 56 Ringholz 1896, 290 Anm. 1.
- 57 Ringholz 1904, 364.
- 58 Hutter 1985, Nr. 79 und 81 (1696); Nr. 80 (1653); von ihr in das 19./20. Jh. datiert. Wallfahrt kennt keine Grenzen 1984, Nr. 316b (1696).
- 59 Keck 1995, 224.
- 60 Verf. bereitet eine Arbeit über die archäologischen Funde dieser Objekte vor.
- 61 Hochenegg 1970, 150.
- 62 Zitat nach Münch 1992, 453.
- 63 Raff 1988, 161.
- 64 Für die Entzifferung und Deutung der Rezepte möchte ich mich bei Herrn Hans H. Rosenkranz, Apotheker in Seelbach, und Frau Dr. Christine Deller, Freiburg, bedanken.

# Die Diersburger Tracht

*Josef Bayer*

Im Roederschen Archiv, das im Generallandesarchiv in Karlsruhe deponiert ist, befindet sich aus der Hand von Karl Christoph Roeder, Diersburg, eine Beschreibung der ehemaligen Tracht in Diersburg. Ob er diese Tracht noch selbst kennengelernt hat, ist zweifelhaft. Er beruft sich auf eine Diersburger Frau, Therese Feißt, die ihm von dieser früheren Tracht berichtet hat. Sie ist 1822 gestorben. Das Gehörte hat dann Karl Christoph Roeder v. Diersburg aufgeschrieben und dem Archiv einverleibt. So ist uns die Beschreibung dieser Tracht erhalten geblieben:

*„Die Diersburger Frau trägt eine Kappe von Seiden-, Silber- oder Goldstoff, mit breitem Seitenband eingefast. Vorn ein Schlupf von einem gleichen, nur etwas schmälere Band. Dazu kam ein rötlicher Rock aus selbstgesponnenem Zeug – halb Leinen, halb Wolle – sehr weit u. in viele Falten gelegt. Der Rock wurde getragen von einer scharlachroten Brust, die vorn so zugeschnürt war, daß sie nicht ganz zusammenging. Hinter dem Geschnür steckte ein sogenannter Vorstecker aus einem längeren dreieckigen Pappdeckel, der mit Goldstoff überzogen war. Die obere Brust und der Hals waren von dem sogenannten ‚Halsele‘ bedeckt. Das war eine Halskrause aus feinem weißen Leinen, mit schmalen Spitzen eingefast. Darüber wurde ein Halstuch doppelt geschlagen, dessen zwei Enden über den oberen Rücken herabhingen. Ein Leibchen aus schwarzem Tuch, wenn es warm war; über den Arm gelegt, wenn es kalt war, angezogen, vollendete den ganzen Anzug. Im Sommer trug man einen großen runden Strohhut, der auf der einen Seite mit Rosen aus schwarzem Stroh und ebenso mit schwarzen Schnüren verbrämt war. Dieser Hut schützte gleichzeitig gegen die Sonne wie gegen den Regen.“*

Es muß eine malerische Tracht gewesen sein, sicher nicht billig. Sie muß anfangs des 19. Jahrhunderts verschwunden sein. Denn im 19. Jahrhundert war die Diersburger Tracht dann sehr einfach: die Frauen trugen einen schwarzen Rock, der getragen war von einem ebenfalls schwarzen Bruststück, geschlossen, das von einer weißen Halskrause abgeschlossen wurde, darüber eine schwarze Schürze. Bei den evangelischen Frauen kam dazu eine Flügelkappe, bei den katholischen Frauen das Schepperle. Dazu trug man ein großes schwarzes Halstuch, dreieckig, bei den evangelischen Frauen in schwarz, bei den katholischen bunt. Der Mann trug eine lange schwarze Hose, ein rotes Brusttuch, darüber einen langen schwarzen Gehrock. Dazu einen Zylinder oder großen schwarzen Hut.

# Karl Friedrich Schinkels Kurzbesuch in Baden-Baden

## Natur- und Kunstgenuß

eines unbemerkt erlebten Sommerabends im Jahre 1824

*Eckart Rüsck*

### **Einleitung**

Im Jahre 1824 konnte sich der berühmte preußische Baumeister Karl Friedrich Schinkel (1781–1841) abermals für einige Monate von seinen aufreibenden täglichen Amtsgeschäften freimachen und eine der auch noch von den Architekten des 19. Jahrhunderts so geschätzten Studienreisen nach Süden antreten. Die großen Kunstreisen zählten nach eigener Aussage zu den Höhepunkten seines Lebens. Auf dem Hinweg seiner zweiten Italienreise legte Schinkel am 19./20. Juli 1824 einen, vor Ort unbemerkt gebliebenen, Kurzbesuch in Baden-Baden ein, der zum besonderen Auftakterlebnis während der verschiedenen Anreisestationen wurde. Die entsprechenden Tagebuchnotizen sind von einer romantischen Intensität, die kaum glauben lassen, daß es sich lediglich um einen Aufenthalt von wenigen Sommerabendstunden gehandelt hat. Geschildert werden szenische Momente der Frühzeit des bereits damals bedeutenden Kurbades Baden-Baden aus der Sichtweise eines führenden, norddeutschen Architekten, der seine Umwelt – ganz untypisch für einen preußischen Beamten – vor allem künstlerisch aufnahm<sup>1</sup>.

Bereits in jungen Jahren war Schinkel das erste Mal von Berlin aus zu einer ausgedehnten Rundreise aufgebrochen, die ihn von Mitte 1803 bis Anfang 1805 durch Österreich, ganz Italien und nach Frankreich führte. Kürzere Dienstreisen hatte Schinkel seit seiner Berufung 1810 in die Technische Oberbaudeputation häufig zu erledigen. Bisweilen führten ihn diese sogar bis in die entfernteren preußischen Provinzen, wie beispielsweise 1816 ins Rheinland, von wo aus er übrigens im Auftrag des Königs schon einen Abstecher bis Heidelberg unternahm und damit Baden-Baden ein erstes Mal relativ nahe kam. Eine ruhelose – freilich auch selbstgewählte – Überbeschäftigung hatte mit den Jahren die Gesundheit des 43jährigen derart angegriffen, daß er sich von einer längeren Reise in ein milderes Klima auch Erholung und Besserung erhoffte. Freilich mußte dann auch während der zweiten Italienreise vom 29. Juni bis 4. Dezember 1824 das Angenehme mit dem Nützlich-Geschäftlichen verbunden werden, was zu einer recht anstrengenden, eiligen und mit zahlreichen Programmpunkten versehenen Tour führte. Im Vergleich zum ersten, fast zwei Jahre währen-

den Reise- und Bildungserlebnis des noch jugendlichen Schinkel wurde es 20 Jahre später zu einer auf gut fünf Monate zusammengedrängten, konzentrierten Besichtigungsreise<sup>2</sup>. Der offizielle Anlaß war die Klärung des Ausstellungsprogramms für das von Schinkel im Vorjahr entworfene und nun gerade begonnene Berliner Museum am Lustgarten, das heutige, 1830 eröffnete Alte Museum. Er wollte sich am Ort der Herkunft vieler Ausstellungsstücke, wie er selber schrieb, „[...] besonders in Beziehung auf die geschichtliche Ordnung der Kunstschatze in dem [...] neuen Museumsbau seine Ansichten befestigen“<sup>3</sup>. Ziel waren Sammlungen und Galerien alter und neuer Kunst in Deutschland und Italien, vor allem Malerei. Studiert wurden jedoch alle Kunstgattungen, auch Skulptur, Kunsthandwerk und natürlich Architektur. Schinkel ließ sich von Karl Gustav Waagen (1794–1868) begleiten, einem jungen und mittellosen Kunstgelehrten, dessen Reisekosten er großzügig übernahm. Beide hatten sich erst im Vorjahr während der Berliner Museumsplanungen kennengelernt, bei denen Waagen seit 1823 als „Gehülfe“ der Galeriekommission wirkte. Sie wurden zu Freunden und Waagen, später zum Galeriedirektor geworden, einer der ersten Biographen Schinkels. Mit von der Partie war außerdem Henri François Brandt (1789–1845), ein aus dem preußischen Neuchâtel gebürtiger Westschweizer, der seit 1810 als Erster Medailleur an der Königlichen Münze zu Berlin wirkte. In Heidelberg erst stieß verspätet der kunstinteressierte Berliner Finanzrat August Kerll (1782–1855) hinzu.

Bevor Schinkel und seine Reisegefährten am 31. Juli 1824, aus dem Wallis kommend, den Simplon überstiegen und italienischen Boden betraten, absolvierten sie zunächst vier intensive Reisewochen in Mittel-, West- und Südwestdeutschland. Die Route verlief über Wittenberg, Halle, Kassel, Stadtbergen durchs Sauerland zu einem mehrtägigen Aufenthalt in Köln, wo Fragen des damals schon geplanten, aber noch lange nicht vollendeten Dombaus besprochen wurden. Dann weiter rheinaufwärts über Bonn, Koblenz, Mainz, Oppenheim und den Neckar flußaufwärts über Heidelberg bis Stuttgart, wo die Reisegruppe unter anderem zu einem ausführlichen Meinungsaustausch mit den berühmten Kunstsammlern Sulpiz und Melchior Boisserée zusammentraf.

### **Zu den Reiseaufzeichnungen Schinkels**

Glücklicherweise haben sich umfangreiche, handschriftliche Notizen Schinkels auch von dieser zweiten Italienreise erhalten, die den Verlauf genau nachvollziehbar werden lassen. Gedacht waren die abends oder frühmorgens mit Bleistift in ein Heftchen notierten, tagebuchartigen Aufzeichnungen für seine Frau Susanne, geborene Berger (1782–1861), der er

jeweils Partien davon nach Hause sandte. Den hier vorgestellten Abschnitt schickte er wohl erst aus Mailand, zusammen mit Schweizer und norditalienischen Reiseeindrücken, in einem Päckchen am 3. August 1824 nach Stettin, wo sich seine Frau bei Verwandten aufhielt<sup>4</sup>. Manche Korrekturen und Erläuterungen machen den Eindruck, als habe Schinkel die Tagebuchnotizen später nochmals geringfügig redigiert, vielleicht um sie einer weiteren Verwendung zuzuführen. Die Bedeutung sämtlicher Reisenotizen für das Verständnis Schinkels als Mensch und Künstler ist schon früh benannt worden. Erstmals veröffentlichte sie 1862 Alfred Freiherr von Wolzogen (1823–1883), Schinkels Schwiegersohn<sup>5</sup>.

Der Tagebuchtext wird im Folgenden in Kursivdruck wiedergegeben; eingeschobene Exkurse dienen der Erläuterung<sup>6</sup>.

### **Der Aufenthalt in Baden-Baden**

Schinkels Reisegruppe war quasi inkognito unterwegs. Das erlaubte ein ungezwungenes Reisen und Beobachten. Man suchte keine gesellschaftlichen Kontakte, sondern Sehenswürdigkeiten und allenfalls gezielte Fachgespräche – gut zu verfolgen in den unten wiedergegebenen Schilderungen, wo sich die bereits damals teilweise nicht ganz unbedeutenden Herren heimlich an den Rand einer Szene stellten und dabei belustigte bis ergriffene Gedanken hegten.

Man reiste mit einer Kutsche, die zusammen mit einem Fuhrmann jeweils für mehrere Etappen gemietet wurde. Am Sonntag, den 18. Juli 1824 fuhr Schinkel und seine drei Begleiter gegen 5 Uhr nachmittags in Stuttgart ab und legten bei starkem Regen, aber fröhlichem Gesang eine Nachtfahrt bis Pforzheim zurück, wo man sich nach Mitternacht in einem Wirtshaus für ein paar Stunden einquartierte. Die Nachtruhe war von einigem Radau gestört, und man hatte es sichtlich eilig weiterzukommen. Schon bald wurde die bepackt auf der Straße stehen gebliebene Kutsche wieder bestiegen, um zum nächsten Etappenziel Baden-Baden aufzubrechen, das man nachmittags erreichen wollte:

*„[...] früh morgens befanden wir uns auf der schönsten Straße gegen Baden zu, wo wir 19. Juli [1824] um 4 Uhr eintrafen.*

*Es ist schwer unterzukommen, weil alles mit Badegästen und Fremden besetzt ist, der König von Bayern und andere Große sind hier. Nachdem wir eine Stunde vergeblich gesucht haben, findet sich eine schöne Wohnung von einem Saal und 2 Zimmern für uns.“*

12) und fünf Morgent besanden wir auch auf der  
 schönen Straße gegen Lodden zu um vier  
 Uhr in der Luft. Es ist schon unterge-  
 19 Juli. kunden, weil alles mit Landtagsden und  
 Landtagsbesatz ist; der König von Lothringen  
 und andere große Fürsten. Man kann sich  
 nicht anders vorstellen, als daß sie sich  
 für ihre schön Hofung von einem Tag zum  
 2. Juni für mit. Der König hat alle  
 Menschen mit auf dem Weg zu sein und  
 sehr manchen neuen Taktik nicht für aber  
 sehr über die Stadt hinweg. Man sieht in  
 der Stadt viele Taktik von einem Gasten: Landtagsden  
 in die Höhe um das zu gehen, der Taktik  
 selbst ist auf mit dem 17. September, in  
 seinen Hallen sind Taktik zu einem Tag.  
 Das oben Landtagsden, aber dem was die  
 sprachlichen Gefängnisse und Taktik sind  
 die Taktik, mit vielen Taktik sind  
 manchen Taktik gestochen in der Taktik  
 Taktik von manchen 10 Landtagsden  
 ziemlich leicht in Taktik Taktik und Taktik  
 Taktik, Taktik Taktik in Taktik  
 Taktik, und Taktik Taktik für Taktik  
 Taktik Taktik man Taktik Taktik Taktik  
 Taktik Taktik Taktik Taktik Taktik.

Ausschnitt aus dem Reisetagebuch Schinkels, Eintrag vom 19. Juli 1824. (Kupfer-  
 stichkabinett Berlin, Schinkelnachlaß, Tagebuch der Italienreise 1824, Seite 12).  
 Repro: Jörg P. Anders.



Unsere Reisegesellschaft war im Gasthof ‚Krone‘ untergekommen. Die Gästeliste im ‚Badwochenblatt‘ verzeichnete die Durchreisenden drei Tage später, als man schon längst weitergefahren war: „Hr. Brandt aus Berlin. Hr. Waager [!], Doctor der Phil. von da. [...] Hr. Schinkel, geh. Oberbaurat aus Berlin.“ Kerll wurde merkwürdigerweise nicht gemeldet<sup>7</sup>.

Die bis 1880 existierende ‚Krone‘ befand sich in der Altstadt, Hauptstraße 17 (heute: Lange Straße 13). Der damalige Wirt Engelbert Kist soll seine Räumlichkeiten vor allem an Langzeitgäste – höhere Herrschaften vermietet haben, die neben einem Schlafraum auch Zimmer für das Gefolge und vor allem einen Salon zum repräsentativen Empfang benötigten<sup>8</sup>. Gerade dazu hatten unsere vier Herren jedoch überhaupt keine Zeit.

*„Nach kurzer Toilette machen wir uns auf den Weg, zuerst nach dem sogenannten Neuen Schlosse, welches hoch oben, dicht über der Stadt liegt. Man steigt in der Stadt viele Treppen durch Gartenanlagen in die Höhe, um dahin zu gelangen. Das Schloß selbst ist roh aus dem 17. Jahrhundert, in seinen Kellern sind Spuren römischer Bäder ohne Bedeutung, aber dann noch die schrecklichen Gefängnisse und Sitzungssäle des Femegerichts, mit vielen dicken, steinernen Türen geschlossen, die sich trotz ihrer Schwere von mehreren 10 Zentnern doch ziemlich leicht in starken Zapfen und Pfannen drehen. Tiefe Löcher, wohinein die Gerichteten fielen, und andere Anstalten für Martern, deren Spuren man noch sieht, machen diese tiefen Gemächer höchst schauerlich.“*

Schinkel beschreibt hier unter anderem eine ehemals in Baden-Baden berühmte Sehenswürdigkeit, die der Öffentlichkeit heutzutage schon seit Jahrzehnten nicht mehr zugänglich ist. Bereits Johann Ludwig Klüber (1762–1837) hatte in seiner Stadtbeschreibung von 1807 darauf aufmerksam gemacht, daß im Untergeschoß des Neuen Schlosses „[...] unterirdische Gänge und Gemächer [...] jetzt sehenswert gezeigt, und häufig besucht werden“<sup>9</sup>. Gleichzeitig hatte Klüber die seinerzeit schon geläufigen Geschichten von Folterkammern und geheimen Richtplätzen ausdrücklich ins Reich des Aberglaubens verwiesen. Das hinderte den Führer unserer kleinen Reisegruppe aber offenbar nicht daran, den damals so empfindungssüchtigen Zeitgenossen weiterhin zu wohligen Gruselschauern zu verhelfen. Das System der Geheimgänge und jene gewaltigen Steintüren, deren Mechanismus Schinkel besonders interessierte, sind in ihrer ursprünglichen Bedeutung bis heute nicht vollständig geklärt<sup>10</sup>.

[>] *„Wir waren froh, wieder ans Tageslicht zu kommen, welches in einem selten schönen Abend und in einer höchst reizenden Gegend*

*entgegenschien. Von drei Seiten übersieht man die hohen Berge des Schwarzwaldes, welche um Baden herum einen Kessel bilden, der reich und herrlich angebaut und worin die Stadt in Absätzen herumgebaut ist. Von der vierten Seite sieht man weit über das Rheintal hinweg, gegen die Vogesen hin.*

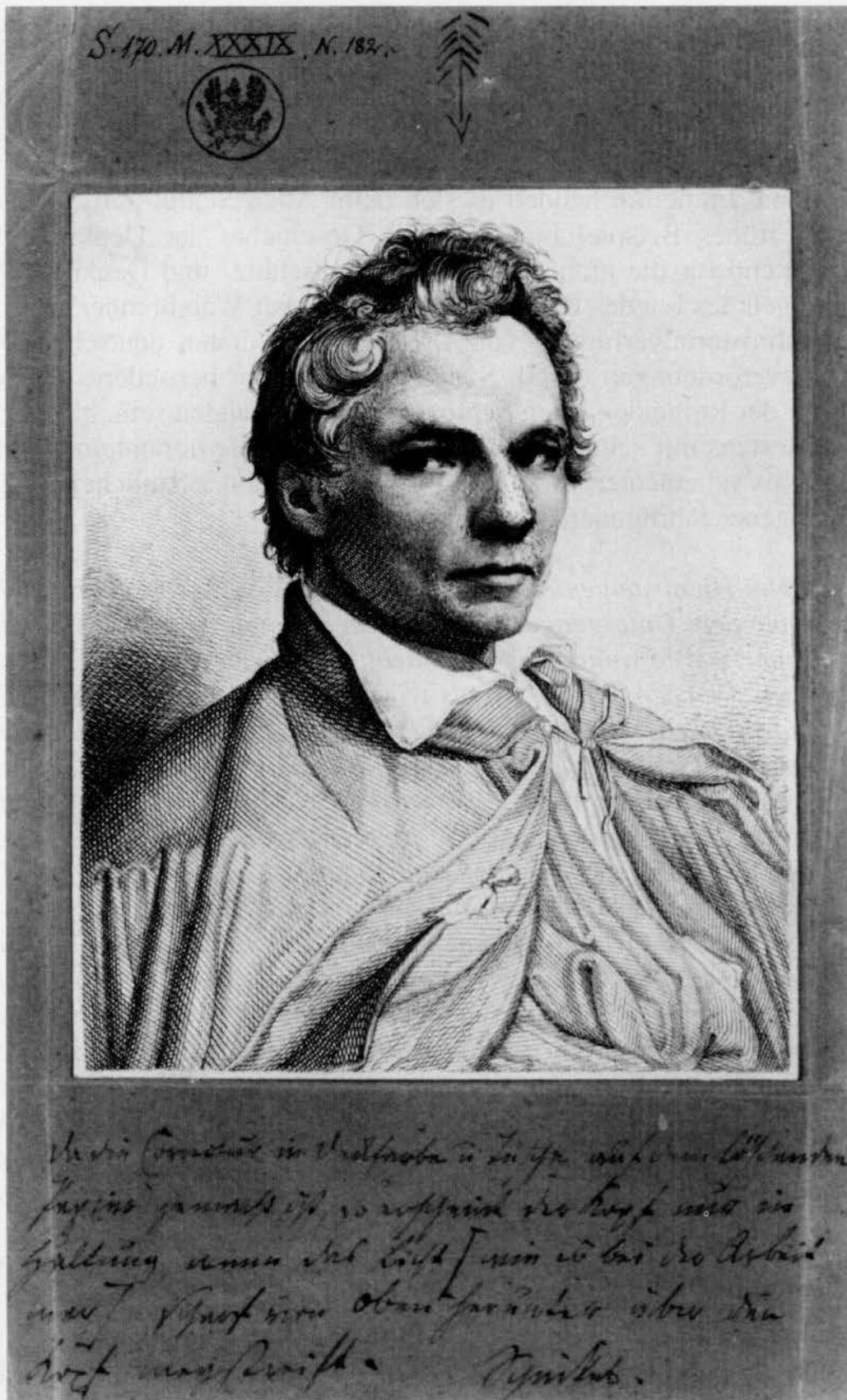
*Drei viertel Stunden höher, an den felsigen Waldbergen hinauf, liegt das ältere Schloß, welches in grossen Massen, von dem unteren Schloßgarten gesehen, schon herrlich dasteht. Wir gingen hinauf durch den köstlichen Wald und wurden durch entzückende reiche Aussicht im Abendschein belohnt. Die Ruinen sind von enormer Höhe und auf verschiedenen vorragenden Felsen erbaut und durch steinerne Treppen bis zur höchsten Spitze in neuerer Zeit zugänglich gemacht worden. Von Kunst ist nichts daran zu sehen und mit [dem] Heidelberger Schlosse nicht zu vergleichen, aber an malerischem Bewuchs von uralten Bäumen, die Mauerwerk und Felsen mit ihren Wurzeln umfassen, Schlingpflanzen und anderen Kräuter[n] von ungewöhnlicher Größe kann man nichts Üppigeres und Malerisches sehn. Die unendliche Aussicht von der Zinne des Schlosses, wo man die Breite der alten Mauern etwas geebnet und zu Altanen benutzt hat, genießt man in ganzer Fülle. Man übersieht das Rheintal an einer Seite bis Speyer, an der anderen bis zu den Bergen vor Basel, dann den weiten Schwarzwald und unten im Kessel die Stadt Baden-Baden mit dem Schlosse und vielen schönen Landhäuschen. Diese Ruine dient zum Vergnügungsorte der Badegäste und der Weg hinauf, obgleich bequem, doch mühsam zu ersteigen, zur Hauptpromenade. Oben sind zwischen Felsen, die noch höher als das alte Schloß hinaufsteigen, allenthalben die Spuren von Kochanstalten zu sehn, wo bei besuchten Tagen sich Garköche etablieren. In den unteren Gewölben des zerfallenen Schlosses verkauft man Lagerbier, Wein, Käse, Brot, letzteres ist überall in diesen Ländern von einer seltenen Schönheit. Wir stärkten uns hier ebenfalls. Die Leute, welche diese Waren verkaufen, haben ein ärmliches Ansehn, und, zwischen den Trümmern wohnend, hatte [<] der Ort das Ansehn eines Brigantenaufenthalts<sup>11</sup>. Es ist indes alles sehr friedlich hier.“*

Das sogenannte Alte Schloß bzw. Hohenbaden war nach einem Brand Ende des 16. Jahrhunderts nicht wieder aufgebaut und bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts als Steinbruch benützt worden. Die stimmungsvolle Ruine war schon im 18. Jahrhundert von Dichtern besungen worden. Im Jahr 1800 setzte mit dem Verbot des Oberamts Baden, Steine von der Ruine wegzuholen, die romantische Umnutzung der Schloßruine ein. Es folgten eine bequeme Wegeerschließung und einzelne touristische Ausbauten; im

Sommer 1809 feierte man die Eröffnung des neuen Ausflugsziels<sup>12</sup>. Schinkel deutet die angetroffenen, frühen Zeugnisse der modernen Freizeitkultur an, mit ihrer ganz eigenen Infrastruktur von Aussichts- und Ruhebänken, Sicherheitsgeländern, Imbißbuden und Kiosken: Opfer, die zum Erhalt manch historischer Sehenswürdigkeit noch heute in Kauf genommen werden müssen. Immerhin handelt es sich beim Alten Schloß um ein bemerkenswert frühes Beispiel innerhalb der Geschichte der Denkmalpflege, stellvertretend für die pionierhaften Denkmalschutz- und Denkmalpflegebemühungen des Landes Baden, das mit seiner auf Weinbrenner zurückgehenden Ministerialverfügung von 1812 eine der ersten deutschen Denkmalschutzverordnungen erließ. Schinkel konnte die besondere Umgangsweise mit der Ruine des Alten Schlosses nicht entgangen sein, hatte er sich doch spätestens mit seinem berühmt gewordenen Memorandum von 1815 ebenfalls als vehementer Vorkämpfer für den Erhalt der baulichen Zeugnisse vergangener Jahrhunderte hervorgetan.

*„Beim Hinabsteigen durch den hohen, kühlen Wald näherte sich die Sonne dem Untergange, und die Durchsichten der Fernen durch die Bäume waren wunderschön gefärbt. Nichts aber ging über den Eindruck, welchen wir hatten, als wir wieder in den unteren Schloßgarten traten. Hier stehn sechshundertjährige Linden am Rande der hohen Terrasse über der Stadt. Diese Bäume von der charakteristischsten Form, von enormer Höhe wurden wie Feuer von der Abendsonne erleuchtet, dabei waren die inneren Partien und die entgegengesetzten Zweige wie die dunkelste Nacht, in welcher hin und wieder das Zweig- und Stammwerk in Feuerpurpur glühten. Hierzu das alte düstere Schloß zur Seite, ein frischer Rasenplatz davor, der, schon ganz beschattet, in kaltem Grün dalag, dann die fernen, purpurviolett beleuchteten Schwarzwaldgebirge und die Staffage von einem Eselchen, der, mit einem Damensattel für einen vornehmen Badegast aufgeschirrt, von einem niedlichen Jockey vorbeigeführt ward, machten das schönste Bild, was uns lange nicht aus dem Sinn kommen konnte. Wir warteten eine halbe Stunde den Sonnenuntergang hier ab und gingen dann von der Seite den Schloßberg hinab, wo man die schöne Aussicht in die Ebene hat und wo wir einen Wolkglanz in Gold und Licht genossen, der auch seinesgleichen schwer findet.“*

In dieser sich Farb- und Formenstimmungen hingebenden Partie wird ganz der Augenmensch Schinkel spürbar, der nicht nur Baumeister war, sondern Zeit seines Lebens ein großer Zeichner, Maler und Bühnenbildner. Seine bedeutenden Gemälde und Bühnenentwürfe, wovon insbesondere einige Landschaftsgemälde Hauptwerke der Deutschen Romantik sind, stehen in



Karl Friedrich Schinkel im Reisemantel, Portrait von Wilhelm Hensel, Rom 1824 (mit handschriftlichen Korrekturhinweisen Schinkels). (Kupferstichkabinett Berlin, Schinkelnachlaß, SM 39, N. 182). Repro: Jörg P. Anders.

der Regel im Schatten des gewaltigen architektonischen Oeuvres<sup>13</sup>. Vor diesem Hintergrund wird klar, daß die intensive Schilderung des farbig leuchtenden Sonnenuntergangs im Baden-Badener Schloßgarten eigentlich die Beschreibung eines (wahrscheinlich nie realisierten) stimmungsvollen Gemäldes ist. Waagen erinnerte sich später an diese Tage: „Bei dem schönsten Wetter zeigte Schinkel, dessen Lebensgeister sich rasch erholten, durch die Herrlichkeit der Natur in freudige Stimmung versetzt, in lebhafter Mittheilung seine ganze Liebenswürdigkeit. Wo es die flüchtige Reise erlaubte nur einige Augenblicke gestattete, warf er gleich einige Linien auf das Papier“<sup>14</sup>. Trotz dieser bezeugten Fülle an auf der Reise gefertigten Zeichnungen ist doch bis heute leider keine einzige Darstellung Schinkels aus Baden-Baden bekannt geworden<sup>15</sup>.

*„In der Stadt unten angekommen, besuchten wir noch im Zwielficht die Badepromenade und die neuen Badesäle, das Theater und die dazugehörigen Hallen von ungeschickter Architektur Weinbrenners. Aber die Gartenanlage und überhaupt die Lage dieser Partie ist herrlich gewählt an dem gegenüberliegenden Abhang des Tals, man hat das ganze Amphitheater der Stadt, das Schloß drüber, höher hinauf den Waldberg mit der Ruine des alten Schlosses auf der Spitze vor sich.“*

Endlich wieder kommt der Architekt Schinkel zur Sprache! Natürlich konnte ihm nicht entgehen, daß sein Amtskollege Friedrich Weinbrenner (1766–1826), seit seinem Amtsantritt als badischer Baudirektor im Jahr 1800 das gesamte staatliche und private Bauwesen des Großherzogtums mit seinem charakteristischen ‚Weinbrennerstil‘ geprägt hatte. Schinkel sah in Baden-Baden die eben erst fertiggestellte Alte Trinkhalle mit den nahen Bädern und das 1811 erbaute Theater; allesamt nicht erhaltene Bauten. Darüber hinaus waren seit 1802 mindestens zehn weitere, repräsentative Weinbrenner-Gebäude entstanden, die den aufstrebenden Kurort in eindrucksvoller Weise modernisierten und bestimmten. Schinkel kam zu einer Zeit, die den Ausklang von Weinbrenners Wirken in Baden-Baden markierte – soeben war als Höhepunkt das neue Konversationshaus vollendet worden. Interessant ist, daß die 1804 erbaute (nicht erhaltene) Antikenhalle keine Erwähnung fand, die doch immerhin wegen ihrer römischen Altertümer ein geeignetes Studienziel für die in Ausstellungssachen reisenden Berliner gewesen wäre.

Daß dem Berliner die Architekturauffassung Weinbrenners nicht gefiel, ist der spitzen Bemerkung zu entnehmen. Schinkels Kritik entspringt einem sehr verschiedenen Proportionsempfinden, das bei Gelegenheit einmal einem eingehenderen Vergleich unterzogen werden müßte<sup>16</sup>. Im Grunde ha-

ben vor allem die Bauten Weinbrenners bis in die ersten Jahre des 19. Jahrhunderts, wie beispielsweise noch das Baden-Badener Großherzogliche Palais von 1809 (später ‚Palais Hamilton‘), einige Ähnlichkeit mit einer Berliner Stillage um 1800, der sogenannten französischen Revolutionsarchitektur, in der der junge Schinkel selbst seine ersten architektonischen Versuche unternommen hatte. Berliner und preußische Bauten dieser Zeit fand Schinkel später ebenfalls mißglückt und es ist ein interessantes Phänomen, daß er das eigene so geprägte Frühwerk durchweg verdrängte. Über ästhetische Vorbehalte hinaus muß übrigens angenommen werden, daß alte ungeklärte Animositäten zwischen Weinbrenner und der Berliner Architekturszene bestanden, vielleicht noch aus Weinbrenners dortiger Studienzeit im Winter 1791/92<sup>17</sup>.

In der kurzen Textpassage wird darüber hinaus Schinkels städtebauliche Sensibilität erkennbar, die das reizvoll an den Hang geschmiegte Städtchen als städtebauliches Kunstwerk wahrnahm. Nicht von ungefähr nennt der an klassisch-antiken Vorbildern orientierte Baumeister hierfür und anderswo die Metapher des (griechischen) Amphitheaters. Dieses ist nicht nur Inbegriff des sich der Topographie geschickt einbindenden Bauens, sondern oftmals selbst Ausgangspunkt eines Panoramablicks, indem der Blick des Zuschauers von dort über Proszenium und Skene hinaus in die Landschaft schweifen konnte. Wer beispielsweise das großartige Amphitheater im sizilianischen Taormina erlebt hat, das auch Schinkel schon 1804 begeistert beschrieben und gezeichnet hatte<sup>18</sup>, weiß was gemeint ist.

*„Als wir ums Theater herumgingen, hörten wir deutlich Baders schöne Stimme<sup>19</sup> in dem schönen Finale von der „Entführung aus dem Serail“, welches wir bis zu Ende draußen stehend mit anhörten und so Natur- und Kunstgenüsse an diesem herrlichen Abend vereinter fühlten. Ein reichlich zugerichtetes Mahl, wie es hierzulande immer bereitet wird, stärkte uns in unserem Saal, und wir gingen sehr glücklich schlafen.“*

Vielleicht kann man sagen, daß an diesem Baden-Badener Sommerabend auch die gesuchte Erholung begonnen hatte. Doch Schinkel und seine Reisegenossen dachten offenbar nicht im Entferntesten daran, dieses Erlebnis etwa zu einem Bade- und Kuraufenthalt auszudehnen – sie waren Durchreisende und manche Sehenswürdigkeit mußte unentdeckt bleiben. Die selbstgewählte Eile trieb an, das nächste Ziel lockte. Am folgenden Dienstagmorgen, den 20. Juli 1824 brach man zur Weiterfahrt auf: *„Bei einem heiteren, nicht heißen Tage hatten wir durch angenehmes, fruchtbares Land eine schöne Reise. [...]“* Das nächste Ziel war Kehl, von wo aus man nachmittags einen Ausflug zu dem auch für die Geschichte der neugoti-

schen Architektur des 18. Und 19. Jahrhunderts bedeutenden Straßburger Münster unternahm. Mindestens noch vier Tage, bis Bern, waren sie mit dem in Baden-Baden gemieteten Fuhrmann unterwegs. Sieben Tage später war man endlich in Italien angekommen.

### Anmerkungen

- 1 Diesen Aufsatz widme ich meinem Vater Rainer Rüschi in Baden-Baden, der sich seit einigen Jahren mit der Ortsgeschichte seiner neuen Wahlheimat beschäftigt. Ihm verdanke ich, in Schinkels Berlin lebend, die Bereitstellung seltener badischer Literaturtitel.
- 2 Bezeichnend ist eine Briefnotiz Schinkels vom 6. September 1824, also noch vor der Reisehalbjahrzeit, an den Berliner Bildhauer Christian Daniel Rauch aus der an Kunstschätzen reichen Stadt Neapel: „[...] im ganzen greifen wir uns sehr an durch schnelles Reisen und durch angestrengte Beschauung vieler Kunstsachen, man kann es nicht lassen.“ (Zitiert nach Schinkel 1982 (wie Anm. 5), 189. – Und Goethe notierte am 3. Dezember 1824 vom Weimarer Kurzbesuch der Reisegruppe während der Rückreise nach Berlin: „[...] sie hielten sich kaum einen Tag auf, ich habe aber doch gar manches, besonders durch Schinkel, vernommen, was mir einen hellen Blick über das neue Italien gewährt. Daß ein Mann wie dieser, der in der Kunst so hoch steht, in kurzer Zeit viel zu seinem Vorteil weghaschen könne, ist naturgemäß [...]“. Zitiert nach: Schinkel 1982 (wie Anm. 5), 332.
- 3 Zitiert nach: Schinkel 1982 (wie Anm. 5) 273. Diese vermutlich 1825 verfaßte, merkwürdig in der dritten Person gehaltene, handschriftliche Autobiographie befindet sich im Kupferstichkabinett Berlin (Schinkelnachlaß, Persönliches I, 1. Lebenslauf).
- 4 Vgl. Schinkel 1982 (wie Anm. 5), 263f.
- 5 Alfred Freiherr von Wolzogen: Aus Schinkels Nachlaß. Reisetagebücher, Briefe und Aphorismen, Bd. 1. Berlin 1862, 201–204. – Eine letzte, korrigierte Fassung gab der Kustos des Schinkelnachlasses im Berliner Kupferstichkabinett, Gottfried Riemann, 1979 heraus (Karl Friedrich Schinkel: Reisen nach Italien. Tagebücher, Briefe, Zeichnungen, Aquarelle. Hrsg. von Gottfried Riemann. Berlin 1979; zweite Auflage 1982 (die Baden-Baden betreffende Passage dort S. 143–145. Wichtig auch die Ausführungen in Riemanns Anhang S. 273–290); dritte Auflage in zwei Bänden Berlin 1994.
- 6 Für den vorliegenden Beitrag wurde die in Rechtschreibung und Zeichensetzung modernisierte Transkription Riemanns übernommen; bei der Überprüfung anhand der (im genannten Schinkelnachlaß liegenden) Original-Tagebuchblätter wurden lediglich drei kleinere Übertragungsfehler verbessert. Von den betreffenden Tagebuchseiten 12 bis 17 waren im Juni 1996 die Seiten 13 und 14 nicht auffindbar, so daß hierbei dem Riemannschen Text gefolgt wurde; diese Passage ist durch [>] und [<] gekennzeichnet. – Ansonsten sind Auslassungen bzw. Einfügungen durch eckige Klammern [ ] deutlich gemacht.
- 7 Badwochenblatt für die Großherzogliche Stadt Baden, Nro. 22 vom 22. Juli 1824, S. 154. Für den Berichtszeitraum vom 19. bis 21. Juli vermeldete das Verzeichnis immerhin über 130 „[...] dahier angekommene höchste und hohe Badegäste und andere Fremde“.
- 8 Vgl. Robert Erhard: Die Gasthäuser und Hotels in Baden-Baden, 1. Teil. Baden-Baden 1982 (= Beiträge zur Geschichte der Stadt und des Kurortes Baden-Baden, Heft 18), 179f.

- 9 Joh[hann] Ludw[ig] Klüber: Baden bei Rastatt. Nach den unterirdischen Gängen und Kammern des Schlosses, nach den neuesten und künftigen, und nach den ehemaligen römischen öffentlichen Gebäuden und Anlagen der Stadt. Tübingen 1807, 6f.
- 10 Zu den unterirdischen Gängen vgl. Klüber 1807 (wie Anm. 9), 7–22, 42 und Tafel I, der sie noch für römischen Ursprungs hielt. – Otto Linde: Das Großherzogliche sogenannte „Neue Schloß Baden“ in Baden-Baden. In: Burgen und Schlösser Mittelbadens. Hrsg. von Ernst Batzer und Alfons Städele. Bühl 1934 (= Die Ortenau, Heft 21), 95–144, hier: 126–131 und Tafel 3 sah die Anlage als ein nachträglich (im 16. Jh.?) eingebautes, absichtlich verwirrendes Gängesystem zu einer „[...] vom etwa eindringenden Feind nur sehr schwer entdeckbaren ‚Schatzkammer‘ [...]“ (S. 128). – Die steinernen Türen neuerdings fotografisch abgebildet in: Neues Schloß Baden-Baden. Hrsg. von Sonnfried Weber. o. O. 1996, 63.
- 11 Brigant = Straßenräuber
- 12 Vgl. Heinrich Berl: Geschichtlicher Führer durch Baden-Baden und Umgebung. Heft 1: Das Alte Schloß im Spiegel der Romantik. Baden-Baden o. J. (1936), 5f.
- 13 Vgl. Lucius Grisebach: Schinkel als Maler. In: Karl Friedrich Schinkel. Architektur, Malerei, Kunstgewerbe (Ausstellungskatalog). Berlin 1981, 46–62 und Katalogteil von Helmut Börsch-Supan, S. 210–289.
- 14 Zitiert nach: Gustav Friedrich Waagen: Carl Friedrich Schinkel als Mensch und als Künstler. In: Berliner Kalender 1844, 305–428; hier: 373.
- 15 Von beiden Italienreisen Schinkels sind heute noch mehr als 400 Zeichnungen und Skizzen bekannt, wovon jedoch nur ein relativ kleiner Anteil von der Reise von 1824 stammt. (Vgl. Schinkel 1982 (wie Anm. 5), 285 und 290. – Wolzogen (wie Anm. 5) Bd. 2, 246f und 249f.) So konnte trotz erneuter Durchsicht der hauptsächlich in Frage kommenden Mappen 9, 10 und 13 sowie der Skizzenbücher J, K und L im Schinkelnachlaß keine Darstellung gefunden werden, die einer der in Baden-Baden geschilderten Szenen entspricht.
- 16 Vgl. bisher lediglich: Hellmut Delius: Vitruv und der deutsche Klassizismus. C. F. Schinkel und F. Weinbrenner. In: Architectura 1 (1933), 56–62.
- 17 Vgl. etwa eine ebensowenig schmeichelhafte Bemerkung Weinbrenners über Schinkels Berliner Schauspielhaus von 1821, mitgeteilt von: Arthur Valdenaire: Friedrich Weinbrenner. Sein Leben und seine Bauten. Karlsruhe <sup>2</sup>1926, 221, Anm. 1.
- 18 Vgl. Schinkel 1982 (wie Anm. 5), 90f und Abb. 87.
- 19 Gemeint war der aus Bamberg gebürtige und seit 1818 in Berlin wirkende Kammer- sänger Karl Adam Bader (1789–1870), der damals als bester Tenor Deutschlands galt.



# Die Baugeschichte der Stadt Bühl von den Anfängen bis zum Historismus

*Ulrich Coenen*

## *Der spätgotische Rathausturm als ältestes Bauwerk der Stadt*

Über das Erscheinungsbild Bühls im frühen und hohen Mittelalter ist nichts bekannt. Es gibt weder erhaltene Bauwerke noch überlieferte Ortsansichten. Das älteste Gebäude der Stadt ist der spätgotische Turm des heutigen Rathauses, das bis 1877 als Pfarrkirche diente. Der Turm ist der einzig erhaltene Teil eines Gotteshauses, das 1514 bis 1524 entstand. Diese Kirche hatte einen Vorgängerbau, dessen Aussehen aber unbekannt ist.

Bei dem spätmittelalterlichen Neubau handelte es sich um ein ein- oder mehrschiffiges Langhaus mit fünfseitigem Chor und dem noch bestehenden fünfgeschossigen Westturm. Die Kirche wurde von Steinmetzen aus dem Zisterzienserkloster Maulbronn unter der Leitung des Hans von Maulbronn errichtet. Der 1879 abgerissene Chor war inschriftlich in das Jahr 1514 datiert, am Portal des Westturms findet sich die Jahreszahl 1524. Der Chor, der beim Umbau der Kirche zum Rathaus abgetragen wurde, besaß schlanke Strebepfeiler und Maßwerkfenster. Den Innenraum überspannte ein Netzgewölbe. Das Langhaus besaß die Maße 18,5 mal 14 Meter<sup>1</sup>.

Der fünfgeschossige Westturm aus rotem Sandstein erhebt sich über quadratischem Grundriß (8,15 mal 8,15 Meter) und ist rund 30 Meter hoch. An der Westseite des Untergeschosses befindet sich ein spitzbogiges Portal, darüber eine kreisförmige Fensteröffnung. Das zweite und dritte Geschosß sind, abgesehen von schmalen, rechteckigen Öffnungen, ungegliedert. Das vierte Geschosß leitet zum oktogonalen Glockengeschosß über. Dieses besitzt an jeder Seite ein zweibahniges, spitzbogiges Maßwerkfenster. Eine Maßwerkbalustrade, die an jeder Ecke von einer Fiale unterbrochen wird, bekrönt das Bauwerk.

Der Rathausturm zählt gemeinsam mit dem Chor der Wallfahrtskirche Maria Linden in Ottersweier von 1484 und dem Tor des ehemaligen Klosters Fremersberg bei Sinzheim aus der Zeit um 1490 zu den wenigen erhaltenen gotischen Sakralbauten im südlichen Landkreis Rastatt. Der Neubau des Bühler Gotteshauses zu Beginn des 16. Jahrhunderts war, gemessen an der damals geringen Bedeutung des kleinen Marktfleckens, relativ aufwendig. Darauf deutet die Beteiligung von Baufachleuten aus Kloster Maulbronn hin. Die kunstvollen drei- bzw. zweibahnigen Maßwerkfenster des



*Rathaus Bühl*

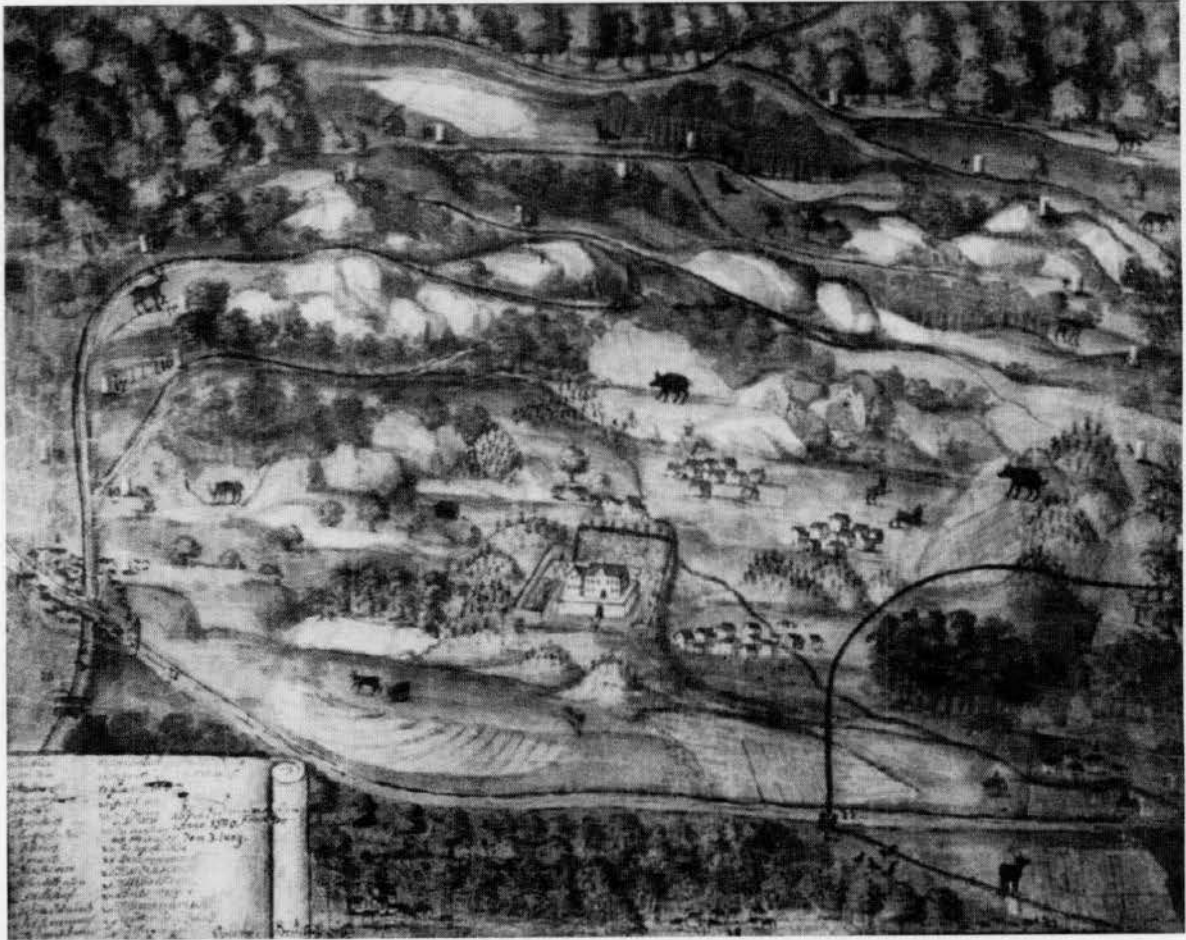
*Foto: Coenen*

Chores und die Maßwerkbalustrade des Turmes zeugen von den hohen handwerklichen Fähigkeiten der beteiligten Steinmetzen. Ein solch aufwendiges Dekor ist für spätmittelalterliche Dorfkirchen keineswegs üblich.

### *Die älteste Ansicht Bühls aus dem 17. Jahrhundert*

Wie das mittelalterliche Bühl aussah, ist unbekannt. Die älteste erhaltene Ansicht der Stadt wird im Generallandesarchiv in Karlsruhe aufbewahrt und stammt aus dem 17. Jahrhundert. Es ist eine Karte des windeckischen Forstes<sup>2</sup>. Nach Hansmartin Schwarzmaier handelt es sich um die Kopie einer älteren Karte aus der Zeit um 1580, die ebenfalls im Generallandesarchiv aufbewahrt wird<sup>3</sup>. Während die ältere Karte nur das Straßennetz und die Flüsse zeigt, sind auf der jüngeren auch Ortschaften, unter ihnen Bühl, abgebildet. Die Karte mit dem Maßstab ca. 1 : 25 000 und den Maßen 45 mal 60 Zentimeter ist eine kolorierte Pinselzeichnung. Sie ist nach Osten ausgerichtet und zeigt den Waldbezirk des Windeckischen Forstes, bei dem es sich offensichtlich um ein Jagdrevier handelte. Dafür sprechen die zahlreichen eingezeichneten Wildtiere. Schwarzmaier vermutet, daß Rechtsstreitigkeiten zwischen den Grafen von Eberstein und den Herren von Windeck der Anlaß für die Anfertigung der Karte waren.

Die bereits in zahlreichen Publikationen abgebildete Karte bereitet wegen ihrer starken Verzerrung gewisse Schwierigkeiten. Ausgangspunkt für eine Deutung ist die den unteren Bildrand durchschneidende „Straße nach Ottersweier“, die in der Legende in der Kartusche unten links so genannt wird. Wie Suso Gartner und Michael Rumpf nachgewiesen haben, handelt es sich bei dem Ort am rechten Bildrand um Ottersweier, am linken Bildrand ist Bühl zu erkennen<sup>4</sup>. Die Straße nach Ottersweier ist offensichtlich die heutige alte Bundesstraße 3, die am linken Kartenrand über eine steinerne Brücke einen Bach überquert, der in der Legende „Bülot“ bezeichnet wird. Die Brücke wird von einem Ort mit rund 50 Häusern und ovaler Grundrißgestalt umgeben, der durch das Gewässer ungefähr im Verhältnis ein Drittel zu zwei Drittel geteilt wird. Klar erkennbar ist der steinerne Torturm am südlichen Ortsausgang; weitere Details sind auf dieser sehr ungenauen Karte nicht erkennbar. Deutlich wird allerdings in dieser ältesten Ansicht, daß Bühl sich entlang der heutigen Hauptstraße entwickelt hat. Neben diesem ursprünglichen Siedlungsschwerpunkt gab es, wie auf der Karte zu sehen ist, bereits im 17. Jahrhundert östlich der Hauptstraße zahlreiche Häuser. Sternenstraße, Schwanenstraße, Dreherstraße und Grabenstraße sind zwar nicht eingezeichnet, die im Plan eingezeichneten Häuser lassen aber auf ihre Existenz schließen. Im Bereich westlich der Hauptstraße sieht das anders aus. Hier bestehen nur die Häuser unmittelbar entlang des Weges.



*Abriß des Windeckischen Forstes, 17. Jh.*

*GLAK H/Windeck 2. Mit freundlicher Genehmigung des Generallandesarchives Karlsruhe. Vorlage und Repro: GLAK*

### *Das Erscheinungsbild der Stadt bis zum 18. Jahrhundert*

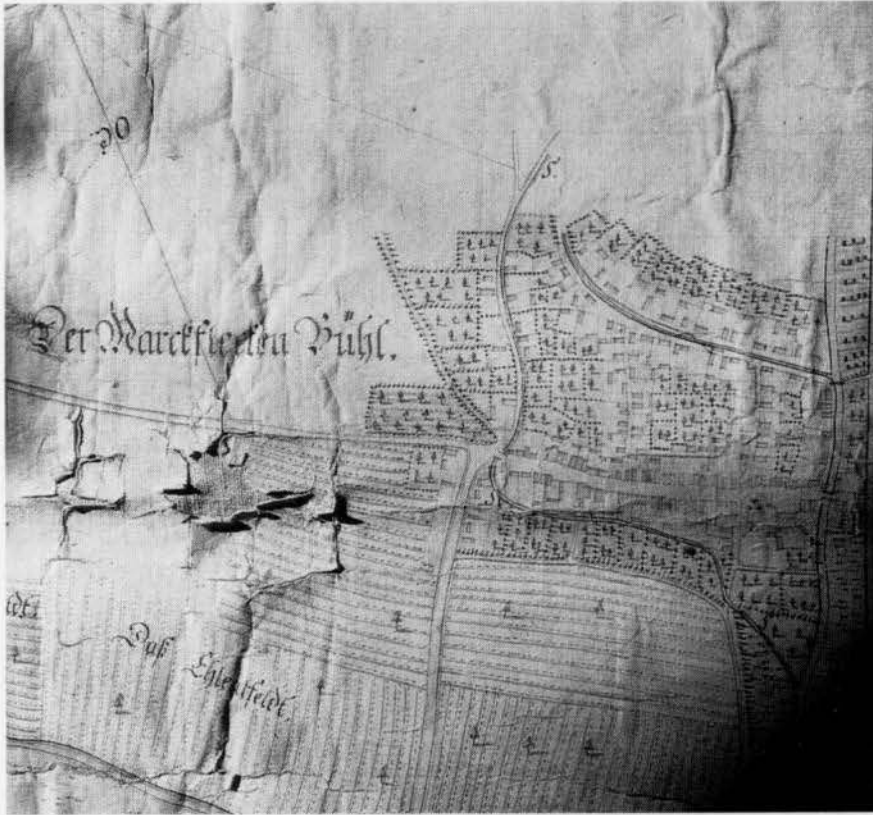
Wie Bühl im Mittelalter und in der frühen Neuzeit ausgesehen hat, ist, wie bereits oben festgestellt, weitgehend unbekannt. Historische Ansichten und schriftliche Quellen geben kaum Auskunft, die ältesten Gebäude der Stadt entstanden mit Ausnahme des ehemaligen Kirchturms alle erst nach dem Pfälzischen Erbfolgekrieg 1689. Damals wurde praktisch der gesamte Ort in Schutt und Asche gelegt.

Aufgrund dieser Tatsachen verwundert die Rekonstruktion des mittelalterlichen Bühls, die Joseph Harbrecht 1957 in den Bühler Blauen Heften wagte<sup>5</sup>. Er präsentiert eine Skizze des Ortes aus der Zeit vor 1600, in der nicht nur die Bühlot und die von ihr abzweigenden Gräben sondern auch alle Straßen und einzelne Grundstücke eingezeichnet sind. Bedauerlicher-



*Abriß des  
Windeckischen  
Forstes.  
Ausschnitt.  
GLAK  
H/Windeck 2.*

weise nennt der Autor nicht die Quellen seiner Rekonstruktion. Betrachtet man zwei der ältesten erhaltenen Bühler Pläne aus dem späten 18. Jahrhundert, stellt man fest, daß Harbrecht mit seiner angeblich spätmittelalterlichen Ortsbeschreibung nicht weit vom Zustand entfernt ist, den der Ort nachweislich um 1780 hatte. Einer der beiden Pläne, der sich im Besitz des Stadtgeschichtlichen Instituts der Stadt Bühl befindet und aus der Zeit um 1780 stammt, zeigt den nördlichen Teil Bühls bis zur Bühlotbrücke<sup>6</sup>. Wesentlich detailfreudiger ist die Karte der im Amt Bühl liegenden Marktflecken, Dörfer und Höfe von 1784, die im Generallandesarchiv Karlsruhe aufbewahrt wird<sup>7</sup>. Der kolorierte Plan zeigt den gesamten Ort, der sich im wesentlichen entlang der heutigen Hauptstraße von der Kreuzung mit der



*Bühl ca. 1780.  
Stadtgeschichtliches Institut  
Bühl.  
Vorlage und  
Repro: Stadt-  
geschichtliches  
Institut Bühl*



*Bühl 1784. GLAK H-Bühl-H/1. Mit freundlicher Genehmigung des Generallandes-  
archives Karlsruhe. Vorlage und Repro: GLAK*

jetzigen Rheinstraße und der Grabenstraße bis zur Einmündung der Bühlertalstraße erstreckte. Westlich der Hauptstraße gibt es lediglich die Häuser entlang des Weges und ihre Hintergebäude. Bei der Pfarrkirche, um die sich ein kleines Ortszentrum mit einer Reihe von Häusern entwickelt hat, zweigt die heutige Eisenbahnstraße ab, die aber bereits im Bereich der Einmündung der jetzigen Friedrichstraße, wo sich der Stadtgraben befand, endete. Der Siedlungsschwerpunkt östlich der Hauptstraße, der bereits auf der oben beschriebenen Abbildung des Windeckschen Forstes zu sehen war, ist hier deutlich erkennbar. Er erstreckt sich zwischen der Hauptstraße und dem heutigen Johannesplatz. Abgebildet sind Poststraße, Dreherstraße und Schwanenstraße, die alle zum Johannesplatz führen. Eine große Grünfläche erstreckt sich hinter den Gebäuden im nördlichen Bereich der Hauptstraße entlang der jetzigen Grabenstraße.

Der nördliche Teil des Ortes wird im Süden von der Bühlot und im Norden vom aus Altschweier kommenden Mühlbach begrenzt. Zwei Kanäle verbinden im Osten und Westen die Bäche und umschließen die Nordstadt. Lediglich die Bauwerke an der östlichen Seite des heutigen Johannesplatzes werden nicht von dem Grabensystem eingeschlossen. Dort wird die Straße durch das Gewässer geteilt. Der Wassergraben sollte den Ort offensichtlich gegen Angreifer schützen. Im wesentlich kleineren Ortsteil südlich der Bühlot besteht ein solcher Wassergraben nur noch ansatzweise hinter den Häusern westlich der Hauptstraße. Wahrscheinlich war der größte Teil der Anlage, die militärtechnisch sinnlos geworden war, bereits verfüllt. Der Ort ist in diesem Bereich statt dessen von Hecken umgeben. Außerhalb dieser künstlichen Begrenzung hat sich zwischen Hänferstraße und Mühlenstraße eine Siedlung entlang des aus Altschweier kommenden Mühlbachs entwickelt. Es handelt sich um das heute sogenannte Hänferdorf. Ansonsten gibt es außerhalb der Ortsbegrenzung nur wenige Häuser, zum Beispiel entlang der Rheinstraße.

Schwierig zu beantworten bleibt die Frage, wie die Bühler Stadtbefestigung ausgesehen hat. Eine Stadtmauer hat es auf keinen Fall gegeben. Sie ist weder auf der Abbildung des Windeckschen Forstes noch auf den beiden Plänen aus der Zeit um 1780 zu sehen. Deutlich erkennbar ist auf diesen jedoch der Wassergraben, der den Ort umgab. Wenn ein solcher Graben ausgehoben wird, fällt üblicherweise Erde in großen Mengen an, die dann an seiner Innenseite zu einem Wall getürmt wird. Dies ist zwar für Bühl nicht nachweisbar, jedoch wahrscheinlich. Befestigungsanlagen dieser Art sind bis ins 13. Jahrhundert in Deutschland der Normalfall. Der Erdwall wurde mit Palisaden bewehrt. Gegen mittelalterliche Belagerungsmaschinen und vor allem gegen die im 15. Jahrhundert in Europa aufkommenden Pulvergeschütze waren Befestigungen dieser Art natürlich chan-

cenlos, jedoch blieben sie vielerorts lange bestehen, weil sie in Kriegszeiten zumindest einen gewissen Schutz gegen marodierende Truppen boten.

Nachweisbar sind in Bühl zwei Stadttore, die im Norden und Süden den Zugang zur Hauptstraße sicherten. Nach Forschungsergebnissen von Joseph Harbrecht, der im ersten Band der Bühler Blauen Hefte 1957 über die „Gassen und Gaststätten“ von Alt-Bühl berichtet, wurde das südliche Obere Tor um 1780 abgebrochen. Das nördliche Untere Tor wurde zuletzt 1804 urkundlich erwähnt. Die Quellen für diese beiden Daten nennt Harbrecht leider nicht.

### *Die Hauptstraße im 18. Jahrhundert*

Ebenso schwer wie der mittelalterliche Stadtgrundriß ist die damalige Gestalt der Bühler Häuser zu klären. Mit großer Wahrscheinlichkeit wurde die Hauptstraße von den für die Region typischen Einfirsthöfen in Fachwerkkonstruktion gesäumt. Das Bild der Innenstadt wird heute im wesentlichen durch Bauwerke des 19. und 20. Jahrhunderts geprägt. Aus der Zeit vor dem Pfälzischen Erbfolgekrieg im Jahr 1689, in dem Bühl in Schutt und Asche gelegt wurde, blieben außer dem Turm des heutigen Rathauses kaum Häuser erhalten. Die Zahl der erhaltenen Gebäude, die im Anschluß an diese Katastrophe im 18. Jahrhundert entstanden, ist ausgesprochen gering. Sie befinden sich in der Hauptstraße und ihren Nebenstraßen. Es handelt sich ausnahmslos um ausgesprochen schlichte, zweigeschossige Fachwerkbauten. Die Häuser trugen hauptsächlich gewerblicher, aber auch landwirtschaftlicher Nutzung Rechnung. Das Wohnhaus dieser Epoche war in der Regel zweigeschossig und mit einem Sattel- oder Krüppelwalmdach gedeckt. Die Häuser ähneln den Einfirsthöfen in den benachbarten Dörfern, die jedoch meist eineinhalbgeschossig sind. Weil die Grundstücksgrößen in Bühl kleiner waren als in den rein ländlichen Siedlungen, empfahl sich hier die Zweigeschossigkeit. Werkstätten und Stallungen wurden in rückwärtigen Anbauten untergebracht. Seit dem 19. Jahrhundert wurden die Untergeschosse der Bühler Wohnhäuser aus Brandschutzgründen massiv ausgeführt. Aus demselben Grund wurde ein Verputz obligatorisch. Im 19. Jahrhundert wurden einige der giebelständigen Einfirsthöfe ebenfalls durch traufständige Trakte erweitert. Einige wenige typische Beispiele dieser Zeit blieben erhalten.

Der Mitte des 18. Jahrhunderts gehört das Wohn- und Geschäftshaus in der Hauptstraße 50 an. Es repräsentiert den Typ der im 17. und 18. Jahrhundert in der Rheinebene verbreiteten ländlichen Wohnhausarchitektur, von dem in Bühl nur sehr wenige Beispiele ohne wesentliche spätere Umbauten er-



halten blieben. Durch einen in der Mitte des 19. Jahrhunderts erfolgten Ladeneinbau wurde das Haus den städtischen Bedürfnissen angepaßt. Ebenfalls in der Mitte des 18. Jahrhunderts entstanden die Wohn- und Geschäftshäuser Hauptstraße 65 und 68. Auch hierbei handelt es sich um zweigeschossige Fachwerkhäuser mit Krüppelwalmdach. Beide Häuser bestehen aus zwei Trakten. Der massive, traufständige Trakt mit Toreinfahrt des Hauses Nr. 65 ist allerdings vermutlich erst in der Mitte des 19. Jahrhunderts entstanden; das Fachwerkgebäude ist durch den Ladeneinbau im Erdgeschoß verändert. Die Giebelfassade zeigt hingegen unverändert die Fachwerkkonstruktion aus der Mitte des 18. Jahrhunderts. Auch der traufständige Trakt des Hauses Nr. 68 ist in Massivbauweise errichtet und gehört der Mitte des 19. Jahrhunderts an. Einen ähnlichen Grundriß besitzt das Haus Nr. 71. Das zweigeschossige Wohn- und Geschäftshaus besteht ebenfalls aus einem giebel- und einem traufständigen Flügel. Beide sind in verputztem Fachwerk ausgeführt. Das Erdgeschoß ist durch Ladeneinbauten völlig verändert. Der giebelständige Flügel gehört der Mitte des 18. Jahrhunderts an und wurde wohl zu Beginn des 19. Jahrhunderts erweitert.

### *Das Hänferdorf*

Die im Generallandesarchiv Karlsruhe aufbewahrte Karte Bühls von 1784 zeigt, daß die Bebauung des Ortes nur an wenigen Stellen das den eigentlichen Ort umgebende System von Wassergräben überschritt. Die weitaus größte Vorstadt entwickelte sich im Nordosten Bühls, wo die Hanfstampfen und Mühlen angesiedelt waren. Die Gebäude folgten traufseitig dem Verlauf des Mühlbachs. Das sogenannte Hänferdorf, das nicht, wie oft angenommen, der älteste Teil Bühls ist, war ländlich geprägt und unterschied sich mit seiner lockeren Bebauung nicht von den Nachbardörfern Bühls.

Das älteste Gebäude im Hänferdorf ist die ehemalige Mühle in der Blumenstraße 10, die durch dendrochronologische Untersuchungen in das Jahr 1627/28 datiert wurde. Das zweigeschossige Fachwerkhaus trägt ein Satteldach, das an der Rückseite zum ehemaligen Mühlbach hin abgewalmt ist. Diesem Gebäude liegt am Mühlkanal die Hallenmühle in der Mühlstraße 17 gegenüber. Das zweigeschossige Fachwerkhaus hat ein vorkragendes Obergeschoß; die Giebelseiten sind mit reichem Fachwerkdekor ausgestattet. Das traufständige Haus trägt ein Krüppelwalmdach und ist am südwestlichen Eckpfosten inschriftlich in das Jahr 1661 datiert. Wahrscheinlich wurde das Mühlwerk im Laufe des 18. Jahrhunderts demontiert und in das Haus Blumenstraße 10 eingebaut. Die dem Wasser zugewandte Seite wurde damals massiv ausgeführt und erhielt die bereits erwähnte Dachabwalmung.

Am Eckpfosten inschriftlich in das Jahr 1655 wird das Haus in der Mühlenstraße 23 datiert. Es ist zweigeschossig mit massivem Erdgeschoß. Obergeschoß und Giebel sind in Fachwerk ausgeführt. Das Haus trägt ein Krüppelwalmdach. Es ist ein typisches Beispiel für die frühere Wohnbebauung des Hänferdorfes. Ähnlich in Grund- und Aufriß sind die Häuser in der Hänferstraße 2, 14 und 26. Auch hier handelt es sich um zweigeschossige Gebäude mit Satteldach bzw. Krüppelwalmdach, die der Mitte und dem ausgehenden 18. Jahrhundert angehören. Die drei Häuser sind ganz oder teilweise in Fachwerk ausgeführt. Beim Gebäude Nr. 2 wurde das Erdgeschoß an der Frontseite in Massivbauweise errichtet.

### *Die Entwicklung des Stadtgrundrisses im 19. Jahrhundert*

Im Laufe des 19. und frühen 20. Jahrhunderts ändert die Stadt mit vielen repräsentativen Gebäuden ihr Gesicht vollständig. Diese Bauwerke sind nicht nur aufwendiger sondern vor allem wesentlich größer als die des 18. Jahrhunderts. Das erste Haus, das die Architektur des nächsten Jahrhun-



*Bühl, Polizeigebäude (Amtsgebäude)*

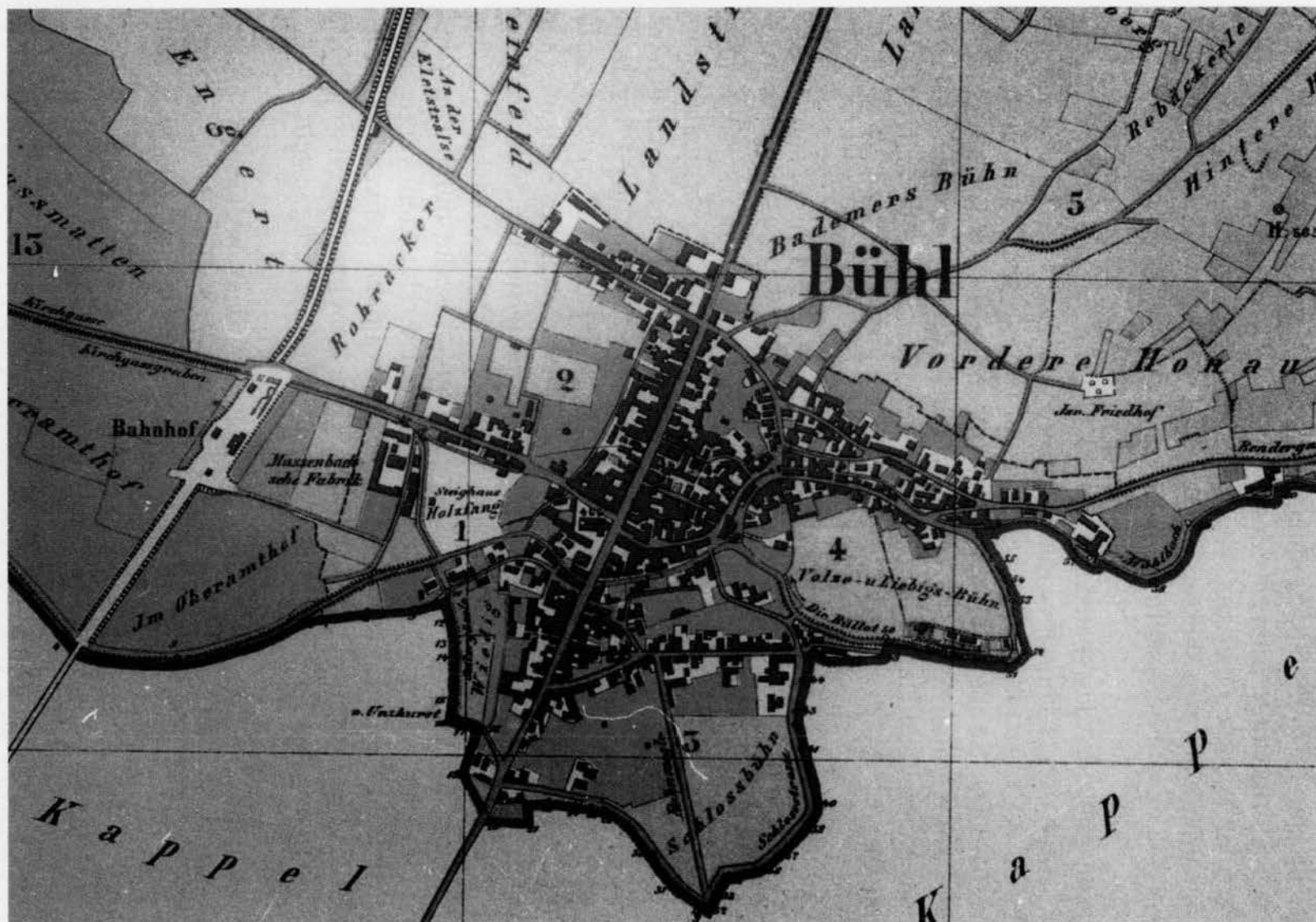
*Foto: Coenen*

derts sozusagen vorwegnimmt, entstand bereits 1791 bis 1793. Es handelt sich um das ehemalige Amtsgebäude in der Hauptstraße nach Plänen des Hauptmanns und Ingenieurs F. Vierordt. Anlaß für den Bau war die Auflösung der Ämter Stollhofen, Steinbach und Schwarzach. Durch diese Verwaltungsreform wurde Bühl Sitz der Oberamtsverwaltung. Das palaisartige Dienstgebäude baute Obervogt August Valentin von Harrant. Es wurde damals außerhalb des von Wassergräben umgebenen Ortskerns auf den sogenannten Glockenhüttenäckern errichtet<sup>9</sup>.

Das Amtsgebäude, das später als Landratsamt und heute als Polizeirevier dient, ist ein dreigeschossiger Putzbau mit Walmdach. Das in den Formen des Louis XVI. gestaltete Gebäude hat ein rustiziertes Untergeschoß und Ecklisenen. Die Straßenfassade besitzt sieben Achsen mit querrechteckigen Holzsprossenfenstern in Werksteinfassung, die drei mittleren Achsen mit dem ehemaligen Hauptportal werden durch einen übergebelteten Risalit akzentuiert.

Zu den wichtigsten Baumaßnahmen im Bühl des 18. Jahrhunderts gehört ebenfalls der Umbau der damaligen Pfarrkirche. 1767 wurde der Wunsch nach einem völligen oder zumindest teilweisen Neubau des spätgotischen Gotteshauses laut, das durch Kriegseinwirkungen im 17. Jahrhundert stark in Mitleidenschaft gezogen wurde<sup>10</sup>. Franz Ignatz Krohmer, einer der bedeutendsten mittelbadischen Rokokoarchitekten, der auch die Pfarrkirche in Kappelwindeck und das Pfarrhaus im Bühlertäler Untertal entwarf, stellte 1768 drei Entwürfe vor, die alle von der Einbeziehung des spätgotischen Turmes in den Neubau ausgehen. Die Entscheidung fiel für einen Plan, der neben dem Erhalt des Westturms auch die Einbeziehung des Chores in den Neubau vorsah. Lediglich das gotische Langhaus sollte durch einen barocken Saalbau ersetzt werden. Auf das vom Architekten vorgesehene Querhaus wurde jedoch ebenso verzichtet wie auf das aufwendige Zwiegeldach für den Westturm. 1771 wurde das alte Langhaus abgerissen, 1773 der Neubau mit fünf Fensterachsen an jeder Langseite fertiggestellt.

1835 verlieh Großherzog Leopold von Baden dem bisherigen Marktflecken Bühl Stadtrechte. 1846 wurde die Eisenbahnlinie zwischen Oos und Offenburg eröffnet und Bühl an die Eisenbahn angeschlossen. Die Stadt blühte auf und wuchs mit rasanter Geschwindigkeit über die engen Grenzen, die die sie umgebenden Wassergräben steckten, hinaus. Der Übersichtsplan der Gemarkung Bühl des Großherzoglichen Katasteramtes von 1866<sup>11</sup> zeigt eine geschlossene Bebauung entlang der Hauptstraße vom Amtsgebäude (heute Polizeirevier) im Norden bis südlich der Einmündung der heutigen Bühlertalstraße. Das im Plan von 1784 abgebildete Grabensystem besteht noch, hat aber seine ursprüngliche Funktion, die Stadt zu



Bühl 1866, Übersichtsplan des Großherzoglichen Katasteramtes. Stadtgeschichtliches Institut Bühl. Repro: Coenen.



Bühl ca. 1910, Stadtgeschichtliches Institut Bühl. Repro: Coenen.

schützen, längst verloren. Entlang der Bühlertalstraße, der Rheinstraße und der Eisenbahnstraße, die jetzt große Ausfallstraßen in östliche bzw. westliche Richtung bilden, sind zahlreiche Häuser entstanden. Aber noch immer hat Bühl die Gestalt eines langgestreckten Straßendorfes mit einigen wenigen Nebenstraßen ohne ein richtiges Zentrum. Dies ändert sich im Laufe des nächsten halben Jahrhunderts. Der inschriftlich nicht datierte Lageplan der Stadt Bühl, der aber offensichtlich um 1910 entstanden ist<sup>12</sup>, zeigt eine attraktive Kleinstadt, die westlich der Hauptstraße nun beinahe die gleiche Ausdehnung erreicht hat wie der alte Siedlungsschwerpunkt im Osten. Eisenbahnstraße und Rheinstraße sind vollständig bebaut. Dazwischen ist mit der Friedrichstraße eine erste Querverbindung entstanden. Politisches und kirchliches Zentrum im Ort ist der neu entstandene Marktplatz mit der zum Rathaus umgebauten spätmittelalterlichen Pfarrkirche und dem großen neugotischen Gotteshaus.

### *Der Anschluß Bühls an die Eisenbahn*

Hauptursache für das Wachstum Bühls war der Anschluß an die Eisenbahn im Jahr 1844. Als 1825 die dampfgetriebene Lokomotive George Stephenson's in England die den Kutschen nachgebildeten Waggonen auf eisernen Schienenwegen zu bewegen begann, war ein Verkehrsmittel entstanden, das Europa und Nordamerika in kürzester Zeit entscheidend verändern sollte. Die Eisenbahn, in gleicher Weise Produkt und Motor der industriellen Revolution, verknüpfte in wenigen Jahrzehnten netzartig die Siedlungs- und Industriezentren in beiden Kontinenten, ließ die gewohnten Entfernungen zusammenschrumpfen, führte zur Überwindung alter Grenzen und zur Erschließung neuer Räume. Die Eisenbahn leistete einen der wichtigsten Beiträge zur Umgestaltung der tradierten wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen Strukturen, wie sie etwa seit 1800 zu beobachten sind.

Die erste deutsche Eisenbahn verkehrte 1835 zwischen Nürnberg und Fürth, die zweite 1838 zwischen Berlin und Potsdam, die dritte, auf der ersten Fernstrecke, 1839 zwischen Leipzig und Dresden. 1844 wurde die Eisenbahnlinie zwischen Oos und Offenburg mit den Stationen Appenweier, Renchen, Önsbach, Ottersweier, Bühl, Steinbach und Sinzheim eröffnet. Gleichzeitig mit dem Bau dieser Strecke entstand um 1845 der Bühler Bahnhof nach den Plänen des Architekten Paniani<sup>13</sup>.

Bahnhöfe sind Hochbauten für die verschiedenen Bedürfnisse des Bahnbetriebs, die an End- und Zwischenstationen der Linien errichtet wurden. Die Architekten konnten nur sehr bedingt auf Vorbilder zurückgreifen, wie

Poststationen und Zollhäuser. Bald schon wurden die heterogenen Baulichkeiten einem ordnenden Prinzip unterworfen. Es bildete sich eine Hierarchie der Bauten heraus. Die wichtigeren wurden in ihren Hauptansichten bewußt dem jeweiligen Architekturstil der Zeit entsprechend gestaltet.

Der Begriff Bahnhof bezeichnet einen Baukomplex, der in der Regel aus dem Empfangsgebäude und dem Gleisbereich mit Bahnsteigen besteht. „Janusköpfig“ bezeichnet Wolfgang Schivelbusch die Stellung des Bahnhofs zwischen der Stadt und ihrem Verkehr einerseits und den Gleisen als Teil des industrialisierten Bauens andererseits<sup>14</sup>. Das sich daraus ergebende Grundschema prägt den Bautypus Bahnhof bis heute. Auch in der mittelbadischen Kleinstadt Bühl stellt der Bahnhof eine Art „Tor zur Welt“ dar. Bindeglied zwischen Stadt und Bahnhof ist die Eisenbahnstraße, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zunächst mit spätklassizistischen, dann mit historistischen Häusern bebaut wurde, von denen später noch die Rede sein wird. Es gehört zum Selbstverständnis des wohlhabenden Bürgers des späten 19. Jahrhunderts, in der Nähe des Bahnhofs zu wohnen.

Der Bühler Bahnhof ist ein Durchgangsbahnhof. Neben den selteneren Kopf- und Inselbahnhöfen ist der Durchgangsbahnhof, seitlich der durchlaufenden Bahntrasse gelegen, der häufigste Funktionstyp. Das Empfangsgebäude ist ein zweigeschossiger Massivbau mit einem Kniestock aus Fachwerk. Das Bauwerk trägt ein flaches Walmdach und hat eine Eckquaderung; die Hauptfassade des Empfangsgebäudes besitzt zwei kurze Seitenflügel mit Walmdächern. Der mittlere Baukörper hat drei Achsen mit Fenstern in Sandsteinfassung; die mittlere Achse ist als übergiebeltes Risalit ausgebildet. Die beiden Seitenflügel haben jeweils zwei Achsen. Die Rückseite des Empfangsgebäudes ist schlicht und besitzt acht Achsen. Der Bühler Bahnhof ist einer der ältesten erhaltenen an der Eisenbahnstrecke Karlsruhe–Basel.

Die Eisenbahnstraße, die ab der Einmündung der Schulstraße durch den Kirchgaßgraben in der Mitte zweigeteilt wird, ist bis heute eine repräsentative Straße mit einer Reihe für das Stadtbild wichtiger Villen. In enger formaler Anlehnung an das Vorbild des Landhauses des 18. und frühen 19. Jahrhunderts entwickelte sich die Villa als freistehendes Wohnhaus im vorstädtischen Bereich erst nach 1840 zu einer eigenständigen bürgerlichen Bauaufgabe. Ihr Erscheinungsbild wurde in der Folgezeit von fast allen zeitgenössischen Stilrichtungen bestimmt. Von 1840 bis 1860 entstanden in Deutschland Villen im Stil des Klassizismus und der italienischen Hochrenaissance. Dann folgten historistische Bauten im Stil der Neugotik und der französischen und deutschen Renaissance, später gesellten sich Neubarock, Neuklassizismus, Heimatkunst und Jugendstil hinzu<sup>15</sup>.

Unter den Villen der Eisenbahnstraße sind einige hervorzuheben. Das Wohnhaus des Arztes Dr. Walchner (Eisenbahnstraße 28) entstand 1847. Die Villa ist ein zweigeschossiger, massiver Bau mit Walmdach, der sich über querrrechteckigem Grundriß erhebt. Die der Eisenbahnstraße zugewandte Hauptfassade hat fünf Achsen mit rechteckigen Holzsprossenfenstern und ist wie die beiden Seitenfassaden mit jeweils drei Achsen durch Ecklisenen gegliedert. Das Hauptgeschoß besitzt höhere Fenster und Brüstungsgitter und wird dadurch als „piano nobile“ ausgewiesen. Diese älteste Villa in der Eisenbahnstraße läßt sich eindeutig dem einfachsten der drei Villengrundrißtypen zuordnen, die sich nach Volker Duvigneau zwischen 1840 und 1850 in Berlin und Potsdam entwickelten<sup>16</sup>. Das Gebäude zeichnet sich durch einen kaum gegliederten, rechteckigen Grundriß in geschlossenem kubischen Aufbau aus. Alle drei Villentypen orientieren sich an den repräsentativen Wohnbauten von Karl Friedrich Schinkel (1781–1841), der mit dem „Neuen Pavillon“ (1824/25), dem Landhaus Behrend (1823) oder Schloß Babelsberg (1832/35) die unterschiedlichen Architekturkonzeptionen der großbürgerlichen Villa bereits in den 20er und frühen 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts entworfen hatte.

Auch ein Beispiel für den zweiten Grundrißtyp befindet sich in der Eisenbahnstraße. Es handelt sich um die Villa Wenk (Eisenbahnstraße 27), die 1889 von Leonhart Treusch, einem der bedeutendsten Baden-Badener Villenarchitekten des Historismus, erbaut wurde. Das eingeschossige Gebäude über hohem Sockelgeschoß trägt ein Walmdach. Den beiden Wohnräumen an der Ostseite des mit Backsteinen verblendeten Hauses ist an der Ostseite eine Terrasse vorgelagert. An der der Eisenbahnstraße zugewandten Nordfassade befindet sich eine heute verglaste Veranda, deren Brüstung und Stützen mit reich verzierten gußeisernen Gittern geschmückt sind. Der geschlossene Kubus des ersten Villentyps zeigt sich bei der Villa Wenk in Haupt- und Nebenteile aufgelockert.

Beim dritten von Duvigneau beschriebenen Villentyp ist der Grundriß deutlich asymmetrisch. Den Aufbau bestimmt ein übergangsloses Nebeneinander verschiedener stereometrischer Formen. Die Höhe der einzelnen Bauteile ist unterschiedlich. Diesen Forderungen entspricht das ehemalige „Bahnhofhotel“, heute „Gasthaus zur alten Post“, an der Ecke Eisenbahnstraße /Güterstraße. Das zweigeschossige, im Schweizer Landhausstil errichtete Gebäude erhebt sich über einem abwechslungsreich gestalteten T-förmigem Grundriß. Die beiden Hauptfassaden des Eckhauses werden durch übergiebelte Mittelrisalite akzentuiert; der eingeschossige Pavillon an der Westseite wurde später durch einen entstellenden, ebenfalls eingeschossigen Anbau ersetzt. Der Einfluß der Baden-Badener Villen- und Hotelarchitektur wird bei diesem Hotel, das 1869 nach Plänen der Baden-





*Kirchplatz/Rathausplatz Bühl.*

*Foto: Ulrich Coenen*

Badener Architekten Knoderer und Haunz entstand, spürbar. Bauherr war der Brauereibesitzer Hermann Wenk (1833–1901).

Das bedeutendste öffentliche Bauwerk in der Eisenbahnstraße ist das 1888 errichtete Reichspostgebäude, das heute von der Bundespost genutzt wird. Wegen des zunehmenden Bahnverkehrs wurde die Post damals vom Gast-

haus Fortuna in der Hauptstraße 52/54, wo sich die Poststelle seit dem frühen 17. Jahrhundert befand, in die Eisenbahnstraße verlegt. Das zweieinhalbgeschossige Postamt erhebt sich über winkelförmigem Grundriß. Der historisierende Massivbau ist mit gelben und roten Backsteinen verblendet und hat eine Sandsteingliederung. Die der Eisenbahnstraße zugewandte Hauptfassade besitzt rundbogige Fenster im Erdgeschoß und Rechteckfenster im Obergeschoß; die Wandgliederung des südlichen Seitenflügels ist schlichter.

### *Markt- und Kirchplatz als neues Stadtzentrum*

Markt- und Kirchplatz entstanden als Einheit in ihrer heutigen Form im Laufe des 19. Jahrhunderts. Mit ihren vier herausragenden Gebäuden bilden sie das weltliche und kirchliche Zentrum Bühls und setzen den wichtigsten städtebaulichen Akzent.

Das heutige Rathaus, das, wie bereits oben festgestellt, bis 1877 als Pfarrkirche diente, wurde im Laufe des 19. Jahrhunderts für die ständig wachsende Bevölkerung zu klein. 1872 wurde nach Plänen des Baden-Badener Bauinspektors Karl Dernfeld mit dem Bau begonnen. Dernfeld machte sich in den 60er und 70er Jahren des 19. Jahrhunderts als Architekt der Bonifatiuskirche und des Friedrichsbades in Baden-Baden einen Namen. 1876 war das Bühler Gotteshaus fertiggestellt, 1877 wurde die Kirche durch den Freiburger Weihbischof Lothar von Kübel geweiht<sup>17</sup>.

St. Peter und Paul ist eine dreischiffige neugotische Pfeilerbasilika aus rotem Sandstein mit einem 63 Meter hohen Turm, Querhaus und einem fünfseitigem Chor. Auf die bei christlichen Sakralbauten übliche Ostausrichtung des Chors hat Dernfeld verzichtet. Der Chor von St. Peter und Paul befindet sich im Westen der Anlage, der Turm im Osten. Anlaß für diese Grundrißdisposition waren offensichtlich städtebauliche Gründe. Der heute als Rathaus dienende Vorgängerbau besaß bis zum Umbau wie üblich einen Ostchor. Die Einturmfassade im Westen des Gebäudes blieb erhalten und bestimmt nun mit dem unmittelbar benachbarten neuen Kirchturm das Erscheinungsbild des Marktplatzes und die Silhouette der Stadt.

Das für eine Kleinstadt wie Bühl ausgesprochen repräsentative Gotteshaus ist 60 Meter lang und 24 Meter breit. Vorbildfunktion hatte das Freiburger Münster, das wie St. Peter und Paul eine stadtbildprägende Einturmfassade besitzt. Der fünfgeschossige Bühler Turm entstand nach dem Vorbild des Freiburgers. Er besitzt ein achtseitiges Pyramidendach, das in Maßwerk aufgelöst ist. Das Langhaus hat fünf Traveen; es ist wie das Querhaus



*Rathaus Bühl*

*Foto: Coenen*

kreuzrippengewölbt. Die oktogonale Vierung und das kurze Vorchorjoch besitzen Netzgewölbe, der Chor ein Sterngewölbe. Neben die schlichten zweibahnigen Maßwerkfenster des Langhauses treten im Chor aufwendigere dreibahnige und in den beiden Querhausfassaden vierbahnige Fenster.

Nach der Fertigstellung der neuen Pfarrkirche baute Dernfeld den unmittelbar benachbarten Vorgängerbau 1879 bis 1882 zum Rathaus um. Der barocke Saalbau wurde in zwei Geschosse aufgeteilt, der spätgotische Chor abgerissen. Das Untergeschoß erhielt zweibahnige Maßwerkfenster, wie



*Kirche St. Peter und Paul Bühl*

*Foto: Coenen*

sie in der Übergangszeit zwischen Gotik und Renaissance Verwendung fanden, das Obergeschoß rechteckige Fenster mit Sandsteinfassung, die von einem Dreieckgiebel überdacht werden. An die Stelle des Chores trat eine zweigeschossige giebelbekrönte Sandsteinfassade mit Balkon. Wie die Fenster des Obergeschosses orientiert sie sich an der Formensprache der Renaissance. Die repräsentative Ostfassade, die der Hauptstraße zugewandt ist, unterstreicht die neue Aufgabenstellung des Bauwerks als Rathaus der Stadt. Bei einer Renovierung 1926 wurden die beiden Seiteneingänge des Hauses geschlossen und die dekorativen Elemente der Fassade aus Kostengründen reduziert<sup>18</sup>.

Als letztes Gebäude des Markt- und Kirchplatzes entstand 1902 das neugotische Pfarrhaus nach Plänen von Johannes Schroth. Der Vorgängerbau, der



*Kirche St. Peter und Paul Bühl*

*Foto: Coenen*

sich gemeinsam mit anderen Häusern auf dem Platz nördlich der Pfarrkirche befand, wurde 1903 abgerissen, der Neubau westlich des Gotteshauses in unmittelbarer Nachbarschaft des Chores errichtet. Damit entstand zwischen Kirche und Eisenbahnstraße eine große Freifläche.

### *Stadtgarten*

Ein weiterer städtebaulicher Akzent wurde zu Beginn des 20. Jahrhunderts mit dem Stadtgarten gesetzt, der sich zwischen Pfarrkirche, Eisenbahnstraße, Kirchgaßgraben und Bühlot erstreckt. Das Gelände diente ursprünglich als Holzlagerplatz. Ein solcher Platz ist in Bühl seit dem 16. Jahrhundert nachweisbar und war wegen der auf der Bühlot betriebenen Flößerei notwendig. Der Transport des Holzes auf dem Fluß war rentabler als der auf dem Landweg. Die Funktion des heutigen Stadtgartens als Holzlager ist auf einem Plan von C. Vierordt aus dem Jahr 1789 erkennbar. 1848 stellte die Stadt Bühl die Flößerei ein.

Im 19. Jahrhundert diente der heutige Stadtgarten als Übungsgelände des Bühler Turnvereins. 1876 wurde eine Badeanstalt in Form einer Holzbaracke mit mehreren Badewannen eingerichtet. 1899 entstand die Idee, auf

dem Gelände des Holzlagerplatzes und des Kirchplatzes einen Stadtpark anzulegen. Die finanzielle Grundlage für den Stadtgarten, der 1905 nach den Plänen des Baden-Badener Landschaftsgärtners Kanders entstand, bildete eine Stiftung der jüdischen Kaufleute Adolf und Karl Netter, die ihrer Vaterstadt 5000 Mark spendeten. Die Familie Netter betrieb seit dem frühen 19. Jahrhundert in Bühl eine Eisenhandlung, die später nach Berlin verlegt wurde. Die Familie brachte es von einem kleinen Schrotthandel in Bühl etwa ein Jahrhundert später zu einem der größten Unternehmen der metallverarbeitenden Industrie in Kontinentaleuropa. Bemerkenswert ist das gute Verhältnis der Familie Netter zur Stadt Bühl, das sich in wiederholten Spenden äußerte. Die Gesamtkosten für den Stadtgarten beliefen sich auf 10 000 Mark, die Hälfte der Ausgaben wurde von Adolf und Karl Netter bestritten.

Der Bühler Stadtgarten ist ein kleiner Landschaftsgarten. Dieser Typus entstand um 1720 in England. Er ist die übergreifende Stilform der Gartenkunst des Klassizismus und der Romantik und stellte bis ins späte 19. Jahrhundert eine der größten künstlerischen Herausforderungen dieser Epoche dar. Im Landschaftsgarten spiegelt sich die Sehnsucht der Menschen nach dem verlorenen Paradies und dem Wunschbild einer humanen und liberalen Gesellschaft. In der Renaissance und im Barock war die Gartenarchitektur einer strengen Symmetrie unterworfen. Die Natur wurde nach gestalterischen Prinzipien geordnet. Höhepunkt dieser Gärten ist die Anlage von Schloß Versailles unter Ludwig XIV., die André le Notre zwischen 1662 und 1700 schuf. Spiegelte der französische Barockgarten als Symbol mathematisch-kosmischer Gesetzmäßigkeiten die hierarchische Staats- und Weltordnung, so war der Naturbegriff der englischen Aufklärung untrennbar mit dem neuen Freiheitsgedanken verbunden. Wo Freiheit aus dem Naturrecht begründet wurde, konnte Natur selbst zum Freiheitssymbol werden. Dies erklärt den Siegeszug des „englischen Gartens“ durch Europa seit der Zeit der Aufklärung.

Der Stadtgarten umfaßte ursprünglich nicht nur das heutige Areal, sondern ebenfalls den Kirchplatz. Fotografien aus den 30er Jahren im Stadtgeschichtlichen Institut der Stadt Bühl zeigen anstelle der Parkanlagen entlang der heutigen Eisenbahnstraße bereits einen kahlen Platz. Das Erscheinungsbild des Stadtgartens wird nicht allein durch seinen alten Baumbestand und die Rasenflächen, sondern auch, wie bei Landschaftsparks üblich, durch einige Bauwerke und Denkmäler bestimmt. Der polygonale Musikpavillon aus Holz, dessen Plattform noch erhalten ist, wurde unverständlicherweise in den 70er Jahren abgerissen. Zum Andenken an die Brüder Netter wurde im Park ein Granitblock mit Bronzetafel errichtet. Die Inschrift lautet: „Zum ehrenden Andenken an die hiesige Bürgersöhne



*Denkmal Großherzog Friedrichs v. Baden im Stadtgarten*

*Foto: Coenen*

Adolf und Karl Leopold Netter, welchen die Stadt Bühl diese Anlage verdankt, 1906“. Die während des Dritten Reiches entfernte Bronzeplatte wurde 1946 wieder aufgefunden und kehrte an ihren angestammten Platz zurück.

Das zentrale Gestaltungselement des Stadtgartens ist die Brunnenanlage mit dem Denkmal Großherzog Friedrichs von Baden, die am 22. Mai 1909 in Anwesenheit der großherzoglichen Familie enthüllt wurde. Der Brunnen, der einen einfachen Springbrunnen ersetzte, ist ein Werk von Professor Karl Hoffacker, dem Direktor des Kunstgewerbemuseums in Karlsruhe. Die überlebensgroße Bronzestatuette des Großherzogs modellierte der Karlsruher Bildhauer Feist, der in Eisental geboren wurde. Die Inschrift lautet: „Friedrich der Deutsche, Großherzog von Baden, 1852–1907“. Die Anlage stellt eine gelungene Synthese von Kaskadenarchitektur und Denkmal dar.

Im Stadtgarten befindet sich westlich des Chores der Pfarrkirche ein Denkmal für die Gefallenen der Kriege 1870/71, 1914/18 und 1939/45. Es stand früher auf dem Kirchplatz. Das Denkmal, das der Bühler Bildhauer Roderich Trippel 1930 geschaffen hat, zeigt einen Granitkubus mit trauerndem Jüngling. Die Inschrift lautet: „Dem Vaterland zur Ehre. Der Heimat unser Opfer“. Die Skulptur beeindruckt durch ihre schlichte Monumentalität, der trauernde junge Mann symbolisiert gleichzeitig Opferbereitschaft und Heroismus.

### *Friedrichstraße und Friedrichsbau*

Parallel zum Verlauf des Stadtgrabens entstand zu Beginn des 20. Jahrhunderts die Friedrichstraße als Verbindungsstraße zwischen Eisenbahnstraße und Rheinstraße. Sie stellt die älteste Verbindung zwischen diesen beiden historischen Wegen dar, die bereits auf Plänen des 17. Jahrhunderts als Ausfallstraßen in Richtung Westen abgebildet sind.

Das wichtigste und offensichtlich auch älteste Gebäude des neuen innerstädtischen Weges ist der Friedrichsbau. Dieses Haus, das älter als die angrenzende Straße ist, gab dieser später den Namen. Der Friedrichsbau entstand auf dem Gartengelände hinter dem heutigen Gebäude des Acher- und Bühler Boten in der Hauptstraße 55. In diesem Haus befand sich ursprünglich die renommierte Bühler Gaststätte „Zum Hirschen“; die Schildgerichtigkeit wurde diesem Wirtshaus vermutlich bereits in der Zeit vor dem 30jährigen Krieg verliehen. 1897 ging das Gasthaus durch Kauf in den Besitz der Gesellschaft Unitas über. Diese entstand aus dem Zusammen-



schluß mehrerer katholischer Vereine. Sie wollten sich durch den Kauf des „Hirschen“ einen Rahmen für ihre Veranstaltungen geben. Die Gesellschaft beschloß, auf dem großen Grundstück hinter der Gaststätte, das bis zur heutigen Friedrichstraße reichte, ein geräumiges Vereinsheim zu bauen.

1898 wurde dieser Neubau nach Plänen von Johannes Schroth errichtet. Das Gebäude erhielt zu Ehren Großherzog Friedrichs von Baden den Namen Friedrichsbau. Das Haus ist ein zweigeschossiger neugotischer Putzbau mit Eckquaderung. Das traufständige Gebäude aus Backstein trägt ein Satteldach mit Gauben. Die der Friedrichstraße zugewandte Fassade hat sechs Achsen. Ein kräftiges Sandsteingesims trennt die beiden Geschosse. Die vier rechten Achsen besitzen dreiteilige Kreuzstockfenster; die beiden linken sind als Risalit ausgebildet und werden von einem Schweifgiebel bekrönt. Haupteingang und Tordurchfahrt in Sandsteinfassung befinden sich im Seitenrisalit, der Schlußstein über dem Tor trägt die Jahreszahl 1898.

An die Rückseite des Hauses schließt eine dreischiffige Basilika mit halbrundem Abschluß an. Dieses Gebäude diente als katholisches Vereinshaus, daneben stand der Bau auch für andere städtische Großveranstaltungen wie Konzerte, Theateraufführungen, Fastnachtstreiben oder Ausstellungen zur Verfügung. Die Funktion des Hauses als katholisches Vereinsheim erklärt den aus dem Kirchenbau übernommenen Typus der Basilika. Das Gebäude besteht bis auf die Außenwände der Seitenschiffe aus Fachwerk und ist das bedeutendste erhaltene Beispiel für Zimmermannsbaukunst in Bühl. Die hölzernen Stützen des Mittelschiffs tragen einen offenen Dachstuhl. Holzverbindungen und Details sind mit Schnitzereien kunstvoll gestaltet. Die während der Restaurierung 1991/92 in modernen Formen wiederhergestellte Empore im rückwärtigen Teil der Basilika ist über ein rundes Treppentürmchen zugänglich. Heute tagt im Friedrichsbau der Gemeinderat der Stadt Bühl.

Unmittelbar nördlich neben dem Friedrichsbau (Friedrichstraße 2) entstand 1902 ein repräsentatives historisches Wohnhaus (Nr. 4), dessen Fassade ein Sandsteinrisalit und einen Eckerker besitzt. Das mit einem Walmdach gedeckte Gebäude gehört heute der Volksbank. Hervorzuheben sind ebenfalls die Wohnhäuser Nr. 16 und 18, die in unmittelbarer Nachbarschaft gelegen, durch einen Verbindungstrakt mit Freitreppe verbunden sind. Das Gebäude Nr. 16 ist inschriftlich in das Jahr 1905 datiert. Das zweigeschossige historisierende Haus mit Sandsteinquadergliederung trägt ein Zeltdach mit Firstkugel; vor die Fassade tritt ein Risalit, der von einem geschweiften Giebel bekrönt wird. Der Risalit an der Südseite trägt einen Fachwerkgie-

bel. Am Eckpfosten befindet sich folgende Inschrift: „Des besten Erdenglückes Keim liegt in dem Wort Daheim“. Das benachbarte Haus Nr. 18 ist ähnlich gestaltet.

Die vier beschriebenen Gebäude, die zwischen 1898 und 1905 entstanden, markieren den Verlauf der neuen Friedrichstraße. Ihre Bebauung, die auch heute nicht geschlossen ist, war ursprünglich sehr locker.

### *Die Hauptstraße im 19. Jahrhundert*

Ihre bis in die Nachkriegszeit gültige Gestalt, die seit den 80er Jahren unseres Jahrhunderts zunehmend durch Abrisse und Neubauten verwischt wird, erhielt die Hauptstraße im 19. Jahrhundert. In der Zeit bis zum Beginn des 1. Weltkriegs entstanden zahlreiche repräsentative Wohn-, Geschäfts- und Wirtshäuser. Fachwerk wird durch die kostspieligere Massivbauweise abgelöst. Neben zweigeschossigen Häusern entstanden nun auch dreigeschossige Bauwerke. Die zum Teil aufwendig gestalteten Fassaden dokumentieren das neue Selbstverständnis der aufstrebenden Stadtbevölkerung.

Ein typisches Beispiel für die qualitätvolle Architektur des vergangenen Jahrhunderts in der Hauptstraße ist das Haus Nr. 11. Das zweigeschossige massive Wohnhaus besitzt im Erdgeschoß eine breite Tordurchfahrt, die von toskanischen Pfeilern gerahmt und von einem flachen Stichbogen überspannt wird. Ein Sockelgesims, ein Sohlbankgesims im Obergeschoß und das mit Akanthusblättern belegte Traufgesims sind die horizontalen Gliederungselemente der Fassade. Vor der mittleren Fensterachse des Obergeschosses befindet sich ein Balkon, der von gußeisernen Konsolen getragen wird. Das Haus trägt ein Flachdach, das zur Straße hin abgewalmt ist. Den Entwurf lieferte der italienische Baumeister Paniani im Auftrag des Kaufmanns Amandus Schütt 1845. Paniani ist auch Architekt des Bühler Bahnhofs.

Das dreigeschossige Wohn- und Geschäftshaus Nr. 29 entstand nach dem Vorbild der manieristischen Architektur des späten 16. Jahrhunderts. Es wurde 1895 bis 1896 von dem Architekten Ludwig Kuen als Wohnhaus, Kontor und Ladengeschäft der Lederfabrik Karl Kuen errichtet. Im Erdgeschoß öffnet sich der mit reicher Sandsteindekoration verzierte Massivbau mit zwei Portalen. Vor die mittlere Achse der beiden Obergeschosse tritt ein zweigeschossiger Erker. An der Nord- und Südseite befinden sich geschweifte und getreppte Giebel. Der Giebel an der der Hauptstraße zuge-



*Badischer Hof, Bühl*

*Foto: Coenen*

wandten Ostfassade ist zweigeschossig und mit einem Wetterdach und einem Holzerker ausgestattet.

Die Gaststätte Badischer Hof in der Hauptstraße 36 ging aus einer kleinen Tiefburg der Herren von Windeck, dem sogenannten Schloßhof, hervor. Von dieser Anlage ist nichts erhalten. 1790 verkaufte die badische Regierung das Haus an den Gastwirt Bernhard Geppert und verlieh ihm die Schildgerechtigkeit. Unter der Bauherrschaft der Familie Geppert entstand um 1800 das zweigeschossige spätbarocke Hauptgebäude mit Mansarddach mit Schopf. Das verputzte Haus, das sich mit seinem trapezförmigen Grundriß dem Verlauf der Bühlot anpaßt, besitzt an der Straßenseite fünf Achsen mit querechteckigen Holzsprossenfenstern in Werksteinfassung. 1887 ging der Badische Hof in den Besitz von Franz Kuen über, der die Gaststätte 1900 durch einen rückwärtigen Anbau in neugotischen Formen erweiterte. Der längsrechteckige Anbau hat drei Achsen mit Fenstern in Werksteinfassung; die dem Fluß zugewandte Fassade ist als Schauseite ausgebildet, über deren östlicher Achse sich ein Staffelgiebel erhebt. Auch der Erker an der Bühlotseite des Hauptgebäudes stammt aus dieser Bauperiode.



*Amtsgericht Bühl*

*Foto: Coenen*

1905 entstand das zweigeschossige Wohn- und Geschäftshaus Nr. 58. Der Massivbau besitzt eine Fassade mit Putzrustika und Sandsteingewänden. Die Fenster und Türöffnungen im Erdgeschoß sind stichbogig gerahmt, die Fenster des Obergeschosses sind rechteckig; ein Sohlbankgesims trennt die beiden Geschosse. Das Geschäft im Erdgeschoß hat seine originale Ausstattung mit Kacheln der Straßburger Firma Hoffmann bewahrt.

Zwischen 1842 und 1847 entstand das Gebäude Hauptstraße 92. Es wurde von dem Bühler Zimmermeister Ignatz Götz errichtet, der in der Mitte des 19. Jahrhunderts in Bühl eine rege Bautätigkeit entfaltete. Der finanzielle Erfolg ermöglichte es ihm, das repräsentative Wohngebäude in spätklassi-

zistischen Formen zu bauen. Das zweigeschossige Gebäude trägt ein Walmdach, dessen Traufe von einem reich verzierten Konsolgesims unterfangen wird. Die der Hauptstraße zugewandte Fassade hat sieben Fensterachsen, die drei mittleren sind durch einen von Steinkonsolen getragenen Balkon mit schmiedeeisernem Gitter zusammengefaßt. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde das Haus von dem Weinhändler Maß Haefelin bewohnt. Seine Witwe Sophie ließ 1888/89 von dem Baden-Badener Architekten August Moser an der Südostseite einen eingeschossigen Anbau ausführen. Im Hof entstand eine langgestreckte Gaßhalle mit Weinkeller darunter.

Das Amtsgericht in der Hauptstraße 94, früher Oberamtsgericht, wurde 1847 bis 1849 durch die Acherer Bezirksinspektion zunächst zweigeschossig erbaut. Seit 1875 wurde eine Aufstockung geplant, da der Transfer der Kanzlei und der Registratur des großherzoglichen Gerichtsnotars aus dem gegenüberliegenden Amtshaus (heute Polizeirevier) beabsichtigt war. 1896 erhielt das Gericht schließlich sein drittes Geschöß. Der mit einem Walmdach gedeckte historistische Massivbau hat fünf Achsen mit gekuppelten Fenstern, die in jedem Geschöß eine andere Form besitzen. Das Untergeschöß hat rundbogige Fenster, die Fenster des ersten Obergeschosses sind übergiebelt, die Fenster des zweiten Obergeschosses besitzen einen Sturz. Das rundbogige Portal mit Kielbogen befindet sich in der Mittelachse; Erdgeschöß und erstes Obergeschöß werden durch ein Sohlbankgesims getrennt. Gemeinsam mit dem ein halbes Jahrhundert älteren ehemaligen Amtsgebäude bildet das Amtsgericht ein reizvolles Ensemble. Die beiden repräsentativen öffentlichen Bauwerke bestimmen das Bild der Hauptstraße in ihrem nördlichen Bereich.

### *Ausblick*

Zu Beginn des 1. Weltkriegs war Bühl eine aufstrebende Kleinstadt, an deren Erscheinungsbild sich zwischen den beiden Weltkriegen nichts Wesentliches änderte. Erst seit den 70er Jahren explodierte der Ort durch Ansiedlung zahlreicher Unternehmen in den Industriegebieten westlich der Stadt. Der Bauboom machte bedauerlicherweise auch vor dem historischen Stadtkern nicht halt. Insbesondere im Bereich der Hauptstraße fielen zahlreiche Häuser dem Bagger zum Opfer und wurden durch gesichtslose Nachfolgebauten ersetzt.

## Anmerkungen

- 1 Reinfried, Karl: Die frühere St. Peter- und Paulkirche zu Bühl, Dekanat Ottersweier, und deren mutmaßliche Baumeister. In: Freiburger Diözesanarchiv, NF. 9. Bd., Freiburg 1908, Seite 4–15.
- 2 Generallandesarchiv Karlsruhe, Signatur: H/Windeck 2.
- 3 Landkarten aus vier Jahrhunderten, bearbeitet von Heinz Musall, Joachim Neumann, Eugen Reinhard, Marie Salaba und Hannsmartin Schwarzmaier = Karlsruher Geowissenschaftliche Schriften, Reihe A, Bd. 2. 2. Auflage, Karlsruhe 1987, Seite 72. Der Abriß des Windeckschen Forstes von 1580 hat die Signatur H/Windeck 1.
- 4 Gartner, Suso und Rumpf, Michael: Abriß des Windeckschen Forsts – die älteste Darstellung von Bühl und Umgebung. In: Bühler Heimatgeschichte Nr. 2 (1988), Seite 9–21.
- 5 Harbrecht, Joseph: Gassen und Gaststätten von Alt-Bühl. In: Bühler Blaue Hefte Nr. 1 (1957), Seite 32–39.
- 6 Stadtgeschichtliches Institut der Stadt Bühl, ohne Signatur.
- 7 Generallandesarchiv Karlsruhe, Signatur H-Bühl-H/1.
- 8 Coenen, Ulrich: Die Baukunst der nördlichen Ortenau, Karlsruhe und Bühl 1993, Seite 23.
- 9 ebd., Seite 33.
- 10 ebd., Seite 19–23.
- 11 Stadtgeschichtliches Institut, ohne Signatur.
- 12 Stadtgeschichtliches Institut, ohne Signatur.
- 13 Coenen, Baukunst, Seite 41–42.
- 14 Schivelbusch, Wolfgang: Geschichte der Eisenbahnreise, München 1977.
- 15 Dauber, Reinhard: Aachener Villenarchitektur – Die Villa als Bauaufgabe des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, Habil.-Schrift RWTH Aachen, Recklinghausen 1985, Seite 192–209.
- 16 Duvigneau, Volker: Die Potsdam-Berliner Architektur zwischen 1840 und 1875 an ausgewählten Beispielen = Phil. Diss. Univ. München, München 1966.

## „. . . eine schändliche Verschwörung gegen das Cölibatsgesetz“ – Biografische Anmerkungen zu dem Offenburger Reformkatholiken Dekan Franz Ludwig Mersy

*Wolfgang M. Gall*

Erbarmungslos ist der Verfall von historischen Erinnerungen, wenn sie dem politischen Zeitgeist zuwiderlaufen. Brüche in der Erinnerung erleben wir immer dann, wenn der politische und gesellschaftliche Wind sich wieder einmal dreht oder epochale Ereignisse neue politische Realitäten schaffen.

Ein Teil des Geschäftes von Historikern und Archivaren ist das Wiederaufnehmen von verschütteten Spuren, von Informationen über Personen und Begebenheiten, die aus dem Raster des historischen Gedächtnisses gefallen sind.

Ein solches epochales, traumatisch zu nennendes Ereignis war die Niederschlagung der badischen Revolution im Juli 1849 mit ihren physischen Folgen (Flucht, Gefängnis, finanzielle Bestrafungen etc.) und mentalen Auswirkungen. Der folgende Fall des Offenburger Dekans Franz Ludwig Mersy<sup>1</sup> mag als Beispiel dienen für die nach der Niederschlagung der Revolution von 1848/49 im wörtlichen Sinne gemeinte „radikale“ Umdeutung eines Mannes und einer ganzen religionspolitischen Traditionslinie.

Der Dekan der katholischen Pfarrei Offenburgs, Franz Ludwig Mersy, prägte zwischen 1830 bis 1843 die kirchenpolitische Richtung für eine ganze Stadt und Region und galt in Baden als anerkannter moderner Kirchenreformer. Er war ein engagierter Liberaler, ein sozialpolitisch aktiver Bürger und zudem Mitbegründer und Redakteur der ersten badischen ökumenischen Zeitschrift mit dem Titel „Badisches Kirchenblatt“. Dekan Mersy sorgte über dreizehn Jahre für ein offenes geistiges Klima in seiner Stadt, die fünf Jahre nach seinem Tod zum Zentrum der badischen Revolution wurde.

Franz Ludwig Mersy blieb in der geschichtlichen Überlieferung fast vergessen. Erst im vorigen Jahr würdigte der Offenburger Gemeinderat auf Vorschlag des Kulturamtes dessen Wirken mit einer Straßenbenennung in der ehemaligen Artilleriekaserne an der Weingartenstraße.

Nichts, außer einem schlichten Grab erinnerte vorher an den Pfarrer Franz Ludwig Mersy. Selbst seine letzte Ruhestätte wäre beinahe einer Friedhofs-

umlegung zum Opfer gefallen. Die Rettung brachte ein „öffentlicher Vortrag über die kirchlichen Reformvorschläge des Landkapitels Offenburg im Jahre 1832“ am 29. Dezember 1908, den der damalige altkatholische Pfarrer im Saal des Offenburger Hotel Ries hielt<sup>2</sup>. Selbst der, der katholischen Kirche äußerst kritisch gegenüberstehende Offenburger Sozialdemokrat Adolf Geck schrieb im „D'r Alt Offeburger“:

„Die Aufräumungsarbeiten vor dem neuen Kirchplatz schreiten voran. Ihnen muß auch die letzte Ruhestätte des im Jahre 1843 verstorbenen Stadtpfarrers und Dekans Mersy weichen. (. . .) Der katholische Stiftungsrat entschloß sich, Mittel zur Überführung des Grabmals bereitzustellen.“<sup>3</sup>

Der Bruch in der Erinnerung läßt sich eindeutig auf die Niederschlagung der Revolution in Offenburg datieren. Die Abrechnung mit den Ideen von 1848/49 schloß auch die Verdrängung liberaler und reformerischer Frühlingsträume mit ein, die in Offenburg und anderen badischen Kommunen lange Zeit gedeihen konnten. Dazu zählten die religiös-politischen Vorstellungen einer ganzen Generation liberaler bzw. reformorientierter Kleriker, die in Baden vor 1848 die Meinungsführerschaft einnahm. Die Kleriker waren der Überzeugung, daß die Kirche als eine „klassenlose Bürgergesellschaft organisiert werden müsse“. Der liberale Katholizismus verfolgte ein offensives Reformkonzept: „Erstens forderte man die Einberufung von Synoden als Mitbestimmungsgremien, zweitens die Aufhebung des Zwangszölibats<sup>4</sup> und drittens eine pastorale Reform, die Verständlichkeit für alle garantieren sollte.“<sup>5</sup>

Die südwestdeutsche Kirchenreformbewegung hatte einen unverkennbaren demokratischen Impuls. Seit der französischen Julirevolution 1830 setzte eine Politisierung des katholischen Klerus ein. Geistliche begannen sich in den Kammerwahlkämpfen zu engagieren und spielten in der liberalen Bewegung des Vormärz eine bislang in der Forschung ungenügend gewürdigte politische Rolle.

Nach 1849 blieb von den Vormärz-Ideen nicht mehr viel übrig. Die offizielle katholische Kirchengeschichtsschreibung wandte sich von den Offenburger Ideen entsetzt ab. Offenburg sei im Vormärz ein „Brutnest josefinischer Neuerungen und revolutionärer Bestrebungen“<sup>6</sup> gewesen: „Es herrschte damals in Offenburg überhaupt ein sehr revolutionärer Geist auf dem religiösen und politischen Gebiete. Wer übrigens weiß, daß der damalige Pfarrektor und Dekan, der geistliche Rat M. (Mersy d.V.) und sein erster Adjutant K. (Kuhn d.V.), Inhaber des Prädikatur-Beneficiums und zugleich Professor und Religionslehrer am Gymnasium dortselbst, Freimaurer waren, der wird sich nicht wundern, daß die freie Reichsstadt Offenburg, in



der sich vor der Säkularisierung 2 Klöster, ein Franziskaner- und ein Kapuzinerkloster, bestanden, ein Brutnest josefinischer Neuerungen und revolutionärer Bestrebungen war.“<sup>7</sup>

Der Geistliche Weiß schreibt in seiner Geschichte des Landkapitels Offenburg vom „wüsten Treiben“<sup>8</sup> des Franz Ludwig Mersy: „Es ist Tatsache, daß die von Mersy geleiteten Konferenzen eine ungünstige Berümtheit erlangten und daß er durch dieselben einen großen Einfluß auf den jungen Klerus ganz besonders des Kapitels Offenburg hatte. Viele von ihnen beklagten es in ihrem Alter noch, nachdem sie durch Gebet und fleißige Studien, sowie auch durch die Erfahrungen der Jahre 1846, 1848, 1849 wieder zur alten, treuen Anhänglichkeit an die Kirche gekommen waren, daß sie in ihrer Jugend als Neupriester an diesen Konferenzen lebhaften Anteil genommen hatten (. . .). Es ist Thatsache, daß er als Kämmerer des Kapitels Offenburg seine Stellung benützte, große Summen für Anschaffung von Büchern und Zeitschriften für die Kapitelsbibliothek aus dem Kapitelfond zu verwenden. Alle diese Schriften sind fast ausschließlich von kirchenfeindlichem Geiste durchweht, so daß zu wiederholtem Malen auf Kapitelskonferenzen der Antrag gestellt wurde, diese Schriften aus der Kapitelsbibliothek zu entfernen, weil der junge Geistliche dadurch nur in seinem Glauben irre werden könne.“<sup>9</sup>

Soweit das vernichtende Urteil der Kirchenhistorie. Wer war nun Franz Ludwig Mersy eigentlich? Er wurde am 29. November 1785 in Weingarten geboren. Seine amtliche Laufbahn begann er 1807 als Gymnasialprofessor in Bruchsal. Nach der Priesterweihe 1810 und einigen beruflichen Zwischenstationen trat er am 1. April 1830 das Amt des Pfarrdekans in Offenburg an.

Sein über die Stadtgrenzen hinausgreifender Ruf als liberaler Kirchenreformer geht auf eine Schrift zu einer Offenburger Pastoralkonferenz<sup>10</sup>, d. h. eine Zusammenkunft Offenburger Geistlicher am 24. Juli 1832 zurück, in der die Teilnehmer die katholische Kirchenführung zu weitreichenden Reformen aufforderten.<sup>11</sup>

*Im Vorwort dieser Schrift heißt es:*

*„Indem wir uns die Freiheit nehmen, Ihnen das Resultat unseres am 24.sten Juli d. Jahres abgehaltenen PastoralConferenz mitzutheilen, ersuchen wir Sie, unsere hier niedergelegten Ansichten zu prüfen, und dann nach Ihrer Ueberzeugung zu handeln (. . .) Möchten wir hierin von unseren verehrten Amtsbrüdern in unserem Vaterlande unterstützt werden, und auch sie keinen Anstand nehmen, ihre Ansichten, seyen Sie nun für oder gegen uns, eben so freimüthig der*

*höchsten Behörde zu übergeben. Der wahrhaft Liberale dringt Andern seine Meinung weder auf, noch verfolgt er den anders Denkenden; denn er ist weit davon entfernt, sich für unfehlbar zu halten. Das Wohl der Kirche, welcher wir aus Ueberzeugung angehören, deren Dienste wir uns gewidmet haben, und welcher keine geringe Gefahr droht, drängte uns, den Schritt zu thun, von welchem wir Sie mit dem Gegenwärtigen in Kenntniß setzen. Wer bei der herannahenden Gefahr ruhiger Zuschauer bleiben kann und will, der möge es; wir konnten und wollen es nicht. Das Geschrei derer, welche bei unseren Aeüßerungen und Wünschen den Katholizismus gefährdet und erschüttert wähen, fürchten wir nicht, wohl aber befürchten wir – etwas anderes. Möge der göttliche Richter unserer heiligen Kirche den Geist derer, welchen die Regierung seiner Kirche übergeben ist, erleuchten und ihr Herz lenken, daß sie frei wählen und thun, was das Wohl der Kirche erheischt. Immer werden wir uns als gehorsame Söhne unserer Mutter beweisen (. . .)*

*Offenburg, den 24sten Juli 1832*

*Die Glieder der Pastoral-Conferenz“*

Die Teilnehmer der Konferenz erhielten vorab vier Fragen zur Beantwortung gestellt:

1. „Da gegenwärtig in der theologischen Welt eine so große Bewegung, ja Gährung herrscht, und von allen Seiten her sich Stimmen erheben für eine Reformation in der katholischen Kirche, so wünscht man, daß ein jeder der Herren Mitglieder, nach seinen Erfahrungen, seine Ansichten über die so laut verlangten Reformen in der Conferenz darlegen möchte.“

Dazu gehörten folgende Fragen:

- a) in welchen Punkten eine Reformation in der katholischen Kirche notwendig und wünschenswert sei;
- b) auf welchem Wege sie vorzunehmen wäre und
- c) welche Hindernisse dem entgegenstehen würden.

Die protokollarisch abgefaßte Beantwortung der vier Fragen unterschrieben elf von zwölf Konferenzmitglieder. Die daraus entstandene Druckschrift wurde dem Dekan des Landkapitels, Ries, mit der Bitte übersandt, eine Versammlung des ganzen Kapitels zu veranstalten, ein gemeinsamer Beschluß zu fassen und dann eine Petition an den Erzbischof mit der Bitte um Reformen zu richten. Gleichzeitig schickte Dekan Mersy die Unterlagen an alle badischen Dekanate.

Die Teilnehmer der Konferenz einigten sich auf die Feststellung, daß es eine „unerläßliche Pflicht“ der Kirche sei, auf die Darstellung der Religion in dem Kultus, „mithin auf die Liturgie, das Rituale und alle äußeren Formen und Gebräuche, einem den Forderungen der Zeit und den Bedürfnissen der menschlichen Natur entsprechende, Rücksicht zu nehmen, daher heilsame Reformen in demselben weder verschiebe noch unterdrücke“. Ihr Resümee mündete in einen Forderungskatalog:

1. Ein Diözesankatechismus
2. Ein deutsches Ritual, Verwendung der deutschen Muttersprache beim Umgang mit dem Volk
3. Sorgfältige Sichtung der Weihungen und Segnungen (Benedictionale)
4. Revision des Meßbuches (Streichung von Messen, die sich auf Legenden beziehen)
5. Ein Diözesangesangbuch
6. Aufhebung der Bruderschaften
7. Erlaß einer Prozessionsordnung
8. Beschränkung der Wallfahrten
9. Abschaffung der Meßstipendien
10. Abschaffung der Stolgebühren
11. Verbesserung der Bußanstalt
13. Erweiterung der Beichtzeit
14. Aufhebung des Abstinenzgebotes
15. Reduzierung der Marienfeste und Verlegung auf Sonntage
16. Strengere Handhabung der Verordnungen hinsichtlich der Feier der Sonn- und Feiertage

Die wichtigste Voraussetzung für diese äußeren Reformen lag nach Ansicht der Konferenzteilnehmer in innerkirchlichen Reformen, wie beispielsweise eine Organisationsreform der Behörden der Erzdiözese und die Wiederherstellung des Synodalwesens. Der eigentliche Sprengsatz befand sich in den Ausführungen, in denen das Zölibatsgesetz als „widernatürlich und unerträglich“ bezeichnet wurde, auch wenn die Aufhebung des Zölibats vorsichtshalber nicht in dem Forderungskatalog enthalten war: man war der Meinung, daß allein ein Konzil bzw. der Papst eine solche Entscheidung herbeiführen könnte, und befürchtete wohl aber zurecht den obrigkeitlichen Bannstrahl.

„Was dem Geistlichen in unserer Zeit am meisten schadet, was ihm die Achtung vor der Welt benimmt und seine Wirksamkeit schmälert, das ist, so spricht man allgemein, das Cölibatsgebot, dieses unnatürliche, von der katholischen Kirche ihren Dienern auferlegte, und gegen alle Warnungen des Zeitgeistes beibehaltene, Gebot; nur dessen Aufhebung kann dem

geistlichen Stande wieder aufhelfen, und ihn wieder zu Ehren bringen (. . .) Widernatürlich und unerträglich erscheint nun dieses Gebot sehr Vielen unseres Standes, und als die Ursache so vieler Aergernisse, welche durch Glieder dieses Standes gegeben werden; daher die so lauten Wünsche und fast gebieterischen Forderungen um Abschaffung desselben.“<sup>12</sup>

Das Dekanat des Landkapitels wick die Forderungen der Offenburger nach einer Kapitelsversammlung aus und übersandte die Unterlagen dem Ordinariat. Die Antwort des Generalvikars Martin fiel scharf, arrogant und ironisch aus: „Anstatt in so ernste und tiefe Überlegungen einzugehen, ist es freilich ein leichtes Geschäft, zu tadeln, zu wünschen, Projecte zu machen. Ehe wir aber Ihren Reformvorschlägen näher kommen, müssen wir uns vorerst wundern, welche Gedankenlosigkeit Sie Ihrem Kirchenoberhaupte beimessen, und dem Hochdieselben umgebenden Senate, als könnte am Metropolitansitze etwas Solches Niemandem einfallen, (. . .) Wissen Sie denn, was dort geschieht?“<sup>13</sup>

Auf diese schroffe Ablehnung erfolgte am 26. November ein Schreiben der Offenburger Konferenz an das Ordinariat, in dem diese erklärte, daß sie „sich nach den bestehenden Staatsgesetzen, denen sie als Bürger, wie jeder andere unterworfen sind, für befugt hielten, dem Drucke zu übergeben, was ihnen gut dünkte, und nach dem Preßgesetze auch nur der Staatsbehörde darüber verantwortlich sind, unter deren Censur es gedruckt wurde“. Mersy fügte der ersten, schnell vergriffenen Auflage seines Büchleins eine zweite hinzu und druckte den Briefwechsel mit dem Ordinariat ab. Die Reaktion der anderen Landkapitel Badens war nur mäßig: Heidelberg und Waldshut stimmten den Reformvorschlägen zu, Reichenau lehnte ab. Mersy merkte an, daß „das große Gut der Pressefreiheit für uns katholische Geistliche gar nicht vorhanden sei, denen man wohl eher jede Sünde nachsehen würde, als eine selbständige, etwas freisinnige Äußerung über das Kirchenwesen (. . .) Wohlweislich hat man dafür gesorgt, dasselbe (das Volk d.V.) in dem Glauben zu erhalten, es dürfe sich stets nur leidend verhalten in kirchlichen Angelegenheiten, müsse alles an- und hinnehmen, was man ihm bietet.“

Selbst das äußerst zurückhaltende Offenburger Wochenblatt berichtete am 17. November 1832 über die Reaktionen auf die Pastorkonferenz: „In mehreren öffentlichen Blättern liest man folgenden Bericht aus dem schwäbischen Merkur: ‚Das unter den katholischen Priestern mehrerer Gegenden Deutschlands in neuerer Zeit bemerkbar gewordene Streben, in ihrem Kirchenwesen zeitgemäße Reformen herbeizuführen, scheint allmählig immer eine ernstere Wendung nehmen zu wollen. So hat kürzlich das Kapitel Offenburg im Badischen dem Erzbischofe zu Freiburg eine

Vorstellung eingereicht, worin in eben so männlich freimüthigem, als geziehend ehrerbietigem Vortrag jener auf die unabweisbare Nothwendigkeit, das Kirchenwesen in seiner Diöcese einer gründlichen Revision zu unterstellen, aufmerksam gemacht, und um die dienlichen Vorkehrungen mit Festhaltung seiner Episcopalrechte gebeten wird (. . .)“<sup>14</sup>

Die Offenburger Pastoralkonferenz löste innerhalb der südwestdeutschen Kirche ein kleines Erdbeben aus.<sup>15</sup> Papst Gregor XVI. sah sich gezwungen, Stellung zu dem Reformheftchen zu beziehen. Die Befürchtung, andere katholische Dekanate könnten zu ähnlichen Schlußfolgerungen gelangen wie der kleine Offenburger Kreis, war nicht unberechtigt.<sup>16</sup>

„Ehrwürdige Brüder! Je größer die Uebel sind, womit die von gottlosen Gegnern angesponnenen Umtriebe die katholische Kirche bedrohen, um so entschiedener müssen die römischen Päpste dieselben abzuwehren suchen, indem sie, auf dem Stuhle des heiligen Petrus sitzend, von Gott selbst die höchste Macht erhalten haben, diese Kirche zu weiden, zu leiten und zu regieren (. . .). Sie haben sich in einer gewissen Gesellschaft zusammegethan, halten Zusammenkünfte, berathschlagen und tragen kein Bedenken, die Kirche nach dem jetzigen Zeitgeiste zu reformiren. Das Beispiel einer solchen ruchlosen Verwegenheit stellten, wie Wir vernommen, vor nicht langer Zeit mehrere Geistliche aus der Stadt Offenburg auf, die auf Anstiften und unter Anleitung ihres Dekans, des F.L. Mersy, so weit gingen, daß sie nicht nur verschiedene Reformationsartikel in ihren Zusammenkünften ausdachten, sie dem Erzbischofe von Freiburg zur Bestätigung vorlegten, anderen Ruralkapiteln sie mittheilten, um auch sie in die nämliche schlechte Verschwörung hineinzuziehen, sondern noch ein Büchlein, mit dem Titel „Sind Reformen in der katholischen Kirche nothwendig?“ in der zweyten Auflage mit vielen Zusätzen vermehrt, durch den Druck bekannt zu machen sich erfrechten (. . .). Wollte Gott, der unselige Aufruhr der Reformatoren hätte sich auf diese Stadt allein beschränkt! Allein Wir haben schon längst vernommen und sprechen es mit betrübtem Herzen aus, daß er sich fast über alle jene Gegenden, und vorzüglich über die Rottenburger Diözese, ausgebreitet hat, und sogar schon ausser der rheinischen Kirchenprovinz sich zeigt (. . .). Allein daß die Neuerer diesen Grundsätzen huldigen, hat man zwar schon aus mehreren Schriften ersehen, die vorzüglich in Deutschland herauskamen, und worin diese Grundsätze mehrmals entwickelt und vertheidigt wurden; allein aus der Offenburger Druckschrift und besonders aus dem, was erwähnter F.L. Mersy, das Haupt des aufrührerischen Vereins, der neuen Auflage auf unverschämte Weise beigefügt hat, liegt jetzt die Sache offen da (. . .). Unterdessen wollen Wir nur einige der vielen Irrtümer, wovon das Schriftlein voll ist, besonders erwähnen. Das erste, das uns auffällt, ist, was die Freunde der schändlichsten Ver-

schwörung gegen das Cölibatsgesetz, obschon sie es nicht, wie Andere, mit offener Stirn zu lästern sich getrauen, dennoch frech und irrig genug daher schwatzen.“

Zu dem Papstschreiben merkte Mersy in vollem Optimismus an, daß dank des Fortschritts des Zeitgeistes es möglich sei, sich frei äußern zu können, „ohne sofort als Ketzer der Inquisition zu verfallen“. Er hielt die Abfuhr aus Rom wie „eine Stimme aus dem Mittelalter“. Doch Mersy irrte. Seine Schrift setzte Papst Gregor XVI. am 4. Oktober 1833 auf den Index<sup>17</sup>. Mersy ließ eine authentische Übersetzung im Badischen Kirchenblatt abdrucken und ging auf die einzelnen Passagen mit kernigen Worten ein, indem er die päpstlichen Vorwürfe konterte.

1833 gelang es den Reformkatholiken um Franz Ludwig Mersy mit dem „Badischen Kirchenblatt“ ein publizistisches Sammelbecken zu schaffen. Dies gelang in Verbindung mit einigen evangelischen Geistlichen. Neben Mersy standen die Pastoren Rinck, Roth und Röther. Das Blatt besaß seine Mitarbeiter und Leser ausschließlich im Pfarrklerus.<sup>18</sup> Die Offenburger Konferenz begründete den ersten Aufschwung der Zeitschrift. Dekan Mersy begann seine journalistische Tätigkeit mit einer kritischen Artikelserie „über das kirchliche Leben der Katholiken“. In der Nr. 45. des 2. Jahrgangs brachte das Kirchenblatt schließlich die Nachricht, in der Erzbischof Bernhard Franz Ludwig Mersy zum Rücktritt aus der Redaktion binnen acht Tagen aufforderte. Er beugte sich schließlich der Entscheidung. In einem Brief an Rink vom 30. Mai 1834 schrieb Dekan Mersy vorwurfsvoll und resigniert: „Ich sagte dem Dekan St. von St., der sich sehr lobend über das Kirchenblatt geäußert hatte, sehr ernst die Meinung: ‚Ihr habt’s gern und freut Euch über meinen Muth, daß ich die Wahrheit nachdrücklich und offen spreche, Ihr selbst aber rührt dabei auch nicht Finger und Zunge. Ihr seid es nicht werth, daß man für Euch sich nur rührt, viel weniger sich einer Unannehmigkeit aussetzt.““ Trotzdem lieferte Mersy dem Kirchenblatt Artikel, allerdings ohne seine Namenszeichnung: „So weit ist es gekommen! In Gottes Namen! Und so weit haben es die Pfaffen gebracht“. Mersy erhielt nach seiner Abmahnung viele Danksagungen aus den Landkapiteln Badens.<sup>19</sup>

Franz Ludwig Mersy gehörte zu dem engen Kreis der Offenburger Vormärzliberalen, die sich bei verschiedenen Anlässen, wie z. B. als Redner bei Festen und politischen Feiern engagierten. Am 21. August 1843 starb Mersy im Alter von 58 Jahren. Seine Gesundheit hatte sich wohl im Sommer so verschlechtert, daß er eine Rede zu den Verfassungsfeiern am 12. August 1843 absagen mußte. Für die Offenburger Katholiken wirkte Mersys Tod wie ein Schock, wurde dieser doch schon zu seinen Lebzeiten als „Denkmal“ verehrt.<sup>20</sup>

Im Zuge der Auseinandersetzungen zwischen der römisch-katholischen Kirche mit den Deutschkatholiken 1844/46 erlebten die Thesen Mersys eine Wiederauferstehung. Die reformkritischen Christen betrachteten sie als Ausdruck einer „unseligen Modernisierung“.<sup>21</sup> Die „ultramontan“ orientierte Süddeutsche Zeitung aus Freiburg verurteilte Dekan Mersy als einen „durch Ehrgeiz in eine falsche Bahn fortgetriebenen Mann“. Er soll seine Thesen am Sterbebett vor Zeugen widerrufen haben<sup>22</sup>, was Karl Jensch in seiner Mersy-Biografie allerdings bestreitet.<sup>23</sup>

Die Erinnerung an Franz Ludwig Mersy sollte nur bis ins Jahr 1849 wahren. Erst als der von Offenburger Bürgern gestiftete Grabstein 1908 einer Friedhofumlegung weichen sollte, erinnerten sich die Offenburger für kurze Zeit an den vergessenen Offenburger Dekan.<sup>24</sup>

Mit der Straßenbenennung an der neuen Kulturmeile in der Offenburger Oststadt will das Stadtarchiv Offenburg einen Beitrag zur Rehabilitation dieses Mannes leisten und damit den Verfallsprozess von lokalhistorischer Erinnerung etwas korrigieren helfen.

#### *Anmerkungen*

- 1 Kurzbiografien zu Mersy: Vgl. Franz Huber, Franz Ludwig Mersy. Ein Offenburger Wessenberg-Nachspiel, in: ders., Otto Kähni (Hrsg.), Offenburg. Aus der Geschichte einer Reichsstadt. Offenburger Köpfe, Offenburg 1951, S. 135 ff. Zur Person: D'r Alt Offenburger, 1641, vom 3. 1. 1931. Eine Erinnerung an Franz Ludwig Mersy; Friedrich von Weech (Hrsg.), Badische Biographien, Zweiter Teil, Heidelberg 1875, S. 73. Rainer Schimpf relativiert Mersys Liberalismus vor allem wegen seiner öffentlichen Stellungnahme zugunsten eines konservativen Abgeordneten; vgl. Rainer Schimpf, Offenburg 1802–1847. Zwischen Reichsstadt und Revolution, Offenburg 1997.
- 2 Ortenauer Bote vom 29. 11. 1908.
- 3 D'r Alt Offenburger vom 20. 12. 1908.
- 4 Zum sog. Zölibatssturm der 162 Geistlichen: Petition an die Badische II. Kammer der Landstände vom Jahre 1831 für Aufhebung des Cölibatsgesetzes mit Vollmachten von 162 badischen katholischen Geistlichen und Antwort des Erzbischofs auf die Petition vom Jahre 1828, Freiburg, 1831.
- 5 Thomas Mergel, Für eine bürgerliche Kirche. Antiultramontanismus, Liberalismus und Bürgertum 1820–1850. Rheinland und Südwestdeutschland im Vergleich, in: ZGO, 144, 1996, S. 412 u. 415. Vgl. weiter Irntraud Götz von Olenhusen, Fundamentalistische Bewegungen im Umkreis der Revolution von 1848/49: Zur Vorgeschichte des badischen Kulturkampfes, in: dies. (Hrsg.), Wunderbare Erscheinungen. Frauen und katholische Frömmigkeit im 19. und 20. Jahrhundert, Paderborn 1995. Siehe auch: dies., Klerus und abweichendes Verhalten. Zur Sozialgeschichte katholischer Priester im 19. Jahrhundert: Die Erzdiözese Freiburg, Göttingen 1994.
- 6 Leopold Kist, Studium und Studentenleben vor vierzig bis fünfzig Jahren und eine schwere Prüfung nach absolviertem Universitäts-Studium. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des XIX. Jahrhunderts, Innsbruck 1891, S. 66.
- 7 Ebenda.
- 8 Wilhelm Weiß, Geschichte des Dekanats und der Dekane des Rural- oder Landkapitels, Offenburg 1895, S. 261 ff.

- 9 Ebenda, S. 265.
- 10 Die Ergebnisse der Konferenz wurden in einem gedruckten Heft veröffentlicht: Sind Reformen in der katholischen Kirche notwendig? Auf welchem Wege sind dieselben zu bewirken, und welche Hindernisse stehen etwa entgegen? beantwortet in der Pastorkonferenz des Distriktes Offenburg am 24. Juli 1832. Hrsg. von Franz Ludwig Mersy, Offenburg 1832.
- 11 Das Dekanat Offenburg war in vier Bezirke (Regiunkel) eingeteilt.
- 12 Weiß, S. 265.
- 13 Karl Jentsch, Die Reformbewegungen des Pfarrer Mersy und seiner Freunde, in: Bilder aus der Geschichte der katholischen Reformbewegung des 18. und 19. Jahrhunderts, hrsg. v. Johannes Rieks, Erste Serie, 2. Bd., Mannheim 1876, S. 16.
- 14 Offenburger Wochenblatt vom 17. 11. 1832. Die Teilnehmer waren: M. Heitz, Pfarrer, Weingarten, Dreher, Vikar, Weingarten, A. Fey, Pfarrer Ortenberg, J. Sälinger, Pfarrer Bühl, F.A. Rudloff, Pfarrer Bohlsbach, V. Neugarth, Pfarrer Weier, F.J. Winter, Pfarrer Kehl, Schwendemann, Cooperator Griesheim, J. Kuhn, Prädikator Offenburg, J. Müller, Pfarrer Nordrach, B. Metz, Vikar Offenburg, J.L. Mersy, Pfarrer Offenburg und C. Bek, Professor am Gymnasium.
- 15 Vgl. Wilhelm Weiß, S. 265.
- 16 Breve Gregors XVI. an den Erzbischof von Freiburg und dessen Suffragane vom 4. Oktober 1844 über die neueren kirchlichen Bewegungen in Teutschland. Entlehnt aus der schweizerischen Kirchenzeitung vom 24. Mai 1834, in: Was haben wir von den Reformatoren zu Offenburg, St. Gallen und anderen religiösen Stimmführern des katholischen Teutschland unserer Tage zu halten? Ein zeitgemäßes Wort zur Beherzigung und Warnung für Katholiken und Nichtkatholiken, insbesondere aber für katholische Priester, dargelegt in einem Gespräche zwischen einem Pfarrer und seiner Gemeinde von Athanasius Sincerus Philalethes; Mainz Druck und Verlag von Florian Kupferberg 1835.
- 17 S. Heiligkeit Gregors XVI. unter dem 17. September 1833 erlassenes Verdammungsbreve mehrerer teutscher Bücher über kirchliche Reformen, in: Philalethes, Anathanasius Sincerus, Ebenda. (Anhang).
- 18 Ferdinand Strobel, Der Katholizismus und die liberalen Strömungen in Baden vor 1848. Ein Beitrag zu den Ursachen und Anfängen des politischen Katholizismus in Deutschland, Diss. Weinfelden (Schweiz), 1938, S. 19.
- 19 Vgl. auch: Julius Dorneich, Franz Josef Buss und die katholische Bewegung in Baden. Abhandlungen zur oberrheinischen Kirchengeschichte Band 7, Freiburg 1979, S. 110 ff.
- 20 Im Offenburger Wochenblatt vom 28. August 1835 schreibt der Rotteckfreund und Gymnasiumsdi rektor Franz Weißgerber: „Am Morgen des 25. August 1835 begab sich eine Abtheilung der Schulkinder zum Herrn geistl. Rathe; ein Knabe überreichte ihm im Namen Aller das hier beifolgende, dazu eigens gefertigte Gedicht, (. . .) das von sämtlichen Schulkindern gesungen wurde: (. . .) Möge der Himmel diese Wünsche hören!“
- 21 Dazu: Wolfgang M. Gall, „Ein Signal zur Schilderhebung in Deutschland“. Zu den Hintergründen religiös-politischer Unruhen in der Stadt Offenburg 1845/46, in: ZGO, 1997.
- 22 Süddeutsche Zeitung für Kirche und Staat vom 13. 9. 1845.
- 23 Carl Jentsch, Ebenda.
- 24 Zur Stiftung: STAO 5/985.



# Der Schweizer Sonderbundkrieg von 1847 und die Ortenau

*Franz X. Vollmer*

Die Schweiz, auf deren anscheinend so ungestört und friedlich verlaufene Vergangenheit wir stammverwandte Niederalenmannen manchmal neidvoll blicken, hat bei näherem Hinsehen durchaus auch ihre existentiellen Krisen gehabt, darunter die letzte große vor nunmehr 150 Jahren. An dieser letzteren, „Sonderbundkrieg“<sup>1</sup> von 1847 genannten, haben auch Ortenauer gefühlsmäßig starken Anteil genommen, ja in verschiedenen Darstellungen der badischen Revolution von 1848/49 wird auf die große Wirkung dieser Schweizer Ereignisse von 1847 für die tatsächliche Entwicklung der nachfolgenden deutschen Bewegung hingewiesen<sup>2</sup>.

## **Ursachen und Verlauf des Sonderbundkrieges**

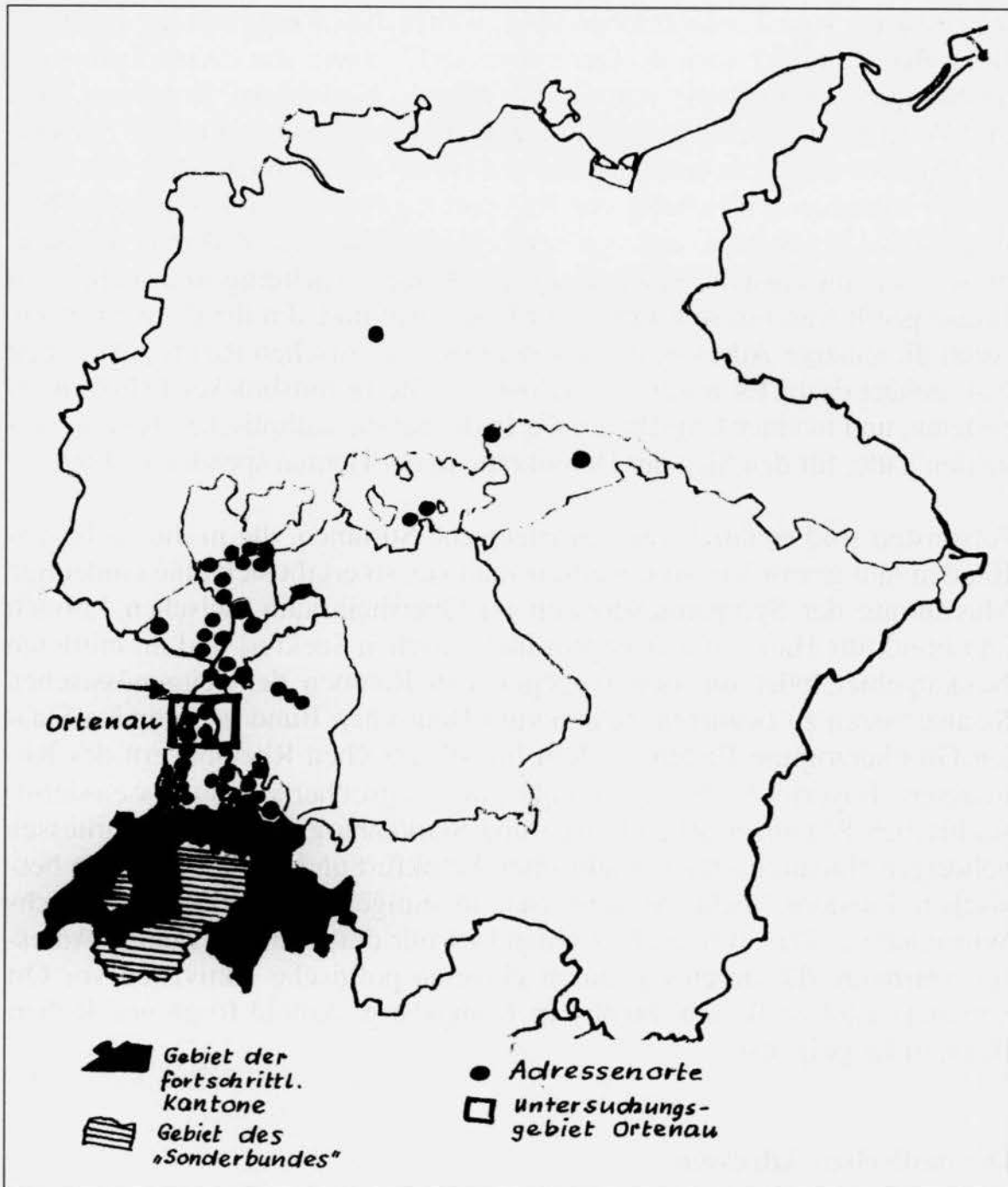
Seit der Reformation war die Eidgenossenschaft konfessionell gespalten. Der Gegensatz zwischen den katholisch gebliebenen Urkantonen und den der Reformation zugewandten Kantonen des Mittellandes mit ihren dominierenden städtischen Mittelpunkten Zürich, Bern und Genf hatte im Laufe der Jahrhunderte immer wieder auch zu politischen Krisensituationen geführt. Schließlich hatten die westeuropäischen Freiheits- und Gleichheitsideen, die im Gefolge der Aufklärung und der Französischen Revolution von 1789 vornehmlich in den fortschrittlichen Städten der Schweiz Fuß faßten, Ende des 18. Jahrhunderts die alten innerschweizerischen Gegensätze reaktiviert. Als dann nach den Turbulenzen der Revolutionskriege und der napoleonischen Epoche, die für die Eidgenossenschaft eine totale Existenzkrise gebracht hatten, 1815 die Schweiz in ihrer alten vorrevolutionären Form wiederhergestellt worden war, lag sie fortan im Spannungsfeld zwischen Frankreich, dem Mutterland der westeuropäischen Freiheitsideen, der Aufklärung und der Revolutionen von 1789 und 1830, einerseits und der von Staatskanzler Metternich bestimmten österreichischen Monarchie andererseits, die als Stütze des monarchischen Systems und der alten Mächte in Europa galt. Der Gegensatz zwischen modernem Demokratismus und sich dagegen verteidigendem Konservatismus gab nicht nur die außenpolitischen Rahmenbedingungen schweizerischer Politik, sondern bestimmte nun auch die politischen Auseinandersetzungen innerhalb der eidgenössischen Kantone. Gab es hier zwar monarchische staatliche Strukturen nicht mehr, so doch patriarchalische, die sich auf vielfältig gewachsene historische Rechte beriefen. Das neue, westeuropäische Gedankengut

hatte es in den einzelnen Kantonen verschieden schwer, sich gegen die alten, konservativen Elemente durchzusetzen, die nicht bereit waren, ihre angestammten Herrschaftspositionen ohne Widerstand aufzugeben. In die Auseinandersetzungen, bei denen es also um mehr egalitäre Freiheit im westeuropäischen Sinne und um Modernisierung des staatlichen Zusammenlebens ging, kam ein ausgeprägter kulturkämpferischer Akzent, da die Fortschrittlichen die Aufhebung von Klöstern und die Beseitigung des kirchlichen Bildungsmonopols forderten. Gegen „Jesuitismus“ und „Ultramontanismus“ sollte ein von jedem kirchlichen Einfluß freigehaltenes, staatliches Bildungsmonopol errichtet werden.

Die schon mehrere Jahre eskalierenden Auseinandersetzungen führten dazu, daß sich um die beiden katholischen Hauptorte Luzern und Freiburg i. Ue. sieben überwiegend konservativ eingestellte Kantone scharten – mit Luzern, Schwyz, Uri, Unterwalden und Zug sozusagen der Kern der deutschsprachigen Urschweiz, dazu die gemischtsprachigen Kantone Freiburg und Wallis. Sie schlossen 1843 ein Verteidigungsbündnis, das die liberale Gegenseite sofort als „Sonderbund“ bezeichnete, der quasi die staatliche Einheit der Eidgenossenschaft in Frage stellte. Als am 20. Juli 1847 ein Tagsatzungsbeschluß<sup>3</sup> die Auflösung des Sonderbundes aussprach und wenig später die Ausweisung der Jesuiten und eine Bundesreform beschloß, widersetzten sich die konservativen Kantone. Darauf verkündete die Tagsatzung am 4. November 1847 die Vollziehung ihres Dekrets vom 20. Juli mit Waffengewalt. In dem folgenden „Sonderbundkrieg“ entschieden die zahlenmäßig überlegenen Truppen der Tagsatzung innerhalb von drei Wochen den Konflikt zu ihren Gunsten: Freiburg fiel am 14. November, Zug am 21. In der Nähe von Luzern, bei Gieslikon, kam es am 23. November zum entscheidenden Gefecht, das mit der Niederlage der Sonderbundtruppen endigte. Luzern mußte kapitulieren, am 25. November unterwarfen sich Schwyz und Unterwalden, am 26. Uri, am 29. Wallis. Damit hatte der „Fortschritt“ in der Schweiz seinen entscheidenden Sieg errungen.

### **Gratulationsadressen von außerhalb**

Wie wirkten die Nachrichten von diesen schweizerischen Ereignissen auf das Ausland, vor allem auf Deutschland? Hier soll nicht von den diplomatischen Aktivitäten und Stellungnahmen der konservativen Staatsregierungen, vor allem von denen des Metternichschen Österreich, die Rede sein, die die Grundsätzlichkeit dieser innerschweizerischen Auseinandersetzung rasch erkannten und zu verhindern suchten, sondern von Reaktionen der Bevölkerung.



*Gebiet des Deutschen Bundes 1847 und der Eidgenossenschaft*

Im Eidgenössischen Bundesarchiv zu Bern sind zwei Bände von Gratulationsadressen und Spendenlisten an die Tagsatzung erhalten<sup>4</sup>, in denen in den fraglichen Monaten von 1847/1848 ausnahmslos der Sieg der Tagsatzung über die widerstrebenden konservativen Kantone gewünscht und dann auch gefeiert wurde. Diese von außen in Bern eingelaufenen Adressen stammen zum allergrößten Teil aus deutschen Orten, Ausnahmen sind einige Comités aus Frankreich und Belgien, darunter 280 „deutsche Arbei-

ter zu Paris“ vom 12. Dezember 1847, weiter die „Redaktion der Deutsch-Brüsseler Zeitung“ vom 4. Dezember 1847 sowie die „Association démocratique“ Brüssel, die von Georg Weerth, Karl Marx, Bornstedt, Heß und Wolff namentlich repräsentiert wurde, dazu spendeten einige Schweizer Hilfskomittees aus europäischen Industrie- und Handelsstädten in einer schwer trennbaren Mischung von Sympathien für die nun kämpfenden heimatlichen Demokraten und von schlechtem Gewissen, daß man selbst in dieser Zeit im Ausland seinem eigenen Erwerb nachging und nicht nach Hause geeilt war, um sein Leben für Fortschritt und „Freiheit“ einzusetzen. Auch die einzige Adresse, die aus dem österreichischen Raum gekommen war, gehört dazu: Es waren die Schweizer, die in Innsbrucker Fabriken arbeiteten, und in einer Umgebung, die Partei für die katholischen Kantone ergriffen hatte, für den Sieg der Demokratie in der Heimat spenden wollten.

Ansonsten sind es durchweg innerdeutsche Stimmen, die in diesen beiden Bänden laut geworden sind. Kartiert man sie, so ergibt sich eine eindeutige Massierung der Sympathieadressen im Oberrheinraum zwischen Lörrach und Frankfurt-Hanau mit Ablegern im badischen Seekreis und im mittleren Neckargebiet, oder um den vorgegebenen Rahmen der zeitgenössischen Staatsgrenzen zu benutzen: in den zum Deutschen Bund gehörenden Staaten Großherzogtum Baden, in dem linksrheinischen Rheinbayern des Königreichs Bayern (der heutigen Pfalz), in den großherzoglich hessen-darmstädtischen Provinzen Rheinhessen und Starkenburg, in dem zu Kurhessen gehörigen Hanau, im reichsstädtischen Frankfurt und in angrenzenden hessischen Ländern, nicht zu vergessen in einigen Orten des Königreichs Württemberg. Das übrige Deutschland ist nur durch einige wenige Adressen vertreten, die durchweg durch einzelne politische Aktivisten vor Ort veranlaßt sind (z. B. Joh. Jacoby in Königsberg, Arnold Ruge und Robert Blum in Leipzig, usf.).

### **Die badischen Adressen**

Von den deutschen Adressen stammt gut die Hälfte aus Orten des Großherzogtums Baden, was angesichts der „Stammverwandtschaft“ und der unmittelbaren Nachbarschaft nicht sonderlich verwundern dürfte, selbst wenn man bedenkt, daß räumliche Nähe andere, persönliche Kontakte ermöglichte, so daß man nicht auf schriftliche Sympathiebekundungen angewiesen war. Erinnerung sei nur an das Beispiel von Konstanz<sup>5</sup>: Die dortigen „Fortschrittlichen“ zogen mit Musikkapelle über die Grenze den heimkehrenden Thurgauer Soldaten zur festlichen Begrüßung entgegen, worauf die darob mißvergnügte Konstanzer Behörde jeden beteiligten Konstanzer Musikanten zu zwei Tagen Gefängnis verurteilte – angeblich weil die Ka-

pelle auf badischem Boden einen „lustigen Marsch“ geblasen hatte. Aber bei der Masse der badischen Adressen war nicht nur nachbarschaftlicher Kontakt ausschlaggebend. Auffällig ist nämlich, daß die Initialzündung von Mannheim ausging und sich von dieser „Hauptstadt des badischen Fortschritts“ aus innerhalb weniger Tage über ganz Baden ausbreitete. In Mannheim aber hatte der Republikanismus eine bis in die Zeit der Französischen Revolution zurückverfolgbare Tradition, dort saßen nun politische Führer wie Friedrich Hecker, Gustav (von) Struve und vor allem auch Karl Mathy, der seine Exiljahre nach dem Hambacher Fest bis 1840 in der Schweiz verbracht hatte.

Hatte die Mannheimer Adresse am 9. November 1847 mit 340 Unterschriften in Baden den Reigen eröffnet<sup>6</sup>, so folgten am 11. November Heidelberg<sup>7</sup>, am 14. November Ettlingen<sup>8</sup> und am 18. Wertheim<sup>9</sup>.

Am 20. November erreichte die möglicherweise zentral gesteuerte Kampagne die Ortenau: An diesem Tage formulierten Lahr<sup>10</sup> und Offenburg<sup>11</sup> ihre Adressen. Noch „im November“ schloß sich Oberkirch<sup>12</sup> mit einer eigenen an, und „im Dezember 1847“ folgte noch Hornberg-Gutach<sup>13</sup>.

## Die vier Ortenauer Adressen

*Lahr im Breisgau<sup>14</sup>, den 20. November 1847*

*Hohe eidgenössische Tagsatzung!  
Tapfere eidgenössische Männer!*

*„Ich will der Freiheit eine Gasse machen!“ also rief vor bald fünf Jahrhunderten einer Eurer tapfern Väter<sup>15</sup>, und wie sein Heldenruf unter seinen treuen Eidgenossen kampfabgeisternd wiederhallte, so tönt auch heute wiederum von den Alpenfirsten Eure Losung zu dem Kampfe wider die Macht der alten Finsternis, und weithin durch Europas fernste Gauen schlägt der Beifallssturm und die stille Teilnahme aller besseren Geister Euch entgegen.*

*Was bedarf es noch der mannigfachen nachbarlichen und gewerblichen Beziehungen, welche unser Land und insbesondere unsere Stadt mit den biedern Söhnen der Schweiz enge verbinden? Gibt es doch ein anderes Band und andere gemeinsame Güter, die uns zu geistigen Eidgenossen im großen Kampfe der Menschheit machen! Darum begrüßen auch wir mit freudiger Begeisterung die Feuerzeichen einer hellern Zeit, die von Euren Bergen flammen, und jauchzen Eurem ruhmgekrönten eidgenössischen Banner unsern fernen Siegesjubil.*

*Es ist ja das Banner, unter dem auch wir, wenn es Not tut, uns schlagtemutig scharen möchten zum Kampfe für die heiligen Ideale der Menschheit, es ist ja das Banner, von dessen Sieg auch unseres Strebens und Drängens Erfüllung mit abhängt.*

*Und Ihr seid eingetreten in die Reihen der Vorkämpfer für die große Sache und habt es mit der Tat bewährt und werdet es auch fortan bewähren, daß nur in dem Gesetz und seiner Geltung die höchste Freiheit wohne, und deshalb hat der Genius der Menschheit Eure Fahne zum Siege geweiht.*

*Darum wohlan! Uns allen gilt auch Euer Ruf nach vorwärts, wir sind bei Euch mit Gedanken, Wünschen, Hoffnungen, wir werden auch unser Scherflein beisteuern auf den Altar der helfenden Liebe in Kriegsnot und Leiden.*

*Sieg und Gedeihen der guten Sache, Ehre und Ruhm den Waffen der mutigen Eidgenossen!*

*Offenburg, den 20. November 1847*

*Hohe eidgenössische Tagsatzung!*

*Im Namen und im Auftrag einer großen Anzahl Bürger und Einwohner der hiesigen Stadt und Umgebung haben die Unterzeichneten die Ehre, gegenwärtige Zuschrift an die hohe Bundesversammlung des wackern Schweizervolkes zu richten.*

*Der Zweck dieser Zuschrift und der Inhalt des uns gewordenen Auftrags ist einfach der, wenn auch mit wenigen Worten, so doch mit aller Entschiedenheit auszusprechen, wie alle diese zusammengetretenen Männer von Offenburg, nicht minder als ihre Brüder in anderen Gauen des deutschen Vaterlandes, von der Überzeugung durchdrungen sind, wie gerecht, wie hochwichtig und weise für die Erhaltung des Friedens, der Bildung und Freiheit des Schweizervolkes der Beschluß hoher eidgenössischer Tagsatzung vom 20. Juli und wie unumgänglich nötig für dauerhafte Wiederherstellung des erstern und für Sicherung der letztgenannten höchsten Güter der Menschheit derjenige vom 4. November war!*

*Ja, wahrlich nicht allein für den heiligen Boden ihres schweizerischen Vaterlandes hat die hohe eidgenössische Tagsatzung den Kampf für Recht und Gesetz aufgenommen, sondern auch für den kirchlichen Frieden, für die Freiheit und den Fortschritt unseres geliebten deutschen Vaterlandes, ja des gesamten gesitteten Europas – ist die hohe Bundesversammlung und auf ihren Ruf die bundestreue große Mehrheit des Schweizervolkes zur Vorkämpferin geworden!*

*Den vollgültigen Beweis für die Wahrheit hat aber vor allem die erhebende kampfesmutige Begeisterung geliefert, mit welcher aus allen Gauen*

*ihres Vaterlandes die Scharen eidgenössischer Krieger zu ihrer heiligen Bundesfahne und auf den ernstesten Kampfplatz eilten.*

*Die Männer von Offenburg, deren ehrenvollen Auftrag wir hiemit erfüllen, haben daher einmütig beschlossen, wie ihre volle Hochachtung für die mutige und kraftvolle Haltung hoher eidgenössischer Tagsatzung, so auch ihre innige Verehrung, ihren tiefgefühlten Dank den vielen Tausenden eidgenössischer Wehrmänner auszusprechen, die mit der edelsten Hingebung und mit aufopfernder Tatkraft Gut und Blut einsetzen für die heilige Sache, die nach unserer tiefsten Überzeugung auch die unserige ist.*

*Die Männer von Offenburg fühlen sich aber auch nicht minder von der Pflicht durchdrungen, an der Erleichterung der großen Opfer, welche ihr schweizerisches, stammverwandtes Brudervolk in diesem Kampfe bringt, einigen Anteil zu nehmen und in der beifolgenden Liebesgabe zur Unterstützung dürftiger Hinterbliebenen von im Kampfe gefallenen eidgenössischen Kriegern ihrem Dankesgeföhle einen schwachen tätigen Ausdruck zu verleihen.*

*Möge die hohe eidgenössische Tagsatzung bei geneigter Entgegennahme gegenwärtiger Zuschrift den Männern von Offenburg auch die Bitte gestatten, anordnen zu wollen, daß der beiliegende bare Betrag von fl. 300 R.W.<sup>16</sup> in geeigneter Weise bei einem der zu oben ausgesprochenen Zwecke bestehenden Unterstützungsvereine zur Verwendung komme.*

*Wir schließen mit dem Ausspruch unserer heißesten Segenswünsche für die eidgenössischen Waffen, für einen schnellen und vollständigen Sieg in dem begonnenen Kampfe und mit der freudigen Überzeugung: Dem Mutigen hilft Gott!*

*Oberkirch im Renchtale, im November 1847*

*Hohe eidgenössische Tagsatzung!*

*Schweizerfreunde! Ihr kämpfet in diesem Augenblick einen heiligen Kampf für die höchsten Güter der Menschheit, für Freiheit, Gesetz und Recht in Kirche und Staat, den Kampf gegen jene finstere Reaktion mit ihrem historischen Unrechte, ihren Mißbräuchen, Ungerechtigkeiten und politischen Mißgestalten, den Kampf der Aufklärung gegen fluchwürdigen Jesuitismus, den Kampf der Freiheit gegen die Knechtschaft. Euer Rechtsbewußtsein, Eure Selbständigkeit ist tatkräftig und stark. Ihr werdet die Verräter an der Nation, die Verderber eines irregeleiteten Volksteils, die Verfechter staatlicher und kirchlicher Knechtschaft von Eurem freien Boden verdrängen, Euch Ersatz für die Vergangenheit und Gewährleistung für die Zukunft erringen und einen gesetzlichen, friedlichen Zustand wieder fest begründen.*

Hiermit riefen wir Sie zu der  
Liedergemeinschaft zusammen.

Empfangen Sie unsern Gruß und wünschen  
Ihnen die herzlichste Liebe  
Liedergemeinschaft für Ihren selbst-  
bedürftigen Kämpfer und Ihren  
Beizuführer.

Oben links im Rauschfeld im November 1847.  
Die Vorstandmitglieder des Vereins.

J. Kochler  
Christine Fischer  
Fischer

Die Vereinsmitglieder!

Fidel Aug. Braun  
V. Christy  
May. Meyer



*Der Sieg wird Euer sein, – haltet mutig aus, wie Ihr erhebend und tapfer begonnen, bleibt eingedenk der hohen Wahrheit, daß im freien Staate Verbannung die höchste Strafe.*

*Ihr habt die Achtung aller Völker gewonnen, und die größte Weltmacht, die öffentliche Meinung, ist Euer Verbündeter. Sie fußt auf dem festen Boden der Rechtsüberzeugung, gegen welche kein Ansehen, keine Gewalt oder Bestechung hilft, komme sie her, wo immer.*

*Auch unser Verein Freier Bürger fühlt sich gedrungen, Euch, den freien Schweizern, unsere Bewunderung und innige Teilnahme für und an Eurer mutigen Erhebung zu zollen und Euch baldigen und vollständigsten Sieg aus ganzer Seele zu wünschen, auf daß die Freiheit, dieses so schmäzlich verletzte Gut, eine feste Begründung erhalte, unter deren Schirm reicher Segen für die wackere Eidgenossenschaft erwachse.*

*Empfanget unseren Gruß und genehmigt die beigeschlossene kleine Liebesgabe für Eure hilfsbedürftigen Kämpfer und deren Angehörigen.*

*Die Vorstandsmitglieder des Vereins.*

*Hornberg und Gutach, im Dezember 1847*

*Tapferes, liebes Volk der Eidgenossen!*

*Ein unscheinbares Papier, das durch nicht viele glatte und feine Hände gegangen, wohl aber vom Geschäftsmann, Handwerker, Bauern und Tagelöhner – von mancher Hand voll Schwielen! – Spuren an sich trägt, dies unreine Papier soll Euch den Ausdruck reiner, inniger Teilnahme an Eurem Siege über jene finstern Mächte, die Euer geliebtes Vaterland unterwühlten, freudig darlegen. Und nicht weniger unsern Dank in einer Zeit, die uns sonst gerade nicht wohl freudig stimmen kann. Auch für uns habt Ihr gefochten, habt Ihr geblutet! Euer Schwertstreich, Euer Geschützesdonner wird auch bei uns manches Luzern<sup>17</sup> wanken machen und manches Freiburg<sup>18</sup> in eine freiere Burg umwandeln!*

*Darum dank dir, Brudervolk! Deine Freiheit ist unsere Freiheit, Deine Ehre unsere Ehre, und Dein Untergang wäre auch der unsrige! – Diese kleine Summe für Deine Helden und Hinterlassenen vermag nur zu wenig unsere Gefühle auszusprechen.*

*Aus Auftrag*

*A. Gerwig,*

*Vorstand der höhern Bürgerschule.*

## Der ideologische Gehalt der Ortenauer Adressen

Der Tenor der vier Adressen ist der gleiche: Dem Erbe der Aufklärung verpflichtet, fühlt man sich als Teil eines die ganze Menschheit umfassenden Emanzipationsprozesses und solidarisiert sich mit dem Kampfe der fortschrittlichen Kantone gegen den Sonderbund. Dies ist für die Lahrer Adresse ein „Kampf wider die Macht der alten Finsternis“ . . . „für die heiligen Ideale der Menschheit“, für die Oberkircher „ein heiliger Kampf für die höchsten Güter der Menschheit, für Freiheit, Gesetz und Recht in Kirche und Staat“, ein „Kampf gegen jene finstere Reaktion mit ihrem historischen Unrechte, ihren Mißbräuchen, Ungerechtigkeiten und politischen Mißgestalten“, ein „Kampf der Aufklärung gegen fluchwürdigen Jesuitismus“, ein „Kampf der Freiheit gegen die Knechtschaft“. Die deutschen Fortschrittlichen fühlen sich in dieser Auseinandersetzung als „geistige Eidgenossen im großen Kampfe der Menschheit“, schreiben die Lahrer. Sie kämpfen unter der gleichen Fahne: „Es ist ja das Banner, unter dem auch wir, wenn es Not tut, uns schlachtenmutig scharen möchten zum Kampfe für die heiligen Ideale der Menschheit, es ist ja das Banner, von dessen Siege auch unseres Strebens und Drängens Erfüllung mit abhängt.“ Auch die Offenburger Adresse betont, daß dieser „Kampf für Recht und Gesetz“ „nicht allein für den heiligen Boden“ der Schweiz entscheidend sei, „sondern auch für den kirchlichen Frieden, für die Freiheit und den Fortschritt unseres geliebten deutschen Vaterlandes, ja des gesamten gesitteten Europas“. Und im Dezember, nach bereits entschiedenem Waffengang, bekräftigt die Hornberg-Gutacher Adresse: „Auch für uns habt Ihr gefochten, habt Ihr geblutet! Euer Schwertstreich, Euer Geschützdonner wird auch bei uns manches Luzern wanken machen und manches Freiburg in eine freiere Burg umwandeln! Darum dank dir, Brudervolk! Deine Freiheit ist unsere Freiheit, Deine Ehre unsere Ehre, und Dein Untergang wäre auch der unsrige!“

Besonders die Formulierungen aus Lahr und Hornberg/Gutach zeigen, daß aus diesem Kampf der Fortschrittlichen der Schweiz nicht nur Trost und Genugtuung, sondern Verpflichtung erwachsen, es den Schweizern gleichzutun, ja daß man daraus die Gewißheit ableitet, daß die Sache der Freiheit überall siegen wird, ja muß, weil es sozusagen der Gang des Fortschritts in der Geschichte einfach so will: So gesehen schafft der Sieg über den Sonderbund eine der Voraussetzungen für den Ausbruch der deutschen Märzrevolution von 1848.

## Der an den Ortenauer Adressen beteiligte Personenkreis

Im Hinblick auf die kommende deutsche Revolution sind nicht nur die Texte der Adressen, sondern auch die dahinter und darunter stehenden Personen von Bedeutung. Wer hat diese Adressen konkret formuliert und abgeschickt?

Am eindeutigsten ist die Antwort bei der Gutach-Hornberger Adresse: Gerwig<sup>19</sup>, ihr Verfasser, hat sie allein unterschrieben. Sein Engagement in der Revolution von 1848/49 – Zivilkommissär im Amte Hornberg und Abgeordneter der Verfassungebenden Versammlung von 1849 – ist bekannt. Er war, wie die Adresse von 1847 ausweist, bereits damals entschiedener Parteigänger des „Fortschritts“.

Die Offenburger Adresse ist verfaßt „im Namen und im Auftrag einer großen Anzahl Bürger und Einwohner der hiesigen Stadt und Umgebung“ oder wie es auch heißt, von den „zusammengetretenen Männern von Offenburg“. Leider fehlt eine vollständige Unterschriftenliste, wie sie die Fortschrittlichen Offenburgs bei Gelegenheit des Protestes gegen die Suspension ihres fortschrittlichen Stadtpredigers Kuhn schon ein Jahr zuvor zusammengebracht hatten<sup>20</sup>. Statt der dort versammelten 300 Namen von Sympathisanten stehen unter der Schweizer Adresse nur 7 Unterschriften, die im Auftrage der „Männer von Offenburg“ handelten: Reindle<sup>21</sup>, Schweizer, Ferd. Merker, Friedr. Baehrle, Zutt, Gustav Schweiß und J. A. Schaible<sup>22</sup> – alles Namen, die 1848/49 in der Offenburger Revolutionsgeschichte führende Rollen spielen sollten. In Offenburg führt auch personell eine direkte Verbindung von der Schweizer Adresse vom 20. November 1847 zu der Revolution von 1848/49. Oder mit anderen Worten: In Offenburg bestand am Vorabend von 1848 schon eine Kernmannschaft der Demokraten, die in der Salmenversammlung vom 12. September 1847 und in der Schweizer Adresse vom 20. November eindeutig Stellung zu politischen Fragen bezog und die im März 1848 sogleich die Führung der politischen Bewegung übernehmen sollte.

## Die Oberkircher Unterschriften<sup>23</sup>

<i>Armbruster J. A. ?/Joh.</i>	<i>Kimmig Andreas</i>
<i>Bastian Joseph, Bastian Lug? (Lay?)</i>	<i>Kopf B.</i>
<i>Bender August</i>	<i>Linck Max</i>
<i>Billet Joseph</i>	<i>Lörenbecher F. Anton</i>
<i>Blattmann Florian</i>	<i>Mayer Max</i>
<i>Börsig F. H., Börsig Michael</i>	<i>Mgt? prkt. Arzt</i>
<i>Braun Anton, Braun Fidel Aug.,</i>	<i>Raiser (oder Kaiser?) Jakob</i>
<i>Braun Joseph</i>	<i>Riegent? Jakob</i>
<i>Breithaupt, Bierbrauer</i>	<i>Roth Konstantin</i>
<i>Burger Valentin</i>	<i>Saas Ludwig</i>
<i>Christ V.</i>	<i>Schappach Augustin</i>
<i>Deuchler August</i>	<i>Schättgen Alois</i>
<i>Doll Michael</i>	<i>Schrempp Max, Schrempp Xaver</i>
<i>Droll Melchior</i>	<i>Schülly Seb.</i>
<i>Fischer Christian</i>	<i>Seeger G.?</i>
<i>Frech Advokat (Friedrich)</i>	<i>Selinger, Ignatz</i>
<i>Fux/Fuß? Joseph</i>	<i>Stapf Xaver, Stapf Ziriak</i>
<i>Gailer Michael</i>	<i>Stoeckle Ph(ilipp)</i>
<i>Geldreich Fidel, Geldreich H(ermann),</i>	<i>Strunk Leopold</i>
<i>Geldreich Joseph, Geldreich Xaveri</i>	<i>Textor Ant., Textor Peter</i>
<i>Huber Balthasar, Huber Bernhard,</i>	<i>Trebur Ziriak</i>
<i>Huber Landelin</i>	<i>Walz Ignaz, Walz Joseph, Walz Ignaz</i>
<i>Hug? Ludwig</i>	<i>Weber Xaver</i>
<i>Hund Karl</i>	<i>Weinbruner, Josef</i>
<i>Jörger Anton</i>	<i>Weiß . . . ? J. Th.?</i>
<i>Kaltenbacher Georg</i>	<i>Werner (Max)</i>
<i>Keller Stefan</i>	<i>Zachmann (Heinrich)</i>
<i>Kiehl (oder Riehl?) Joseph</i>	

Die Unterschriftenliste von Oberkirch gibt Vorstandschaft und Mitglieder des dortigen „Vereins der freien Bürger“ nach dem Stand vom November 1847, also drei Monate vor dem Ausbruch der Märzrevolution von 1848 wieder. Wir dürfen annehmen, daß sich in diesen drei Zwischenmonaten nichts Wesentliches geändert hat, daß also die Mannschaft vom November 1847 in der Revolution von 1848 in Oberkirch die Bewegung im Sinne ihrer Zielsetzungen kanalisiert und die politische Führung übernommen hat. Tatsächlich sind die beiden „Häupter“ der Oberkircher Demokratie, Max Werner und Friedrich Frech, Mitunterzeichner der Adresse vom November 1847, ebenso die 1848/49 genannten Armbruster, Aug. Braun, Melchior Droll, Christian Fischer, Geldreich Hermann, Geldreich Joseph, Geldreich Xaver, Karl Hund, J. Koehler, Alois Schättgen, Max Schrempp, Ph. Stoeckle und Zachmann. Nicht verschwiegen soll aber werden, daß Leute wie Raimund Fischer, Peter Mast, Markus Becker, Theodor Schrempp, Heinrich Kaul, Ignaz Eisele nicht unter der 1847er Adresse stehen, dann

aber 1849 zu den Hauptakteuren der Oberkircher Demokratie gehörten<sup>24</sup>. Sie scheinen erst nach dem November 1847 zur Demokratiebewegung gestoßen zu sein.

Zusammenfassend kann also für Oberkirch festgestellt werden, daß 1847 bereits ein „Verein freier Bürger“ bestand, der sich mit 67 Unterschriften an der Schweizer Adresse beteiligte und dann in der Revolution von 1848/49 die Spitze der demokratischen Bewegung stellte, die 1848/49 sich allerdings über den Kreis der bereits 1847 Genannten noch erweiterte. Eine Differenzierung der 1847 Unterschreibenden in Entschiedene und Gemäßigte ist dagegen in Oberkirch vorerst nicht zu erkennen.

### **Die Lahrer Unterschriften<sup>25</sup>**

<i>Adolfi Jacob</i>	<i>Dierstein Friedrich, Dierstein Karl,</i>
<i>Arnold Chirurg</i>	<i>Dierstein Wm</i>
<i>Autenrieth Friedrich</i>	<i>Dorner Carl, Dorner Jacob,</i>
<i>Baehr C.</i>	<i>Dorner, Joh. Vater, Dorner Karl, Dorner</i>
<i>Bauer Xaver</i>	<i>Tobias</i>
<i>Baum Eduard, Baum Rudolf</i>	<i>Dreher E., Dreher J.,</i>
<i>Baumann Carl?, Baumann W.?</i>	<i>Dreher Ludwig</i>
<i>Baumont (Baumert?) K.</i>	<i>Dreyer, Friedrich</i>
<i>Beck, Johann</i>	<i>Eisen August</i>
<i>Becker C.</i>	<i>Eisenlohr Louis</i>
<i>Bern(i?) J. W.</i>	<i>Erb Ludwig</i>
<i>Bilger U.?</i>	<i>Fischer Carl</i>
<i>Bischof Wilh.</i>	<i>Flach Daniel</i>
<i>Bitter J. C.</i>	<i>Flüge Christian, Flüge W.</i>
<i>Bladt Christian, Bladt Karl</i>	<i>Friedrich Carl, Friedrich Christian</i>
<i>Blatt Christian, Blatt Ch. Sohn, Blatt</i>	<i>Frick J.</i>
<i>Eduard, Blatt Johann Friedr.</i>	<i>Frik Ferd.</i>
<i>Bohnert August,</i>	<i>Gimpel Carl</i>
<i>Bohnert Friedrich,</i>	<i>Gimper? Friedr.</i>
<i>Bohnert Wilhelm</i>	<i>Göhringer Micharl, Göhringer</i>
<i>Brombacher</i>	<i>Goetz M.</i>
<i>Bucherer Christian, Bucherer Friedrich</i>	<i>Groß Ferdinand, Groß Georg, Groß Gust.</i>
<i>zum Apfel,</i>	<i>Gruber Karl</i>
<i>Bucherer Friedr. B(ier)br(auer), Bucherer</i>	<i>Haas Daniel</i>
<i>Georg zum Apfel, Bucherer Ludwig</i>	<i>Halweg Jo.</i>
<i>Buker J.?</i>	<i>Hart G. Joh.</i>
<i>Caroli H., Caroli W.</i>	<i>Haerd? Chr.</i>
<i>Dafol Georg</i>	<i>Hecht Christian</i>
<i>Delach Karl</i>	<i>Heidlauff C., Heidlauff Carl</i>
<i>Derndinger</i>	<i>Heimbürger Fr. W.</i>
<i>Detz (Dietz/Dutz) Hermann</i>	<i>Hertenstein Andreas</i>

Heß Karl  
 Hetzel J?  
 Hiller Jacob  
 Hockenjos, Hockenjos Friedrich  
 Hokenjos? Jacob  
 Huber August, Huber C. G.,  
 Huber G. F., Huber Karl,  
 Huber Karl  
 Huck Carl  
 Huflinger Friedrich  
 Hugo H.  
 Hyrenbach Eduard  
 Imm? G.  
 Joos Ch.  
 Junginger Johann  
 Jungmann Franz Hbr., Jungmann Friedrich  
 Keller  
 Kleb G(eorg)  
 Klein J. C., Klein C. Wh.  
 Klett Wr.  
 Knapp August, Knapp Joh.  
 Knoderer Carl, Knoderer Joh.,  
 Knoderer Wilhelm  
 Knöri Eduard  
 Kopf Karl  
 Kraemer H. J.  
 Kramer A.?, Kramer Carl,  
 Kramer Friedrich  
 Kräutler Joh. Friedr.  
 Kress Aug.  
 Kunz Johanes  
 Kurz Heinrich  
 Lagai C., Lagai Georg,  
 Lagai Johannes  
 Langsdorff Sohn, Langsdorff Vater  
 Lauer Xaver  
 Lehmann August, Lehmann Carl, Bäcker,  
 Lehmann Ch? jung,  
 Lehmann Wilhelm  
 Leisner Franz  
 Leonhard  
 Leser Ch, Leser Friedrich zum Pflug,  
 Leser Georg, Leser Georg, Leser J,  
 Zimmermeister, Leser Karl, Leser Wilhelm  
 Licht Christian  
 Lidi Karl, Schreiner, jung  
 Liermann K?  
 Lindenlaub Caroli?, Lindenlaub Ch,  
 Lindenlaub Christian,

Lindenlaub Gottlieb,  
 Lindenlaub H.? D. Vater  
 Marquardt V. (J?)  
 Maurer Christian, Maurer C. L., Maurer  
 Joh. Georg, Maurer.  
 Merkel J.  
 Metzger  
 Meurer Carl, Meurer Carl,  
 Meurer Christian, Meurer Gottlieb,  
 Meurer Jacob, Meurer Karl  
 Meye M.  
 Meyer Andreas, Meyer Georg, Meyer Joh.,  
 Meyer Wilhelm  
 Morstadt Carl, Morstadt Friedr.,  
 Morstadt J., Morstadt Karl  
 Müller Augustin, Müller Ferdinand,  
 Müller Jacob, Müller Karl,  
 Müller Kh? (K. J.), Müller L.  
 Müllerleile Friedrich,  
 Müllerleile Joh.  
 Murr J.  
 Nerlinger Ado(l)ph  
 Nestler Jacob  
 Neu Jakob  
 Nitti Johann Georg  
 Oberle Fr.  
 Pfaff Wilhelm, zum Engel  
 Pfann P.  
 Pfister K. A.  
 Pfisterer Karl  
 Reiser Ch., Reiser Daniel  
 Ried Chr., Ried Jacob  
 Romann Christian, Gärtner  
 Rösch Fr. Wilh. (Vieser)  
 Roos, Leonh.  
 Rost J. F., Buchdrucker  
 Ruder Johann  
 Rudolf H.  
 Salm Gottfried  
 Santer Wilh., Sauter Wilh.  
 Schaller G., Schaller Wilhelm zum Rappen  
 Schätzle Christian, Schätzle Georg,  
 Schätzle Karl, Schätzle Martin  
 Schmelzer Friedrich  
 Schmidt Carl, Schmidt Georg, Schmidt  
 Philip  
 Schnitzler C.  
 Schneider Eduard, Schneider K.,  
 Schneider Mich.

*Scholdorf Christ.*  
*Schoepflin Phipp.*  
*Schopfer Georg, Schopfer J. M., Schopfer*  
*Ludwig, Schopfer Mich.*  
*Schott Fried*  
*Schubert Wm (Wilhelm)*  
*Schwarz Konrad*  
*Schweickhardt August, Schweickhardt*  
*Friedrich, Schweickhardt H.*  
*Sexauer, Sexauer Christian*  
*Springmann M.*  
*Spuhller Michael*  
*Sputler Carl*  
*Steinmann K.*  
*Stoëßer, Kaufmann*  
*Stolz Georg*  
*Stoltz Wm*  
*Streißguth Christian, Streißguth Friedrich,*  
*Streißguth Joh., Streißguth Johann,*  
*Streißguth Ludwig*  
*Stulz Friedrich*  
*Stüttig Christ., Stüttig Wilhelm*  
*Stutt(wetz?) Joh.*  
*Syffermann Daniel*  
*Thalmann Joseph*  
*Theurer Christian*  
*Tischer Carl*  
*Trampler C., Vater*  
*Traub*  
*Ullrich, Ullrich J.*  
*Vieser Chr., Vieser Carl, Vieser*

*Jacob, Vieser Karl, Schreiner,*  
*Vieser Wilhelm, Schreiner, Vieser,*  
*Zimmermann*  
*Vogel Ludwig*  
*Voigt G.*  
*Vößler Georg*  
*Waeldin Carl Aug., Waeldin Christian*  
*Wagner F.? A.?*  
*Waibel Georg*  
*Walter Carl, Walter Ferdinand,*  
*Walter Johannes, Walter J.*  
*Wechselberger A.*  
*Weithart C. J.*  
*Wickersheim Johs.*  
*Wickertsheim August*  
*Wolf Friedrich*  
*Wolner Fried.*  
*Wroiger A.*  
*Zaere K.*  
*Zeh Johann*  
*Zehler Georg*  
*Zimmermann alt, Zimmermann J. G. Sohn*  
*Zuber Friedrich*  
*Zürn Jacob*  
*Zwick Karl*

Die nicht mit Sicherheit transskribierten Stellen sind gekennzeichnet (? , () ). 4 Namen sind wegen Unleserlichkeit nicht aufgenommen (Nr. 57, 209, 210, 231).

Differenzierter und – trotzdem – weniger eindeutig ist das Bild, das Lahr abgibt: Einmal ist die Gratulationsadresse vom 20. November 1847 von 281 Männern unterschrieben, so daß wir die Namen aller Lahrer Sympathisanten kennen, zum zweiten wurde in Lahr am 3. Dezember 1847 eine Spendenliste aufgelegt<sup>26</sup>, in die sich bis zum 19. Dezember 126 Lahrer mit insgesamt 238 Gulden eintrugen. Unter ihnen stechen die „Lotzbeck Gebrüder“, die bekannten Schnupftabakproduzenten<sup>27</sup>, mit 50 Gulden und Daniel Voelcker, der Zichorienfabrikant<sup>28</sup>, mit 20 Gulden hervor. Die vorwiegend an länderübergreifendem Handel interessierten, wohlhabenden Lahrer Industriepioniere und nicht die – nur – auf politischer Ebene Agierenden haben die größten Summen gespendet. Es ging ihnen in politischer Hinsicht wohl vor allem um mehr Freizügigkeit, aber wohl nicht eigentlich

um die Freiheit in entschieden demokratischem Sinne, wie das Beispiel von Daniel Voelcker zeigt, der im Juni 1849 sogar in den Verdacht der Konterrevolution geriet und ein Hauptopfer des revolutionären Exekutionszuges nach Lahr werden sollte<sup>29</sup>.

Aber es muß auf demokratischer Seite einen entschiedenen Widerwillen gegen die Vereinnahmung der Spenden- und Sympathieaktion durch Gewerbe- und Handelsinteressen gegeben haben. Der Kürschner Leonhard Roos, der 1849 Vorsitzender des Lahrer Volksvereines werden und am Ende der Revolution als einer der Hauptbelasteten dastehen sollte, versah seinen Spendeneintrag von 2 Gulden mit einem Text, der Protest und Bekenntnis zugleich sein wollte:

„Nicht wegen Taback<sup>30</sup> & Cichorien<sup>31</sup>, nicht wegen Leder<sup>32</sup> & Leinwand<sup>33</sup>,  
Nur wegen der Freiheit allein, biet ich den Schweizern die Hand.“

Es gab also unter den Lahrer Spendern und Unterzeichnern mindestens eine Gruppe, die wie die Offenburger die Aktion eindeutig als politische Parteinahme im Sinne der anzustrebenden Demokratisierung verstanden. Aber es gab in Lahr auf der anderen Seite auch eine bereits ältere Tradition des konstitutionellen Liberalismus, der für „gemäßigtes“ Vorgehen in tagespolitischen Fragen war, und es gab in Lahr auch eine Tendenz – vielleicht vornehmlich aus Rücksicht auf einen möglichst ungestörten Fortgang von Gewerbe, Industrie und Handel –, eine Festlegung auf eine bestimmte politische Richtung möglichst zu vermeiden. Ist nicht die Bestimmung der Lahrer Spendenaktion vom 3. Dezember 1847 dafür symptomatisch: „Der Ertrag dieser Sammlung soll einer dortigen Hilfskasse mit dem ausdrücklichen Bemerken zugewiesen werden, daß er an Unglückliche obiger Art ohne Ansehen der Partei oder politischen Richtung verteilt werden möge“?

Im Grunde ist in den Lahrer Adressen von 1847 bereits die Problematik des Lahrer Verhaltens in der Revolution von 1848/49 vorweggenommen: Auf der einen Seite entschieden demokratisches Engagement, das hier nur mit Stichworten wie Volksverein, Arbeiterverein, radikale Zeitung „Schutterbote“ angedeutet werden kann, auf der anderen die starke Partei der gemäßigten „Konstitutionellen“ mit der schließlichen „Gegenrevolution“ in den letzten Juniwochen von 1849.

Zum Schlusse noch eine grundsätzliche Überlegung: Vier Orte der Ortenau haben 1847 Stellung genommen zum Schweizer Sonderbundkrieg. Wo bleiben die anderen? Reichte in ihnen die Anhängerschaft und die Führungskraft der örtlichen Häupter des „Fortschritts“ nicht zu einem Engagement aus?



Und wo blieb das Deutschland außerhalb des immerhin relativ stark engagierten Südwestens? Interessierte man sich dort für die Schweizer Vorgänge nicht so sehr wie am Oberrhein? Oder war dort der Gedanke der Demokratie noch nicht so verbreitet? Für diese Annahme spräche die Beobachtung, daß die „Adressengebiete“ von 1847 sich auffällig decken mit den Aufstandsgebieten von 1849.

Die Adressenbewegung von 1847 ist also in der Ortenau wie auch in den anderen davon erfaßten deutschen Gebieten nicht nur Vorspiel und eine Art Auftakt zur deutschen Bewegung von 1848/49, sondern sie gibt Aufschluß über die Kräfteverhältnisse im Lande überhaupt. Vereinfachend kann man sagen, daß sie die Chancen eines gewaltsamen Veränderungsversuches und dessen räumliche Begrenztheit in Deutschland und innere Problematik erstaunlich realistisch im Vorhinein aufzeigte.

#### *Anmerkungen*

- 1 Alfred Diesbach, Der Schweizer Sonderbundkrieg von 1847, ein Vorspiel zu den deutschen Volkserhebungen von 1848 und 1849. In: Konstanzer Almanach 1971, S. 42–52.
- 2 Am ausführlichsten äußerte sich Amand Goegg, der entschiedene Ortenauer Revolutionär von 1849: „... noch vor der französischen Februarrevolution übten auch die Ereignisse in der Schweiz einen bedeutenden Einfluß aus und zwar nicht bloß auf Baden, sondern auch auf Württemberg, Bayern, bis über Kurhessen nach Sachsen hinein. Nachdem der von den Jesuiten angezettelte und von der österreichischen und französischen Regierung unterstützte Sonderbund im Spätjahr 1847 von den Milizbataillonen der 13 freisinnigen Kantone unter General Dufour niedergeworfen worden war, begnügte man sich in Süd- und Mitteldeutschland nicht bloß mit begeisterten Zuschriften an die schweizerischen Freiheitskämpfer, sondern sandte an die Tagsatzung nach Bern für die Verwundeten auch ziemlich bedeutende Liebesgaben. Baden lieferte von den eingegangenen ca. 10 000 fr. betragenden Geldern nahezu die Hälfte.“ (Nachträgliche authentische Aufschlüsse über die Badische Revolution von 1849 . . . , Zürich 1876, S. 14 f.)
- 3 Tagsatzung: Versammlung der Gesandten der schweiz. Kantone (Stände), durch die neue Verfassung vom 12. Sept. 1848 beseitigt.
- 4 Schweiz. Bundesarchiv Bern: D Besondere Militärangelegenheiten/Bewaffnung im Spätjahr 1847: Adressen vom Auslande an Tagsatzung. Bd. 1626. – D Besondere Militärangelegenheiten. Bewaffnung im Spätjahr 1847. Acten betreffend den Eingang u. die Vertheilung der milden Gaben für die Opfer des Feldzugs . . . 1847. Bd. 1628.  
– Vgl. Werner Naef, Die Schweiz in der deutschen Revolution (1847–1849). 1929 In: Die Schweiz im deutschen Geistesleben 59/60: Texte der Adressen ohne Unterschriften abgedruckt.
- 5 Gert Zängle, Konstanz in der Großherzoglichen Zeit (Geschichte der Stadt Konstanz 4,1) Konstanz 1994, S. 157 f.
- 6 Siehe W. Naef (Wie Anm. 4), S. 107 ff.
- 7 Ebd. S. 109 ff.
- 8 Ebd. S. 112.

- 9 Ebd. S. 113 f.
- 10 Ebd. S. 119 ff.
- 11 Ebd. S. 124 ff.
- 12 Ebd. S. 147 f.
- 13 Ebd. S. 201.
- 14 Entgegen der historischen Zugehörigkeit zur Ortenau tendierte Lahr hier zum südlich anschließenden Breisgau.
- 15 Anspielung auf Arnold Winkelried, der 1386 in der Schlacht von Sempach durch seinen Opfertod den Sieg der Schweizer über Herzog Leopold von Österreich ermöglicht haben soll.
- 16 fl. 300 RW = Florent. 300 Rhein. Währung = 300 Gulden.
- 17 Luzern als Zentrum des Sonderbundes hier als Sinnbild für „reaktionäres“, „traditionalistisches“ Verhalten gesehen.
- 18 Freiburg i. Uechtland als katholisches „reaktionäres“ Bollwerk gesehen.
- 19 Christof Heinrich Adolf Gerwig (1812–1862), evgl. Pfarrer aus Obergimpfern b. Sinsheim, seit 1846 Diakon in Hornberg. 1849 Civilkommissär im Amt Hornberg, Abg. der Verfassunggebenden Versammlung. Nach der Revolution floh er in die Schweiz, 1851 wanderte er in die USA aus, dort 1862 Selbstmord. Vgl. Kurzbiographie bei Sonja-Maria Bauer, Die Verfassunggebende Versammlung in der badischen Revolution von 1849. Düsseldorf 1991, S. 337 f.
- 20 Franz X. Vollmer, Offenburg 1848/49, Karlsruhe 1997.
- 21 Zu Reindle vgl. Franz X. Vollmer, Emil Glockners Ferienerinnerungen an Offenburg um 1848 und vier Offenburger „Achtundvierziger“. In: Die Ortenau 76 (1996), S. 300 ff. – Franz X. Vollmer, Offenburg 1848/49, Karlsruhe 1997.
- 22 Zu den Unterschreibenden vgl. Franz X. Vollmer, Offenburg 1848/49.
- 23 Wie Anm. 4, Bd. 1626. Hier alphabetisch geordnet. Nicht zweifelsfrei Gelesenes ist gekennzeichnet.
- 24 Hans-Martin Pillin, Die Parteinahme der Bürgerschaft Oberkirchs zugunsten republikanischer Ideen während der badischen Revolution der Jahre 1848/1849. = Die Ortenau 56 (1976), S. 42 ff.
- 25 Wie Anm. 22.
- 26 Wie Anm. 4, Bd. 1628.
- 27 Gesch. d. Stadt Lahr 2., S. 134 ff., 162 ff.
- 28 Ebd. S. 137.
- 29 Franz X. Vollmer, Offenburg 1848/49.
- 30 Zur Lahrer Schnupftabak- und Zigarrenindustrie siehe Reinhard Heßhöhl, S. 134 ff., 138 f.  
Ursula Huggle, S. 162 ff. in: Geschichte der Stadt Lahr Bd. 2 (1991).
- 31 Zu Lahrer Zichorienkaffee siehe Reinhard Heßhöhl, S. 136 f., Ursula Huggle, S. 166 ff. in: Geschichte der Stadt Lahr, Bd. 2 (1991).
- 32 Zur Lahrer Lederindustrie siehe Reinhard Heßhöhl, S. 139 f., Ursula Huggle, S. 168 ff. in: Geschichte der Stadt Lahr, Bd. 2 (1991).
- 33 Zu Lahrer Webereien siehe Reinhard Heßhöhl, S. 139, in: Geschichte der Stadt Lahr, Bd. 2 (1991).

## Kanonikus Alexandre Straub auf Studienreise in Baden

*Louis Schlaefli*

Geboren in Staßburg am 19. 03. 1825, wurde Alexandre Straub im Jahre 1850 zum Priester geweiht. Gleich sollte er als Professor am Kleinen Seminar tätig sein. Am Anfang des Schuljahres 1867/68 wurde Straub Direktor der Institution Saint-Arbogast *mit dem geheimen Auftrag von seiten des Bischofs, wie man erzählt, die Anstalt in schicklicher Weise zu Grabe zu führen*. Dies geschah auch am 8. April 1868<sup>1</sup>. Straub wurde dann Schatzmeister des Grand Séminaire (1868), Generalsekretär des Bistums (1870), Kanonikus (1876), Generalvikar (1891). Er starb am 21. 11. 1891<sup>2</sup>.

Was uns hier mehr interessiert: Straub war Kunstkenner und Kunstsammler, Archäologe und Historiker. Seit dem 5. Dezember 1855, dem Gründungstage der *Société pour la Conservation des Monuments Historiques d'Alsace*, Mitglied derselben und sofort im Vorstand tätig, wurde er am 19. November zum Präsidenten erwählt und blieb es bis zu seinem Tode.

Mit Abbé Gustave Keller hatte er die große Publikation aller noch vorhandenen Kopien des *Hortus Deliciarum* unternommen; Keller sollte sie zu Ende führen.

Nach seinem Tode wurde seine reiche Bibliothek versteigert, ebenso wie etliche Kunstwerke seiner Sammlung. Die schönsten Stücke jedoch kamen durch Schenkung in die Straßburger Museen, wo sie heute noch zu bewundern sind. Eine Aufstellung seiner wissenschaftlichen Abhandlungen<sup>3</sup> läßt ihn als einen der profiliertesten Heimathistoriker der Zeit erscheinen.

Sein historischer Nachlaß befindet sich, wenn auch nicht vollständig, so doch größtenteils, in der Bibliothèque du Grand Séminaire de Strasbourg. Seine Studien zur Geschichte des elsässischen Klerus zur Zeit der Revolution, wie auch viele andere, wurden nie veröffentlicht.

Man kann annehmen, daß er die Schulferien benutzte, um herumzuwandern und die Kunstdenkmäler des Elsasses zu besichtigen und auch einige zu beschreiben. Dies tat er auch in der nahen Ortenau: wahrscheinlich – da seine Zeichnungen datiert sind – nahm er mehrmals den Wanderstab, um diese Gegend im Detail zu besuchen<sup>4</sup>. Er machte nicht nur Notizen über die Sehenswürdigkeiten, sondern zeichnete auch Gesamtansichten oder Details. Offensichtlich stand er mit dem *Närrischen Maler* Karl Sandhaas

(1801–1859) aus Haslach in Verbindung. Es befinden sich nämlich in seiner Mappe eine Anzahl von Stadt- und Dorfansichten aus Südbaden, die von Sandhaas gezeichnet wurden. Es sei zu bemerken, daß nebenbei vom selben Maler auch Dorf- und Wirtshausszenen aus dem Kinzigtal sowie Zeichnungen von Bauersleuten und Handwerkern in der Tracht ihrer Zeit am selben Ort aufbewahrt werden.

Wir haben diese Mappe alphabetisch geordnet, sie ist bei uns einzusehen. Die Nummern im Text und bei den Bildlegenden beziehen sich auf unsere Aufstellung.

### **Aus den Notizen Abbé Straubs über Kirchen in der Ortenau**

*Allerheiligen*

1861

*Stattliche Ruinen der Prämonstratenser Klosterkirche, gestiftet 1196 (wovon noch die Eingangshalle) von Uta v. Schauenburg. Die Kirche mit Vierrungsturm gehören dem XIV. Jahrh. an . . .*

*Die ganze Ruine leider glatt geputzt und ihrers früheren Charakters entkleidet (?) – ein Schaustück für die vornehme Reisewelt, die im comfortablen, ganz nobel eingerichteten Hotel daneben sich breit macht und an der table d'hôte, wo Kellner im Frack umherlaufen und Champagner aufsetzen, über die entsetzliche Borniertheit und Arbeitsscheu der ehemals hier hausenden Mönche loszieht. Damen en grande toilette.*

*Wieviel besser und gemütlicher sah es hier vor noch nicht 20 Jahren am frugalen Tisch des alten Förster Mittenmeyers (aus), der die Wasserfälle zugänglich gemacht, aber die in Trümmer zerfallene Kirche eine Ruine sein ließ, bewachsen mit Bäumen und Gesträuch, großartig und imponierend in ihren Resten.*

2029 (1)

*Elzach*

1868

*Ordentliches Bauernstädtchen. Schöne Pfarrkirche in spätgotischem Stil, 1522 erbaut – mit modernem, sehr massivem, in Hausteinen aufgeführten Glockenturm von 1828. Schiff mit sehr flachem niederen Netzgewölbe, un schön auf modernen dorischen Pilasterabschlüssen ruhend. Unten beim Turm ein großes Taufbecken, achteckig konstruiert mit der Jahreszahl  $\blacktriangle \text{ 1522 } \times \times \times$  und dem Steinmetzzeichen  $\text{ }^{\times}$ , jetzt als Weihkessel dienend.*

*Chor ein Sterngewölb (in den Schlußsteinen, vom Altar ab St. Maria (Mater Dei) – St. Margaretha – St. Nicolaus und 2 Wappen –. Die Heiligen im Brustbild)*

*Über der Sakristeitüre, die vielfach in der Kirche vorkommende Jahreszahl der Erbauung 1522. Großer Ciborienaltar aus der Mitte des letzten Jahrhunderts mit großen zwischen den Säulen stehenden Statuen. – Das Altargemälde, die Verkündigung Mariae darstellend, mit nicht übel angebrachtem Engelapparat, von guter Hand, in feingeschnitzten Goldrahmen aus der Zeit.*

2029 (20)

*Espach*

1867

*Muttergotteswallfahrt – moderne Kirche, ausgemalt auf Befehl PH.I.A. SP. MDCCXC (über dem Chorbogen zu lesen). Das Wunderbild bekleidet u. bemalt (XVII.–XVIII. Jahrh.). Daneben ein ex voto von 1794.*

*Kanzel und Altäre im Ultrazopfstil – Die Einrahmungen der Altarbilder auf den Nebenaltären wildrococo – doch nicht ohne Wert. Charakteristisch für die Zeit der Ausführung der Deckengemälde (S. Gosser pinxit 1790), Szenen aus dem Leben Mariae vorstellend – nicht von Meisterhand, aber von einem sonst gut stilierten Maler. Ebenso die Gemälde der Nebenaltäre (St. Barbara – fast unanständig in Kleidung (decolletiert) in gespreizter Stellung gegenüber St. Sebastian!, St. Anna, Hl. Familie (Jesus fast als Mädchen).*

*In den Ecken des Schiffes vier Anrufungen aus der Lauretanschen Litanei Foederis arca, Salus infirmorum (hiebei eine Apotheke), Janua coeli, Turris Davidica*

*Die malerischen Einrahmungen der Decken- und Wandgemälde ohne Sinn für Totaleindruck.*

2029 (10)

*Ettenheim*

Juni 1868

*Zwischen Munchweiler und Ettenheim rechts am Wege ein hübsches laternartiges, steinernes Bildstockhäuschen von MDLXXV.*

*Weiter ganz in der Nähe von Ettenheim ebenfalls rechts am Weg ein Kapellchen, hochgelegen mit ursprünglichem, gemauerten Altar – und Jahreszahl 1698, wahrscheinlich eine Renovierung angehend, denn nach den Profilierungen der Fenster zu urteilen, scheint der Bau um etwa hundert Jahre älter. Auf dem Altar steht unter mehreren nichtssagenden modern geschnitzten Bildern ein hölzerner Osterheiland aus dem Ende des XVI. oder Beginn de XVII. Jahrhunderts.*

2029 (11)

Vom ehemaligen (?) gestifteten Kloster bleibt gegenwärtig nur noch die Umfassungsmauer und die jetzt im Abbruch begriffenen Kellergewölbe. Einem Gemälde nach zu urteilen, das im Bad St. Landelin und einer Zeichnung im Pfarrhaus daselbst, war der ganze Klosterbau modern, aus dem letzten Jahrhundert.

Die St. Landelins Wallfahrtskirche wurde mit Ausschluß des Turmes . . . 1765 ausgebaut. Sie zeichnet sich aus durch gefällige Verhältnisse und dank meisterhafter Ausführung, freilich im damaligen Zopfstile. – Die Mauern durch korinthische Pilaster gegliedert. Die niederen Deckengewölbe sind mit Malereien geziert, sämtliche von der Hand eines Schwarzwälders: Blasius Morath aus dem Amt St. Blasien, von etwas wulstiger Zeichnung, weniger gelungen als die der Kirche von Waldkirch. (Die ganzen Gemälde von der Orgel ab: St. Landelin, von einem Heiden im Wald überrascht – St. Landelin im Augenblick der Enthauptung – St. Landelin von der Frau und den Töchtern seines früheren Gastwirthes in Altorf aufgefunden und betrauert. Nebenher, in etwa 20 kleinen Medaillons en camaïeu: Bestattung und Mirakel des Heiligen.

Drei schöne große Altäre: Hochaltar (Zopfciborie), die Verklärung St. Landelins vorstellend. – Auf dem linken Seitenaltar St. Landelin fast jungfräulich in lebensgroßer, schön geschnitzter Statue gegenüber dem Muttergottesaltar.

Die 10 gut geschnitzten Beichtstühle, die Kanzel, ein ausgezeichnet schönes Orgelgitter, Orgelwerk von Silbermann – sämtlich aus der Zeit.

Vor der Kirche westlich die St. Landelins Wunderquellen in Fünffzahl, an den Stellen entsprungen, wo des Heiligen Haupt gefallen und Hände und Füße seiner Leiche geruht. Sie fließen gegenwärtig aus einer Röhre, in den Stein eingehauene Ringe bezeichnen den Ort, wo die jetzt geborgenen Quellen entspringen.

In einem Verschuß auf dem Turm wird der Hauptschatz der Kirche, das schöne Pectoralbild St. Landelini aufbewahrt. Ganz in getriebenem Silber, reich an geschliffenen Edelsteinen, kann dasselbe als eines der ausgezeichnetsten Kirchenkleinodien und gediegensten Werke spätmittelalterlicher Goldschmiedekunst im Oberrhein angesehen werden. Der Schädel des Heiligen wird durch Öffnen einer oben angebrachten Klappe sichtbar. Auf der Brustspange ist der Heilige abgebildet, tot am Boden liegend, mit den fünf aufsprudelnden Quellen. Unten um den Sockel in zahlreichen Abtheilungen, die Legende und Wunder des Märtyrers – mit langer Inschrift, worin der Schenkgeber bezeichnet.

Elaboratum. studio – ðni. Laurentii, abbatis, virginei partus. ano. sexto supra sesquimile. Also aus dem Jahr 1506.

*An den Ecken dieses Kunstwerkes, unter hübschen, gotischen Türmchen, vier Heiligenbilder: Muttergottes, (Laurentius?), Benedictus und Christophorus.*

*Das ganze eine umständliche Beschreibung wert.*

2029 (12)

*Munchweiler*

1868

*Neue Kirche von 1828. Begräbnisort des hl. Landelin. Hinter dem Hochaltar und am Rücken desselben zu Anfang des XVII. Jahrh. ausgeführter Grabstein des Heiligen – (St. Landolin, bärtig, einen Rosenkranz zu den Händen, mit langer Kutte bekleidet –. Die Füße jetzt abgeschlagen. – Überhaupt in hartem Stein roh ausgearbeitet).*

*Wahrscheinlich lag dieser Stein erhoben über einer Art Gruft, und konnten die Pilger darunter knien oder herziehen und die Reliquien berühren – (wie in St. Ludan, Elsaß).*

*Gegenwärtig sind die Reliquien des Heiligen im Hochaltar (tumba) verschlossen und werden an hohen Feierlichkeiten aufgedeckt. Auf der rechten Seite des Schiffes eine niederländische Anbetung der Hirten. Wertvolles Gemälde mit ausdrucksvollen Köpfen (anbetender Greis – hinten in herabhängendem Strohhut – vortrefflich). Die Madonna und das Kind scheinen eine Übermalung erlitten zu haben.*

2029 (28)

*Nieder-Sexau*

August 1867

*Kirchlein mit Spitzbogenfenstern, nun alles verzopft. Die Decke früher wahrscheinlich mit Malereien geziert (1700–1750). Auf dem gut ausgeführten Hochaltar en rocaille eine Pieta aus dem XVI. Jahrh. Gesichtszüge schön und edel geformt. Die ganze Haltung zart und voll Grazie. Werk eines trefflichen Meisters. Links am Altar das Bild eines jungen Märtyrers, schön geformt.*

*Vorn an der Brüstung der Orgelbühne zwei wertvolle Gemälde Maria und Gabriel, den Engel der Verkündigung vorstellend.*

2029 (30)

*Schwarzach*

August 1868

*Bedeutende romanische Säulenbasilika aus der Mitte des XII. Jahrh. Die ganze obere Hälfte etwas späterer Bau in Backsteinen ausgeführt, mit Einschluß des Rundbogenfrieses, der von der steinernen Giebelfront weg am Schiff, Querschiff und Apsis zieht. Die Apsis sowie die Nebenchorchen um die Mitte des XII. Jahrh. erhöht, die daran stoßenden Bauteile bis an das Querschiff überwölbt – sonst die ganze Kirche ursprünglich flach oder mit*

offenem Gebälk gedeckt – wirklich mit falschem Halbgewölb (?) aus dem Anfang des letzten Jahrhunderts versehen.

... Längs der Nebenschiffe ist eine Galerie angebracht, scheinbar dem Anfang des XVIII. Jahrh. angehörend sowie die Kanzel. Orgel- und Sängervorbühne aus der Zopfzeit – ziemlich einfach.

... Beide Nebenaltäre, an den zwei vordersten Rundsäulen errichtet, im barocken Zopfstil, ohne Kunstwert. Der große Hauptaltar besser, mit Baldachin, getragen von 4 korinthischen Säulen. Als Bild in der Mitte die Immaculata Conceptio, über welche die Hl. Dreifaltigkeit, zu beiden Seiten: Peter und Paul. Etwas mehr auswärts und tiefer unten: Benediktus und Scolastica. Über jedem Altar das Schwarzacher Wappen.

Hinter dem jetzigen Hochaltar, in der Hauptapsis der Mönchschor mit schönem, an Blumenschmuck reich geschnitzten Holzgetäfel aus dem Ende des XVII. Jahrh.

Schweighausen

Juni 1868

Pfarrdorf im Schwarzwald. Gut gebaute Kirche von 1777. – Früher zum Kloster Ettenheimmünster gehörend, das den Bau besorgt hat. Am hohen Ciborienaltar St. Romanus als Patron, zwischen den korinthischen Säulen stehen die lebensgroßen Statuen des hl. Benedictus und des hl. Sebastian im Geschmack der Zeit.

... Der obere Teil des spätmittelalterlichen steinernen Tabernakels wurde beim Neubau erhalten und ist gegenwärtig rechts beim Eingang in den Kirchhof in die Umfassungsmauer eingemauert zu sehen. Unter dem Bogen, wie mancherorts, ein Ecce-homo-Bild – hier ohne Nimbus. 2029 (46)

#### Anmerkungen

- 1 Louis SCHLAEFLI, Le Collège Libre Saint-Arbogast de Strasbourg, in: *La formation du clergé dans les diocèses de Strasbourg et de Metz de 1801 à 1870*, ERCAL Publications N° 1 (1985), 147–181.
- 2 Siehe: N(icolas) DELSOR, M. le Vicaire général A. Straub, in: *Revue Catholique d'Alsace*, XI (1892), 48–52; Edouard SITZMANN, *Dictionnaire de Biographie des hommes célèbres de l'Alsace*, Rixheim, Sutter, 1910, 838–839.
- 3 *Bulletin de la Société pour la Conservation des Monuments Historiques d'Alsace*, XVI (1893), 175; Ed. SITZMANN, op. et loc. cit.
- 4 Im August 1857, unternahm er eine andere Reise nach Speyer und Worms. Dieser Reisebericht (8 Seiten mit einigen Zeichnungen) wird auch im Grand séminaire de Strasbourg aufbewahrt (Ms 2030).



**Bleistiftzeichnungen von Abbé Straub**



*Kirchhofskapelle in  
Kippenheim, 1868  
2029 (25)*



*Klauskirchel in Achern*

2029 (5)



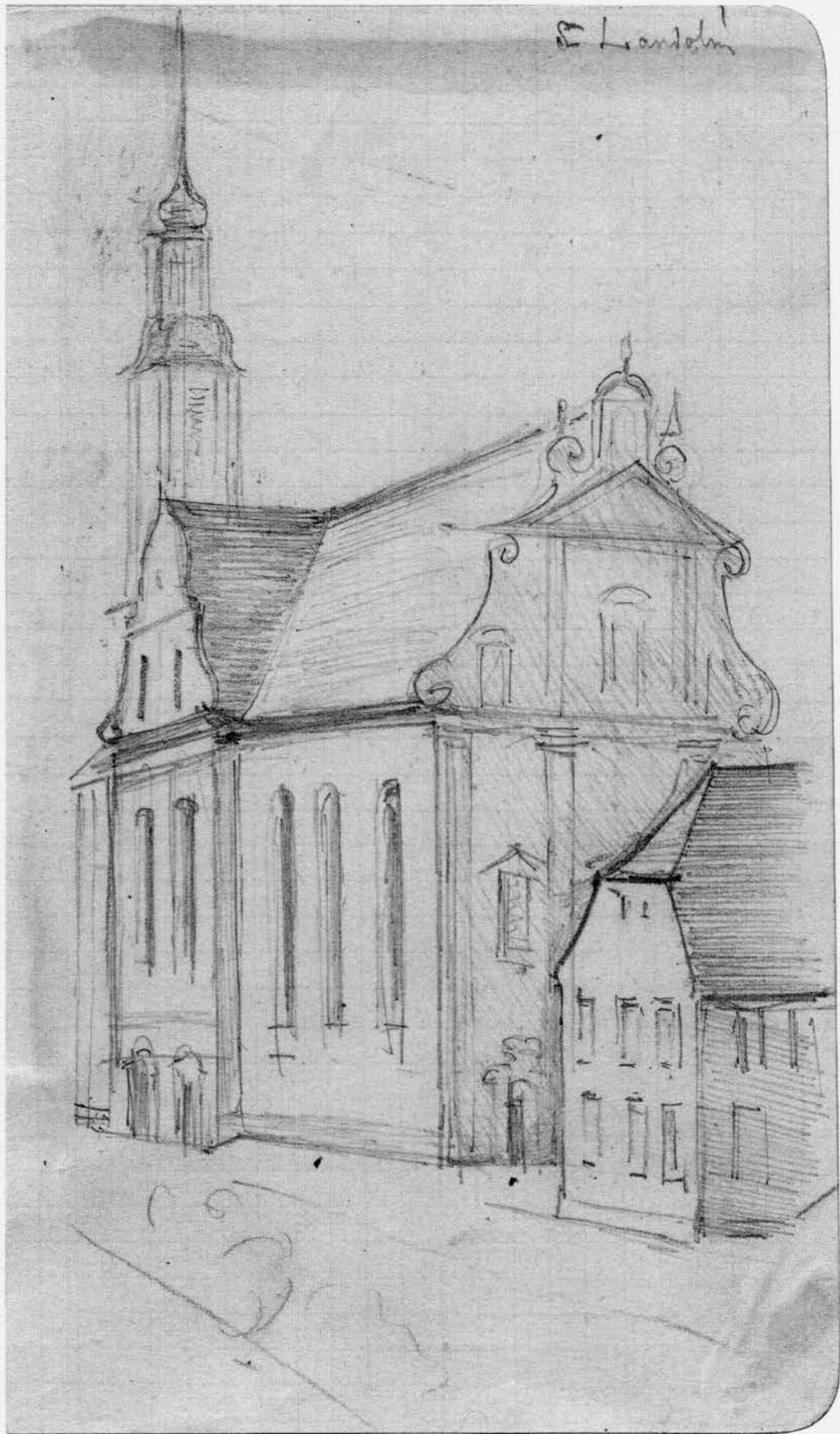
Kapuzinerkloster in Oberkirch, 1847

2029



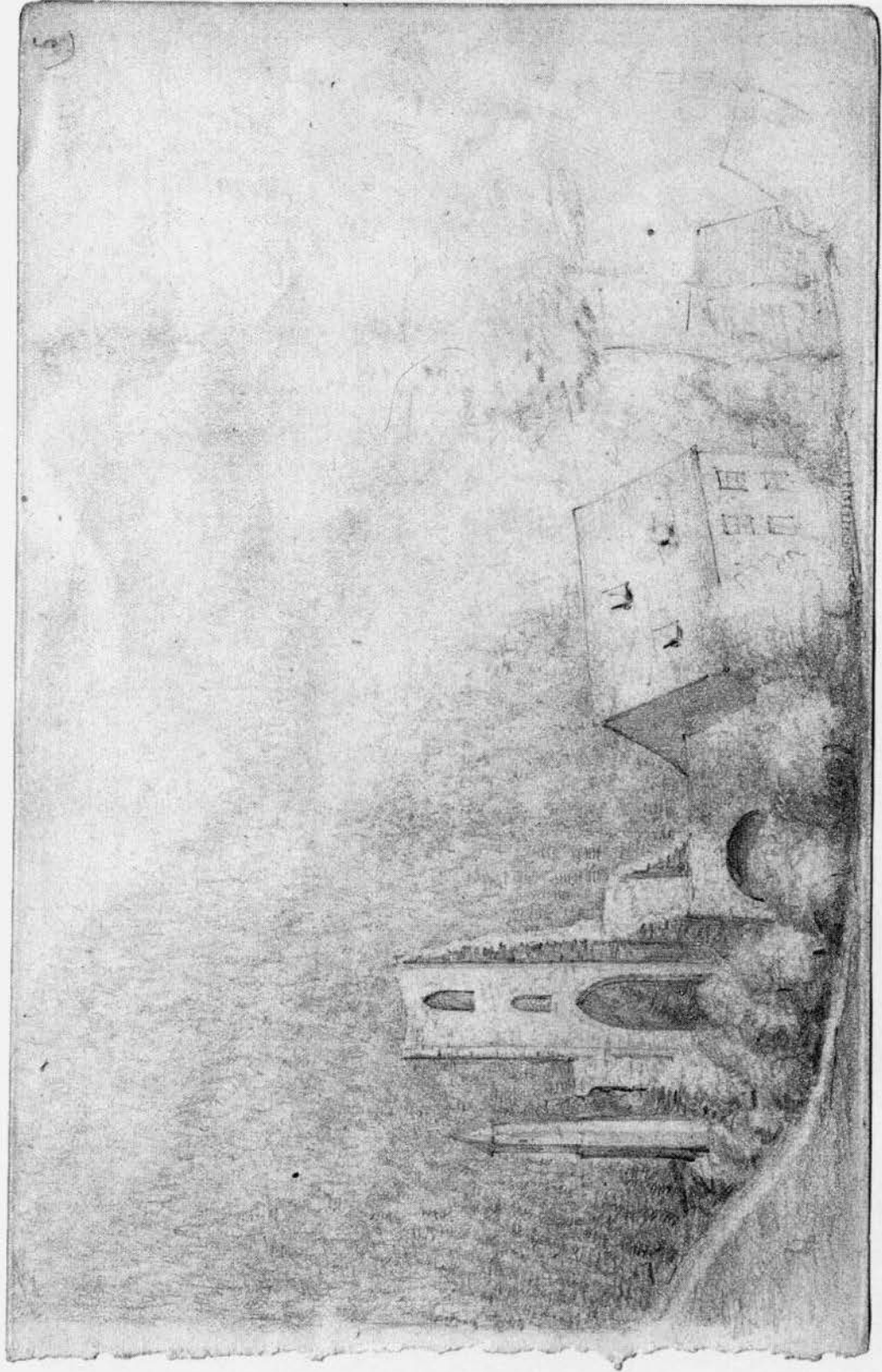
Nußbach, Tympanon aus der ehemaligen Heidenkirche, 1868

2029.(32)



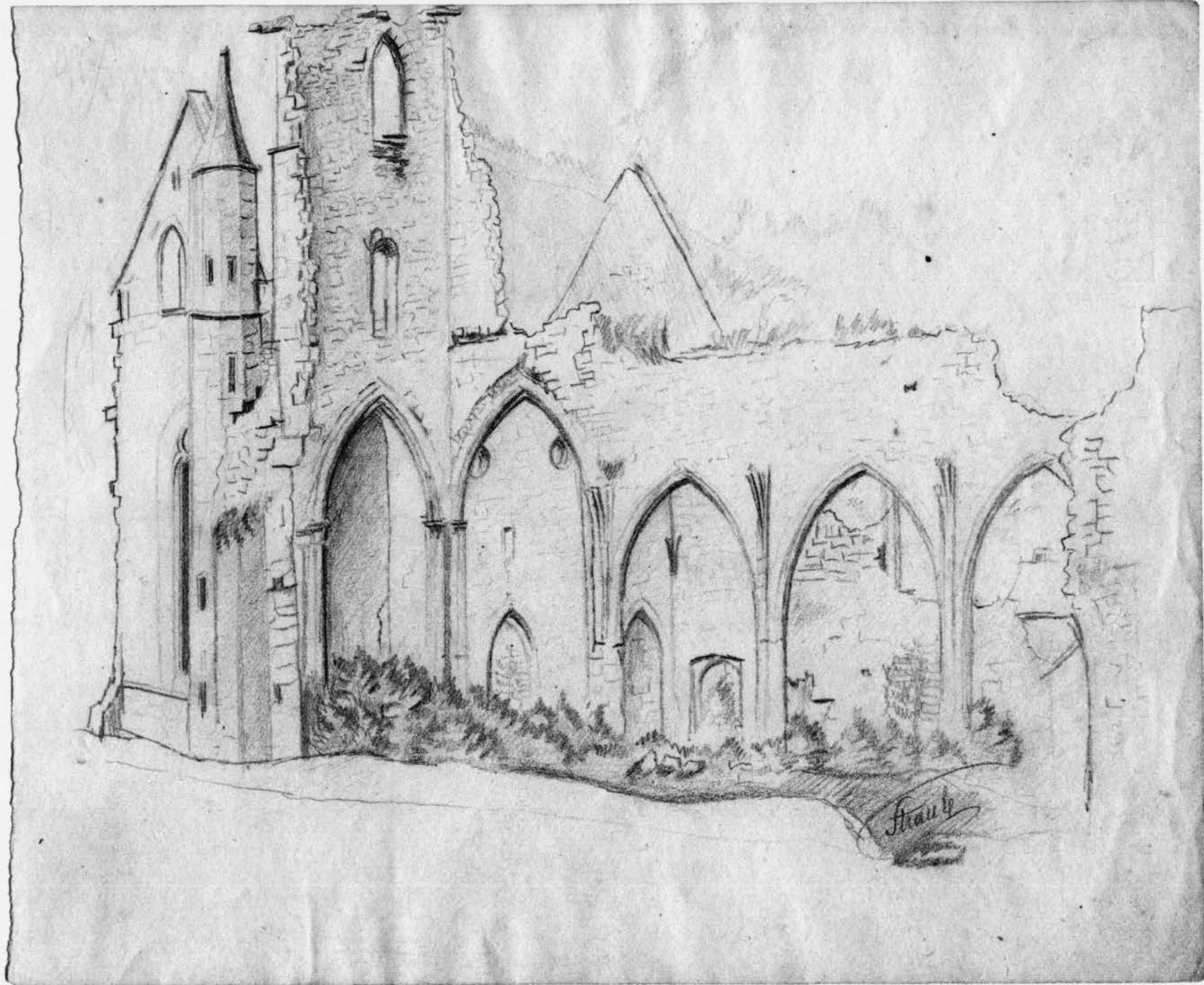
*Stadtkirche von Ettenheimmünster*

2029 (12)



*Ruine des Klosters Allerheiligen, bei Straub Altendorf*

2029 (5)

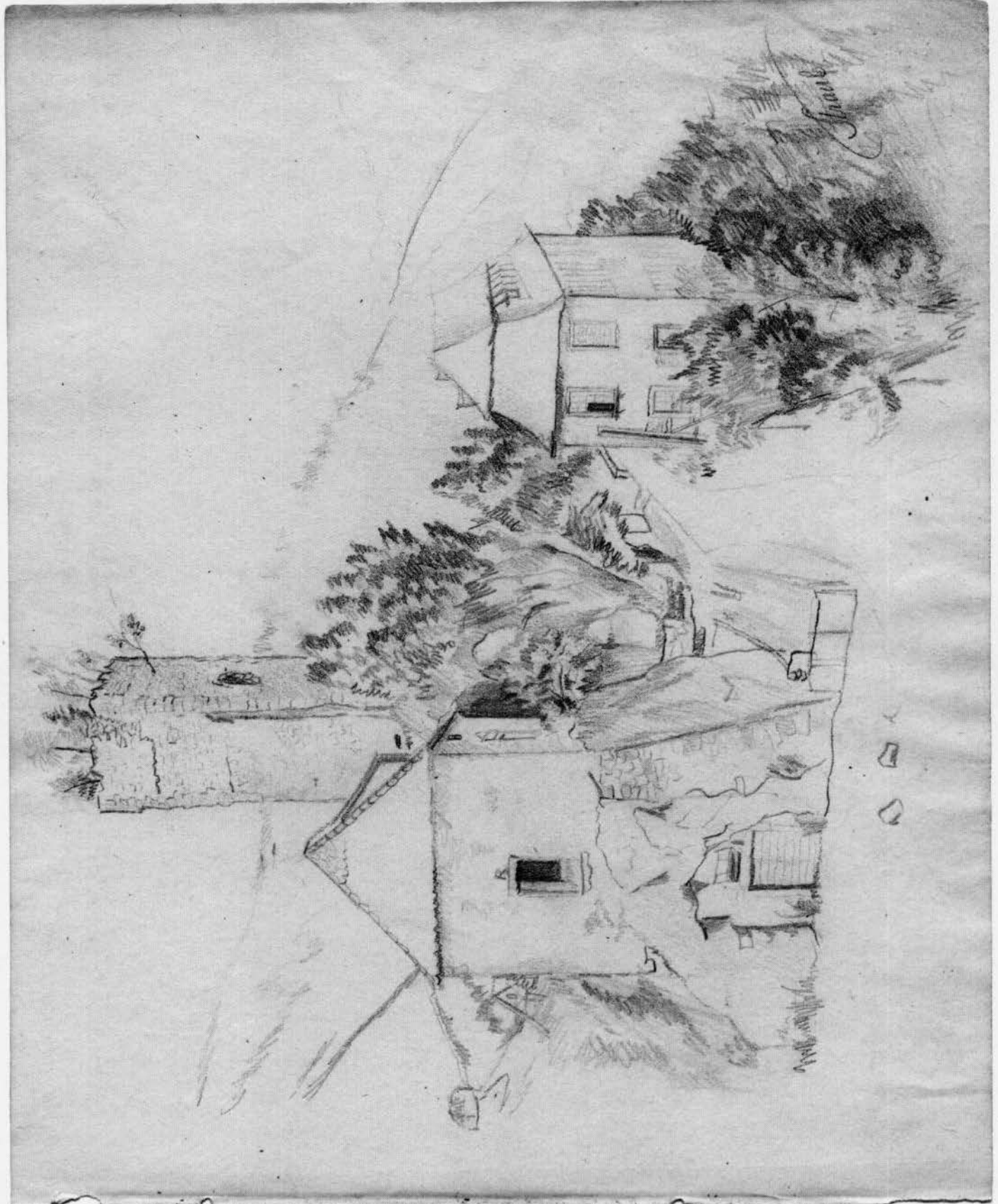


*Ruine der Klosterkirche Allerheiligen, 1845*



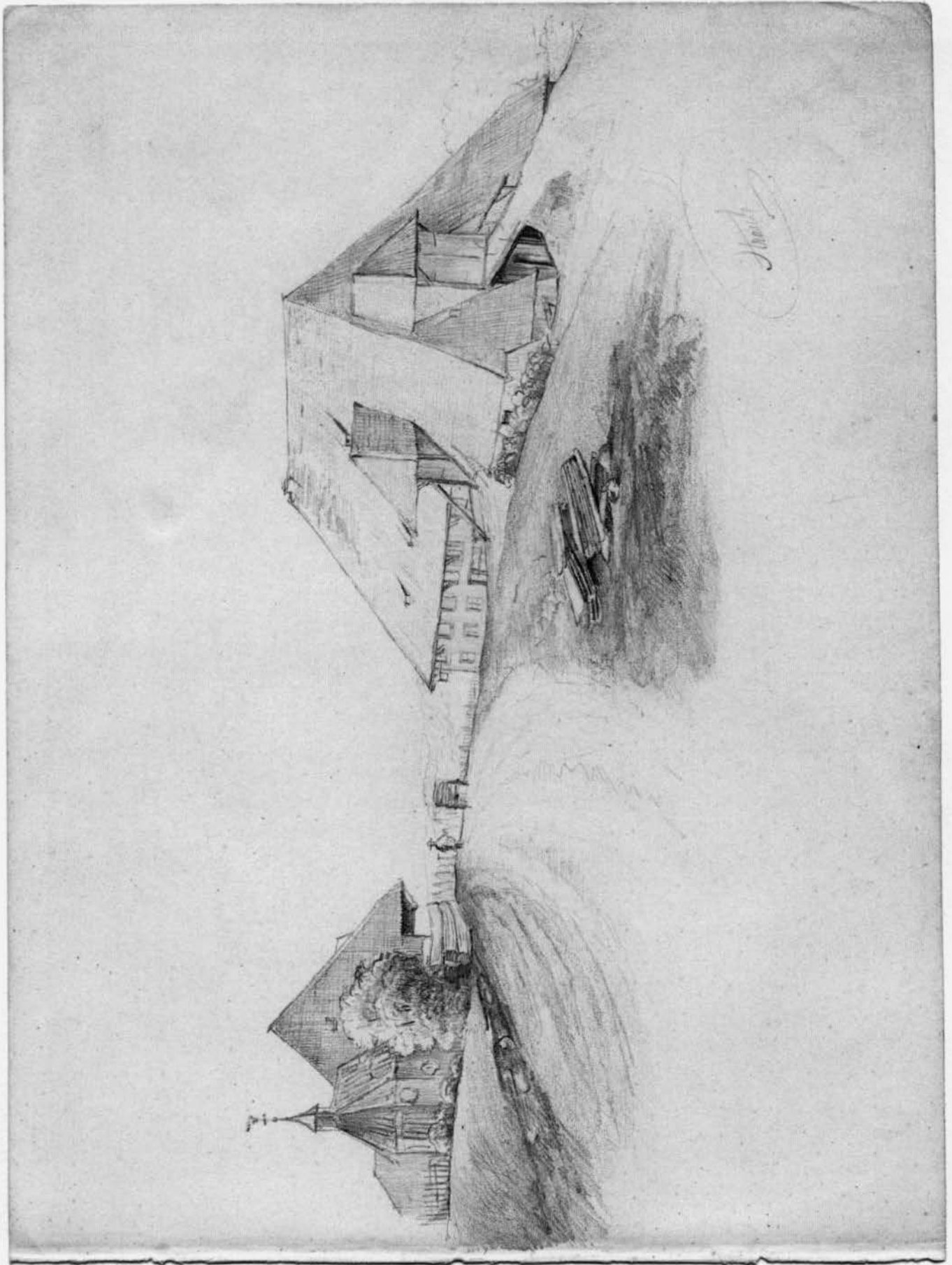
2029 (22)

*Ruinen des Schlosses Hammereisenbach, 1845*



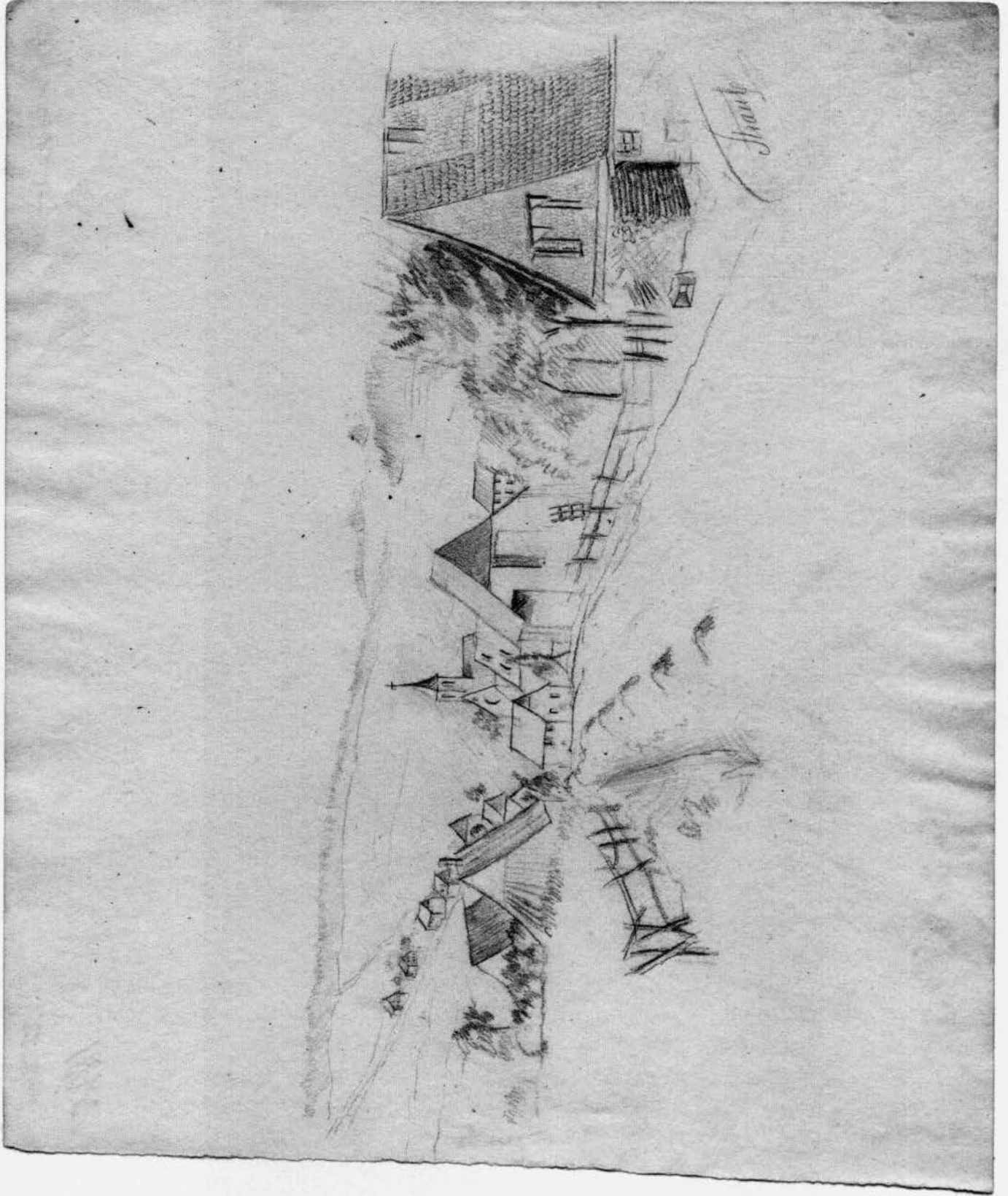
2029 (24/2)

Schloß Hornberg, 1877



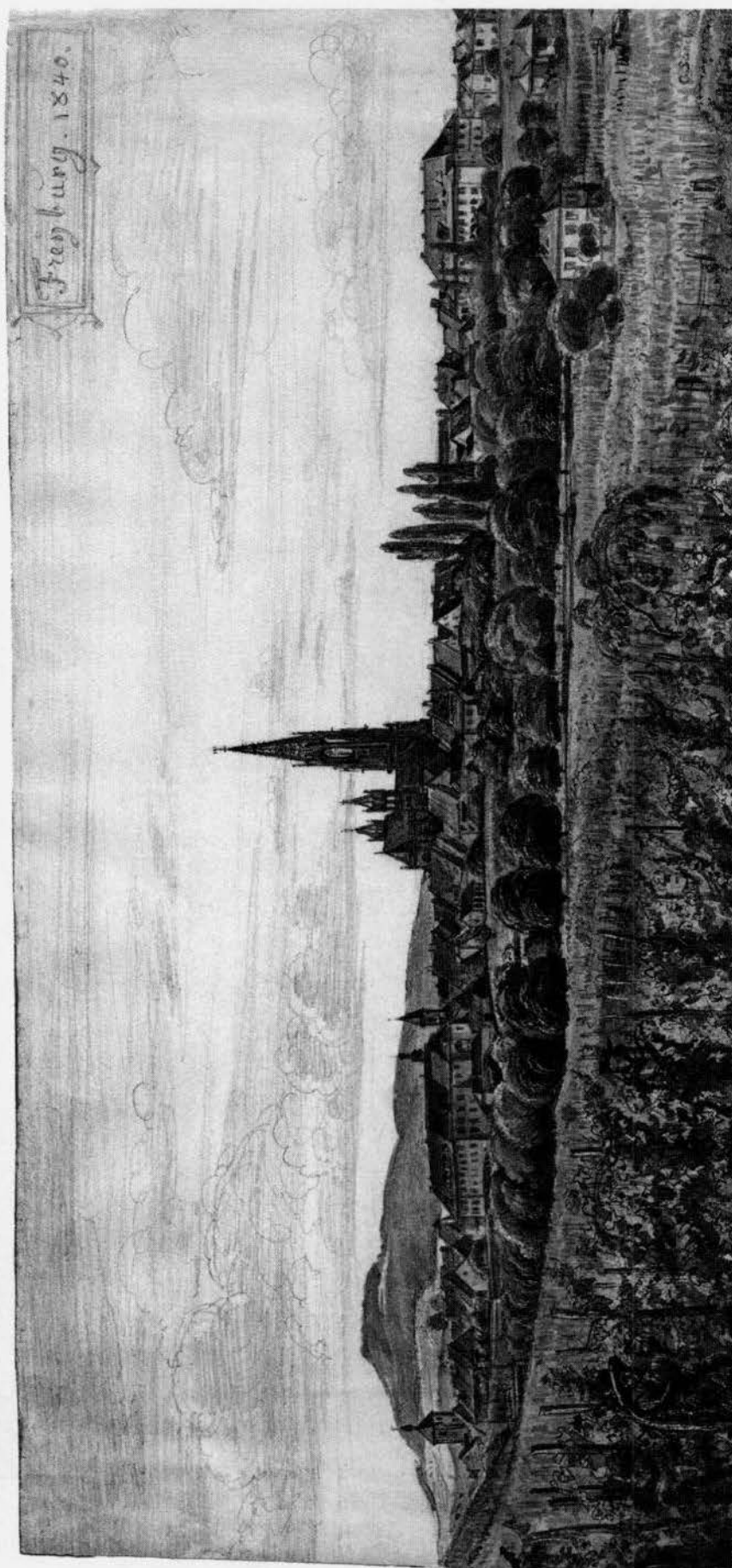
Zum Rössli à la Höllensteig, 1847





2029 (43)

Röttenbach, Dorf mit Kirche, 1845



*Stadtansicht von Freiburg, 1840*

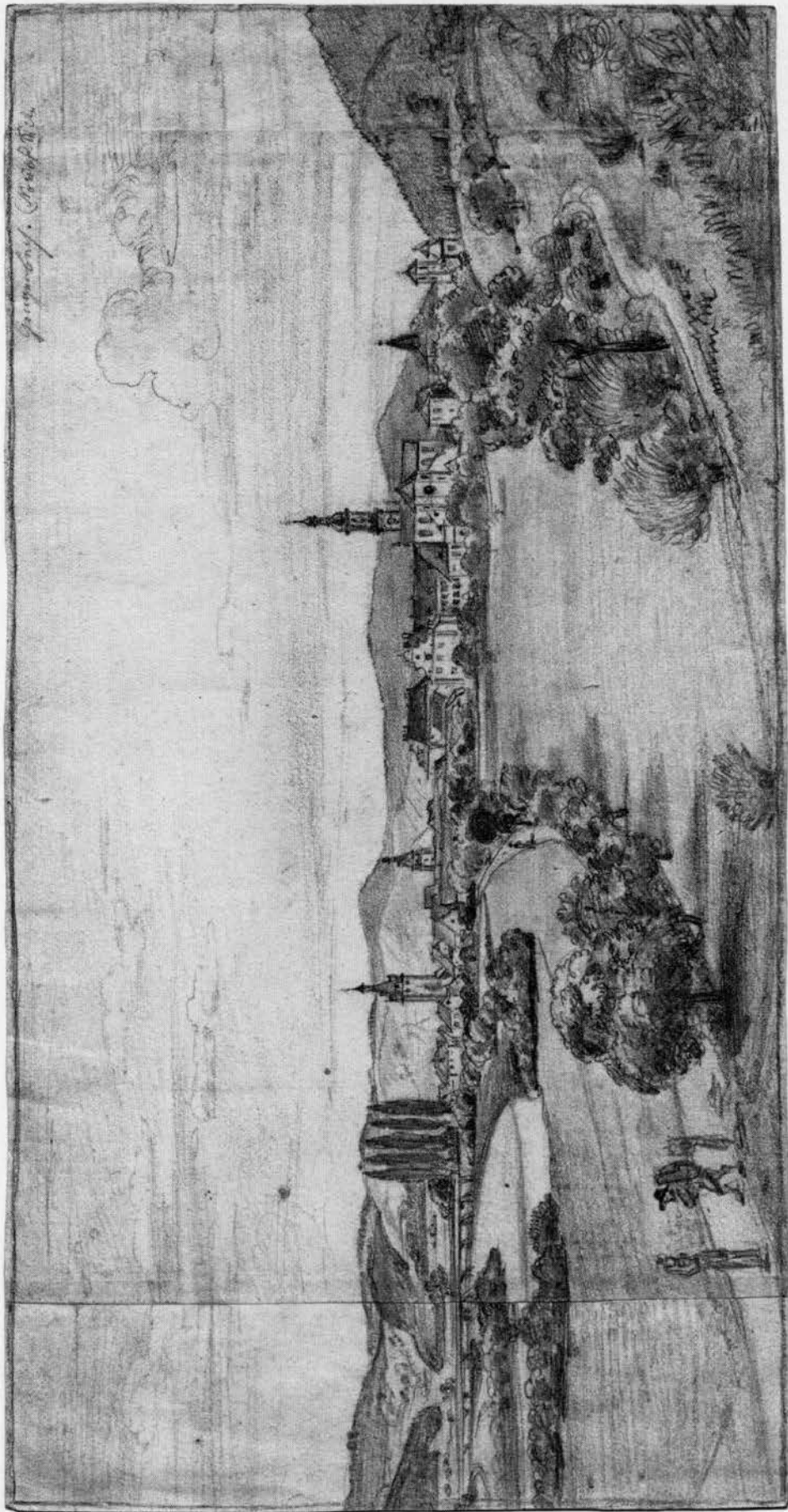
2029 (14)



Freiburg. 1817

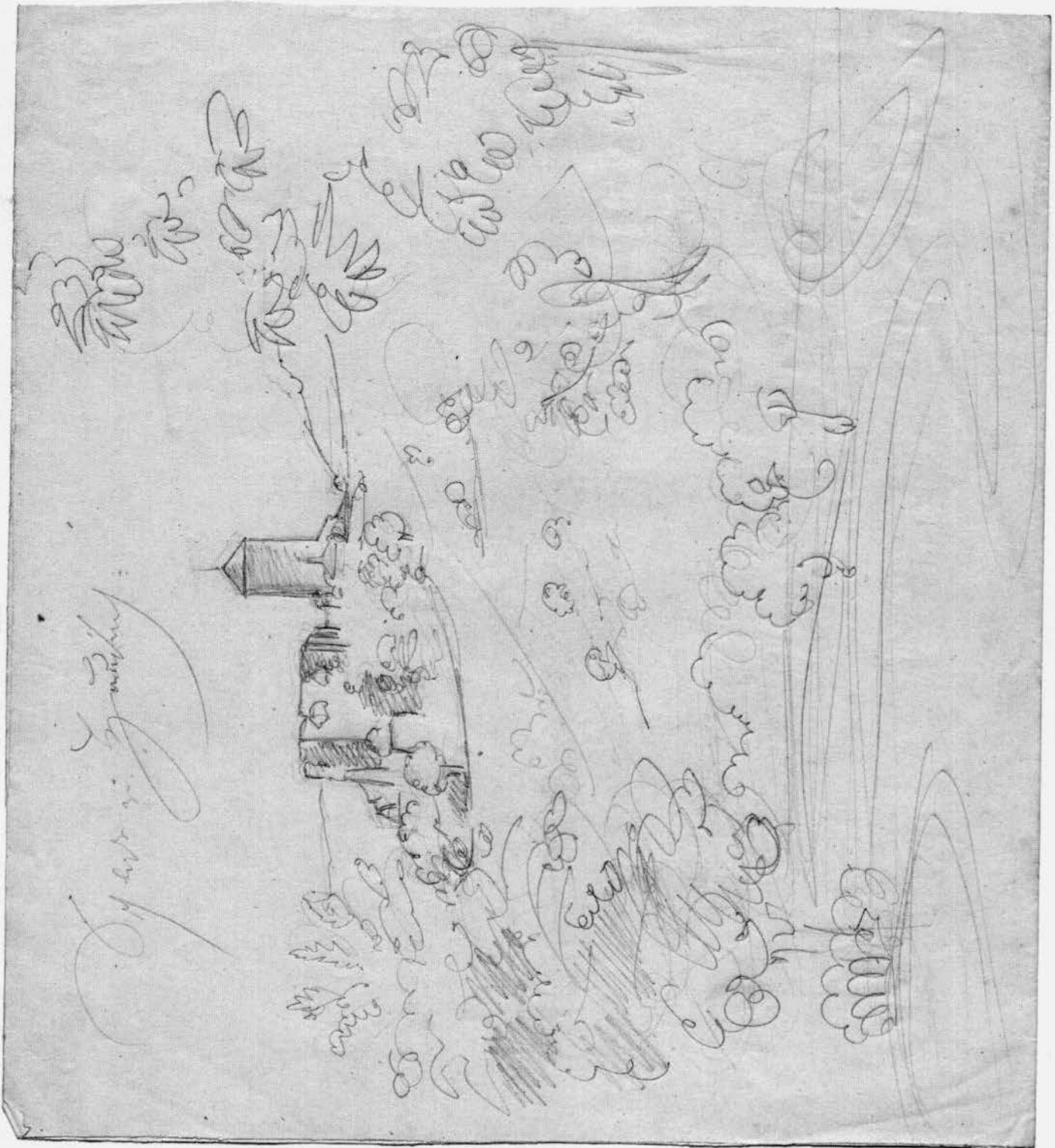
Stadtansicht von Freiburg

2029 (14)

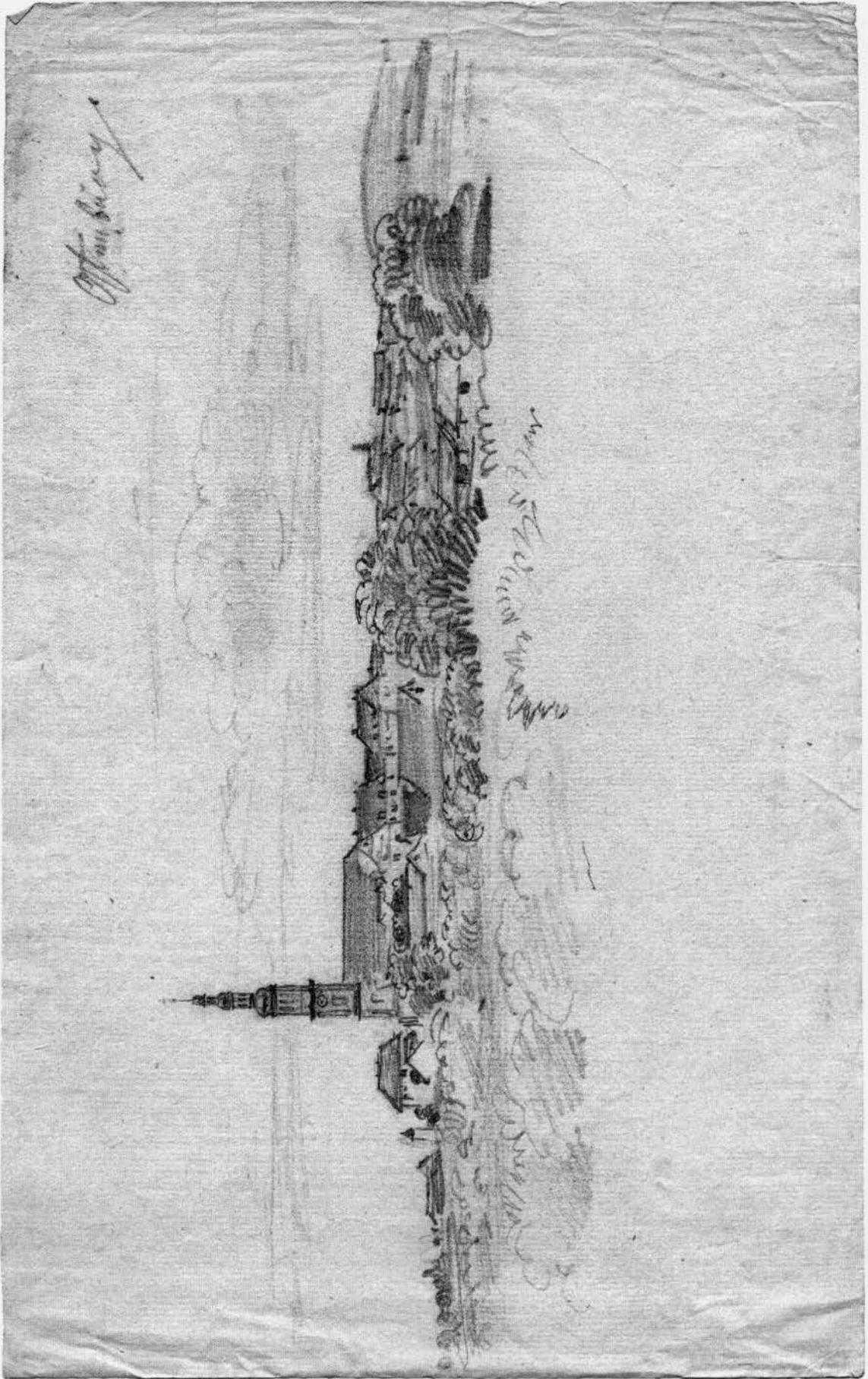


Stadtansicht von Gengenbach, Nordseite

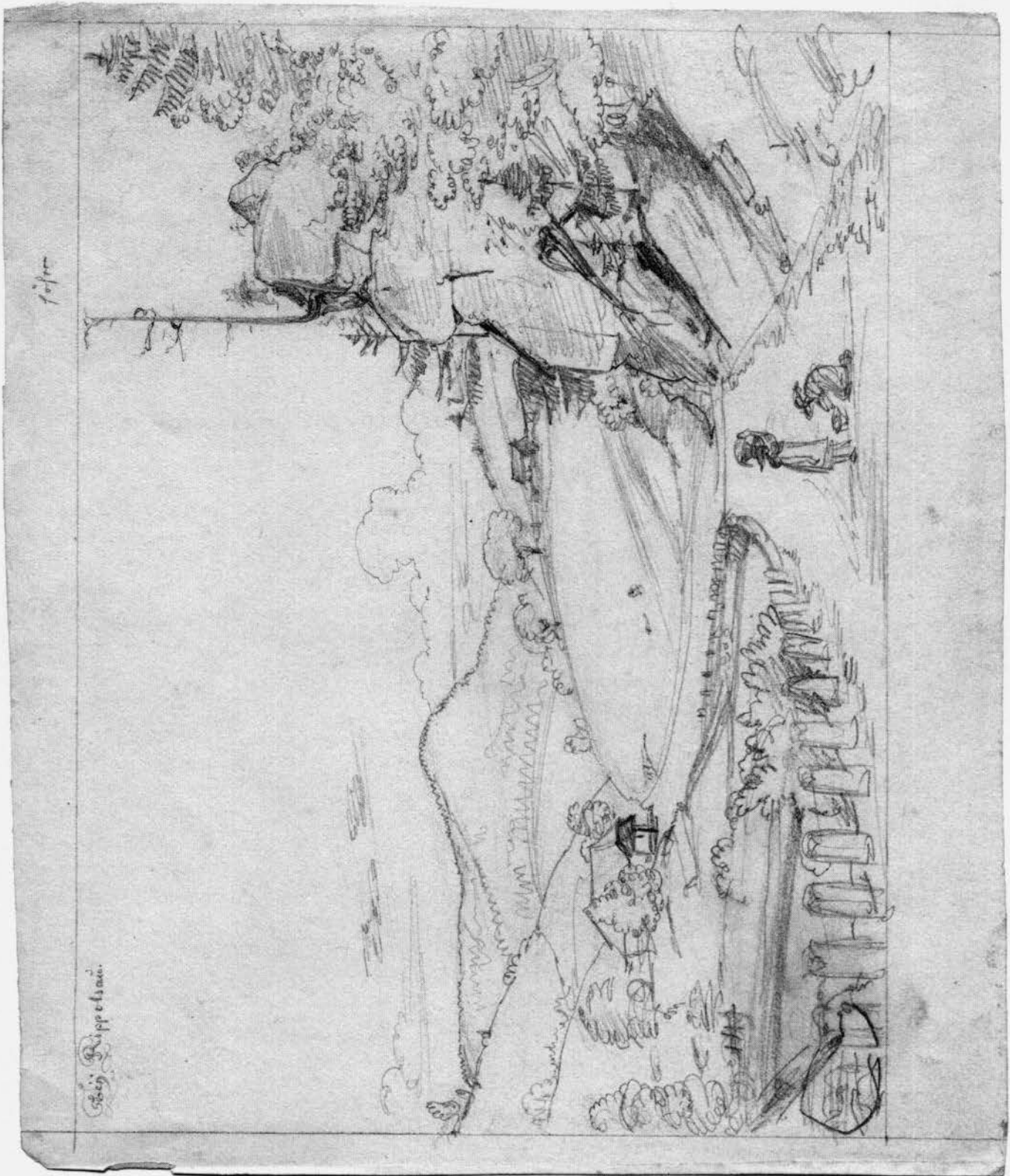
2029 (17)



*F. v. J. ...*

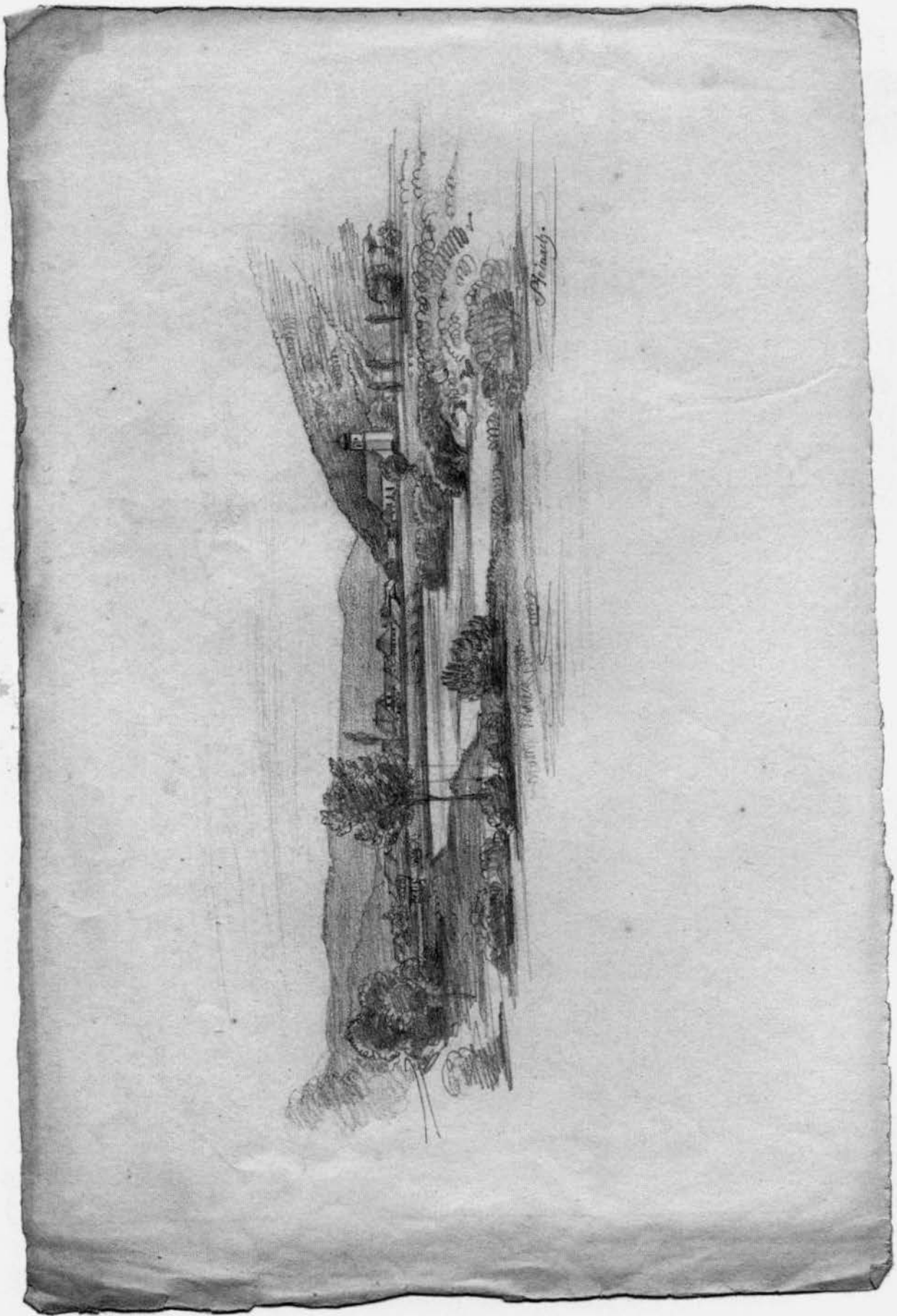


Stadtansicht von Offenbach



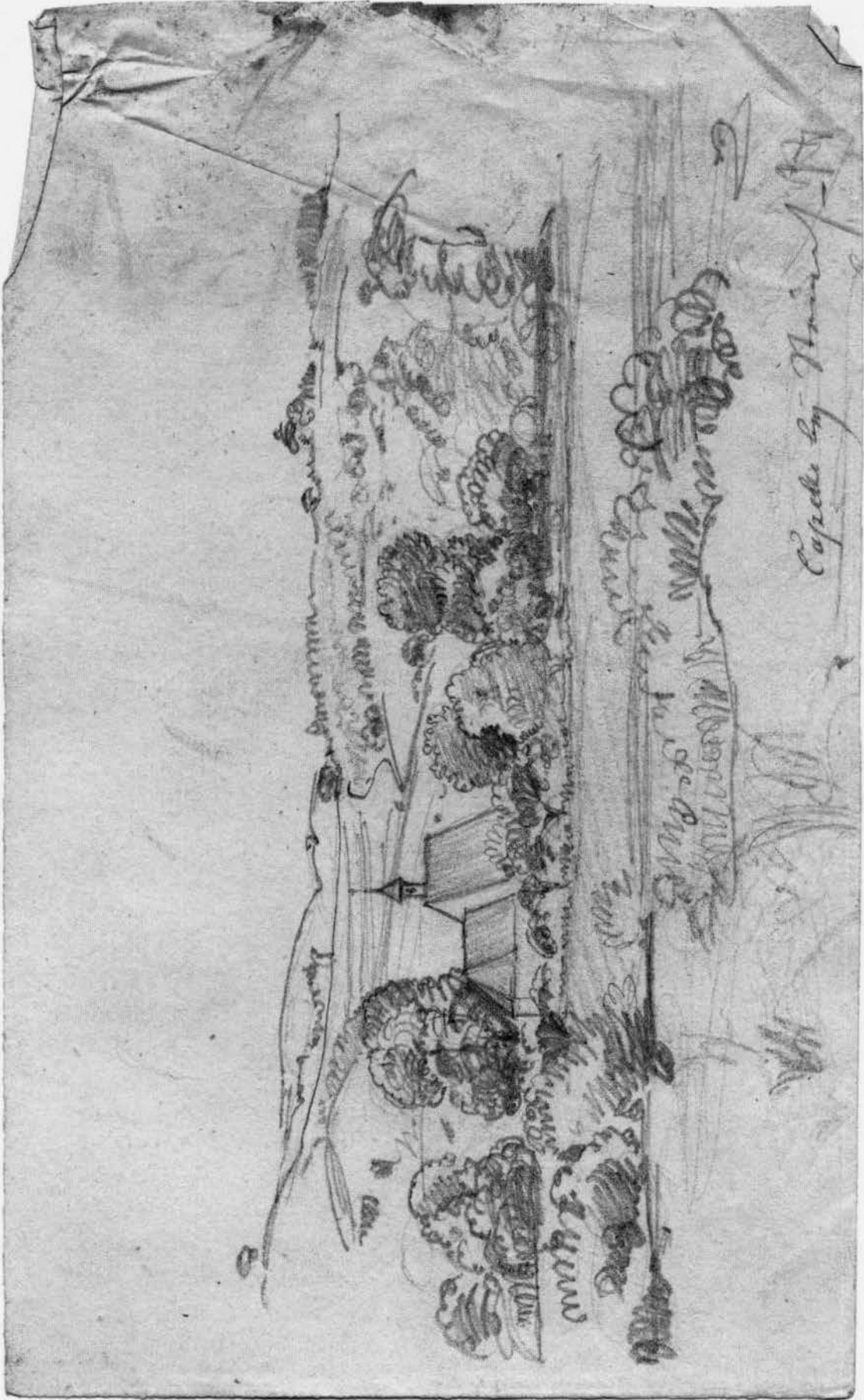
10/10

Bei Rippoldsau.



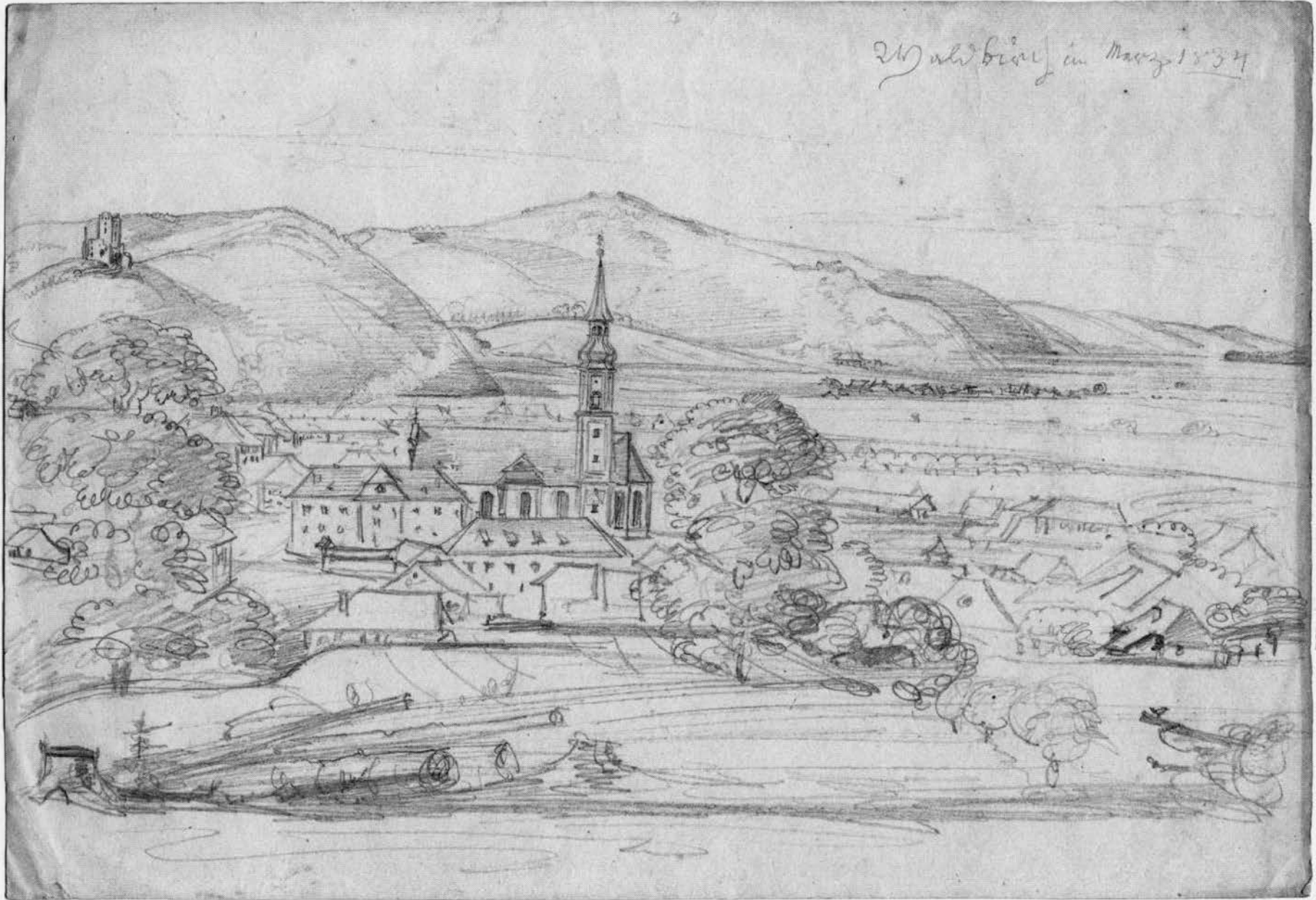
Dorfansicht von Steinach



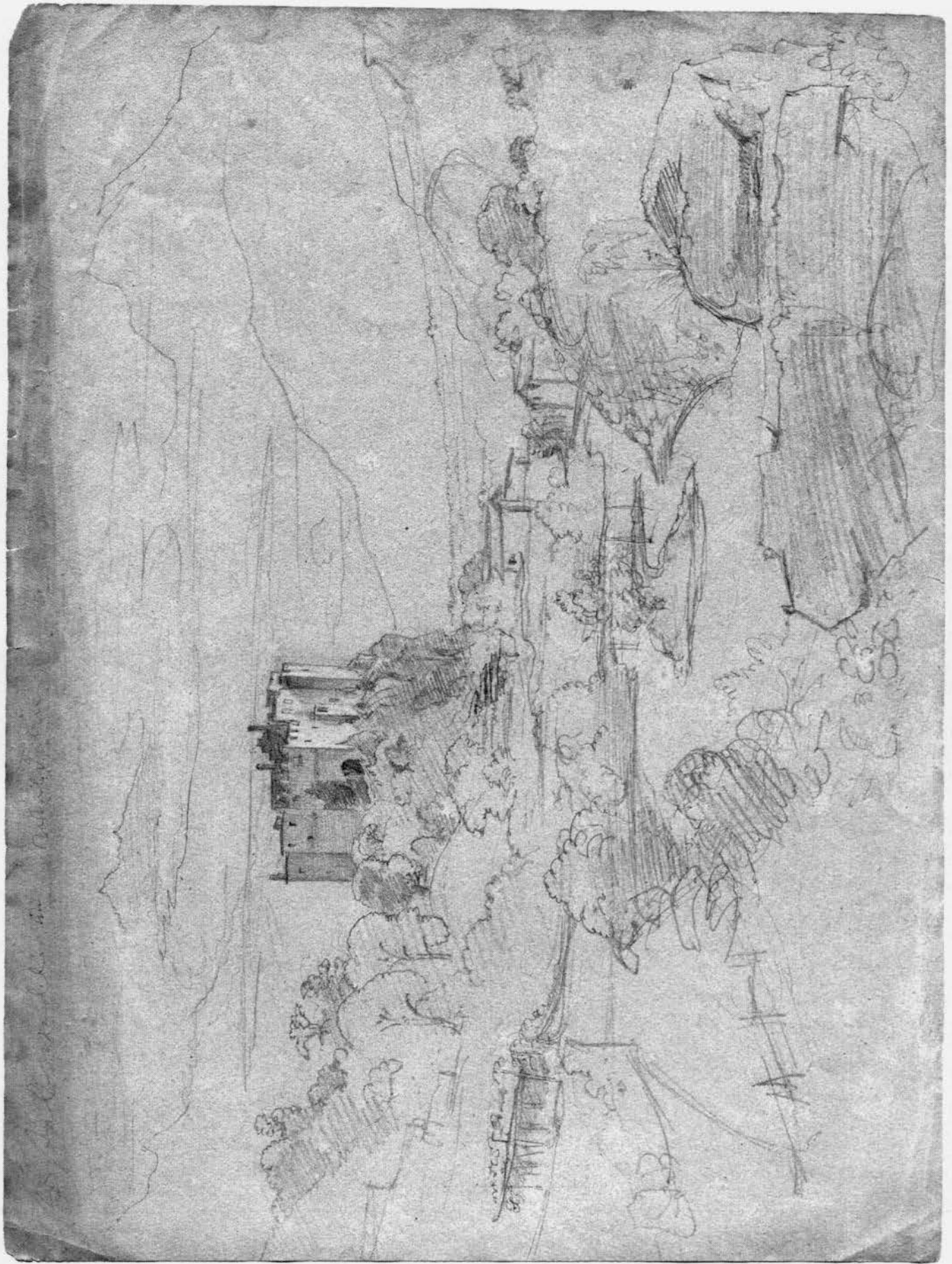


Kapelle bei Steinach

2029 (50)

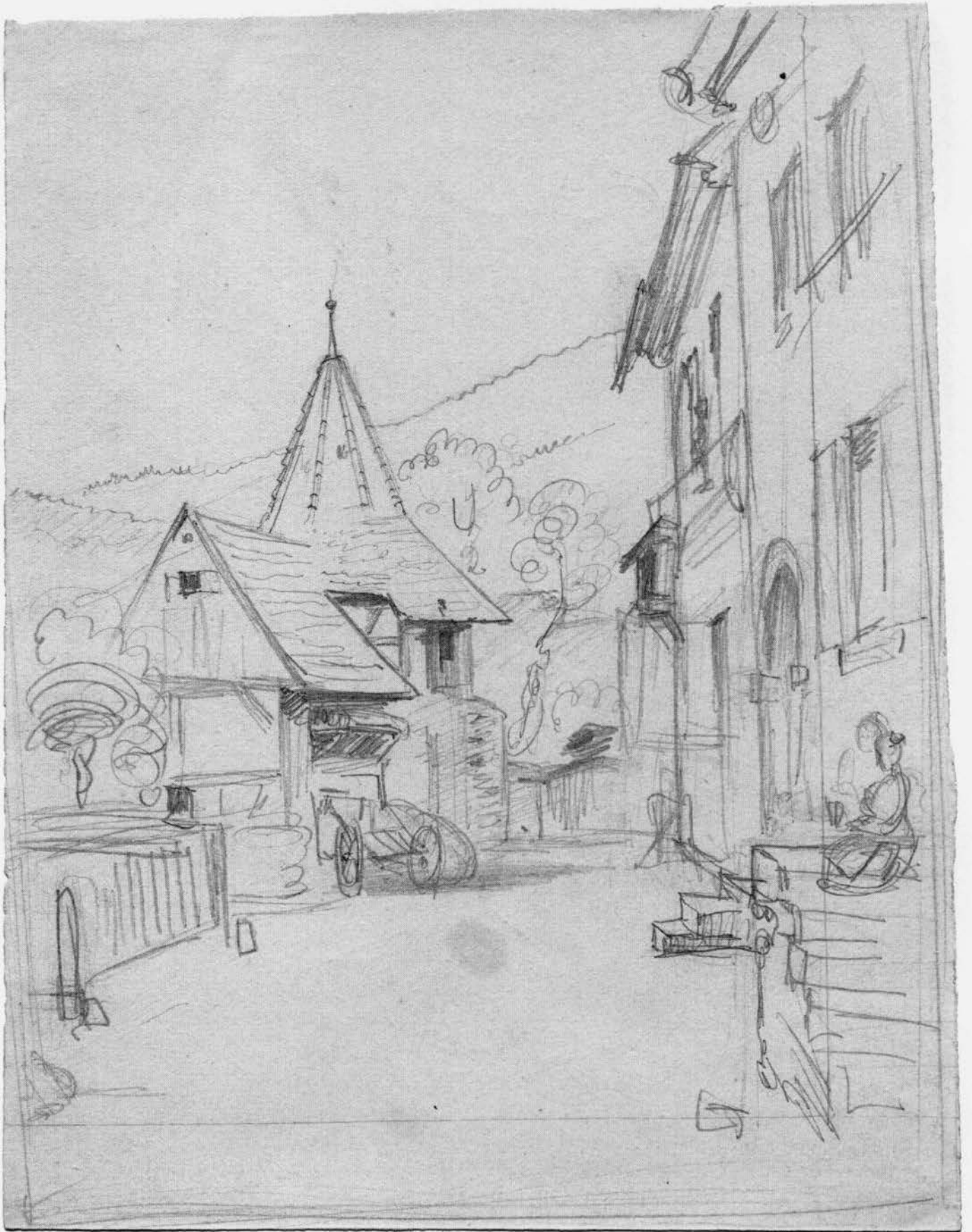


Waldkirch, Teilansicht der Stadt, 1834



Schloß Waldulm

2029 (65)



*Unbekannter Ort (Wer kennt ihn?)*

2029 (63)

# Heinrich Hansjakob und die Juden

*Manfred Hildenbrand*

*„Im übrigen ist der Kampf gegen den Antisemitismus Eure Angelegenheit. Bedroht uns dieser Haß manchmal aufs gefährlichste, so ist es doch Eure Krankheit, es ist das Übel, das Euch verfolgt.“*

*Der jüdische Schriftsteller Manès Sperber (1905–1984)*

## *Antisemitische Volkskultur*

Die Diskussion über den „Holocaust“, die Vernichtung von 6 Millionen Juden während der NS-Gewaltherrschaft, wurde neu belebt durch das Buch des amerikanischen Sozialwissenschaftlers Daniel Jonah Goldhagen „Hitlers willige Vollstrecker“<sup>1</sup>. In ihm stellt er die These auf, die Deutschen seien durch ihre Kultur des „eliminatorischen Antisemitismus“ dazu gebracht worden, Millionen von Juden zu ermorden<sup>2</sup>. Bereits im vergangenen Jahrhundert hätten zahlreiche deutsche Gelehrte und Schriftsteller einen vehementen Antisemitismus vertreten und die „physische Vernichtung“ der Juden gefordert. Laut Goldhagen sei dies ein Beweis dafür, daß die Deutschen nicht nur Opfer des Verführers Hitler waren, sondern diesen vom Vernichtungswahn geprägten Judenhaß bereits in sich trugen.

Zahlreiche Kritiker Goldhagens haben seine Thesen als übertrieben abgelehnt. Sie mußten jedoch konzedieren, daß der Antisemitismus, gerade in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und zu Beginn des 20. Jahrhunderts, große Teile der deutschen Bevölkerung erfaßt hatte. Der Antisemitismus gehörte damals zur deutschen Volkskultur. Die Zeitschrift, die den Antisemitismus Ende des 19. Jahrhunderts gesellschaftsfähig machte, war die „Gartenlaube“. Diese illustrierte Familienzeitschrift war eines der am meisten gelesenen Presseorgane jener Zeit und hatte wesentlichen Einfluß auf die Bildung des Mittelstandes<sup>3</sup>. Die „Gartenlaube“ verhalf mit einer Artikelserie aus der Feder des Antisemiten Otto Glagau dem Antisemitismus zu ungewöhnlicher Popularität. Die beliebte Familienzeitschrift war für „warme Herzen“, doch ging es um die Juden, brach eine neue „Eiszeit“ aus: „Die ganze Weltgeschichte kennt kein zweites Beispiel, daß ein heimatloses Volk, eine physisch und psychisch entschieden degenerierte Rasse, bloß durch List und Schlaueit, durch Wucher und Schacher über den Erdkreis gebietet.“<sup>4</sup>

Diese antisemitische Volkskultur wurde auch von vielen Volksschriftstellern geprägt, die aus ihrem antijüdischen Denken keinen Hehl machten. Zu

ihnen gehörte vor allem der Dichter und Zeichner Wilhelm Busch (1832–1908), der die Schwächen des Philistertums erkannte und schonungslos kritisierte, aber zum Antisemiten wurde, wenn die Sprache auf die Juden kam:

„Und der Jud’ mit krummer Ferse,  
krummer Nas’ und krummer Hos’  
schlängelt sich zur hohen Börse  
tiefverderbt und seelenlos.“<sup>5</sup>

Zu den Volksschriftstellern, die Ende des 19. Jahrhunderts und zu Beginn des 20. Jahrhunderts einen entschiedenen Antisemitismus verbreitet haben, gehört auch Heinrich Hansjakob<sup>6</sup>. Er stellte sich in die Reihe zahlreicher katholischer Schriftsteller und Publizisten, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine Judenfeindschaft propagiert hatten<sup>7</sup>.

### *Wirtschaftlicher Antisemitismus*

Das Bündnis vieler Juden, besonders der der Synagoge entfremdeten, mit dem kulturkämpferischen Liberalismus hatte bei zahlreichen Katholiken



*Heinrich Hansjakob:  
„Wer in unseren Tagen nicht  
Antisemit ist, ist entweder ein  
Esel oder von den Juden  
abhängig.“  
Repro: Manfred Hildenbrand*



*Alban Stolz: „Halt dir alles vom Leib und auch von der Seele, was vom Jud' kommt!“  
Repro: Stadtarchiv Bühl*

eine undifferenzierte Gegnerschaft gegen den „jüdischen Geist“ zur Folge. Die Erfolge der Juden in der Wirtschaft wirkten sich ähnlich aus. Die katholische Abneigung gegen den wirtschaftlichen Liberalismus richtete sich vor allem gegen die Juden, die man als dessen typische Vertreter betrachtete<sup>8</sup>.

Auch hatte die wirtschaftliche Entwicklung der ersten Jahre nach der Reichsgründung 1871 dazu beigetragen, den von der katholischen Kirche stets gebilligten wirtschaftlichen Antisemitismus zu fördern. Es war symptomatisch, daß sich an der antijüdischen Kampagne, die infolge der Wirtschaftskrise von 1873, des sogenannten „Gründerkrachs“, aufkam, die führende katholische Zeitung in Deutschland, das Berliner Zentrumsblatt „Germania“, in vorderster Front beteiligte<sup>9</sup>.

Für den wirtschaftlichen Antisemitismus waren vor allem Bauern, Handwerker und Bürger aus den Mittelschichten anfällig. Gerade bei vielen Bauern des Schwarzwaldes herrschte eine Aversion gegen die Juden, die man auf die Zinsbräuche jüdischer Händler, insbesondere der Viehhändler, zurückführen muß. Die antijüdische Haltung war aber auch ein wichtiger Bestandteil der katholischen Volkskultur in Baden, die stark von den ka-

tholischen Volksschriftstellern Alban Stolz und Heinrich Hansjakob beeinflusst wurde.

Der katholische Geistliche Alban Stolz (1808–1883), der in Baden wohl zu den meistgelesenen Volksschriftstellern zählte, hat als „Kalendermann“ antisemitische Ressentiments verbreitet. Seine zahlreichen Angriffe gegen die Juden gipfelten in der im Kalender von 1874 enthaltene Warnung: „Am schlimmsten aber sind die Zeitungsjuden und Börsianer, welche in Frankfurt, Berlin und Wien die verteufelten Zeitungen schreiben und mit ihren Bankgeschäften geldfett werden bis zum Zerspringen. Darum halt Dir alles vom Leib und auch von der Seele, was vom Jud' kommt!“<sup>10</sup>

Der katholische Pfarrer und Volksschriftsteller Heinrich Hansjakob (1837–1916) war ein großer Verehrer von Alban Stolz, der während seines Studiums an der Universität Freiburg als Professor für Pastoraltheologie und Pädagogik sein Lehrer war<sup>11</sup>. Wie Alban Stolz vertrat Heinrich Hansjakob einen wirtschaftlichen Antisemitismus, aber auch Aversionen gegenüber jüdischen Schriftstellern. In seinen Tagebuchblättern „Stille Stunden“ schrieb er 1904: „Ich bin Antisemit in Bezug auf die Geld-, Börsen-, Ring-, Trust- und Wucherjuden, die nicht bloß zahlreiche Einzelmenschen, sondern ganze Völker ausbeuten, und ich bin schlecht zu sprechen auf die Literaturjuden, welche das Christentum verhöhnen . . .“<sup>12</sup>

Bereits in seinen 1871 erschienenen Reiseerinnerungen „In Italien“ meinte Hansjakob, den Juden sei kein Berg zu hoch und kein Tal zu tief, wenn sie glaubten, etwas verdienen zu können. Widrig und arrogant seien die „aristokratischen“ Juden, „die neben Geld auch zu Ansehen gelangten Juden und Jüdinnen – und die meisten Literaturjuden.“<sup>13</sup> Die Juden hätten, so wollte Hansjakob wissen, gute Freunde bei den Sozialdemokraten und Kommunisten<sup>14</sup>, die er ohnehin als große Gefahr einschätzte<sup>15</sup>.

### *Gegen „das internationale Judentum“*

Wie später die Nationalsozialisten sah Hansjakob bereits 1901 eine jüdische Weltverschwörung, wenn er in seinen Tagebuchblättern „In der Kartause“ schrieb: „Die Juden beherrschen heute nicht bloß den Geldmarkt – und Geld regiert die Welt – sie beherrschen auch die Presse und die Literatur, den geistigen Weltmarkt. Ja, sie haben in manchen Ländern den größten Einfluß auf die Politik und auf die Gesetzgebung und entscheiden über Krieg und Frieden . . . Das internationale Judentum zieht heute aus den europäischen Völkern mehr Milliarden als der Militarismus, und seine Macht ist auch größer als die aller europäischen Armeen zusammen. Die Juden





*Hansjakob: „In meinem Buche  
‘In der Karthause‘ habe ich den  
Juden heimgeleuchtet.“*

*Foto: Manfred Hildenbrand*

sind zum Kampf ums bessere Dasein, welcher die Parole unserer Zeit ist, eben besser organisiert als wir Arier, die sie rücksichtslos unterkriegen in diesem Kampf.“<sup>16</sup>

Hier gebraucht Hansjakob die Terminologie des Ende des 19. Jahrhunderts aufkommenden völkisch-rassistischen Antisemitismus, der die „Arier“ als „Herrenmenschen“ und die Juden als eine minderwertige Rasse bezeichnete. Der Begriff „der Kampf ums Dasein“ stammt von dem englischen Biologen Charles Darwin (1809–1892), dessen Lehre vom Überleben des Stärkeren in der Natur, allerdings in pervertierter Form, als „Sozialdarwinismus“ bei den antisemitischen Rassisten jener Zeit eine große Rolle spielte<sup>17</sup>. Die Verbindung des „Sozialdarwinismus“ mit dem rassistischen Antisemitismus wurde in der NS-Zeit für die Juden zu einer tödlichen Bedrohung.

Bereits als einundzwanzigjähriger Schüler am Lyceum in Rastatt wurde Hansjakob nach eigenem Bekunden „von einem heftigen Antisemitismus“ erfaßt<sup>18</sup>. Während der Fastenzeit 1859 stiftete er eine Schar Obersextaner (die damalige Abschlußklasse des Rastatter Lyceums) an, im Nebenzim-

mer des Gasthauses „Zum Kreuz“ in Ottersdorf das Judenhetzlied „Von der Sau und dem Juden“ anzustimmen, um einige Rastatter Juden, die in der Gaststube saßen, zu verhöhnen<sup>19</sup>.

In seinen 1904 erschienenen Tagebuchblättern „Sommerfahrten“ beschrieb Hansjakob ausführlich die in Endingen am Kaiserstuhl 1462 angeblich verübten jüdischen Ritualmorde an zwei kleinen Kindern<sup>20</sup>, obwohl bereits 1882 der angesehene Bischof von Fulda, Georg Kopp (1837–1914) wissenschaftlich nachgewiesen hatte, „daß die Annahme, es könnte von Juden Christenblut zu rituellen Zwecken jemals gebraucht worden sein, weder durch die jüdische Religion noch durch die Geschichte zu begründen ist und daß eine derartige Beschuldigung, auf welche Voraussetzungen immer sie gestützt werden möge, als eine frevelhafte Unwahrheit bezeichnet werden muß.“<sup>21</sup>

*„Ich bin ausgesprochener Antisemit . . .“*

Das „Freiburger Tagblatt“ dokumentierte 1892 Hansjakobs antisemitische Haltung in einem Leserbrief<sup>22</sup>, den er an eine Gruppe Augsburger Damen gerichtet hatte. Diese sammelten von Schriftstellern Autographen, um sie zu verkaufen. Vom Erlös wollten sie notleidenden russischen Juden helfen. Auch Hansjakob wurde von ihnen um einen Autographen gebeten. Er reagierte jedoch in einem öffentlichen Brief ablehnend und schrieb: „Ich bin ein ausgesprochener Antisemit und der Ansicht, daß unsere Juden, die Geld in Hülle und Fülle haben, ihre russischen Brüder selbst unterstützen sollen . . . Wenn sie aber bedenken, daß ein jüdischer Bankier à la Rothschild in Wien, Paris oder London allein im Stande wäre, den armen russischen Juden zu helfen, so dürfen sie es begreifen, warum ich es für nicht nötig halte, daß wir arme Christen es tun.“ Beifall erhielt Hansjakob von dem bössartigen antisemitischen Nachschlagewerk „Sigella Veri“, welches Hansjakobs Leserbrief wörtlich zitierte und beifällig kommentierte<sup>23</sup>.

1901 schrieb Hansjakob an den sächsischen Reichstagsabgeordneten und Antisemiten Heinrich Emil Gräfe: „Ich freue mich, auch in Ihnen einen Gesinnungsgenossen gefunden zu haben. Daß Sie auch Antisemit sind, freut mich doppelt. Ich sage immer und immer wieder: Wer in unseren Tagen nicht Antisemit ist, ist entweder ein Esel oder von den Juden abhängig.“<sup>24</sup> Der hessische Schriftsteller Alfred Bock (1859–1932)<sup>24</sup>, der 1906 Hansjakob in Freiburg besuchte, notierte entsetzt in seinem Tagebuch: „Hansjakob haßt die Juden aufs unglaublichste. Seiner Ansicht nach hat auch der Franzose Dreyfus<sup>25</sup> ein Verbrechen begangen. Der Kassationshof (das oberste französische Berufungsgericht) besteht nach Hansjakobs Mei-

nung aus Juden, daher taugt sein Urteil nichts.“ Der große deutsche Dramatiker Lessing sei, so erinnert sich Bock, Hansjakob höchst unsympathisch, weil er zu judenfreundlich sei<sup>27</sup>.

### *Hansjakobs antisemitischer Freundeskreis*

Zu Hansjakobs Bekannten- und Freundeskreis gehörten zahlreiche prominente katholische Antisemiten. Für ihn als Schriftsteller ein Vorbild war der österreichische Antisemit Sebastian Brunner (1814–1893), der als päpstlicher Hausprälat, apostolischer Pronotar ein vielgelesener Schriftsteller und Satiriker war<sup>28</sup>. Ihn besuchte Hansjakob 1886 in Wien<sup>29</sup>. Für Brunner war der Antisemitismus nur die „Notwehr gegen jüdischen Betrug, gegen Volksaussaugung und unerträglich gewordene Judenherrschaft“<sup>30</sup>.

Eng befreundet mit Heinrich Hansjakob war der Wiener Prälat Josef Scheicher (1842–1925), der Vorsitzende der Christlich-sozialen Partei Österreichs, die wie die Christlich-soziale Partei des evangelischen Hofpredigers Adolf Stöcker in Berlin eine Sammelbewegung der Antisemiten darstellte<sup>31</sup>. Für Scheicher waren die Juden „Krokodilsbrut“<sup>32</sup>. Er plädierte dafür, daß die „jüdischen Pressebestien“ unschädlich gemacht werden sollten<sup>33</sup>. Wenn die Christen so fortfachen, werde alles bald den Juden gehören<sup>34</sup>. Scheicher verteidigte Hansjakob gegen die Angriffe der Zentrumspartei und hob ihren gemeinsamen Kampf gegen die Juden hervor<sup>35</sup>.

Zum Freundeskreis Hansjakobs gehörte auch der entschiedene Antisemit und Freiburger Theologieprofessor sowie spätere Bischof von Rottenburg Paul Wilhelm von Keppeler (1852–1926)<sup>36</sup>. Er genoß als Prediger und Schriftsteller hohes Ansehen. Seine zahlreichen antisemitischen Äußerungen dürften viele Katholiken in ihren irrationalen und undifferenzierten antijüdischen Vorurteilen bestärkt haben: „Die Juden sitzen den Christenvölkern wie ein Pfahl im Fleisch. Sie saugen ihnen das Blut aus . . . Sie vergiften mit Rohrzeptern giftgetränkten Federn die öffentlichen Brunnen der Bildung und Moral durch Einwerfen ekliger, eitriger Stoffe.“<sup>37</sup>

### *Das böse Wort von der „Ausrottung“ der Juden*

Durch diesen judenfeindlichen Freundeskreis wurde Hansjakob zweifellos in seiner antisemitischen Haltung bestärkt. 1902, ein Jahr nach dem Erscheinen von „In der Karthause“, den Tagebuchblättern, in denen er „den Juden heimleuchtet“, so in seinem schon zitierten Brief an den sächsischen Antisemiten Heinrich Emil Gräfe<sup>38</sup>, veröffentlichte Hansjakob seine Fami-



*Josef Scheicher: „Die Juden sind Krokodilsbrut.“  
Repro: Manfred Hildenbrand*

lienchronik „Meine Madonna“, in der er die Judenverfolgungen im Fürstentum Fürstenberg im 18. Jahrhundert ausführlich beschrieb<sup>39</sup>, wobei er mit zustimmenden Kommentaren nicht geizte. Mit Beifall berichtete Hansjakob von den Maßnahmen des Fürsten zu Fürstenberg zur „Ausrottung“ der Juden in den fürstenbergischen Territorien<sup>40</sup>. „Alle diese Verordnungen (gemeint sind die Gesetze des Fürsten zu Fürstenberg zur Vertreibung der Juden aus seinem Gebiet) wären auch in unseren Tagen mehr denn je am Platz.“<sup>41</sup>

Das böse Wort von der „Ausrottung“ der Juden, das Hansjakob hier gebraucht, erinnert fatal an die spätere NS-Terminologie<sup>42</sup>.

Heinrich Hansjakob ist zugute zu halten, daß er als Politiker und Publizist um die Lösung sozialer Probleme bemüht war, vornehmlich um die Erhaltung des durch die Umstrukturierung der Wirtschaft bedrohten Handwerks und der Landwirtschaft im Schwarzwald. Seine demagogisch wirkenden Angriffe gegen die Juden sind Teil seiner oft geäußerten Polemik gegen das Großkapital und die kapitalistische Wirtschaft<sup>43</sup>, besonders gegen die Geldgeschäfte, in denen die Juden stark vertreten waren. Mit den Gesetzen und Entwicklungen der modernen Volkswirtschaft war er wenig vertraut.

Er beurteilte die wirtschaftlichen Zustände seiner Zeit – wie übrigens fast alle katholischen Antisemiten – anhand scholastischer Traktate über Handel, Zins und Wucher.

### *Achtung vor der jüdischen Religion und Tradition*

In seiner Haltung zu den Juden war Heinrich Hansjakob wie in vielen weltanschaulichen und politischen Fragen jedoch auch ein Mann des Widerspruchs. Sein Verhältnis zu den Juden war durchaus zwiespältig. Mehrmals betonte er, daß er den gewöhnlichen Handelsjuden auf dem Lande schätze<sup>44</sup>. Er achte vor allem die „armen strenggläubigen Juden“<sup>45</sup>.

Als Theologe hatte Hansjakob Achtung und Verständnis für die jüdische Religion und Tradition. So lesen wir in seinem Hofstetter Tagebuch „Im Paradies“: „Für mich hat jeder Jude, der streng an seinem Glauben hängt und ihn übt, etwas Ehrwürdiges, schon durch das Alter dieser Religion, die vom Berg Sinai aus seit vierthalb Jahrtausenden durch die Welt getragen wird von dem gleichen Volk . . . Es ist ein wunderbares Volk, dieses Volk der Juden. Seit zwanzig Jahrhunderten lebt es unter allen Völkern der Erde, ein Volk für sich und das einzige von den alten Völkern, das sich rein erhalten hat trotz dieser Wanderung durch die Welt und die Jahrhunderte . . . Als Volk und Träger des Alten Bundes verdienen die Juden eine gewisse Bewunderung, aber als Rasse, die uns Abendländern im Erwerb überlegen und in den Mitteln hierzu nicht verlegen ist, sind sie vielfach eine soziale Gefahr und verdienen den Antisemitismus. Und in der Richtung muß jeder, der klar sieht und die Schädigungen des allermeist in jüdischen Händen befindlichen Großkapitals erkennt, Antisemit sein.“<sup>46</sup>

Ohne Zweifel bewunderte Hansjakob das Judentum als Religion, aber er konnte sich nicht freimachen von seinem wirtschaftlich-sozialen Antisemitismus, in dem zuweilen auch rassistische Ressentiments durchschimmerten. Als neues, alles überlagerndes Moment antisemitischer Terminologie bildete sich Ende des 19. Jahrhunderts der Begriff „Rasse“ heraus, den Hansjakob hier benutzte. Die Identifikation der Juden mit angeblich ausschließlich negativen, unveränderlichen Rasseneigenschaften war eine Abgabe an die Ideen der Aufklärung und des Liberalismus.

### *„Wortführer im Zeitgespräch seiner Gesellschaft“*

Der Volksschriftsteller Heinrich Hansjakob war wie der Volksschriftsteller Alban Stolz nicht nur ein vielgelesener Protagonist der katholischen Volks-

kultur<sup>47</sup>, sondern als Politiker<sup>48</sup> und Publizist ein prominenter „Wortführer im Zeitgespräch seiner Gesellschaft“<sup>49</sup>. Insofern hatte sein Antisemitismus einen beträchtlichen Einfluß auf die öffentliche Meinung seiner Zeit und beschäftigte das Denken seiner vielen Leser<sup>50</sup>. Deshalb kann man seinen Antisemitismus nicht gerade als zeitbedingt verharmlosen<sup>51</sup>.

Hansjakobs Antisemitismus war Ausdruck einer antijüdischen Stimmung, die sich im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts immer mehr in der deutschen Bevölkerung ausbreitete. Ende des 19. Jahrhunderts wurde die „Judenfrage“ in Deutschland eines der herausragenden politischen und publizistischen Themen. Damals erschienen etwa 1200 Publikationen mit eindeutig antisemitischem Inhalt<sup>52</sup>. Da sich Hansjakob an diesem antisemitischen Diskurs in vielen seiner Bücher sehr pointiert beteiligte, wurde er zu einem der Wegbereiter einer antisemitischen Ideologie in Deutschland, die während der Gewaltherrschaft der Nationalsozialisten den millionenfachen Genozid an den Juden erst ermöglichte.

#### *Anmerkungen*

- 1 Daniel Jonah Goldhagen, Hitlers willige Vollstrecker. Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust, Berlin 1996.
- 2 Goldhagen, a. a. O., S. 71 ff.
- 3 Christina von Braun/Ludger Heid (Hrsg.), Der ewige Judenhaß, Stuttgart/Bonn 1990, S. 112.
- 4 Otto Glagau, der Börsen- und Gründungsschwindel, Berlin 1876, S. XXX, zuerst veröffentlicht in der „Gartenlaube“.
- 5 Wilhelm Busch, Die fromme Helene. In: Wilhelm Busch, Historisch-kritische Gesamtausgabe, Bd. 2, Wiesbaden/Berlin o. J., S. 204.
- 6 Bereits vor einigen Jahren versuchte Helmut Bender, in seinem Aufsatz „Hansjakob und die Juden“, in: ders., Der Volksschriftsteller Heinrich Hansjakob. Marginalien zu einem Schwarzwälder Original, Waldkirch 1990, S. 144–148, Hansjakobs Verhältnis zu den Juden zu analysieren. Seine Untersuchung ist jedoch oberflächlich und verharmlost die Problematik.
- 7 Grundlegend zu diesem Thema ist neuerdings die Münchner Habilitationsschrift des katholischen Theologen Michael Langer, Zwischen Vorurteil und Aggression. Zum Judenbild in der deutschsprachigen katholischen Volksbildung des 19. Jahrhunderts. Freiburg/Basel/Wien 1994 erschienen. Heinrich Hansjakobs Antisemitismus wird von Langer allerdings nicht behandelt. Es gab natürlich auch sehr viele evangelische Schriftsteller und Publizisten, die einen bösen Antisemitismus in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verbreiteten. So bezeichnete beispielsweise Paul Bötticher, der unter dem Pseudonym Paul de Lagarde publizierte, die Juden als „Trichinen und Bazillen“, als „Träger der Verwesung“ und empfahl 1888 folgende „Endlösung“: „Mit Trichinen und Bazillen wird nicht verhandelt . . ., sie werden so rasch wie möglich unschädlich gemacht.“ (Paul de Lagarde, Juden und Indogermanen, Göttingen 1888, S. 339). Lagarde verstand sich als „Vorkämpfer für eine evangelische Nationalkirche“. Und der protestantische Historiker Heinrich von Treitschke wurde nicht müde, in seinen Schrif-

- ten immer wieder zu betonen: „Die Juden sind unser Unglück!“ Vgl. Walter Boehlich (Hrsg.), *Der Berliner Antisemitenstreit*, Frankfurt a. M. 1965, S. 8 ff.
- 8 Karl Heinrich Rengsdorf/Siegfried von Kortzfleisch (Hrsg.), *Kirche und Synagoge. Handbuch zur Geschichte von Christen und Juden*, Bd. 2, Stuttgart 1970, S. 380 f.
  - 9 Karl Bachem, *Vorgeschichte, Geschichte und Politik der Zentrumspartei*, Bd. 2, Köln 1929, S. 417.
  - 10 *Kalender für Zeit und Ewigkeit 1874: „Armut und Geldsachen“*. In: Alban Stolz, *Gesammelte Werke*, Bd. 12, Freiburg 1913, S. 53. Vgl. auch H. K. Lenz, *Alban Stolz und die Juden*, Münster i. W. 1893; M. Langer, a. a. O., S. 12–72.
  - 11 Heinrich Hansjakob, *Aus meiner Studienzeit*, 10. Aufl. Freiburg 1966, S. 317 ff.
  - 12 Heinrich Hansjakob, *Stille Stunden, Tagebuchblätter*, Stuttgart 1904, S. 257.
  - 13 Heinrich Hansjakob, *In Italien, Reiseerinnerungen*, Bd. 1, Mainz 1877, S. 12 f., vgl. auch S. 203.
  - 14 Heinrich Hansjakob, *In der Karthause, Tagebuchblätter*, Stuttgart 1901, S. 307.
  - 15 Heinrich Hansjakob, *Der Sozialdemokrat kommt. Ein Warnruf an das katholische Landvolk*, Freiburg 1890.
  - 16 Heinrich Hansjakob, *In der Karthause*, a. a. O., S. 307 ff.
  - 17 Der Begriff „der Kampf ums Dasein“ wird auch von Adolf Hitler immer wieder gebraucht. Vgl. Adolf Hitler, *Mein Kampf*, 9. Aufl., München 1941, S. 312 f.
  - 18 Heinrich Hansjakob, *Aus meiner Studienzeit*, a. a. O., S. 237 f.
  - 19 Ebenda.
  - 20 Heinrich Hansjakob, *Sommerfahrten, Tagebuchblätter*, Stuttgart 1904, S. 12 ff.
  - 21 Georg Kopp, *Christliche Zeugnisse gegen die Blutbeschuldigung der Juden*, Berlin 1882, S. 9. Auch Adolf Hitler und Heinrich Himmler haben die Legende von den jüdischen Ritualmorden in ihren Antisemitismus wieder aufgenommen. Vgl. Paul Hilberg, *Die Vernichtung der europäischen Juden*, Bd. 3, Frankfurt a. M. 1990, S. 1091.
  - 22 „Der Hausfreund“, *Sonntagsbeilage zum „Freiburger Tagblatt“*, Nr. 30, 24. 7. 1892.
  - 23 *Sigella Veri*, Bd. 1, 2. Aufl., Berlin 1929, S. 930 f.
  - 24 Brief Hansjakobs v. 15. 11. 1901, Hansjakobarchiv Haslach i. K.
  - 25 Alfred Bock, Verfasser zahlreicher Romane und Schauspiele, erhielt 1922 den Georg-Büchner-Preis.
  - 26 Der französische Hauptmann Alfred Dreyfus (1859–1935), ein elsässischer Jude, wurde 1894 in einem unzulänglichen Prozeßverfahren wegen Landesverrats zu lebenslänglicher Deportation auf die „Teufelsinsel“ verurteilt. In einer Revision des Prozesses, die vor allem der französische Schriftsteller Emile Zola (1840–1902) durchsetzte, wurde er zunächst zu 10 Jahren Gefängnis verurteilt, dann jedoch begnadigt. 1906 verfügte der französische Kassationsgerichtshof seinen endgültigen Freispruch und seine völlige Rehabilitierung, da festgestellt wurde, daß die Dreyfus hauptsächlich belasteten Dokumente Fälschungen zweier französischer Offiziere waren. Vgl. S. Thalheimer, *Die Affäre Dreyfus*, München 1963.
  - 27 Michael Keuerleber (Hrsg.), *Alfred-Bock-Lesebuch*, Gießen 1991, S. 230.
  - 28 Vgl. Helmut Bender, *Hansjakob und Sebastian Brunner*. In: ders., *Der Volksschriftsteller Heinrich Hansjakob*, a. a. O., S. 134–137.
  - 29 Vgl. Heinrich Hansjakob, *Dürre Blätter*, Bd. 2, Heidelberg 1890, S. 272 f.
  - 30 Zit. n. Josef Scheicher, *Sebastian Brunner. Ein Lebensbild*, Würzburg 1888, S. 2.
  - 31 Christina von Braun/Ludger Heid (Hrsg.), *Der ewige Judenhaß*, a. a. O., S. 100 f.
  - 32 Josef Scheicher, *Erlebnisse und Erinnerungen*, Bd. 4, Wien/Leipzig o. J., S. 469.
  - 33 Ebenda, S. 470.
  - 34 Ebenda, S. 454.

- 35 Josef Scheicher, *Arme Brüder. Ein Stück Zeit- und Kirchengeschichte*, Stuttgart 1913, S. 110 ff.
- 36 Paul Wilhelm von Keppeler war von 1894–1898 Theologieprofessor an der Universität Freiburg i. Br. und ein großer Gegner des Reformkatholizismus. Er besuchte Hansjakob in seinem „Dichterheim“, der Karthause, sehr oft. Vgl. Heinrich Hansjakob, *Verlassene Wege, Tagebuchblätter*, Stuttgart 1902, S. VIII.
- 37 Paul von Keppeler, *Wanderfahrten in den Orient*, Freiburg 1884, S. 302.
- 38 Siehe Anmerkung 23.
- 39 Heinrich Hansjakob, *Meine Madonna. Eine Familienchronik*, 3. Aufl., Stuttgart 1903, S. 191 ff.
- 40 Ebenda, S. 194.
- 41 Ebenda, S. 196.
- 42 „Die Ausrottung der Juden“ wurde von vielen führenden Nationalsozialisten schon sehr früh gefordert, so etwa von Adolf Hitler, vgl. Joachim Fest, *Hitler. Eine Biographie*, Bd. 1, Frankfurt a. M./Berlin/Wien 1976, S. 303, Eberhard Jäckel, *Hitlers Weltanschauung*, Stuttgart 1981, S. 68, 70, oder von Heinrich Himmler, vgl. Wolfgang Benz, *Von der „Judenfrage“ zur „Endlösung“*. In: ders., *Feindbild und Vorurteile*, München 1996, S. 90.
- 43 Vgl. Heinrich Hansjakob, *Der Sozialdemokrat kommt*, a. a. O., S. 7; ders., *Aus dem Leben eines Vielgeliebten*, Stuttgart 1909, S. 63; ders., *Allerlei Leute und allerlei Gedanken*, Stuttgart 1913, S. 314; ders., *Kanzelvorträge für Sonn- und Feiertage*, 3. Aufl., Freiburg 1910, S. 367; ders., *Im Paradies*, *Tagebuchblätter*, 6. Aufl., Haslach 1981, S. 298; ders., *Die Wunden ihrer Zeit und ihre Heilung*, Freiburg 1892, S. 30.
- 44 Heinrich Hansjakob, *In Italien*, a. a. O., Bd. 1, S. 12; ders., *Verlassene Wege*, a. a. O., S. 26 f.
- 45 Heinrich Hansjakob, *Stille Stunden*, a. a. O., S. 257.
- 46 Heinrich Hansjakob, *Im Paradies*, a. a. O., S. 75 f.
- 47 Helmut Walser Smith, *Alltag und politischer Antisemitismus in Baden 1890–1900*, *Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins* 141, 1993, S. 301 f.; M. Langer, a. a. O., S. 70 ff.
- 48 Heinrich Hansjakob war von 1871 bis 1881 Abgeordneter der Katholischen Volkspartei im badischen Landtag in Karlsruhe. Vgl. Manfred Hildenbrand, *Heinrich Hansjakob als Politiker*, *Die Ortenau* 68, 1988, S. 53–69.
- 49 Otto B. Roegele, *Heinrich Hansjakob als Wortführer im Zeitgespräch*. In: Heinrich Hansjakob. *Seine Bedeutung für unsere Zeit*, Kehl 1978, S. 22.
- 50 Hansjakobs 74 Bücher erzielten schon zu seinen Lebzeiten eine Auflage von über eine Million Exemplaren, für die damalige Zeit eine außerordentlich hohe Auflage.
- 51 Ein typisches Beispiel für diese Auffassung ist der Aufsatz von Helmut Bender, *Hansjakob und die Juden*, a. a. O., S. 148.
- 52 Klemens Felten, *Die Übernahme des antisemitischen Stereotyps als soziale Norm durch die bürgerliche Gesellschaft Deutschlands 1875–1900*, Heidelberg 1963, S. 38.



# Ein Denkmal für Theodor Wacker

*Ulrich Burgert*

Am 24. 11. 1996, im 75. Todesjahr von Theodor Wacker, er starb am 09. 11. 1921 in Freiburg, hat der Kulturförderverein Bohlsbach seinem berühmten Sohn ein Denkmal erstellt.

Theodor Wacker wurde am 5. November 1845 in Bohlsbach geboren. Seine Eltern waren bescheidene Leute. Der Vater Friedrich stammte aus Griesheim und war Kammacher. Seine Mutter Kreszentia, geb. Bohnert, war von Windschläg gebürtig. Aus dieser Ehe, die am 21. September 1841 in Bohlsbach geschlossen wurde, entsprossen 13 Kinder, von denen nur fünf das Kindesalter überlebten. Drei der überlebenden Geschwister starben auch in frühem Alter. August, der ältere Bruder, starb mit 26 Jahren, seine Schwester Pauline mit 24 und seine Schwester Emma mit 17 Jahren. Nur sein drei Jahre jüngerer Bruder Pius erreichte fast das 70. Lebensjahr, er starb 1917. Theodor war das vierte Kind. Die Ursache der hohen Sterblichkeit lag offenbar in der Tatsache, daß der Vater an Tuberkulose erkrankt war und bei den damaligen hygienischen und sozialen Verhältnissen seine Kinder nicht ausreichend geschützt waren. Nach Überlieferung von Dr. Josef Schofer stand das Geburtshaus ganz in der Nähe der Pfarrkirche.

Nach anfänglich günstigen Verhältnissen verlor die Familie Wacker durch Vertrauensseligkeit und Gutmütigkeit ihr gesamtes Hab und Gut. So mußte auch das Haus verkauft werden. Der neue Eigentümer des Elternhauses setzte die Familie mitten im Winter auf die Straße. Man schrieb das Jahr 1855. So lernte Theodor Wacker schon früh das Los der sozialen Not kennen. Später gelang es dem Vater als Geschäftsmann durch Begabung und Fleiß ein anderes Haus zu erwerben. Dieses stand in der heutigen Wackerstraße, welche zu Ehren von Theodor Wacker so benannt wurde.

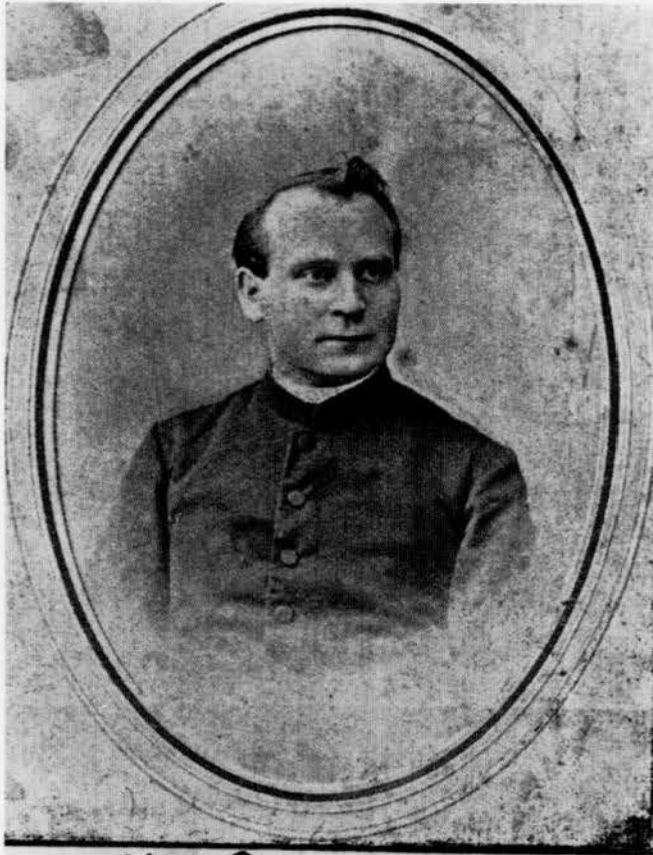
Der Entschluß Theodors, Priester zu werden, stand schon früh fest. Zuerst besuchte er das Gymnasium in Offenburg, wo er jeden Tag von Bohlsbach zu Fuß hingehen mußte. Wegen dieser Beschwerlichkeit fand er später Unterkunft und Schule im Freiburger Knabenkonvikt. Großes Heimweh veranlaßte ihn aber, in das Elternhaus zurückzukehren und wieder das Gymnasium in Offenburg zu besuchen. Die letzten Gymnasialklassen besuchte er wieder das Konvikt in Freiburg. Theodor war in seiner Klasse eher mittelmäßig. Er war der 16. von 34 Schülern. Ab 1865 besuchte Wacker die Universität Freiburg, er studierte Theologie mit dem Ziel, Priester zu werden. Seine Leistungen während des Studiums wurden durchweg als vorzüglich



Lith. v. Alois Schilling in Jehenhausen.

eingestuft, sowohl in den theologischen Fächern wie auch in dem vorgeschriebenen philosophischen Begleitstudium. Im Herbst 1868 bestand Wacker sein theologisches Schlußexamen. Im Priesterseminar St. Peter bereitete er sich auf die heilige Weihe vor. Die stille Einsamkeit der alten Klosterzellen, der Ernst des theologischen Unterrichts, die näher kommende Verantwortung des Seelsorgers machten einen großen Eindruck auf Wacker. In seinem Herzen reifte mehr und mehr der Wunsch, nach der Priesterweihe sein Studium in Rom fortzusetzen. Dieser Wunsch blieb ihm versagt. Die Zeit hatte noch Wichtiges, Gottes Vorsehung eine andere Aufgabe für ihn bereit.

Am 4. August 1869 wurde Theodor Wacker in der Abteikirche zu St. Peter zum Priester geweiht. Bischof Lothar von Kübel nahm ihm das Versprechen ab, für ihn und seine Nachfolger im Bischofsamt immer Ehrfurcht und Gehorsam zu zeigen. Ein Versprechen, das von dem anstehenden Kulturkampf mehr als einmal auf die Probe gestellt werden sollte. Die Primiz feierte der Neupriester in der Kirche von Bohlsbach. Seine glückliche Familie und alle Bohlsbacher durften an diesem Fest teilnehmen. Wacker war ab und zu auf die Barmherzigkeit guter Leute im Ort angewiesen, sie sollten daher auch bei seiner Primizfeier dabeisein können. Die Gemeinde



*Theodor Wacker*

feierte am gleichen Tag, es war ein Sonntag, ihr Patrozinium, das Fest des Hl. Laurentius.

Seine kirchliche Laufbahn begann er mit einer Vikarstelle an der Spitalkirche in Konstanz. Nach einem guten Vierteljahr, am 30. Dezember 1869, wurde er an die Münsterpfarre nach Freiburg versetzt und erhielt ein Benefiziat (kirchliches Stipendium). Ein Aufstieg zu höheren kirchlichen Würden war dem jungen Priester, der damals schon eine bekannte Persönlichkeit der katholischen Opposition war, nicht beschieden. 1883 übernahm Pfarrer Wacker die Pfarrei Zähringen bei Freiburg, in der er bis 1921 tätig war.

Weniger sein kirchlicher als der politische Werdegang machten Wacker zu einer historisch beachtlichen Persönlichkeit. Schon während seines Studiums zeichnete sich sein späteres politisches Engagement ab. So gehörte er auch zu den Gründern des akademischen Piusvereins in Freiburg.

1874 begann seine politische Laufbahn, er wurde Vorsitzender des katholischen Bürgervereins in Freiburg. Später übernahm er die Redaktion des Freiburger Boten. Er wurde zum Organisator und Lehrer für die noch junge Bewegung des politischen Katholizismus im Breisgau.

Sein publizistisches Talent, die Art, wie er sich auch breiten Schichten in der Bevölkerung verständlich machen konnte, wie auch seine Rednergabe ließen ihn rasch bekannt werden. 1879 wurde er als Kandidat der Katholischen Volkspartei für den Landtag aufgestellt. Von 1879–1886 war er Abgeordneter in der Zweiten Kammer des Badischen Landtags. Durch innerparteiliche Gegensätze entfernte er sich immer mehr von der Linie der Fraktionsmehrheit. Er kündigte seine Mitarbeit in der Parteispitze auf und kandidierte nicht mehr für die im Herbst 1886 stattfindenden Wahlen der II. Kammer. Er wandte sich mit diesem Schritt gegen die Politik seines Parteiführers, des Prälaten Lender, durch eine verbindlichere Haltung die während des Kulturkampfes entstandene Konfrontation mit dem Badischen Staat abzubauen, und demonstrierte für eine weiterhin harte Opposition. Mit der katastrophalen Niederlage der Katholischen Volkspartei bei dieser Wahl wurde die eigentliche Wende der Parteipolitik eingeleitet.

Im Oktober 1888 wurde Wacker die Führung der Zentrumsparlei übertragen. Mit Wacker verbindet sich ein neuer Abschnitt der Parteigeschichte des politischen Katholizismus in Baden, formell durch die Namensänderung in „Badische Zentrumsparlei“ gekennzeichnet. Es begann die Ära Wacker. Nun konnte ganz nach den Ideen des Vorsitzenden ein Neuaufbau begonnen werden. Das bedeutete, solange politischen Druck auf die badische Regierung auszuüben, bis alle die Freiheit der Kirche einschränkenden Gesetze zurückgenommen seien. Der Erfolg blieb nicht aus. Der Stimmenanteil für das Badische Zentrum wuchs stetig.

1891–1903 war Wacker Abgeordneter für den 34. Wahlbezirk der II. Kammer und Vorsitzender der Zentrumsfraktion. Nach seinem Ausscheiden aus der II. Kammer blieb er bis zu seinem Tode weiterhin Parteivorsitzender (faktisch bis 1917). Er bemühte sich verstärkt um die Organisation und die zu führenden Wahlkämpfe. Freunde und Gegner nannten ihn den „Löwen von Zähringen“. Erst die körperlichen Gebrechen zwangen ihn 1917, die Arbeit an politische Erben weiterzugeben. Theodor Wacker starb am 9. November 1921 und fand seine letzte Ruhestätte auf dem Hauptfriedhof von Freiburg.

Die Idee, Theodor Wacker zu Ehren ein Denkmal aufzustellen, entstand im vergangenen Jahr, als der Kulturförderverein Bohlsbach anlässlich des 150. Geburtstages am 26. 11. 1995 in einer kleinen Feier mit einer Ausstel-



lung Theodor Wackers gedachte. In der Kürze der Zeit konnte aber bis dahin dieses Vorhaben nicht mehr realisiert werden.

Die ersten Gespräche mit dem hiesigen Steinmetzbetrieb Lorenz Goos fanden schon im März dieses Jahres statt. Das zu erstellende Denkmal sollte ein Naturstein mit Flachrelief der Büste von Theodor Wacker zeigen. Spontan erklärte sich Lorenz Burgert, Fuhrbetrieb in Bohlsbach, bereit, den dafür erforderlichen Stein zu spenden und anzuliefern. Es ist ein heller Granitstein aus dem Achertal.

Die Standortfrage wurde ausführlich und intensiv diskutiert. Schon am 14. 05. 96 traf man sich zum ersten Mal, um einen geeigneten Standort für das Denkmal zu finden. Die Entscheidung für den Standort „Eingangsbereich Rathaus“ wurde von vielen Möglichkeiten als die beste angesehen. An den Samstagen, 26. 10. und 02. 11. 96 wurde in einer Gemeinschaftsaktion von freiwilligen Helfern der Standortplatz vorbereitet. Dazu mußte auch der alte Sandsteinbrunnen versetzt werden. Er wurde auf der

Südseite des Rathauses, in unmittelbarer Nähe des alten Standortes, wieder aufgestellt.

Am 24. 11. 96, 11.15 Uhr, wurde in einer kleinen Feierstunde das Denkmal enthüllt. Ortsvorsteher Viktor Schreiner würdigte in einer kleinen Ansprache noch einmal die Persönlichkeit Wackers. Er bedankte sich bei allen, die mitgeholfen hatten, dieses Denkmal zu erstellen. Stephanie Glatt, als Vertreterin des Steinmetzbetriebes Lorenz Goos, nannte in einigen Daten die Entstehung des Steines. Klaus Ockenfuß, Pfarrgemeinderatsvorsitzender, bedankte sich ebenfalls bei den Initiatoren und Helfern im Namen der Pfarrgemeinde. Musikalisch wurde die Feierstunde durch eine Bläsergruppe des Musikvereins Bohlsbach begleitet.

Möge das Denkmal, das erste seiner Art in Bohlsbach, viele Bürger erfreuen, ihr Heimatbewußtsein und die Verbundenheit zu Bohlsbach vertiefen.

# Das Ende des deutschen Unterseebootes U 250

*Ralf Bernd Herden*

Durch einen Zufall stieß ich auf das Schicksal des am 12. Dezember 1923 in Schapbach geborenen Funkobergefreiten Albert Haaser<sup>1</sup>, der nach unseren Unterlagen am 30. Juli 1944 in Finnland gefallen ist. Die weiteren Nachforschungen<sup>2</sup> bestätigten, daß Albert Haaser beim Untergang von U 250 am 30. Juli 1944 im finnischen Meerbusen vor Kronstadt den Tod fand<sup>3</sup>. Bedenkt man, daß die deutsche Kriegsflotte im 2. Weltkrieg insgesamt 968 Unterseeboote verschiedenen Typs verlor, davon allein 630 auf Feindfahrten, und daß von den rund 39 000 Angehörigen der U-Bootwaffe rund 33 000 den Tod fanden oder in Gefangenschaft gerieten<sup>4</sup>, so steht das Schicksal Albert Haasers aus Schapbach stellvertretend für viele Soldaten, die nicht nur auf See sinnlos in den Tod getrieben worden sind.

U 250 jedoch wurde, was nur bei wenigen U-Booten der Fall war, von der Sowjetmarine gehoben und geborgen. Noch bemerkenswerter, daß der Kommandant des U-Bootjägers MO 103, Gardeoberleutnant Alexander Petrowitsch Kolenko, seinen MG-Schützen anwies, nicht auf die sechs dem Tode durch die Wasserbomben entkommenen Überlebenden, darunter der Kommandant von U 250, Kapitänleutnant Werner Karl Schmidt, die unmittelbar nach der Explosion an der Wasseroberfläche auftauchten, zu schießen, sondern die Schiffbrüchigen barg – trotz einsetzendem Artilleriefeuer von der finnischen Seite her.

Doch zum chronologischen Ablauf der Tragödie, bei der auch ein Sohn unserer Gemeinde den Tod fand<sup>5</sup>.

U 250 war ein Unterseeboot vom Typ VII c, das im Jahr 1943 gebaut worden war, eine Länge von 67 Metern und eine Breite von 6,2 Metern hatte. Es war am 11. November 1943 auf der Germania-Werft in Kiel vom Stapel gelaufen und wurde am 12. 12. 1943 in Dienst gestellt. Das Boot war in sieben wasserdichte Zellen eingeteilt und verfügte über zwei Akkumulatorengruppen, die bei Überwasserfahrt aufgeladen werden konnten. Bei einer Überwasserverdrängung von 770 Tonnen, einer Überwassergeschwindigkeit von 17 Knoten und einer Unterwassergeschwindigkeit von 7,5 Knoten hatte das Boot eine maximale Tauchtiefe von 100 Metern. Bewaffnet war das Boot mit vier Bug- und einem Hecktorpedorohr, einer 3,6-cm Schnellfeuerflak und zwei 2,0-cm Zwillings-MGs. Mitgeführt wurden ferner 14 Reservetorpedos<sup>6</sup>, die im Lauf des Geschehens noch eine außergewöhnliche Rolle spielen und Ursache der Bergung werden sollten.

Die Besatzung wurde in der Zeit vom Dezember 1943 bis Juni 1944 im Verband der 5. U-Boot-Flottille mit Standort in Kiel ausgebildet, und zwar in der Danziger Bucht und im Gebiet um die Insel Bornholm. Am Ende der Ausbildung, bei der Tauchen und Auftauchen, Artillerie- und Torpedoschießen genauso geübt wurden wie der normale Dienstablauf, kehrte das Boot Ende 1944 nach Kiel zurück<sup>7</sup>.

Aus strategischen Gründen forderte der in Talinn (Reval) stationierte Konteradmiral Burchardt, der die deutsche Flotte im finnischen Meerbusen befehligte, Hilfe von Großadmiral Karl Dönitz an. Dönitz, der später bekanntermaßen das letzte „Staatsoberhaupt“ des untergehenden III. Reiches werden sollte, war zur Entsendung weiterer Flotteneinheiten gezwungen, unter ihnen auch U 250.

Von Kiel aus begab sich U 250 am 15. Juli 1944 auf die Fahrt, die vor Gotenhafen (Gdynia/Gdingen) unterbrochen wurde. Das Schiff lief in den Danziger Hafen zu einer Reparatur ein. Nach dem Einlaufen in Reval am 19. Juli 1944 folgten dann Tauchübungen vor der baltischen Küste, die bis zum 22. Juli 1944 andauerten. Am 23. Juli lief das Schiff aus Reval aus, mit Richtung Helsinki, das dann am 25. Juli 1944 ebenfalls verlassen wurde. Ziel war ein Schärengebiet östlich Helsinki. Am 27. Juli 1944 lag U 250 dann vor der Insel Hoogland (Suur-Sari), die ihrer russischen Besatzung wegen beobachtet wurde. Am 29./30. Juli 1944 lief das Schiff dann zur Bewachung des Nordausganges des Koivisto-Sundes aus<sup>8</sup>, wo es dann sein Schicksal ereilte.

Im Bereich des Koivisto-Sundes befand sich zu jener Zeit auch das russische Küstenschutzboot MO 105 im Einsatz. Die kleinen U-Bootjäger, von denen vor und während des Krieges 219 Einheiten gebaut worden waren, hatten eine Länge von 27 Metern, eine Wasserverdrängung von 27 Tonnen und eine Maschinenkraft von 2550 PS. Sie waren mit zwei 45-mm-Geschützen, zwei 12,7-mm-Maschinengewehren sowie Wasserbomben ausgestattet. Für deren Abwurf standen je zwei Wasserbombenablaufgerüste zur Verfügung<sup>9</sup>. Die Boote, die eine Maximalgeschwindigkeit von 26 Knoten erreichen konnten, wurden „Meeresjäger“ oder auch „Stechmücke“ genannt.

Über die Begegnung zwischen U 250 und MO 105 gibt es verschiedene Versionen. Eine legt dem russischen Kommandanten schwere Versäumnisse zur Last, was jedoch der deutsche Kommandant entschieden bestreitet. Fest steht jedoch, daß MO 105 am 30. Juli 1944 gegen 12.42 von einem Torpedo G7e aus dem Bugrohr von U 250 aus kurzer Distanz einen Volltreffer erhielt und sank. 19 russische Seeleute fanden dabei den Tod, sieben, davon zwei verwundet, schwammen im Meer<sup>10</sup>.



Das Geschehen war vom russischen Beobachtungsposten auf der Insel Ruonti verfolgt worden. Von Koivisto aus lief hierauf gegen 13.30 Uhr MO 103 aus, das zuvor von dem versenkten MO 105 abgelöst worden war<sup>11</sup>. MO 103 sollte Überlebende retten und zugleich den Angriff von U 250 erwidern. Gegen 17.00 Uhr ortete MO 103 seinen Gegner; der ersten Wasserbombenserie konnte U 250 noch ausweichen. Die zweite Angriffsserie führte zu einer Beschädigung im Bereich der Bugzelle, die ein Leck von rund 2,75 qm verursachte. Wasser ergoß sich in den Schiffskörper, und U 250 setzte in einer Tiefe von rund 27 Metern auf Grund<sup>12</sup>. Durch die Detonation der Wasserbombe wurden an sämtlichen Zellen des U-Bootes Schäden hervorgerufen; die Beleuchtung fiel aus und das Wasser begann, schnell in die Zellen einzudringen<sup>13</sup>.

Die sechs in der Zentrale befindlichen Männer, unter ihnen Kommandant Werner Karl Schmidt, konnten in dieser katastrophalen und hoffnungslosen Situation Ruhe bewahren. Obersteuermann Günther Riedel öffnete das Turmluk, nachdem auf Befehl des Kommandanten nochmals vergeblich versucht worden war, aufzutauchen, um die Besatzung zu retten. Der Auftauchversuch mißlang, jedoch konnten sich der Kommandant, der Obersteuermann und vier weitere Besatzungsmitglieder retten. Unter den 46 Opfern der Versenkung war auch der Funkobergefreite Albert Haaser aus Schapbach.

Der MG-Schütze von MO 103 wollte auf die Überlebenden feuern – Kommandant Kolenko verhinderte dies jedoch, obwohl sein Schiff zwischenzeitlich von der finnischen Küstenartillerie beschossen wurde. Die Granaten barsten in einer Entfernung von 100 bis 150 Metern, so daß sich MO 103 nach der Rettungsaktion einnebelte und zurückzog. Es war der einzige Fall im II. Weltkrieg, in dem deutsche U-Bootfahrer in russische Kriegsgefangenschaft kamen.

In dem ganzen Vorgang lag jedoch eine noch größere Brisanz, die selbst für den britischen Premierminister Winston Churchill von besonderem Interesse werden sollte, das ihn sogar dazu bewegte, mit Stalin direkt Kontakt aufzunehmen<sup>14</sup>. Jedenfalls schrieb Churchill in dem streng geheimen Telegramm Nr. 356 an Stalin, und die Engländer – niemand ist bekannt, wie sie von den Bergungsergebnissen erfuhren – hätten sehr gerne einen der in U 250 gefundenen Torpedos nach Großbritannien zur Untersuchung gebracht, oder zumindest ihre Marinespezialisten zu Untersuchungen nach Rußland geschickt.

An Bord von U 250 befanden sich nämlich Torpedos vom Typ T 5, „Zaunkönig“<sup>15</sup> genannt, die für die Alliierten von allergrößtem Interesse

waren. Sie waren als Geheimwaffe einzustufen, weil sie über einen elektroakustischen Ziellansteuerungsmechanismus verfügten.

Die Überlebenden wurden vom russischen Marinenachrichtendienst verhört, jedoch ohne verwertbare Ergebnisse. Hierauf entschloß man sich, Aufklärungstaucher in das gesunkene U-Boot zu entsenden, um nach Geheimdokumenten zu suchen. Schließlich waren die Alliierten auf diesem Wege auch an die geheimnisumwitterte „Enigma“ gelangt, die bestgehütete, deutsche Chiffriermaschine, die ihnen die Entschlüsselung des gesamten deutschen Funkverkehrs ermöglichte und insbesondere bei der U-Bootwaffe zu furchtbaren Verlusten führte. Am 09. Mai 1941 kaperten englische Marineeinheiten vor Island U 110 und konnten dabei eine „Enigma“ erbeuten, womit es möglich geworden war, den Schlüssel „Hydra“ zu dechiffrieren, der von den U-Booten und dem BdU (Befehlshaber der Unterseeboote) genutzt wurde<sup>16</sup>.

Die Taucheraktion, die der Artilleriegefahr wegen nachts stattfand, war erfolgreich. Aus U 250 konnten verschiedene Dokumente, darunter die Seekarten sowie die persönliche Kartentasche des Kommandanten, geborgen werden<sup>17</sup>. Aus den folgenden Verhören ergab sich dann, daß U 250 mit dem Torpedo des Typs T 5 tatsächlich ein, wenn auch selbst den Besatzungsangehörigen, unbekanntes Geheimnis bergen müsse<sup>18</sup>.

Es folgte der Befehl zur Bergung des U-Bootes. Zu diesem Zweck wurden von Tauchern unter dem gesunkenen U-Boot zwei Tunnel gegraben, durch die Trossen gezogen wurden. Diese wurden an zwei 200-Tonnenpontons vertäut. Der erste Versuch scheiterte, beim zweiten Versuch war die nächtliche Arbeit der Taucher erfolgreich, die nunmehr vier Pontons einsetzten. Dies alles geschah in Reichweite der finnischen Artillerie.

Am 15. September wurde U 250 im Trockendock von Kronstadt eingedockt. Die gefallenen 46 deutschen Seeleute wurden geborgen und auf dem Kronstädter Friedhof beigesetzt<sup>19</sup>. Dort ruhen u. a. die russischen Admirale Bellinghausen (1779–1852) und Viren (umgekommen während der Februarrevolution 1917). Beide waren Militärgouverneure von Kronstadt.

Im Inneren des Bootes wurden dann tatsächlich die Torpedos vom Typ T 5 gefunden, elektroakustische Torpedos, die mit einer Lenkeinrichtung (Torpedofeuereleitgerät) ausgestattet waren. Am 24. Oktober 1944 wurden die Torpedos aus U 250 geborgen, am 28. Oktober in das Arsenal überführt und am 31. Oktober wurde der erste, akustische Torpedo demontiert. Die Besonderheit der Torpedos lag darin, daß sie ein Hydrophon enthielten, das die Schraubengeräusche des gegnerischen Schiffes erfaßt, diese in elektri-

schen Strom und diesen wiederum in Steuerbefehle umsetzt. Der Untergang von U 250 hatte also auch militärwissenschaftlich und strategisch einige Bedeutung.

U 250 wurde übrigens am 12. 04. 1945 in den Bestand der sowjetischen Marine aufgenommen und in TS-14 umbenannt. Die geplante Reparatur des Schiffes scheiterte jedoch an den schweren Beschädigungen, so daß es am 20. 08. 1945 ausgemustert und zur Verschrottung freigegeben wurde.

1996 konnte nun in Kronstadt eine Gedenktafel enthüllt werden, die die Namen der deutschen und russischen Gefallenen von U 250 und MO 105 miteinander vereint, als stete Mahnung zum Frieden und zur Versöhnung. Die überaus wohlwollenden und versöhnlichen Pressestimmen, insbesondere in der russischen Presse, geben berechtigten Anlaß zur Hoffnung, daß die im Tode versöhnten Gefallenen uns dauerhaft zum Frieden mahnen.

#### *Anmerkungen*

- 1 Bei der Lektüre der Zeitschrift „Stimme und Weg“, die der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge vierteljährlich herausgibt, um über seine Aktivitäten zu berichten, stieß ich im Dezember 1996 in Heft 4 auf einen Artikel, der über die Einweihungsfeierlichkeiten eines Gedenksteines auf dem lutherischen Friedhof in Kronstadt berichtete. Bekanntlich war Kronstadt der Kriegshafen von St. Petersburg, der seit der Zeit der Zaren für die russische Ostseeflotte stets von besonderer Bedeutung war. Das Gelände um Kronstadt ist noch heute militärisches Sperrgebiet. Auf dem Gedenkstein war deutlich der Name Albert Haaser zu erkennen, das Geburtsdatum des Gefallenen stimmte mit dem des Schapbacher Bürgers Albert Haaser überein. Er ist ferner auf der Gedenktafel, die sich noch heute im Foyer unseres Rathauses befindet, in Uniform der Kriegsmarine abgebildet.
- 2 Für die Erschließung der nachfolgend verwendeten Unterlagen danke ich herzlichst dem Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge, Kassel, vor allem aber bin ich auch Herrn Gunter Fuhrmann, Jena, zu großem Dank verpflichtet. Herr Gunter Fuhrmann ist der Übersetzer des Werkes „Das Deutsche Unterseeboot U 250 – Neue Dokumente und Fakten“ aus der Feder des russischen Fregattenkapitäns Boris A. Karschawin, das 1994 in St. Petersburg und Jena erschien.
- 3 Auskunft der „Deutschen Dienststelle – vorm. Wehrmachtsauskunftsstelle“ in Berlin an Herrn Gunter Fuhrmann vom 26. 07. 1996.
- 4 vgl. Percy E. Schramm (Hrsg.); Kriegstagebuch des Oberkommandos der Wehrmacht 1944–1945, Teilband 1, Studienausgabe Band 7, S. 967, Sonderausgabe Bernard und Graefe Verlag GmbH & Co KG, Bonn, o. J.
- 5 Alle nachfolgenden Angaben sind dem Werk von Fregattenkapitän Boris A. Karschawin, in der deutschen Übersetzung von Gunter Fuhrmann (vgl. Fn. 2), entnommen.
- 6 loc. cit., Seite 10.
- 7 loc. cit., Seite 11.
- 8 loc. cit., Seite 68 f.
- 9 loc. cit., Seite 12.

- 10 loc. cit., Seite 14.
- 11 loc. cit., Seite 15.
- 12 loc. cit., Seite 18.
- 13 loc. cit., Seite 19.
- 14 loc. cit., Seite 47.
- 15 loc. cit., Seite 10.
- 16 vgl. Janusz Piekalkiewicz, *Weltgeschichte der Spionage*, Südwest-Verlag München 1988, S. 379.
- 17 loc. cit., Seite 27.
- 18 loc. cit., Seite 28.
- 19 loc. cit., Seite 30.

# „Gell, seller B’suech!“ Heinrich Himmler in Triberg

Karl Volk

*„Es bleibt dem Historiker nicht erspart, auch das Anormalste, das Schreckliste und Grauensvollste „verstehen“ zu müssen, das heißt, es in seiner ihm eigenen Logik zu erfassen und als „Sinn“-Einheit vorzutragen. Hier steht der Historiker, vor allem der Zeithistoriker, oft vor einem fast unlösbaren Problem.*

Theodor Schieder<sup>1</sup>

## *Wahl des Verstecks, Dauer des Aufenthalts*

Über den Aufenthalt von Reichsinnenminister und „Reichsführer SS“ (seit dem 20. Juli 1944 Befehlshaber des Ersatzheeres<sup>2</sup>, seit dem 25. September 1944 Chef des Volkssturms<sup>3</sup>, vom 10. Dezember 1944 bis 23. Januar 1945 Kommandeur der „Heeresgruppe Oberrhein“<sup>4</sup>, vom 23. Januar bis März 1945 Kommandeur der „Heeresgruppe Weichsel“<sup>5</sup>), Heinrich Himmler, in Triberg vom Spätjahr 1944 bis Januar 1945 existieren nur wenige Aufzeichnungen. Die historische Forschung hat sich, wie es scheint, um diesen kurzen Abschnitt in Himmlers Leben nur sporadisch gekümmert, auch die Biographie Himmlers von Heinrich Fraenkel und Roger Manvell<sup>6</sup> macht darüber nur eine allgemeine Angabe: „Himmlers Standort hatte im Schwarzwald gelegen. Bormann schrieb in einem Brief an seine Frau: „Er hat sein Quartier – das heißt seinen Zug – entweder in der Nähe eines Tunnels im Murgtal oder bei Triberg.“ „Hitlers Hauptquartier für die Offensive lag in Bad Nauheim, etwa zweihundertfünfzig Kilometer entfernt, aber Himmler hielt die Verbindung aufrecht. Am Weihnachtsabend nahm Himmler an einem Essen teil. Er saß neben Guderian, seinem feindseligen Kritiker, der bemerkte, daß Himmler Hitlers Illusionen über den Osten zu teilen schien.“<sup>7</sup> . . . „Er selbst saß im Schwarzwald in seinem Sonderzug, der bei jeder Luftwarnung in einen Tunnel geschoben wurde. Fast überflüssig hinzuzufügen, daß Himmler sich nicht an die Front begab, sondern seine schneidigen Befehle nur aus sicherem Port erteilte.“<sup>8</sup> Die „Termine des Reichsführers-SS“ sind dort nicht berücksichtigt.<sup>9</sup> In den Rathausakten der Stadt Triberg findet sich nicht der geringste Hinweis auf Himmlers Anwesenheit. Nur wenige für dieses Thema verwertbare Akten bewahrt das Bundesarchiv–Militärarchiv in Freiburg auf. Der Verbleib seiner zahllosen Anordnungen war nicht festzustellen, wenn beim Inferno der letzten Kriegsmomente je noch ihre Vollzähligkeit erwartet werden kann. Bei dieser Quellenlage muß nach über 50 Jahren manche Angabe ungenau sein, auch

Lücken sind nicht zu schließen, abgesehen davon, daß kein Informant je Kenntnisse über die eigentlichen Aktivitäten und die „Sintflut absolut kindlicher Befehle“<sup>10</sup> Himmlers und seines engsten Stabes, die der höchsten Geheimstufe unterlagen, haben konnte. So muß sich diese Untersuchung zur Aufhellung und Darstellung dieses Kapitels weitgehend auf die „oral history“ beschränken. Dem Wunsch der Informanten, auf die Nennung ihres Namens zu verzichten, wird entsprochen. Alle Einzelheiten, auch die kleinste, beruhen auf ihren Aussagen oder sind Originalquellen oder der Literatur entnommen.

Ein sichereres Versteck für einen NS-Prominenten als einen Eisenbahnzug auf dem Bahnhof in Triberg gab es vermutlich im ganzen deutschen Reichsgebiet nicht. Das enge Gutachtal, die hohe Felswand am Bahnhof und der Wald machten es beim damaligen Stand der Waffentechnik gegnerischen Flugzeugen nahezu unmöglich, ein solches Ziel zu treffen.

Neben dem topographischen bildeten die Tunnels in unmittelbarer Nähe oberhalb und unterhalb des Bahnhofs, der Kleine und der Große Triberger Kehr- und der Großhaldetunnel, den zweiten Sicherheitsfaktor. Sie konnten in kürzester Zeit erreicht werden. Die Regel war, daß der Zug vor Fliegerangriffen talwärts in den Großhaldetunnel (326,72 m) fuhr, er wurde aber auch im Großen Kehrtunnel (835,01 m) gesehen, der Kleine Kehrtunnel (91,93 m)<sup>11</sup> war zu kurz, der Großhaldetunnel auch. Die hintere Lokomotive stand dann unter freiem Himmel. Der übrige Zugverkehr verlief eingleisig, die Züge mußten „falsch fahren“, wie es in der Fachsprache hieß. Den Jagdbombern war es unmöglich, den Luftalarm zu überholen, so daß das Katz-und-Maus-Spiel immer zugunsten des Zuges ausging. Klar auch, daß der mächtigste Mann nach Hitler von der Luftbeobachtung über feindliche Flugzeuge gewarnt wurde, bevor für die Öffentlichkeit Sirenenalarm ausgelöst wurde. Darüber, daß die Spionage der Alliierten den Aufenthaltsort Himmlers sehr schnell erkundet hatte und ihre Flugzeuge ihn zu treffen versuchten, bestand in der Einwohnerschaft Tribergs kein Zweifel. Zustatten kam Himmlers Sicherheit auch, daß Triberg Lazarettstadt war, also nach internationalem Recht nicht bombardiert werden durfte. Lazarette waren im „Löwen“, im „Adler“, in der „Sonne“ und eine Zeitlang im „Schwarzwaldhotel“ eingerichtet. Schließlich wechselte Himmler immer wieder seinen Aufenthaltsort, er hielt sich auf der Katharinenhöhe bei der Escheck, die Anfang 1945 auch dem Gauleiter von Baden, Robert Wagner, Unterschlupf bot, auf. (Ein früherer Furtwanger Einwohner gibt die Reaktion seines Großvaters wieder: „Wenn das wahr ist, gehe ich mit der Axt hin“), er benützte einen der Bunker auf der Alexanderschanze im Nördlichen Schwarzwald, sein Zug wurde auch im Tunnel bei Hattingen (bei Immen dingen) gesehen, im Januar 1945 in Gaggenau. Dort hat ein Triberger Bür-



*Bahnhof Triberg, Felswand*

*Foto Carle, Triberg*



*Bahnhof Triberg mit oberem Portal des Großhaldetunnels*

*Foto Carle, Triberg*

ger Himmlers Sonderzug und seinen Begleitzug gesehen. Am 9. November 1944 kam Himmler (wohl kaum schon von Triberg aus) in München zur Vereidigung des Volkssturms an.<sup>12</sup> Über Weihnachten war er nicht in Triberg. Die Angabe bei Fraenkel/Manvel ist falsch.<sup>13</sup> Was aus dem Kriegsgeschehen zu erschließen ist, besteht darin, daß die Nachrichten über den Frontverlauf im Elsaß bei ihm in Triberg zusammenliefen und daß er sich Gedanken über die Bewaffnung des Volkssturms gemacht haben mußte. Die Entscheidung, „daß ein besonderes Volksgewehr aus minderwertigen Materialien produziert“<sup>14</sup> werden sollte, könnte in Triberg gefallen sein. Sicher ist, daß solche Gewehre im Februar 1945 verteilt wurden, sie hatten keinen Trageriemen, und der Kolben war roh belassen. Fest steht dagegen, daß von Triberg aus der Versuch unternommen wurde, mit dem Vizepräsidenten des Schwedischen Roten Kreuzes, Folke Bernadotte, in Verhandlungen zu treten.

Das Datum für Himmlers Ankunft in Triberg ist nicht mehr genau zu eruieren. Der Termin ist verhältnismäßig spät anzusetzen. Kaum vor November 1944. Nach der Erinnerung eines Informanten war es kalt, aber es lag noch kein Schnee. Ein anderer Informant, der damals in unmittelbarer Nähe des Bahnhofs wohnte, gibt mit Bestimmtheit an, vor dem 1. Oktober 1944, also vor seiner (des Informanten) Einberufung, könne Himmler noch nicht in Triberg gewesen sein. Am Bahnhof, zu dem er oft kam, war keine Veränderung erkennbar. Und als er für einen Tag am 10. Februar nach Hause kam, war von ihm und seinem Stab wieder nichts mehr zu bemerken. In der Zwischenzeit sei aber in einem Garten neben der Gutach oberhalb der Firma Tränkle ein sog. Do-Werfer gestanden, dem Aussehen nach eine Art verkleinerte „Stalinorgel“, auf einem zweirädrigen Gestell 12 Rohre, zwei Lagen zu je 6 Stück.

Eine besonders aparte Begebenheit vor dem Eintreffen des Zuges in Triberg, eine Form der Sabotage, die an einen Streich erinnert, soll darin bestanden haben, daß zwei Bahnbedienstete<sup>15</sup> in Kenntnis des Zeitpunktes in Niederwasser Unschlitt auf die Schienen schmierten und so den Zug zum Stehen brachten. Den Vorgang hätten sie von der anderen Seite des Tales aus beobachtet. Die Notiz wird mit allem Vorbehalt weitergegeben. Immerhin bestätigt sie die Angabe eines Informanten, daß der Zug aus Richtung Offenburg kam. Der Termin seines Eintreffens wurde so weit wie möglich geheimgehalten, auch für die meisten Bahnangestellten in Triberg war sein Erscheinen eine vollkommene Überraschung. Sie konnten es sich nicht erklären, warum sich plötzlich eine ungeheure Zahl von Gestapo- und SS-Leuten auf dem Bahnhof einfand, die den Himmlerzug erwarteten. Der Zug, „Steiermark“ genannt, 6 bis 8 Wagen, stand auf dem sog. dritten Gleis (bergseits). Die Angaben schwanken, ein Informant zählte nur drei



Wagen, ein anderer sah in Himmlers Kommandowagen eine Schreibmaschine, ein Arbeiter, der von der „Himmler-Mühle“ (s.u.) aus durch die Fenster eines Wagens im hinteren Teil des Zuges sehen konnte, stellte fest, daß in diesem der Friseursalon untergebracht war. *„In Triberg begegneten wir vor einem Tunnel dem Befehlszug des Reichsführers SS Heinrich Himmler. Jeweils vor und hinter den paar Wagen war eine Lokomotive angekoppelt, so daß auch bei Ausfall einer Maschine durch Tiefflieger jederzeit in den Tunnel gefahren werden konnte. Himmler stand, umgeben von einigen Offizieren, wahrscheinlich an einem Kartentisch. So genau konnten wir das aber nicht sehen.“*<sup>16</sup> Dieser Zug gab Triberg die Bezeichnung „Kommandostelle Steiermark“. Er war auch als erster wieder verschwunden. Ein zweiter, der viel später eintraf, „Karpathen“ mit Namen, fand seinen Platz auf dem Abstellgleis zwischen damaliger Abortanlage und Güterhalle neben der Laderampe. Wem dieser Zug Unterschlupf bieten sollte, wurde nie recht klar. Vermutet wurde, daß es ein Begleitzug für die SS war. Die Lokomotiven standen immer in Richtung Konstanz. Der Zugbetrieb im Bahnhof war nie behindert, ein Gleis mußte aus strategischen Gründen ständig frei bleiben, da viele Munitionszüge in diesen Monaten über die Schwarzwaldbahn nach Westen rollten.

Von einem Eisenbahnwagen aus, in sicherem Versteck, wurde nun Krieg, totaler Krieg geführt, Fernschreiben gingen nun vom „Stab Steiermark“, von „F.S. Stelle Karpathen“ oder „F.S. Stelle Schwarzwald“ hauptsächlich zu den Kommandostellen der 19. Armee im Elsaß.<sup>17</sup> Nach dem Fall Straßburgs<sup>18</sup> (23. November 1944) sollte das Elsaß gehalten bzw. zurückerobert werden, Entscheidungen, soweit sie noch getroffen werden konnten und nicht längst in der Hand der Kriegsgegner lagen, wurden gefällt, „Offensiven“ geplant und organisiert, die Konzentrationslager verwaltet. Dazu war von vornherein ein großer technischer Informations- und Sicherheitsapparat notwendig. Sofort waren Wasser-, Elektro- und Telefonanschlüsse zu legen und laufend zu kontrollieren, Helfer wurden beauftragt, sogar an einem Sonntagmorgen am Bahnhof, einen Unterstand als Anbau an die Güterhalle (dem unteren Bahnübergang zu) für Himmlers Auto, das er dort nie abstellte, und sein Dreirad, ein Motorrad mit Beiwagen auf Eisenrädern, das auf Schienen lief und auf dem man ihn allerdings nie sah, zu erstellen. Dafür bekamen sie, unter ihnen ein gerade 15jähriger bei der Reichsbahn beschäftigter Junge aus Gremmelsbach und sein Vater, von Himmler persönlich eine Zigarre, weil alles so gut klappte. (Zigarren scheinen das Universalmittel der SS gewesen zu sein, um Dank auszudrücken und das Wohlfühlen zu gewinnen). Ein Angestellter des Elektrizitätswerks Triberg (EGT) erhielt einen Anruf, an den Bahnhof zu kommen, am Gepäckschalter werde er weitere Informationen erhalten. Er kam bis zur Bahnbrücke und wurde von SS-Posten aufgehalten: Ausweiskontrolle!

Es half nichts, er mußte den Ausweis zu Hause holen. Am Bahnhof wurde er von zwei Adjutanten Himmlers in Empfang genommen. Für den Elektroanschluß wurde ein so langes Kabel gebraucht, wie es die EGT nicht mehr zur Verfügung hatte. Es stellte sich heraus, daß sich in Rottweil noch ein solches Kabel befand. Ein VW der Wehrmacht holte es von dort. Der Angestellte saß Himmler am Kartentisch im Zug gegenüber, von wo aus dieser Krieg führte, und entwarf eine Planskizze für die Verlegung der Leitung. Für die Elektroanlagen im Zug mußte der Wechselstrom der EGT in Gleichstrom umgewandelt werden. Das Stromkabel wurde einmal bei einem Angriff abzuhängen vergessen. Es riß und mußte von der EGT wieder repariert werden. Für die Fäkalien unter den Klosetts im Zug hatte ein Pole Kisten zu zimmern, die täglich geleert werden mußten. Ein Bahnangestellter, wegen seines Vollbarts „Weihnachtsmann“ genannt, den um seine Aufgabe niemand beneidete, wurde von der Bahnmeisterei damit beauftragt.

Wann der „Besuch“ Himmlers ein Ende nahm, ist präzise ebensowenig wie der Tag seiner Ankunft anzugeben. Am 23. Januar 1945 wurde er Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Weichsel. Spätestens an diesem Tag muß er Triberg verlassen haben. Am nächsten Tag traf er in seinem Hauptquartier Deutsch-Krone zweihundertvierzig Kilometer nordöstlich von Berlin ein.<sup>19</sup> Ein Zeitzeuge gibt den 21. Februar 1945 als den Tag des Abzugs Himmlers an. Möglicherweise konnte er nur den Abzug der SS-Begleitung Himmlers beobachten. Wie gut die gegnerische Spionage funktionierte, zeigt folgende Anekdote: Ein Triberger Sanitätssoldat geriet im Januar 1945 im Elsaß in Gefangenschaft, wurde von amerikanischen Offizieren verhört und nach dem Aufenthalt Himmlers befragt. Da er nach langer Zeit ohne Urlaub dies nicht wußte, beantworteten sie die Frage: *„Zur Zeit ist Himmler nicht mehr in Triberg, er ist in Richtung Osten abgefahren. Aber es wird nicht lange dauern, bis wir wissen, wo er sich jetzt aufhält.“*

### *Die Sicherheitsmaßnahmen*

Der Mann, dem Millionen Menschenleben nichts galten, hielt sich für unentbehrlich und tat alles Erdenkliche, um für seine eigene Sicherheit zu sorgen.

Mehreren Informanten ist in Erinnerung, daß im Spätherbst 1944 im Rettschenwald unterhalb der „Russenbuche“ (vor der Kurve des Rigiweges), Holz geschlagen und vier bis fünf blockhüttenähnliche Baracken erstellt wurden. Himmler hatte dafür eigens einen Architekten mitgebracht. Größere Stämme wurden im Bereich Rodelbahn, Prise, Hoflehen mit Raupenschleppern geholt und die Hauptstraße hinuntergezogen. Als Schnee

gefallen war, ließen sich die Kinder mit ihren Schlitten bergaufziehen. Sie „wußten“, die Blockhütten werden wegen der Jabos gebaut, in ihrer Nähe wird die Flak aufgestellt. Die wahren Zusammenhänge wurden ihnen erst später klar. Ihnen schien die Begründung zunächst einleuchtend, denn zuvor hatten Jabos eine Lokomotive auf dem Bahnhof beschossen und schwer beschädigt.

Der Sonderzug mit dem Salonwagen, in dem Himmler arbeitete, war hermetisch abgeriegelt. Für den öffentlichen Verkehr gesperrt war das Bahnhofsgelände von der Güterhalle an bahnabwärts. Der Aufenthalt im Bahnbereich war verboten, Fahrgäste wurden kontrolliert und mußten so schnell wie möglich das Bahngelände verlassen. Lange vor Himmlers Ankunft wurde die Brücke über die Gutach mit 10 m hohen, schlanken Bäumen getarnt (während seiner Anwesenheit wurde die Tarnung möglicherweise verstärkt), diese wurden im bahneigenen Wald, im „Seelenwald“, geschlagen, aber auf die Grenze zum Privatwald wurde nicht geachtet, zwei Rollwagen wurden hintereinander gebunden, die Wagen waren mit einer Handbremse vorn und hinten versehen, die Aktionen hatten in großer Eile jeweils zwischen der Durchfahrt zweier Züge zu erfolgen. Die Bäume wurden am Geländer befestigt und regelmäßig ausgewechselt, immer vier oder fünf auf einmal, nie alle zugleich. Auch das Brückengewölbe wurde mit Bäumen möglichst unkenntlich gemacht. Da der „Himmlerzug“ jederzeit in Sekundenschnelle abfahrbereit sein mußte, blieben die beiden Lokomotiven an der Spitze und am Ende des Zuges Tag und Nacht unter Dampf, eine dritte holte täglich in Villingen Kohlen.<sup>20</sup> Nur so war der Zug zu beheizen. Um ein noch näheres Versteck als die Tunnels zu haben, veranlaßte die Himmlermannschaft (oder Himmler persönlich?) den Bau eines Luftschuttkellers in den Fels gegenüber dem Bahnhofsgebäude. Zum Ausbau wurden auch Bahnangestellte abkommandiert, der Unterstand ging nicht tief in den Berg, er bildete einen Halbkreis, hatte also zwei Eingänge.

Am Anfang und am Ende des Zuges befand sich vor bzw. hinter der Lokomotive auf einem offenen, flachen Güterwagen eine Vierlingsflak – ein leichtes Flugzeugabwehrgeschütz auf einen Drehstuhl montiert. Mit ihm wurde versucht, angreifende Flugzeuge abzuschießen. Flugabwehrkanonen waren von der SS auch am Haldenhof aufgestellt, noch im Dezember 1944 wurden abends und nachts von Pferden kleine Geschütze im Schnee den steilen Hohenweg hinaufgeschleppt. Den Pferden forderte dies die letzte Kraft ab. Die Geschütze blieben am Feisesberg am Waldrand. Die Abwehr der Jabos durch diese Geschütze war nahezu wirkungslos, obwohl zwei Flugzeuge, von der Flak in Triberg getroffen, im Kinzigtal abgestürzt sein sollen. Gewöhnlich sollen sie das Feuer eingestellt haben, wenn sie von Geschossen bedroht wurden.

Himmler ließ sich über jedes feindliche Flugzeug vor allen anderen informieren, so daß sein Zug mit großer Geschwindigkeit im Tunnel verschwand, bevor die Sirene die Bevölkerung warnen durfte (bis zu 10 Minuten früher). Unter den Bahnangestellten ging das geflügelte Wort um: „*Der Fuchs ist im Bau, wir können gehen.*“ Sie verließen fluchtartig das Bahnhofsgebäude und brachten sich über die Gleise im Luftschutzkeller in Sicherheit. Den immer gleichen Vorgang: erst das Verschwinden des Zuges im Tunnel, dann das Ertönen der Sirene beobachteten auch die Arbeiter der Firma Tränkle. Zusätzlich war eine Abteilung der Hitlerjugend unter einem Führer auf dem Stöcklewaldturm postiert, sie hatte die Aufgabe, wenn ein Flugzeug in Sichtweite kam, sofort davon telefonisch im Rathaus in Triberg Meldung zu machen. Die Richtung, aus der die Flugzeuge kamen, war unterschiedlich: einmal kamen sie über den Haldenhof, einmal über den Hohen.

Nicht mehr genau datierbar sind Angriffe im Spätherbst 1944 von „Jabos“, die über den Rigi kamen und auf Lokomotiven von Militärtransporten feuerten. Einer dieser Angriffe traf mit seiner Bombenlast den Kroneckwald. Die Sägereien hatten es nach dem Krieg mit dem gefürchteten Splitterholz zu tun.

Auch Flugblätter wurden abgeworfen mit den Versen:

„Triberg im Loch,  
wir finden dich doch.“

Es lag nahe, daß der Fliegerangriff am 22. Februar 1945 mit dem Aufenthalt Himmlers, und sei es nur als Strafaktion, in Verbindung gebracht wurde, obwohl dieser längst nicht mehr in Triberg war. Vormittags fielen zwei Bomben auf den Kapellenberg, zwei weitere trafen das Haus Lienhard in der Gartenstraße. Der schwerere Angriff erfolgte am Nachmittag, er hatte wohl den Bahnhof im Visier, die Bomber trafen aber nur seine Umgebung, das Nebengebäude der Brauerei Martin, das Haus Gutenberg war schwer beschädigt, getroffen wurde der alte Friedhof, die Friedhofskapelle und das Schlachthaus. Drei Menschen verloren ihr Leben, Paula Herr durch Herzschlag, Erika Kreuz durch eine schwere Verwundung und ein namentlich nicht bekannter russischer Zwangsarbeiter, der sich mit einer Frau im Wald getroffen hatte. Acht Menschen, die sich in Sicherheit bringen wollten, wurden schwer verletzt. Ob die beiden Angriffe am 28. Februar und am 13. März 1945<sup>21</sup> noch in den Zusammenhang mit Himmler gestellt werden können, ist unsicher.

Unter Tarnnetzen waren Lastwagen mit Kastenaufbauten und Personenautos einer Polizeikompanie bei der Russenbuche mit Funkgerät in Bereit-

schaft. Soldaten der Wehrmacht (nicht der SS) waren dort zum Schutz Himmlers untergebracht. Ob es die gleiche oder ein Teil von ihr war oder eine eigene Polizeikompanie, die in der „Realschule“ (heute Schwarzwaldgymnasium) untergebracht war, ist nicht mehr erforschbar. Die Schüler konnten diese aus nächster Nähe beobachten. Bei Alarm flüchteten sie in den Waschraum des Internatsgebäudes, der als Luftschutzkeller diente. Nach Himmlers Willen sollte den Soldaten im Pavillon auf dem Rigi oder in den Baracken die Blutgruppe an der Innenseite des linken Oberarms in der Nähe der Achselhöhle eintätowiert werden, was nach dem Krieg als Zugehörigkeit zur SS gedeutet wurde und für manche ein Verhängnis bedeutete. Ob es dazu kam, ist ungewiß. Auch von diesem Gebiet wurden neugierige Besucher abgewehrt. Die Baracken, in denen Himmlers Wachkompanie kampierte, waren nur halbwegs fertig und wurden noch vor dem Einmarsch der französischen Truppen abgebrochen. Die Standflächen sind heute noch zu sehen. Für Himmler galten alle Möglichkeiten der Täuschung. Er sah überall Gefahren, und der übelste und mächtigste aller Spießgesellen Hitlers hatte am Ende der 12 Jahre allen Grund, um sein Leben zu fürchten, denn es gab auch einen Attentatsplan. In der Sanitätsabteilung 4 Ulm, die das Gebiet von Ravensburg über Konstanz, Rheinfelden bis zum Kreis Wolfach abzudecken hatte, besprachen drei Soldaten, ob Himmler nicht mit dem Gift, über das sie verfügten (Blausäure), um im Falle des Überhandnehmens von Ratten, Läusen, usw., diese bekämpfen zu können, aus der Welt zu schaffen wäre. Die Überlegungen der drei kreisten um die rein praktische Frage, ob die Dose, der durch ein Loch das Gift entströmen konnte, in der Sekunde durch das Klorohr ihres Zuges zu bringen wäre, in dem er durch das Großhaldetunnel am „Himmlerzug“ vorbeifuhr. Allerdings – bei diesen Überlegungen blieb es. Ob sie sich darüber im klaren waren, daß dadurch Triberg ein zweites Lidice hätte werden können?

### *Nachrichtenleitungen Propagandasender*

Als Mitglied der höchsten NS-Hierarchie umgab sich Himmler im Verhältnis zu den Möglichkeiten des zusammenbrechenden Dritten Reiches mit einem gewaltigen Informationsapparat. Mit diesen Vorbereitungen wurde vor Himmlers Eintreffen begonnen, dieses war also von langer Hand geplant. Eine Telefonzentrale wurde im Untergeschoß in der Dependance des Schwarzwaldhotels eingerichtet. Himmler mußte sofort mit allen Schaltstellen des Reiches Verbindung aufnehmen können. Ein Triberger Offizier, der zu dieser Zeit verwundet im Lazarett „Löwen“ von Dr. Theo Wilhelm ambulant behandelt wurde, machte von der Möglichkeit regen Gebrauch, dieses Telefonnetz für seine Zwecke mitzubeneutzen, um mit seiner Braut

in Norddeutschland zu telefonieren. Er stellte zu seiner Verwunderung fest, in welcher kurzen Zeit (für die damaligen Verhältnisse) die Verbindungen hergestellt werden konnten.

Himmler beanspruchte die Nachrichteneinheit „Festungs-Nachrichten-Kommandeur VII“ Feldpostnummer 28060, die bisher am Westwall eingesetzt war. Chef der Einheit war Oberst Schablow. Dieser bezog mit seinem Stab Quartier im Schulhaus Schonach, weil eine vorhandene postalische, mehradrige Luftkabelleitung von Triberg nach Schonach zur Verfügung stand. Sie war für die Wahl Schonachs als Standort ausschlaggebend. Die genannte Einheit wurde aus dem Westwall herausgelöst und zum Stabe Himmlers kommandiert. Drei bestehende, zwischen Germersheim und der Schweizer Grenze verlaufende Nachrichtenverbindungskabel (1.-2.-3.-Qu. V. = Querverbindung), welche die Bauwerke des Westwalls miteinander verbanden, sollten mit dem Postnetz verschaltbar gemacht werden. Hierzu waren Leitungspläne des Westwalls anzufertigen, die nach Fertigstellung vom Planfertiger – einem Triberger Wehrmachtssoldaten – persönlich im Sonderzug Himmlers am Bahnhof Triberg überbracht wurden. Dieser war sehr froh, als er den Zug wieder verlassen konnte, denn es war nicht vorzusehen, welche Risiken allein mit dem Betreten des Himmlerzuges verbunden waren. Zusätzlich hätte ein einziges falsches Wort ungeahnte böse Folgen haben können. Der gewöhnliche Soldat aber wußte, daß das ganze Unternehmen ohne jede kriegsentscheidende Wirkung bleiben würde, also sinnlos war.

Im ehemaligen „Schwarzwaldhotel“ in Triberg war die Nachrichtenvermittlung „Schwarzwald“ installiert. Armdicke Kabel waren um das Haus herum zu sehen. Auf der Wilhelmshöhe in Schonach war der Soldatensender „Mars“ von der Propagandaeinheit der SS installiert worden. Zum Betrieb mußte eine 15 000-Volt-Freileitung gebaut werden. An den Inhalt seiner Sendungen erinnerte sich niemand mehr.

Als im Januar 1945 die russische Armee die deutschen Linien durchbrach, wurde Himmler zum Kommandeur der „Heeresgruppe Weichsel“ ernannt. Es hatte den Anschein, als ob die Nachrichteneinheit in Triberg mitziehen müßte. Diesen Vorstellungen widersetzte sich ein Nachrichtengeneral der Wehrmacht mit Erfolg. Die Einheit des Oberst Schablow wurde in die Anlagen des Westwalls nach Ottenhöfen zurückverlegt. Nach der Besetzung von Rastatt durch französische Truppen zog sich Schablow mit seinem Stab wieder nach Schonach zurück und blieb dort bis zum 15. April 1945. Im Verbund der 19. Armee erfolgte dann der Rückzug über Friedrichshafen in Richtung Allgäu mit dem Ziel Alpenfestung „Obersalzberg“. Der Vormarsch der Alliierten aus dem Raume Ulm her erzwang eine Änderung

der Rückzugsbewegung in Richtung Tirol. St. Anton am Arlberg war Endstation. Dort erfolgte die Auflösung der Einheit Schablow. Die Soldaten gerieten in französische Gefangenschaft. In diesen Zusammenhang gehört, daß eine Triberger Spedition mit ihrem Holzvergaser Teile des Senders „Mars“ ins Allgäu fahren mußte. In letzter Minute sollte eine „Kernfestung Alpen“ oder „Alpenfestung“ vom Arlberg bis Leoben und von Füssen bis zu den Karawanken und Trient ein letztes Bollwerk gegen die Alliierten bilden. Wehrmacht und SS beschäftigten sich frühzeitig mit solchen Plänen.<sup>22</sup>

### *Heinrich Himmler*

Von einem Empfang Himmlers durch Bürgermeister Ewald Keil, eine Abordnung der Stadt oder eine Parteiformation weiß kein Informant etwas zu berichten. Dagegen haben ihn viele in Triberg gesehen, im Zug selbst und auch vor dem Rathaus im Gespräch mit SS-Leuten, kaum jemand aber hat mit ihm gesprochen. In seinem Salonwagen wurde er mehrfach beobachtet, am Fenster stehend, meist mit dem Rücken zum Fenster, er fuhr häufig in Begleitung von zwei oder drei Mann in einem PKW (einem schwarzen Tatra, einer Hecklimousine) durch die Stadt. „*Er war ein kleiner, unscheinbarer Mann, aber schneidig*“ (gemeint ist: ein Mann mit zackigen Bewegungen). Er ging auch im Haldenhofgebiet spazieren, der einzige, mit dem er in näheren Kontakt gekommen zu sein scheint, war sein „Nachbar“ vom Haldenhof. Dieser erzählte später, daß Himmler „nett und freundlich“ gewesen sei, er habe Zigarren von ihm bekommen. Einmal sei er auf einem Bänkchen gesessen, als Himmler – wie immer unter SS-Schutz – auf ihn zuspazierte. Er wollte seine Handschuhe aus der Hosentasche ziehen und wurde blitzartig von der Wache gestellt, die eine Pistole vermutete. Jungen im Hitlerjugendalter begegneten ihm auf seinen Spaziergängen im Haldenhofgebiet, wohin sie zum Skilaufen gingen, zweimal. Er trug einen schwarzen Ledermantel und führte einen Schäferhund mit sich. Sie grüßten ihn mit „Heil Hitler!“ und er erwiderte den Gruß in seiner äußerlich jovialen Weise. Sie hatten den Eindruck, einen Biedermann anzutreffen, und doch war es ein eindrucksvolles Erlebnis für sie. In Erinnerung blieb ihnen seine starke Brille, so daß sie nicht erkennen konnten, wohin er eigentlich blickte.

Solche Spaziergänge bestätigt der Terminplan<sup>23</sup> am 1. Dezember 1944 zwischen 13.45 Uhr und 14.15 Uhr und am 23. Dezember nach 15.30 Uhr. Er pflegte mit seinem Stab und mit Gästen in wechselnder Zusammensetzung regelmäßig, wenn er sich in Triberg aufhielt, im Hotel „Wehrle“ zu Mittag und zu Abend zu essen. Da nach seinen Terminplänen sein Arbeits-

Termine des Reichsführer-SS am 3.12.1944

(Triberg)

- 13.45 Uhr Fahrt in den Ort Triberg  
Besichtigung eines Kugelbunkers  
(Ingenieur B a r t h)
- 14.15 Uhr Essen mit,  
General B a l k
- 15.15 Uhr General B a l k
- 17.00 Uhr SS-Gruppenführer O s t e n d o r f f
- 19.00 Uhr SS-Standartenführer B e n d e r  
SS-Sturmabführer K i l l i n g
- 20.00 Uhr SS-Hauptsturmführer K l o s k o w s k i  
Eichenlaubverleihung
- 20.30 Uhr Essen mit  
SS-Obersturmbannführer B e c h e r  
SS-Obersturmbannführer E i c h m a n n  
SS-Hauptsturmführer K l o s k o w s k i
- 21.15 Uhr SS-Obersturmbannführer B e c h e r  
SS-Obersturmbannführer E i c h m a n n

tag nur einmal um 11 Uhr, sonst immer um 12 Uhr oder noch später begann, fand das Mittagessen frühestens um 14 Uhr statt, das Abendessen mit der größten Regelmäßigkeit um 20 Uhr. Und er gönnte sich auch Zerstreuung im Spiel. Am späteren Abend vermerkt der Terminkalender am 13. Dezember „Doppelkopf“, am zweiten Weihnachtsfeiertag spielte er dasselbe Spiel offenbar im Zug nach Eppstein um 22.30 Uhr mit den SS-Standartenführern Dr. Brandt und Tiefenbacher und SS-Sturmabführer Kiermaier.



Bei aller Jovialität wußte man in den eigenen Reihen, wie gefährlich er war. Ein offenbar stark angeheiterter SS-Mann schoß im Hotel „Wehrle“ auf Wandbilder, was er bald bitter bereute, und der bat die Wirtin flehentlich, ihn nicht zu verraten, Himmler würde ihn an die Wand stellen. Sein Rigorismus war in der eigenen Truppe gefürchtet.

Ein Aufenthaltsraum im Hotel „Wehrle“ war voll von Stöpselschränken und Hunderten von Kabeln, die von sog. „Blitzmädchen“, Wehrmachtshelferinnen, gesteckt wurden. Es herrschte eine ungeheure Aktivität „wie an der Börse“, angesichts der Kriegslage kein Wunder. Aus allen Heeresteilen kamen Verbindungsoffiziere nach Triberg, die zu Himmler Kontakt hielten. Auch Baldur von Schirach, seit 1940 Gauleiter und Reichsstatthalter in Wien<sup>24</sup>, kam mit einer „Korona“ nach dem Attentat auf Hitler in dieses Hotel; unklar bleibt, ob dies ein zeitlicher Zufall war und ob es in den Zusammenhang mit dem 20. Juli 1944 zu bringen ist.

Ein damals junger Major stieg in den Jahren nach dem Krieg im Hotel „Wehrle“ ab und berichtete, daß Himmler von diesem Haus aus den Versuch machte, mit Graf Folke Bernadotte, einem Verwandten des schwedischen Königs und Vizepräsidenten des Schwedischen Roten Kreuzes, in Verhandlungen zu treten, diese kamen am 18. Februar und am 2. April 1945 in Hohenlychen bei Falkenburg in Mecklenburg zustande, konnten aber, wie bekannt, den angestrebten Sonderfrieden mit dem Westen nicht erreichen.<sup>25</sup>

Das Triberger Jungvolk (10–14jährige Kinder) wollte Himmler einmal eine Freude machen und zog singend durch die Stadt zum Bahnhof hinunter. Dort wurden sie von einem SS-Mann weggejagt, weil Himmler gerade schlief. Beim zweitenmal hatten sie „Glück“. Himmler kam aus seinem Wagen und äußerte sich erfreut, sie sollten so weitermachen. Konnte sich der Vollstrecker von Hitlers Rassenprogramm selbst besser charakterisieren? Sah und hörte er doch hier tatsächlich den „Erfolg“ der NS-Pädagogik, die verhindern wollte, daß „minderwertige Lieder“ gesungen wurden.<sup>26</sup>

Zu welchem ordinärem, primitivem, menschenverachtendem Singsang die Kinder mißbraucht wurden, was dem Reichsführer-SS eine Freude machen sollte, zeigt der Text des Liedes:

*„Krumme Juden ziehn dahin, daher.  
Sie ziehn durchs Rote Meer.  
Die Wellen schlagen zu.  
Die Welt hat Ruh.“*

Dagegen vermied er es, die Verwundeten und Rekonvaleszenten in den Lazaretten Tribergs aufzusuchen. Ein im „Löwen“ zu Weihnachten 1944 anberaumter Kameradschaftsabend mit Himmler wurde abrupt und ohne Begründung abgesagt. Man nahm an, er habe gewußt, wie unbeliebt er war, was er sich nicht durch einen Besuch von den Kriegsinvaliden besonders bestätigen lassen wollte. Das einzige, was er für sie tat: er ließ ihnen ein kleines Geschenk überreichen. Daß er im Elsaß war, blieb geheim. „Feind hört (wie damals allüberall) mit!“

An Auszeichnungen ließ er es dagegen nicht fehlen. In den „Terminen“ werden sie wiederholt genannt, beobachtet wurde auch, wie eine Abteilung verdienstvoller Soldaten mit Himmler essen durften und mit Tapferkeitsmedaillen geehrt wurden.

Nach der Anzahl der Besprechungen und Essen mit den SS-Führern, Generälen, Obersten, Majors der Wehrmacht, Parteigenossen, Staatssekretären usw. zu schließen, müssen sich die Besucher die Klinke in die Hand gegeben haben. Die meisten blieben in Triberg unerkannt und unemerkt. Einer der prominentesten Vertreter der Regierung war am 7. Dezember 1944 Reichsminister Albert Speer, mit dem er sich um 21 Uhr nach der Rückkehr aus Badenweiler zum Essen traf. Die höchsten ausländischen Vertreter waren (nach der Einschließung Budapests durch russische und rumänische Truppen am 4. Dezember 1944,<sup>27</sup>) am 10. Dezember der ungarische Innenminister Vajna mit Generaloberst Magiarossi und zwei Begleitern. Sie fanden sich um 14.30 Uhr bei Himmler und mehreren hohen SS-Führern zum Essen ein.

Mit aller Bestimmtheit behauptete ein Zeuge („Ich war doch selber Nazi, ich war auf den Parteitagen in Nürnberg, ich habe doch alle bekannten Nationalsozialisten gesehen“), daß er eines Abends Reichsmarschall Hermann Göring zwischen Güterhalle und Bahnhofshalle erkannte, umgeben von Generälen, hinter ihm Gestapomänner. SS-Oberstgruppenführer und Generaloberst der Waffen-SS, der Kommandeur der 6. SS-Panzerarmee, Sepp Dietrich, wurde mit Sicherheit in Triberg gesehen.

Der Vater eines Gewährsmanns hinterließ diesem, Hitler selbst in Triberg gesehen zu haben. Er habe eines Abends im Nebel am Bahnhof in Triberg in einer gebückt gehenden Gestalt den Diktator erkannt. Er sei von zwei Leuten in den Bahnhof hinein geleitet worden. Nicht mehr als ein Gerücht war es wohl, daß er mit Himmler im Hotel „Wehrle“ zu Mittag aß und einen Tag in Triberg zubrachte. Da er zu dieser Zeit von seinem Hauptquartier in Bad Nauheim (wenn er je dort war) einen verhältnismäßig kurzen Weg nach Triberg zurückzulegen gehabt hätte, wird man einen Aufenthalt

Termine des Reichsführer-SS am 26.12.1944

86

(Triberg)

- 14,30 Uhr Essen mit  
SS-Gruppenführer O s t e n d o r f  
Oberstleutnant D a n k w o r t h
- 17,30 Uhr Überreichung der Weihnachtsgeschenke  
von "Wiking" und "Totenkopf" durch  
zwei Ritterkreuzträger  
SS-Oberscharführer L a n g  
SS-Oberscharführer K i e m e r
- 18,00 Uhr Lage
- 20,15 Uhr Überreichung des Weihnachtsgeschenk  
an RF-SS von der 19. Waffen-Gren.Div.  
der SS (lett. Nr. 1) durch  
SS-Untersturmführer Kovluriko  
SS-Schützen G u t t i n s
- 20,40 Uhr Abfahrt mit Sz. "Steiermark" von Triberg  
Fahrt nach Eppstein
- 21,00 Uhr Essen mit  
General Ritter v. H e n g l  
Untersturmführer (Lette)
- 21,20 Uhr Besprechung mit General v. H e n g l
- 22,30 Uhr Doppelkopf mit  
SS-Standartenführer Dr. B r a n d t  
SS-Standartenführer T i e f e n b a c h e r  
SS-Sturmabteiler K i e r m a i e r

Hitlers nicht unter allen Umständen in Abrede stellen dürfen. Die Frage bleibt, warum wenigstens in diesem Augenblick das Gelände nicht hermetisch abgesperrt war.

Alle drei „Besucher“ werden in den „Terminen des Reichsführers-SS“ nicht erwähnt, was eher dafür spricht, daß Himmler schon vor dem 1. De-

zember 1944, dem Beginn des Tagebuchs in Triberg war, und vielleicht auch erst nach dem 6. Januar die Stadt wieder verließ.

Von Folgendem konnte man in Triberg allerdings nicht das Geringste wahrnehmen: Für den 3. Dezember 1944<sup>28</sup> wurde SS-Obersturmbannführer Adolf Eichmann zu Himmler nach Triberg befohlen, wo es im Salonwagen zwischen Himmler und Eichmann im Beisein von SS-Obersturmbannführer Kurt Becher zu einer schweren Auseinandersetzung über eine veränderte Behandlung der Juden, den Stopp von Judentransporten, gekommen sein soll. *„Herr Himmler hat in meinem (Bechers) Beisein Herrn Eichmann zehn Minuten empfangen und ihn angeschrien: ‚Wenn Sie bisher Juden ermordet haben und ich Ihnen jetzt befehle, Juden zu pflegen, dann erklären Sie mir, ob Sie diesen Befehl von mir ausführen oder nicht.‘ Herr Eichmann hat gesagt: ‚Jawohl, Reichsführer!‘ – und ist versteinert.“* Im Verhör spielte Eichmann die Dramatik dieser Szene herunter: *„Das ist erlogen von A bis Z. Der Reichsführer hat mich in keinster Weise angeschrien vor Becher, sondern die Behandlung war völlig normal, sachlich, korrekt gewesen. In keinster Weise angeschrien, in keinster Weise. Und dann möchte ich, möchte ich mal den Reichsführer SS sehen, wenn er feststellt – und ich bin bei ihm –, daß ich mich seinen Befehlen entgegensetze. Da wär’ ich ja gar nicht mehr rausgekommen aus der Feldkommandostelle (d.i. aus dem Sonderzug); ich wär’ ja sofort verhaftet worden, sofort, und zwar auf dem Fleck.“*<sup>29</sup>

In der Vernehmung Bechers am 10. Juli 1947 wollte dieser Himmler in Triberg beschworen haben, die Sache mit Eichmann wieder in Ordnung zu bringen. Becher schlug deshalb Himmler vor, Eichmann das Kriegsverdienstkreuz I. Klasse mit Schwertern zu verleihen, was Himmler auch getan hat. Von 20.30 Uhr an, mit dem Beginn des Abendessens, an dem auch der eine halbe Stunde zuvor mit dem Eichenlaub ausgezeichnete SS-Hauptsturmführer Kloskowski teilnahm, hatte Himmler den Abend für sie reserviert.<sup>30</sup> In der Vernehmung in Jerusalem bestätigte Eichmann, in Triberg die Auszeichnung von Himmler erhalten zu haben.<sup>31</sup> Eichmann berichtete auch, daß Becher für Himmlers „Liaison“ eine goldene Halskette als Geschenk mitbrachte.

Selbstverständlich erfuhr die Öffentlichkeit nichts von dieser Nebenfrau Himmlers, seiner jahrelangen Sekretärin Hedwig Potthast, von Himmler „Häschen“ genannt, von der er einen Jungen (Helge) und ein Mädchen (Nanette-Dorothea) hatte. Die eigentliche Ehefrau Marga (geb. Boden) tolerierte diese Verbindung.<sup>32</sup> Von einem Aufenthalt von Frau und Kindern Himmlers in Triberg ist nichts bemerkt worden, Marga dürfte sich in dieser Zeit im Haus Lindenfycht in Gmund am Tegernsee aufgehalten haben,

Hedwig, sonst im Haus „Schneewinkellehen“ in Berchtesgaden-Schönau, könnte sich hinter der außerordentlich häufigen Nennung des „Fräulein Lorenz“ in den „Terminen des Reichsführers-SS“ versteckt haben. Meist ist die Uhrzeit angegeben, ohne jede Bezeichnung einer Aufgabe („Diktat“) oder eines Auftrags, sehr häufig aber nahm sie auch am Essen (mittags und abends) mit der obersten SS- und Heereshierarchie teil. In später Nacht, nach einer Besprechung um 23 Uhr mit Hauptamtsleiter Sauer am 6. Dezember 1944, wird sie als letzte (ohne Zeitangabe) noch genannt. Tatsächlich waren in der Begleitung der SS-Mannschaft auch Frauen, die ein Zeuge in Morgenmänteln von schwerer Qualität am Bahnsteig auf und ab spazieren sah.

Ebensowenig bemerkte die Einwohnerschaft Tribergs etwas von der Behandlung Himmlers durch seinen Leibarzt und Unterhändler Medizinalrat Felix Kersten, der ihn „in seinem Zug im Schwarzwald behandelte“<sup>33</sup>, massierte, und was in seiner Macht stand, tat, um Menschen zu retten, Juden, dänische und norwegische Gefangene. „Herr“ Kersten (sonst sind alle Personen nur mit Dienstgraden versehen) durfte mit Himmler, SS-Gruppenführer Ostendorff und anderen im Hotel „Wehrle“ zu Abend essen.<sup>34</sup>

Geheim blieben auch die meisten Fahrten Himmlers von Triberg aus: Möglicherweise auf der Rückfahrt am 2. Dezember von Freiburg, wo er sich um 16.00 Uhr zu einer Besprechung mit SS-Gruppenführer Reinefarth traf, kam es zu einer brisanten Situation, in die ein Triberger Kaufmann verwickelt wurde. Der Kaufmann fuhr mit seinem Holzvergaser und Anhänger von Freiburg durch das Prechtal, geriet bei der Mühlebühlbrücke in die Fahrzeugkolonne Himmlers und blieb beim Ausweichen stecken. Dabei schimpfte er, bevor er Himmler erkannte, laut vor sich hin. Himmler gab seinen Leuten Anweisung, den Wagen anzuschieben und dirigierte von einer erhöhten Stelle aus seinen Konvoi weiter, der „Reichsführer SS“ als „Verkehrspolizist“, eine der Hanswurstiaden, die sich die NS-Oberen so gern leisteten. Er war um 20.30 Uhr wieder in Triberg: Essen mit OT-Leiter Ertl („Organisation Todt“ für kriegswichtige Bauarbeiten).

Vor dem Mittagessen am 3. Dezember machte er eine „Fahrt in den Ort Triberg: Besichtigung eines Kugelbunkers“. Nach Aussagen mehrerer Triberger Bürger kann es sich nur um den Luftschutzbunker gegenüber dem Gaswerk (heute Stadtwerke) gehandelt haben. Die übrigen (Bahnhof, Riffhalde, Schulstraße, Amtsgericht) waren nur Gänge in den Berg. Dauer der Besichtigung: eine halbe Stunde.

Gefüllt mit Besprechungen war der Nachmittag des 7. Dezember in Badenweiler. Abfahrt: 13.00 Uhr. Essen mit General Wiese (19. Armee) und mit

den SS-Gruppenführern Reinefarth und Ostendorff. Es folgen drei Besprechungen mit General Wiese, SS-Gruppenführer Ostendorff, SS-Obersturmbannführer Grothmann, dem namentlich nicht genannten Batterieführer der Eisenbahngeschütz-Batterie, letzte Besprechung mit SS-Gruppenführer Reinefarth. Eine halbe Stunde nach seiner Rückkehr nach Triberg nahm er die Meldung des Scharfschützen Obergrenadier Biller entgegen, anschließend das Essen mit Albert Speer.

Den einzigen „Frontbesuch“ von Triberg aus unternahm er an Weihnachten 1944 ins Elsaß. Er wurde am Bahnübergang bei Houssen nördlich von Colmar in einem Rot-Kreuz-Wagen gesehen. Ein im Elsaß stationierter Triberger Soldat erfuhr dies seinerseits von einem Kameraden. Die „Termine . . .“ machen über die einzelnen Stationen exakte Angaben: Am 24. Dezember nach dem Mittagessen Abfahrt von Triberg nach Rufach, dort Besuch der „Nationalpolitischen Erziehungsanstalt“, Fahrt nach Wettholsheim zum LXIII. Korps, Fahrt nach Mittlach, Besuch bei einem Regiment der 269. Infanterie-Division, Fahrt nach Gebweiler zur 19. Armee. 24 Uhr Eintreffen Gebweiler, 3.00 Uhr Abfahrt Gebweiler, Fahrt nach Rufach, Übernachtung in Rufach. Den ganzen 25. Dezember 1944 blieb er im Elsaß, frühstückte um 10.00 Uhr in Rufach, fuhr um 11.30 Uhr nach Wünheim zu einer Besprechung mit General Abraham, fuhr um 12.30 Uhr nach Wattweiler zur 159. Infanterie-Division, besichtigte dort Artillerie-Stellungen und besuchte den Regimentsstab, fuhr spätestens 14.20 Uhr (die Angabe 11.20 Uhr an dieser Stelle ist falsch) nach Gebweiler ab, aß zu Mittag, bei der 19. Armee mit Infanterie-General Rasp, hatte eine Besprechung mit ihm, ebenso führte er Besprechungen mit Ministerial . . . (Stelle unleserlich) Pflaum und Ministerialdirektor Schlumprecht, hielt um 18.30 Uhr eine Rede vor den Korps- und Divisionskommandeuren der 19. Armee, 20.30 Uhr wurden ihm NS-Führungsoffiziere der 19. Armee vorgestellt, er nahm um 20.00 Uhr das Abendessen bei der 19. Armee ein, überreichte Oberst Zorn das Ritterkreuz, verließ Gebweiler um 23.15 Uhr und kehrte um 2.00 Uhr oder später (Minutenangabe unleserlich) nach Triberg zurück. Das Unternehmen könnte auch der Offensive, die in der Neujahrsnacht begann, gedient haben, um das nördliche Elsaß zurückzuerobern und die Maginot-Linie zu durchbrechen.<sup>35</sup> Während seines Aufenthaltes im Elsaß tobten im Nordwesten von Colmar schwere Kämpfe, Mittelwihr und Bennwihr gingen am 24. Dezember verloren. Der eigene Angriff zur Wiedergewinnung schlug nicht durch. Im Raum Orbey waren noch Kampfhandlungen im Gang. Vom 25. Dezember liegen keine Meldungen vor.<sup>36</sup> Sein Aufenthalt änderte an der verzweifelten Situation der 19. Armee im Elsaß nichts.

Zwei Fahrten in verhältnismäßig kurzem Abstand, am 16. und 26. Dezember nach Eppstein, also in die Nähe von Bad Nauheim, Hitlers Hauptquar-

Termine des Reichsführer-~~H~~ am 5.1.1945

4,10 Uhr      Ankunft Triberg

13,00 Uhr      ~~H~~-Gruppenführer O s t e n d o r f

13,20 Uhr      Lage

14,45 Uhr      Essen mit  
~~H~~-Obergruppenführer P o h l  
~~H~~-Obergruppenführer H e i ß m e y e r  
~~H~~-Obergruppenführer H o H o m a n n  
~~H~~-Brigadeführer ~~Kxxxx~~ G ö r l i t z  
~~H~~-Gruppenführer K l o p f e r  
Gebietsführer P e t t e  
~~H~~-Sturmabannführer R u B l a n d

16,30 Uhr      ~~H~~-Gruppenführer K l o p f e r

17,00 Uhr      ~~H~~-Obergruppenführer H e i ß m e y e r

18,30 Uhr      ~~H~~-Obergruppenführer H e i ß m e y e r  
~~H~~-Gruppenführer K l o p f e r  
~~H~~-Brigadeführer G ö r l i t z  
Gebietsführer P e t t e r  
~~H~~-Obergruppenführer P o h l  
~~H~~-Standartenführer Dr. B r a n d t

20,30 Uhr      Essen mit  
~~H~~-Obergruppenführer H e i ß m e y e r  
~~H~~-Gruppenführer K l o p f e r  
~~H~~-Brigadeführer G ö r l i t z  
~~H~~-Obergruppenführer H o f m a n n  
Gebietsführer P e t t e r

22,30 Uhr      ~~H~~-Obergruppenführer H o f m a n n

23,45 Uhr      ~~H~~-Obergruppenführer P o h l  
~~H~~-Gruppenführer O s t e n d o r f

tier, ohne jede Angabe eines Grundes oder der Gesprächspartner können keinen anderen Zweck gehabt haben, als dort Besprechungen zu führen. Daß auch die Geselligkeit nicht zu kurz kam, zeigt die Bemerkung Bormanns in einem Brief an seine Frau über einen Empfang Himmlers für Rundstedt; Bormann: „*Ich tanzte nicht, aber Du hättest Jodl einmal sehen sollen*“.<sup>37</sup>

Der Freundschaftspflege war der Abend des 9. Dezember gewidmet. Mit SS-Obergruppenführer Berger fuhr Himmler um 19.00 Uhr nach Trossingen, kam um 20.00 Uhr dort an, aß mit der Familie Kiehn<sup>38</sup> zu Abend (SS-Obersturmbannführer Fritz Kiehn gehörte zu seinem Persönlichen Stab, dort „waren die Verbindungsführer des Reichsführers SS zu den Ministerien und Parteidienststellen zusammengefaßt“<sup>39</sup>), und kehrte gegen 2.30 Uhr zum Sonderzug Steiermark zurück. Der Wehrmachtsoffizier Klaus von Bismarck fand sich hier kurz vor Weihnachten 1944 „*in einer erstaunlichen Idylle*“<sup>40</sup>. Er empfand diese Idylle „*trotz Himmler*“, den er hier antreffen sollte. Der SS-Führer verlieh „*in der Villa irgendeines ihm befreundeten Industriellen*“ (sc. Fritz Kiehn) an einige Offiziere das Eichenlaub zum Ritterkreuz. Das Zusammentreffen mit dem „*schwarzen Schergen*“ empfand Bismarck als spukhaft.<sup>41</sup> Nach der Lagebesprechung um 13.00 Uhr bestand das Tagesprogramm nur noch aus einem Essen mit General Schiel von der 198. Inf.Div.

Ein zweites Mal fuhr er, wie um das Fest Dreikönig zu genießen, am 6. Januar nachmittags (14.15 Uhr) zur Familie Kiehn in Trossingen zum Tee und zum Abendessen und traf bei dieser Gelegenheit auch Frau Lina Heydrich, die Witwe Reinhard Heydrichs, die vorher das Landgut Jungfernbreschan (60 km von Prag) bewirtschaftete<sup>42</sup>, kehrte erst nach Mitternacht wieder in seinen Sonderzug zurück und hörte sich noch um 0.45 Uhr den Lagevortrag von SS-Gruppenführer Ostendorff an.

Am 12. Dezember kam er morgens um 6.00 Uhr in Blaubeuren an (die Abfahrtszeit ist nicht festgehalten), fuhr um 12.40 Uhr nach Ulm, wo er um 13.00 Uhr im Rathaus von Gauleiter Murr empfangen wurde, um im Rathausaal 81 Angehörigen des Heeres und der Waffen-SS die Goldene Nahkampfspange zu verleihen.<sup>43</sup>

Offenbar als Ausstattung für seine „Wohnung“, die „Himmlermühle“, wollte der SS-Stab Himmler eine eiserne Truhe zum Geschenk machen (ob zu Weihnachten ist ungewiß) und bestellte sie bei einem Triberger Schlossermeister. Dieser fertigte sie nach SS-Vorstellungen an. Sie hatte – selbstverständlich – das SS-Runenzeichen zu tragen und die Phrase: „*Meine Ehre heißt Treue*“. Die Buchstaben waren aus Schwarzblech mit dem Meißel



ausgeschnitten und festgenietet. Die Löcher waren versenkt, so daß der Nietkopf nicht zu sehen war. Als der Staboffizier sich nach dem Fortgang der Arbeit erkundigte, war sie fast fertig. Sie konnte dem Ordonanzoffizier im Zug übergeben werden. Bezahlt wurde sie an Ort und Stelle mit einem Kistchen Zigarren.

Diese Truhe könnte eines der Weihnachtsgeschenke gewesen sein, die Himmler am Zweiten Weihnachtsfeiertag, 17.30 Uhr von „Wiking“ und „Totenkopf“ durch die beiden Ritterkreuzträger und SS-Oberscharführer Lang und Kiemer übergeben wurden. Die Feierlichkeit wurde durch die „Lage“ um 18.00 Uhr unterbrochen, im Anschluß daran überreichten SS-Untersturmführer Kovluriko und Schütze Gustins das Geschenk der 19. Waffengrenadier-Division der SS. (Danach Abfahrt nach Eppstein). Bereits am Abend des 21. Dezember hatte er das Weihnachtsgeschenk von SS-Oberscharführer Keuner namens der 16. SS-Panzer Grenadier Division „RF-SS“ entgegengenommen.<sup>44</sup>

Diese letzte Kriegsweihnacht ließ sich Himmler seiner Position entsprechend etwas kosten: immerhin den Betrag von 6295,02 RM.<sup>45</sup> Er machte u.a. seinem Leibarzt Felix Kersten und Frau Lina Heydrich ein Geschenk, neben Gegenständen für den täglichen Gebrauch befanden sich auch „Tepiche, Silberschalen, Delfter Teller oder Schalen“<sup>46</sup> darunter. Eigentlich muß dies verwundern, da das Verhältnis Himmlers zu Heydrich keineswegs ungetrübt war. Diesem wurde die Unterstellung unter Himmler zur Last, bis er sich schließlich als stellvertretender Reichsprotector für Böhmen und Mähren seinem Einfluß entziehen konnte.<sup>47</sup>

Von Himmlers schneidigen Befehlen<sup>48</sup> sind in den Archiven nur wenige zu finden.<sup>49</sup> Einige, die den Daten nach in Triberg ausgestellt worden sein müssen, geben einen Eindruck vom militärischen „Genie“ und der „Sprachgewalt“ des Reichsführers SS. *„Auf Grund der Lage im Unterelsaß, wonach der Gegner bis auf Selz vorgedrungen ist und Rastatt und die übrigen Orte um Rastatt mit Art.-Feuer belegt sind, habe ich (d.i. Oberst und Kommandant Queckbörner) . . . die Räumung des Krs. Rastatt bis zur Linie Ettlingen/Baden Oos befohlen.“* Der Fernspruch kam am 13. Dezember 1944 um 1.00 Uhr an. Um 3.00 Uhr gab Oberst Steiger fernmündlich die Antwort: *„Reichsführer-SS verbietet die selbständige Räumung. Räumung wird durch O.Qu. (Oberquartiermeister) Heeresgruppe Oberrhein einheitlich befohlen.“*<sup>50</sup> Von der F.S Stelle Karpathen, dem Begleitzug in Triberg, erging am 5. Januar die geheime Weisung an OB Oberrhein: *„Betr Techn Wehrmachtshilfe. – Zur Beseitigung von Verkehrstoerungen wirken die techn Batl als Kerntruppe der Techn Wehrmachthilfe mit. Ihre Verwendung erfordert straffe zentrale Fuehrung . . .“*<sup>51</sup>

Am 1. Dezember 1944 ließ sich der „Oberbefehlshaber der Heeresgruppe“ folgendermaßen vernehmen: *„Es gibt kein Zurück mehr. Der Kampf muss vorwärts des Westwalls und im Brückenkopf Elsass geführt werden. Es kommt darauf an, in zähen, verbissenen Ringen dem feindlichen Angriff die Kraft zu nehmen, Feindkräfte zu binden und Zeit zu gewinnen . . . Unser Heil liegt nicht hinter Beton, sondern in verbissenem Kampf vorwärts der Grenze.“*<sup>52</sup> Die am 12. Januar 1945 beim A.O.K. 19 (der Armee im Elsaß) eingegangenen Anordnungen über „Territoriale Befugnisse der SS-Korps“ schließen mit den markanten Sätzen (die unterstrichen sind): *„Ich werde aber ohne Rücksicht auf Dienstgrad, Dienststellung und bisherige Verdienste jeden zur Verantwortung ziehen, seiner Dienststellung entheben, degradieren oder in schlimmen Fällen kriegsgerichtliche Todesurteile bestätigen und vollziehen lassen, wenn er seine Aufgabe nicht pflichtgetreu, energisch, fleißig und erfindungsreich erfüllt. Ausreden und Entschuldigungen interessieren mich in keiner Weise. Maßgebend ist nur die Tat und der Erfolg.“*<sup>53</sup>

*Der Reichsführer SS*

*für die Richtigkeit:*

*gezeichnet: H. Himmler*

*Pipkorn*

*SS-Standartenführer*

*(Er wird in den „Terminen“ genannt)*

Über den „Endsieg“ scheint er sich in Triberg keine Sorgen gemacht zu haben. Von Zweifeln in seine militärische Urteilsfähigkeit nicht geplagt, wiegte er sich in Bad Nauheim 1944 in der Illusion, „daß im Osten nichts passiert“<sup>54</sup>. Und diesen auf nichts gegründeten Optimismus schien seine ganze Umgebung zu teilen.

### *Die „Himmlermühle“*

Die Mühle des Haldenhofs (seit 1938 zu diesem gehörig, Flurstück „Auf den Felsen“), die eine Zeitlang vorher für eine Stromturbine für die Villa Vögele genutzt wurde, diente Himmler als Wohn- und Schlafstätte. Sie stand am Abhang, wo sich heute die sanierte Mülldeponie befindet. Das Gelände liegt (wie ein Teil des Triberger Bahnhofs) auf Schonacher Gemarkung. Die „Himmlermühle“, das „Himmlerhäuschen“ (vereinzelt auch „Himmlervilla“ genannt) mußte in aller Eile wohnlich ausgebaut werden. Ein Triberger Zimmermeister mußte sie mit Stockbetten (dreistöckig) für Himmler und seine Adjutanten, nach der Angabe eines Informanten für seine Frau und die Kinder ausstatten. Die Bezahlung der Arbeit erfolgte

bar am Zug im Bahnhof. Wie hektisch der Ausbau vor sich gehen mußte, zeigt die Tatsache, daß der Boden gelegt und ein Regal eingebaut wurde, als Himmler schon darin wohnte. Zur Beleuchtung diente eine „Flachlampe“ – „wie für eine Nähmaschine“. Darauf war der Kopf Stalins geschnitzt – zur Verhöhnung – mit (Voll-?)Bart. Die Mühle mußte auch beheizbar sein. „Der Schornstein war vorher nicht da“ (ein Informant), also wurde auch ein Ofen eingebaut. Und wie gleich Gerüchte ins Kraut schießen! Verbreitet wurde noch während Himmlers Zeit in Triberg, die Mühle werde für den Aufenthalt von Reichsminister o. G. Martin Bormann ausgebaut.

Neugierig und mit großen Erwartungen besichtigten die Bahnangestellten die verlassene „Himmlermühle“ und fanden nur einen Raum mit Brettern roh verkleidet und Stockbetten, von Behaglichkeit oder Luxus keine Spur.

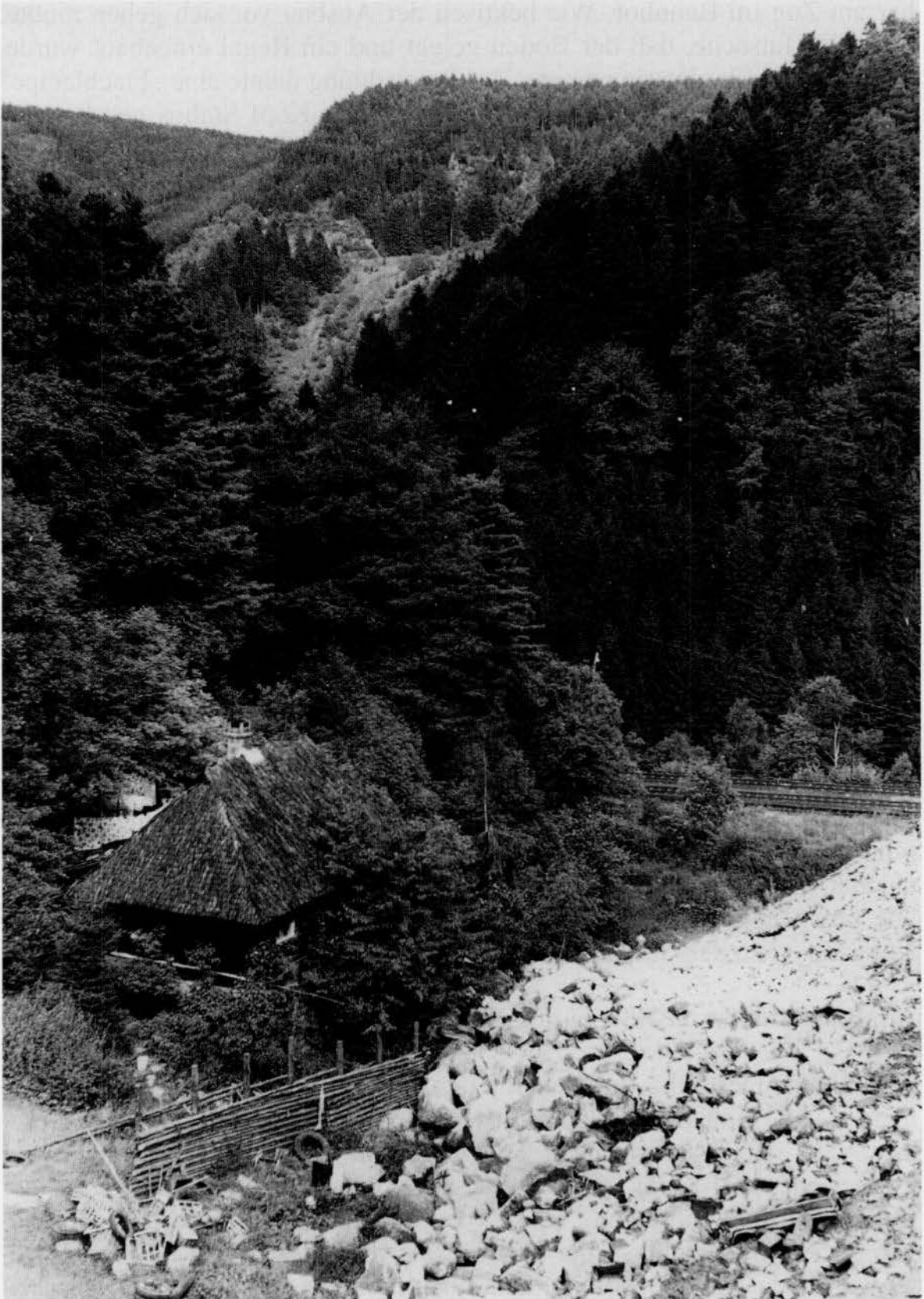
Die Mühle wurde, um den Anschein zu erwecken, Himmler befinde sich noch in Triberg, auch nach dessen Wegzug längere Zeit bewacht. Mit diesem lächerlichen Täuschungsmanöver sollte die feindliche Spionage irreführt werden. Sie war nach dem Kriegsende von Ausgebombten noch einige Zeit bewohnt.

### *Die SS in Triberg*

Während Himmler nicht immer in Triberg gesehen wurde, war dies mit seiner Begleitung anders. Die 100 bis 150 Mann starke SS-Mannschaft, so schätzte sie ein Informant, verursachte Unbehagen, wo immer sie auftauchte, wenn auch keine Angst. Der Mutter dieses Informanten fiel auf, wie gut genährt die Mannschaft um Himmler war, „wie Urlauber“. Der Unterschied zu den Soldaten, die von der Front kamen, war eklatant.

Am Bahnhof war die SS Tag und Nacht.

Eine Bahnangestellte, die sich für den Dienst am Fahrkartenschalter gemeldet hatte und in den Jahren 1944–46 Dienst tat, berichtet aus dieser Zeit, daß der Wartesaal von SS-Oberem in Anspruch genommen war („Zwei oder drei Kerle saßen immer drin.“) und die Wände voller riesiger Generalstabskarten hingen. Sehr oft kamen über das Bahntelefon Meldungen für sie (in verschlüsselter Form, Codewörter), weil dieses, wie vermutet wurde, das einzige Kommunikationsmittel war, das noch mit Sicherheit funktionierte. Den „Himmlerzug“ zu betreten, war dem Bahnpersonal verboten, dafür hatten die Angestellten an der Türe des Wartesaals, der keine Telefonverbindung zur Außenwelt hatte, zu klopfen. Diese öffnete sich einen Spalt, meist war einer ans Telefon zu holen. Die Telefonanrufe kamen



*„Himmelmühle“. Spätere Aufnahme mit Schuttplatz im Vordergrund, heute rekultiviert.*

*Foto: Schwarzwaldmuseum, Triberg*

oft, und den Frauen wurde es unheimlich, zum SS-Stab zu gehen. An Weihnachten 1944 fanden sie zwei Tütchen mit Plätzchen („Brötle“) und Schokolade am Schalter. Diese wurde im letzten Kriegswinter als unerhört kostbarer Schatz empfunden und in kleinen Stückchen im Luftschutzkeller verzehrt. Weinfässer auf einem Zug, offenbar für die Himmlermannschaft bestimmt, zapften SS-Leute an und teilten auch dem Bahnhofspersonal davon aus, gleich milchkannenweise.

Da die Spätschicht von 14.00 bis 24.00 Uhr ging, mußte die Angestellte mit dem Fahrrad nach Hause fahren. Sie hatte Angst, weil es Nacht war, nicht weil die SS die Straße unsicher gemacht hätte.

„*Man sah die schwarzen Kerle in Triberg herumfahren.*“ Sehr viele Autos scheinen sie nicht gehabt zu haben. Ihre Stiefel reparierten sie in einer beschlagnahmten Schusterwerkstatt selbst, wobei über zehn Mann beschäftigt waren. Die Ausdrucksweise von SS und Wehrmacht gleichermaßen wurde als schauerhaft empfunden. Eine Informantin, mit so viel Brutalität konfrontiert, war entsetzt, wie sich SS-Männer vernehmen ließen. Erfuhren sie, daß einem Soldaten ein Bein oder ein Arm amputiert werden mußte, so hieß das in ihrem Jargon, sein „Ständer“ oder sein „Flügel“ wurde „abgeschossen“. Hörten sie von einem Gefallenen, so war ihre Reaktion: „*Ach, seine Frau kann wieder heiraten. Mann ist Mann*“. So ließen sie sich vor dem Personal im Lazarett „Löwen“ vernehmen, so wurden die Männer, die sie öffentlich „Helden“ nannten, von der „Elite“ des Reiches in Wahrheit „geehrt“. Berichtet wird auch von der unappetitlichen Angelegenheit, daß geschlechtskranke SS-Angehörige sich in einem Lazarett ambulant weiterbehandeln lassen mußten. Der Kommentar einer Ordensschwester war entsprechend abfällig. Für die Wahrheit dieser Angabe spricht, daß sich Himmler persönlich veranlaßt sah, sich um die Verhinderung der Infizierung seiner Truppe mit dieser Krankheit zu kümmern<sup>55</sup>, weil sie sich in besorgniserregender Weise ausbreitete.

Andererseits gab es während der Monate von Himmlers Anwesenheit in Triberg für die Soldaten, die im Lazarett, dessen Betten mit Holzwoollmattmatzen (wenigstens für den „Löwen“ gilt dies) im Vergleich zu Lazaretten anderswo recht kümmerlich ausgestattet waren, auch die Verpflegung sehr dürftig war, behandelt, aber zu Hause wohnen durften, so viel Markenenderwaren wie sonst nirgends. Schokolade, Zigaretten, Wein . . . wurden aus SS-Beständen an die Soldaten verteilt. Der Wein wurde von ihnen gehortet und in der „Lilie“ bei „Feten“ getrunken – aus Kaffeetassen, damit weniger auffiel, was sie tranken. Der Alkohol tat seine Wirkung, und dies umso mehr, als die jungen Männer ihn nicht gewöhnt waren und die ernährungsgemäße Grundlage fehlte.

Einen nicht weniger heiteren Hintergrund enthält die folgende Anekdote, bei der die SS dem bereits genannten Triberger Offizier zur Fahrt mit dem Auto in die Wallfahrtskirche in Triberg verhalf. Eine wohl einmalige Geschichte! Im Hotel „Wehrle“, das beschlagnahmt war, befand sich im Eckzimmer des 1. Obergeschosses das Büro des „I a“ Himmlers, im Erdgeschoß, in den Speiseräumen sah man die SS-Oberen sitzen und Zigarren rauchen. Der Offizier, ein gebürtiger Triberger, der im Januar 1945 verwundet im Lazarett Hotel „Löwen“ war, von Dr. Theo Wilhelm betreut wurde und große Freiheit genoß, nützte seine Position in aller Selbstsicherheit und Selbstverständlichkeit zu seinen Gunsten. Er betrat das Hotel „Wehrle“ mit Schleppsäbel und Feldbinde, grüßte die sechs Mann Bewachung militärisch, die rangmäßig unter ihm standen und ihn festhalten wollten, trug ihnen sein Anliegen vor, mit Himmlers erstem Mann sprechen zu dürfen, und wurde von einem der Wachhabenden bei diesem angemeldet, nachdem er seine Pistole (Mauser 7,5) abgegeben hatte. Nach artigem Anklopfen ertönte von drinnen das „Herein!“ Der Offizier betrat das Dienstzimmer des „I a“ Himmlers, eines Mannes in Uniform mit lila oder roten Streifen, was anzeigte, daß er zur obersten Heeresleitung gehörte, er machte auch keinen unsympathischen Eindruck („*Ich hab's Männle g'macht*“, die Ausdrucksweise für militärisches Grüßen) stellte sich vor, äußerte sein Anliegen, er benötige für die Fahrt zur Trauung in der Wallfahrtskirche in Triberg noch Treibstoff, ein Auto könne er sich leihen. Der „I a“, offensichtlich mit einer ganz und gar ungewohnten Situation konfrontiert, trat in die Ecke des Zimmers, hielt die Hände auf dem Rücken und sah minutenlang schweigend auf den Marktplatz hinunter. Der Bittsteller machte sich in dieser Zeit auf alles gefaßt, vom Rausschmiß bis zur Festnahme wegen dieser Dreistigkeit. Der „I a“ mußte erst mit sich selbst ins Reine kommen. Dann bat er ihn, Platz zu nehmen, erkundigte sich nach seinem Aufenthalt im Lazarett, wollte den Ort wissen, wo er verwundet wurde, und fragte ihn schließlich, ob er einen Kognak trinke. Die unglaubliche Antwort des Tribergers: „*Wenn es ein guter französischer ist!*“ Sie tranken miteinander einen Hennessy. Die Sache klappte. Der „I a“ veranlaßte alles, SS-Angehörige brachten in einem Kanister den Treibstoff, sogar Zigaretten und Wein.

Die Frage nach dem Namen dieses „I a“ ist nicht eindeutig zu beantworten, der Informant erinnert sich nicht mehr an ihn, die erreichbaren Akten nennen ihn nicht, doch die „Termine des Reichsführers-SS“ führen bei ungewöhnlich vielen Gelegenheiten den SS-Gruppenführer Ostendorff auf, der im Rang eines Generalleutnants stand, daß kaum ein anderer in Frage kommt. Allzuhäufig beginnt der Tag mit diesem in Verbindung mit „Vortrag“ und „Lage“, oder er endet mit ihm. Dafür spricht auch seine vorherige Verwendung an der Ostfront und an der Invasionsfront, seine Einsatzbe-

reitschaft, die ihm eine schwere Verwundung eintrug.<sup>56</sup> Warum er aber mit seiner großen Kriegserfahrung auf Himmlers „kindliche Befehle“ nicht erkennbar größeren Einfluß nahm, ist nicht zu ergründen.

Abends fanden im Hotel „Wehrle“ öfters Tanzgesellschaften statt, zu denen Triberger Frauen eingeladen waren, die manchmal auch massiv belästigt wurden; gelegentlich waren es auch große Gelage, wobei reichlich Wein floß. SS-Leute plünderten den gesamten Weinvorrat der Wirtin des Hotel „Wehrle“. An einem ausgelassenen Abend floß sogar Wein auf dem Boden daher. Doch die Wirtin fürchete sich vor den Männern nicht und sagte ihnen daraufhin „alle Schand“. Daß Himmler, der Moralhüter, Spießer und Pedant persönlich daran Freude gehabt und teilgenommen hätte, ist unwahrscheinlich, jedenfalls wußte kein Informant davon. In seiner Anwesenheit wäre dies kaum geschehen.

Nach ihrem Wegzug äußerte sich die Hotelbesitzerin recht derb: *„Da haben diese Schweine mir den Weinkeller total leergesoffen.“* Wenn es wahr ist, was erzählt wurde, daß sie abgezogen seien wie eine Besatzungsmacht und auch die Schulden nicht beglichen hätten, ist ihre Bitterkeit mehr als verständlich.

Im Hotel „Bachjörg“ logierten der Fahrer Himmlers und weitere SS-Leute, die am Bahnhof stationiert waren. Ihre Autos und Verpflegungswagen waren im Garagengebäude des Sägewerks Carl Finkbeiner untergestellt. Was sie zum Essen und für die Weihnachtsfeier brauchten, brachten sie mit. *„Sie kamen, wie halt Soldaten kommen, ob man sie will oder nicht.“*

Das Versorgungslager für die ganze Mannschaft war im Keller (den Lagerräumen) der späteren Firma Lindemer untergebracht.

### *Der Witz*

Die Opposition gegen eine Diktatur macht sich in tausend Ventilen Luft, eines davon ist der Flüsterwitz. Wenigstens für Sekunden darf man mächtiger als der Mächtigste sein, indem man dessen „Unzulänglichkeiten“<sup>57</sup> bloßstellt, wenn auch nur in engstem Kreis. Hämisch lachten wir in der Küche, als uns ein ehemaliger Frontsoldat erzählte, die Triberger hätten jetzt ihr Großhaldetunnel, kurz „Haldentunnel“ genannt, für Himmler in „Heldentunnel“ umbenannt. Der Austausch eines einzigen Vokals, das einfachste Wortspiel genügte unter dem unerträglichen Druck, um eine Lachsalve zu erzeugen und dadurch seine Meinung über die Nazigrößen unmißverständlich zum Ausdruck bringen zu können. Bei den Recherchen

zum Thema Himmler ergab sich, daß dieser Witz heute in Triberg nahezu unbekannt ist, die Angst vor dem KZ war wohl übermächtig; ganz davon zu schweigen herauszufinden, wer der Urheber dieses Witzes gewesen sein mochte. Im übrigen dürfte ein Witz, der Himmler als „Helden“ zum Gegenstand hatte, durchaus eine Besonderheit sein.<sup>58</sup>

Noch eine zweite eigene Erinnerung zum Schluß: In den Monaten nach Himmlers Anwesenheit nahm mich meine Mutter ab und zu einmal mit nach Triberg, am Samstag in die Wallfahrtskirche oder in die Geschäfte. Auf einem solchen Gang die Hauptstraße hinunter trafen wir eine alte, ihr bekannte Frau (sie meint heute, es müsse Elisabeth Seiler aus Nußbach gewesen sein), und die beiden stellten sich besorgt die Frage, ob man in Triberg mit noch weiteren Fliegerangriffen rechnen müsse. Beide waren sie skeptisch. Ob ich es wohl nicht verstehen sollte, um mich nicht zu verplappern? Die alte Frau brachte das Gespräch zu Ende und auf den Punkt: „Gell, seller B’suech!“ Sie schauten sich in die Augen und schwiegen, aber auch der Achtjährige hatte verstanden, wer gemeint war.

#### *Anmerkungen*

- 1 Theodor Schieder, *Geschichte als Wissenschaft. Eine Einführung*, München – Wien, 1968<sup>2</sup>, S. 42.
- 2 Heinrich Fraenkel/Roger Manvell: *Himmler, Kleinbürger und Massenmörder*, Frankfurt/M. Wien 1965, S. 188 und Hans-Adolf Jacobsen und Hans Dollinger: *Der Zweite Weltkrieg in Bildern und Dokumenten, Dritter Band: Sieg ohne Frieden 1944–1945*, München 1963, S. 250.
- 3 Jacobsen/Dollinger, ebda, S. 14.
- 4 Fraenkel/Manvell, S. 193.
- 5 Lothar Gruchmann, *Der Zweite Weltkrieg, dtv-Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts*, München 1971<sup>2</sup>, Band 10, S. 417 und Fraenkel/Manvell, S. 196.
- 6 S. Anm. 2, Fraenkel/Manvell.
- 7 Fraenkel/Manvell, S. 194.
- 8 ebda, S. 196, ein Zitat aus Siegfried Westphal „Heer in Fesseln“. Aus den Papieren des Stabchefs von Rommel, Kesselring und Rundstedt, Bonn 1950, S. 287.
- 9 Bundesarchiv Berlin, NS 19/1793. Termine des Reichsführers-SS. Der Terminkalender enthält die Tagesabläufe vom 1. bis 10., den 12., 13. und 16. Dezember und vom 21. bis 26. Dezember 1944. Danach nur noch die vom 5. und 6. Januar 1945.
- 10 Fraenkel/Manvell ebda. Den Ausdruck benützt auch General Westphal a.a.O., S. 287, hier auch Westphals Kritik an Himmlers „neuartigen Führungsmethoden“.
- 11 Die Schwarzwaldbahn, hg. von der Bundesbahndirektion Karlsruhe o. J., S. 27.
- 12 Heinz Huber/Artur Müller, *Das Dritte Reich, Seine Geschichte in Texten, Bildern und Dokumenten*, 2. Band, *Der Zusammenbruch der Macht*, Wiesbaden München, S. 763.
- 13 Fraenkel/Manvell, S. 196.
- 14 Hans Mommsen, in: *Das Parlament*, Nr. 18–19, 1996, S. 1.
- 15 Namen auch mir nicht bekannt.



- 16 Hermann Melcher, Die Gefolgschaft, Jugendliche im Dritten Reich in Heidelberg, 1933–1945, Berg 1990.
- 17 Bundesarchiv-Militärarchiv (Freiburg), RH 19 XIV, 1. Zur besseren Tarnung des Himmlerzugs schlug der Kommandant der Feldkommandostelle RF-SS, SS-Standartenführer Tiefenbacher, Amtsrat Otto im Reichsverkehrsministerium am 28. 7. 1944 folgendes vor: „Ich habe die Feststellung gemacht, daß der Tarnname „Sonderzug Steiermark“ schon ziemlich bekannt geworden ist. Ich möchte nun zwar diesen Tarnnamen beibehalten, aber für die Aufstellung und Bekanntgabe von Fahrplänen an die zuständigen Stellen folgende Regelung vorschlagen: „Wenn Sie von mir oder dem SS-Hauptsturmführer Pemsel angerufen werden, wissen Sie allein, um welchen Zug es sich handelt. Das genügt. Bei der Durchgabe der Fahrpläne bitte ich dann nicht mehr den „Sonderzug Steiermark“ zu nennen, sondern hierfür in jedem Falle die Tarnbezeichnung „Transport-Nr. 44“ zu wählen.“ In den Fahrplänen wird danach die Bezeichnung „Transport 44“ verwendet. S. Bundesarchiv Berlin, NS 19/3912.
- 18 Hans-Adolf Jacobsen und Hans Dollinger, Der Zweite Weltkrieg in Bildern und Dokumenten, Dritter Band: Sieg ohne Frieden 1944–1945, München 1963, S. 250.
- 19 Fraenkel/Manvell, a.a.O., S. 196.
- 20 Vgl. Hermann Riedel, Ausweglos . . . ! Letzter Akt des Krieges im Schwarzwald, in der Ostbaar und an der oberen Donau Ende April 1955, Villingen-Schwenningen 1974, S. 143.
- 21 Vgl. Wilhelm Maier/Karl Lienhard, Geschichte der Stadt Triberg im Schwarzwald, Freiburg 1964, S. 396.
- 22 Hans-Günter Richardi, Phantomarmee Alpenfestung, in: Süddeutsche Zeitung Nr. 83, 1995; Samstag/Sonntag 8./9. April; vgl. auch Hermann Riedel, a.a.O., S. 8.
- 23 „Termine des Reichsführers-SS“.
- 24 Das große Lexikon des Dritten Reiches, Herausgegeben von Christian Entner und Friedemann Bedürftig, Südwest Verlag München 1985, S. 516.
- 25 Fraenkel/Manvell, a.a.O., S. 203 und 208. Vgl. auch Josef Wulf, Das Dritte Reich und seine Mörder, Heinrich Himmler, Eine biographische Studie, Berlin 1960, S. 32 f.
- 26 Fridolin Wimmer, Politische Lieder im Nationalsozialismus, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht, 2/97. Jg. 48, S. 98, s. auch dortige Fußnote.
- 27 Alexander Randa, Handbuch der Weltgeschichte, Olten 1954, Dritter Band, Sp. 2552.
- 28 Termine des Reichsführers-SS.
- 29 Jochen von Lang, Das Eichmann-Protokoll, Tonbandaufzeichnungen der israelischen Verhöre, Berlin 1982, S. 202.
- 30 Termine des Reichsführers-SS.
- 31 ebda, S. 192
- 32 Hans Peter Bleuel, Das saubere Reich, Theorie und Praxis des sittlichen Lebens im Dritten Reich, Bern München Wien 1972, S. 240.
- 33 Fraenkel/Manvell, a.a.O., S. 205 und Hannah Vogt, Schuld oder Verhängnis? Frankfurt/M., 1961, S. 121. Zu den langen und schwierigen Verhandlungen zwischen Himmler und Kersten s. Felix Kersten, Aus den Tagebuchblättern des finnischen Medizinalrats FELIX KERSTEN, Hamburg 1953, S. 269 ff. Das in den „Terminen des Reichsführers-SS“ am 1. Dezember erwähnte Essen findet S. 273 seine Bestätigung: „Am 28. 11. 44 flog ich nach Deutschland und traf zwei Tage später Himmler im Hauptquartier . . .“ Er dürfte einer der ganz wenigen Gesprächspartner Himmlers gewesen sein, die eine so freimütige Sprache führen durften. Er korrespondierte auch mehrfach mit Himmler von seinem Aufenthaltsort „Gut Hartzwalde“ bei Gransee in Brandenburg.
- 34 Termine des Reichsführers-SS.

- 35 Siegfried Westphal, Heer in Fesseln, Bonn 1950, S. 288, und Hellmuth Günter Dahms, Die Geschichte des Zweiten Weltkriegs, München, Berlin 1983, S. 569. Das klare Wetter war möglicherweise der Grund für die Entscheidung Himmlers, ins Elsaß zu fahren.
- 36 Die geheimen Tagesberichte der deutschen Wehrmachtsführung im Zweiten Weltkrieg, 1939–1945, herausgegeben von Kurt Mehner, Band 11, 1. September 1944–31. Dezember 1944, S. 318 und 321.
- 37 Fraenkel/Manvell, a.a.O., S. 194 und „Termine des Reichsführers-SS“.
- 38 Martin Häffner, Karl Martin Ruff, Ina Schrupf, Trossingen, Vom Alemannendorf zur Musikstadt, Trossingen 1997, S. 221 und 232, s. auch Register, S. 543.
- 39 Das Bundesarchiv und seine Bestände, Begründet von Friedrich Facius, Hans Booms, Heinz Boberach, 3. ergänzte und neu bearbeitete Auflage von Gerhard Granier, Josef Henke, Klaus Oldenhage, Boppard am Rhein 1977, S. 368.
- 40 K. v. Bismarck, Von Weihnachten bis Weihnachten, in: Weihnachten 1945, Ein Buch der Erinnerungen, hg. v. Claus Hinrich Casdorff, Königstein 1984, S. 37.
- 41 Martin Häffner, in: Tuttlinger Heimatblätter 1995, zugleich Zeitschrift des Geschichtsvereins für den Landkreis Tuttlingen, Neue Folge 58, Kriegsende 1945, Trossingen im Jahr 1945, S. 36.
- 42 Edouard Calic, Reinhard Heydrich, Schlüsselfigur des Dritten Reiches, Düsseldorf 1982, S. 427.
- 43 „Termine des Reichsführers-SS“.
- 44 „Termine des Reichsführers-SS“.
- 45 Reinhard Vogelsang, Der Freundeskreis Himmler, Göttingen 1972, S. 125.
- 46 ebda.
- 47 Günter Deschner, Reinhard Heydrich, Statthalter der totalen Macht, Biographie, Esslingen 1977, S. 327.
- 48 s. Fußnote 8.
- 49 Bundesarchiv-Militärarchiv Freiburg, Bundesarchiv Berlin.
- 50 Bundesarchiv-Militärarchiv Freiburg, RH 19 XIV 1.
- 51 Bundesarchiv-Militärarchiv Freiburg, ebda.
- 52 Bundesarchiv-Militärarchiv Freiburg, RH 20-19/147.
- 53 Bundesarchiv-Militärarchiv Freiburg, RH 19 XIV 1.
- 54 Fraenkel/Manvell, S. 194, und Dahms, a.a.O., S. 537, „Himmler nannte die russischen Angriffsvorbereitungen »den größten Bluff seit Dschingis Khan«.“
- 55 Bleuel, a.a.O., S. 188.
- 56 David Irving, Rommel, Eine Biographie, Hamburg 1978, S. 527.
- 57 Klaus Hansen, in: Das Parlament Nr. 42, 1990, S. 20.
- 58 Max Vandrey, Der politische Witz im Dritten Reich, München 1976, S. 111, und Fraenkel/Manvell, S. 185.

Der Verfasser ist allen Informanten, besonders auch den Damen und Herren in den Archiven, zu großem Dank verpflichtet. Ohne ihre geduldige und freundliche Mithilfe wäre diese Untersuchung nicht möglich gewesen.

Der Abdruck der „Termine des Reichsführers SS“ vom 1., 3. und 26. 12. 1944 geschieht mit freundlicher Genehmigung des Bundesarchivs – Militärarchiv Freiburg.

# Befreiungen

## Fremdarbeiter erleben das Kriegsende in Baden 1945

*Bernd Boll*

Die rund 100 000 ausländischen Zwangsarbeiter dürften gegen Ende des 2. Weltkriegs die einzige signifikante Bevölkerungsgruppe in Baden gewesen sein, die eine möglichst rasche Niederlage der Wehrmacht herbeisehnte, war diese doch die notwendige Voraussetzung für ihre eigene Befreiung<sup>1</sup>. Ihren Wunsch verstanden sie indessen trotz dauernder Überwachung wohl zu verbergen. Noch unmittelbar nach der Landung der Alliierten am 6. Juni 1944 meldete die Leitung des Westarbeiterlagers in Offenburg der Deutschen Arbeitsfront, daß die Ausländer „trotz Invasion kein grosses Interesse“ an den Ereignissen zeigten<sup>2</sup>.

### *1. Rebellion der Zwangsarbeiter?*

Es dauerte jedoch nur wenige Wochen, bis im gesamten deutschen Südwesten die Berichte der Rüstungskommandos, Arbeitsämter und NSDAP-Kreisleitungen immer häufiger ungenügende Arbeitsleistungen und widersetzliches Verhalten der Zivilarbeiter und Kriegsgefangenen bemängelten<sup>3</sup>. Im August mußte die Gauleitung in Straßburg feststellen, daß in ganz Baden das Verhalten der Kriegsgefangenen aller Nationen und der polnischen und sowjetischen Zivilarbeiter in der Landwirtschaft einen „unhaltbaren Zustand“ bilde und ihre „Arbeitsfreudigkeit“ nachgelassen habe<sup>4</sup>. Schon im Juli war die Lagerleitung in Offenburg wiederholt gegen „unberechtigte Krankmeldungen und Arbeitsverweigerungen“ eingeschritten<sup>5</sup>; einen Monat später konstatierte sie vor allem bei den Franzosen offene Freude über den Vormarsch der Alliierten: Sie meldeten sich immer häufiger krank, obwohl sie arbeitsfähig waren<sup>6</sup>. Nach wenigen Wochen hatte diese Stimmung auf die anderen Nationalitäten übergegriffen – die Lage drohte inzwischen außer Kontrolle zu geraten, wenn man dem Monatsbericht des Lagerführers für September 1944 Glauben schenken darf: „Unter den im Lager untergebrachten ausländischen Zivilarbeitern zeigt sich eine starke Nervosität, hauptsächlich unter den Franzosen und Belgiern; auch sehr starkes Interesse an den Ereignissen im Westen. (In dem Glauben, daß die Invasionsstruppen bald in der Nähe sind, um zu ihnen durchzukommen) Krankmeldungen, Arbeitsverweigerung, drohende Haltung gegenüber der Lagerführung sind an der Tagesordnung. Auch die ehemaligen kriegsgefangenen Italiener (sogenannte Badoglio Brüder) sind sehr frech, stellen Ansprüche

und zeigen zum Teil aufständische Haltung. Die übrigen Lagerinsassen haben wenig Interesse am politischen Zeitgeschehen.“<sup>7</sup>

Das Offenburger Ausländerlager war durchaus keine Ausnahme – ähnliche Berichte liefen aus allen Teilen Badens und des Elsaß ein. Im Oktober mußte schließlich auch die Gauleitung, die bis dahin die Befürchtungen vieler Kreisleiter nicht geteilt hatte, feststellen, daß das Verhalten der Ausländer „unter aller Kritik“ sei. Daran trügen die Arbeitgeber und die Wachmannschaften die Hauptschuld. Eine rigorosere Disziplin wenigstens unter den Kriegsgefangenen erwartete die Gauleitung von zwei neuen Maßnahmen der Führung. Im September hatte die Parteikanzlei die militärischen Wachmannschaften für die Arbeitsleistung und das Verhalten der Gefangenen mitverantwortlich gemacht. Und noch folgenschwerer war, daß Hitler inzwischen dem Reichsführer-SS Heinrich Himmler das Kriegsgefangenenwesen und damit auch die Aufsicht über die Wachmannschaften unterstellt hatte<sup>8</sup>.

Dennoch machte sich seit dem Herbst 1944 bei Behörden und Parteistellen Angst vor einer zweiten Front im Rücken der deutschen Truppen breit. Daß die Gestapo im August und September 1944 im Raum Freiburg etwa zwanzig Ausländer verschiedener Nationalität festnahm, schien die schlimmsten Befürchtungen zu bestätigen: Sie wurden des Arbeitsvertragsbruchs, der Wehrkraftzersetzung, deutschfeindlicher Äußerungen, der Mitgliedschaft in einer illegalen Organisation, der Fluchtbegünstigung und anderer Verbrechen beschuldigt. Bei einem russischen Arbeiter fand sich ein Gewehr mit Munition. Vom Lilienhof bei Ihringen wurden 18 Russen „umgesetzt“, weil sie revoltiert hatten, wie es im Bericht des Arbeitsamts Freiburg heißt – eine Sprachregelung, die die Tatsache verschleiern soll, daß sie erschossen oder erhängt wurden. Jedenfalls stellten die deutschen Behörden unter den Ausländern eine große Unruhe fest, deren Ursache ihnen verborgen blieb und die sie angesichts des eigenen drohenden Untergangs nur als Anzeichen einer in großem Maßstab organisierten Verschwörung zu deuten vermochten<sup>9</sup>.

Diese Furcht nahm gegen Ende des Krieges geradezu wahnhafte Züge an. So berichtete die badische Gauleitung der Parteikanzlei im September 1944: „Es wird häufiger die Befürchtung ausgesprochen, daß mit dem Näherrücken der feindlichen Armeen an unsere Reichsgrenzen eines schönen Tages sämtliche fremdvölkischen Arbeitskräfte streiken und Sabotageakte verüben könnten. Zur Sicherung des Arbeitsfriedens und der Produktion wird es daher vielfach für angebracht gehalten, Aktivisten der Partei in den Betrieben mit Waffen auszurüsten und somit eine Unterstützung des Werkschutzes herbeizuführen.“<sup>10</sup> Für die Kreisleitung Wertheim stand der

Tag der Revolution gar unmittelbar bevor: „Sowohl in der Landwirtschaft, als auch in der Rüstungsindustrie sind derartig viele renitente Franzosen vorhanden, denen man anmerkt, daß sie nur auf den Zeitpunkt zum Losschlagen warten. Wir haben daher in letzter Zeit von der Möglichkeit, ausländische Zivilarbeiter wieder in das Gefangenenverhältnis zurückzuführen, Gebrauch gemacht.“<sup>11</sup> Ähnliche Befürchtungen trieben einige Wochen später auch die Offenburger Stadtverwaltung um. Als Mitte Dezember die Mehrzahl der Ausländer in Richtung Schwarzwald evakuiert wurde, glaubte Oberbürgermeister Dr. Wolfram Rombach zu wissen, daß sie „bereits festgelegt hatten, wen sie aufhängen“. Diese Vorstellung muß ihn monatelang verfolgt haben, denn noch im Februar 1945 notierte er in sein Dienstagebuch: „Der für heute Nacht erwartete Putschversuch der Ausländer fand nicht statt.“<sup>12</sup>

Bislang hatten die deutschen Stellen darauf vertraut, daß ihr Repressionsapparat jegliche Unbotmäßigkeit der Ausländer im Keime zu ersticken in der Lage sein werde. Akut bedroht fühlten sie sich deshalb nicht. Aber in der zweiten Hälfte des Jahres 1944 waren die Fronten schon gefährlich nahe an die eigenen Grenzen herangerückt. Wer seine Ohren nicht verschloß, konnte bereits den Artilleriedonner jenseits der Vogesen vernehmen: Am 1. September hatte die Wehrmacht Verdun, am 15. September Nancy räumen und sich auf die Vogesen zurückziehen müssen<sup>13</sup>. Im August war das Elsaß von deutschen Firmen und Dienststellen geräumt worden. Etwa 20 Betriebe, die nach der Besetzung Frankreichs aus dem Reichsgebiet dorthin verlagert worden waren, kehrten mitsamt ihren Arbeitern nach Baden zurück<sup>14</sup>.

Nun war widerständiges Handeln von Ausländern in den vergangenen Jahren keineswegs auf Ausnahmen beschränkt gewesen: Langsamarbeiten, unbegründetes Krankfeiern, Beschädigung von Material und Gerät, Flucht oder, im äußersten Falle, die Mitarbeit in einer Widerstandsorganisation waren die hauptsächlichen Formen, mit denen sie den Krieg Nazideutschlands gegen die eigene Heimat zu behindern versuchten. Auch wenn diese Aktionen nur symbolischen Charakter haben konnten, so trugen sie unter den Bedingungen einer brutalen Diktatur dazu bei, die Selbstachtung zu erhalten und die eigene Identität nicht an den Feind zu verraten. Dennoch endeten viele dieser zaghaften Widerstandsversuche in den Folterkellern der Gestapo, in Arbeitserziehungs- oder Konzentrationslagern, und allzu oft auch mit dem Tod. In der Endphase des Krieges setzten sich Fremdarbeiter vermehrt in die Schweiz ab – teilweise kam es zu regelrechten Massenflichten. In der Nacht vom 15. auf den 16. August 1944 etwa flohen 50 russische und polnische Zivilarbeiter aus der Kreisbauernschaft Donauschingen in die Schweiz, nachdem 150 Russen der Grenzübertritt zuvor

bereits geglückt war. Radolfzell meldete ähnliche Zahlen<sup>15</sup>. An einem einzigen Tag im September fahndete die Kriminalpolizei Konstanz nach 9 Russen, Polen und Engländern, die aus Lagern im Grenzgebiet entwichen waren<sup>16</sup>. Begünstigt wurde die Fluchtbewegung durch die zunehmende ökonomische und militärische Desorganisation des nationalsozialistischen Regimes.

Am 19. November erreichte die 1. französische Armee unter General de Lattre de Tassigny den Rhein zwischen Basel und Mulhouse, am 21. November besetzte sie Belfort und zwei Tage später Straßburg<sup>17</sup>. Inzwischen war das südwestdeutsche Transportsystem, vor allem Verschiebebahnhöfe, Streckenknoten sowie Wartungs- und Reparaturlinien, zum vorrangigen Ziel im Luftkrieg geworden, da hier der Nachschub an die Westfront rollte<sup>18</sup>. Nach den alliierten Luftangriffen im Herbst, zumal nach der Bombardierung von Offenburg und Freiburg am 27. November 1944, tauchten viele Ausländer in den Wirren der Zerstörung unter. Wie die Behörden vermuteten, hatten sie unter Umgehung des Arbeitsamts anderweitig, vor allem in der Landwirtschaft, neue Arbeit gefunden. Oder sie hielten sich irgendwo versteckt und wurden von ihren Kameraden gepflegt, wenn sie sich Lebensmittel nicht durch Diebstahl beschafften<sup>19</sup>.

Auf diesem Hintergrund erscheinen die eingangs zitierten Warnungen der Nazibehörden vor einem möglichen Aufstand der Ausländer in einem anderen Licht. Daß sie sich den Deutschen gegenüber – deren Tage schon gezählt schienen – selbstbewußter verhielten, darf mit Sicherheit angenommen werden. Dennoch wäre jeder Aufstandsversuch selbstmörderisch gewesen. Die Verfasser der Stimmungsberichte in den Kreisleitungen und Rüstungsbehörden vermochten jedoch mit bemerkenswerter Übereinstimmung eine Bedrohung durch Untergrundarmeen zu konstruieren. Es handelt sich um den Keim zu einer Neuauflage der Dolchstoßlegende aus dem ersten Weltkrieg: Nur von einer perfiden, plutokratisch-jüdisch-bolschewistisch gelenkten Freischärlerbande, die ihr in den Rücken fiel, wäre die Wehrmacht nach dieser Lesart am Ende doch besiegt worden. Ein anderer Aspekt dieser geradezu paranoiden Angst vor einer Ausländerrevolte erscheint mir ebenfalls bemerkenswert: Zwischen den Zeilen des offiziell verordneten Optimismus zeigt sich nur unzureichend maskierter Defaitismus. Angesichts der Brutalität, mit der „Wehrkraftzersetzung“ ansonsten bestraft wurde, eine erstaunliche Tatsache. Daß diese resignative Stimmung unter Parteifunktionären und Beamten staatlicher Behörden nicht erkannt und entsprechend geahndet wurde, mag daran liegen, daß sie auf allen Ebenen verbreitet war und stets nur in einem Atemzug mit markigen Durchhalteparolen geäußert wurde. So verraten die Warnungen vor dem bewaffneten Kampf der Fremdarbeiter in Wirklichkeit die Furcht der Ver-

lierer vor deren Rache, und gestehen zugleich ein, daß ihre Arbeitssklaven allen Grund hätten, sich so zu verhalten, wie sie es befürchten.

So erklärt sich, daß in den letzten Kriegstagen zahlreiche Zwangsarbeiter noch Opfer von Morden wurden, mit denen die Nazis sich bereits vorab für die Niederlage rächten. Im Kreis Lörrach führte der HJ-Bannführer zwanzig Schüler in das Gebiet des Blauen und ließ sie Widerstandsnester bauen. Zur Unterstützung trafen zehn Litauer ein, die zunächst anständig behandelt wurden. Nachdem aber einer der Jugendlichen zwei Litauern zur Flucht verholfen hatte, befahl der HJ-Führer seinen Jungen, alle übrigen zu töten. Nur wenige der minderjährigen Werwölfe wagten die Flucht, die anderen führten den Schießbefehl gehorsam aus. Einige ließen sogar – nach dem inzwischen wohlbekanntem Vorbild der SS-Einsatzgruppen im Osten – die Opfer ihr eigenes Grab schaufeln und zertrümmerten nach dem Mord die Köpfe der Leichen. Hätten nicht Pilzesammler ein halbes Jahr später die Ermordeten gefunden, wären die Täter auf freiem Fuß geblieben<sup>20</sup>.

SS-Truppen erschossen in Stockach noch am 23. April 1945 mindestens 15 Fremdarbeiter aus der Sowjetunion, Polen, Frankreich und Italien. Als die französische Armee die Stadt einnahm und in Richtung Bodensee weitermarschierte, hatte sie den Fehler begangen, eine zu kleine Belegung zurückzulassen. Am nächsten Tag erschien die SS und erschöß fünf französische Soldaten und sämtliche Kriegsgefangenen und Zivilarbeiter, die sie bei Hausdurchsuchungen aufspüren konnte<sup>21</sup>. Besonders viele Häftlinge von KZ-Außenkommandos fielen in den letzten Kriegstagen ihren Wachmannschaften zum Opfer, wie die 46 sowjetischen Soldaten, die von SS-Leuten auf dem Marsch von St. Georgen nach Triberg erschossen wurden<sup>22</sup>. Ein vergleichbares Massaker ereignete sich am 12. April 1945 in Offenburg, wo noch drei Tage vor der Besetzung durch französische Truppen 41 arbeitsunfähige Häftlinge eines mobilen Außenkommandos des Konzentrationslagers Flossenbürg auf Befehl des Kommandanten vor der Evakuierung mit Äxten und Eisenstangen ermordet wurden.<sup>23</sup>

## 2. *Varianten der Befreiung*

Wie Zwangsarbeiter das Ende der Nazi-Diktatur erlebten, läßt sich allgemeingültig nicht zusammenfassen – zu unterschiedlich sind die individuellen Erfahrungen, die objektiven Bedingungen. Einen Überblick über das Spektrum möglicher Erfahrungen geben die Berichte, die mir eine Gruppe von Holländern zugänglich gemacht hat. Im Sommer 1943 waren sie nach Offenburg deportiert worden, wo einige bei der Reichsbahn, andere in Rüstungsbetrieben der Metallbranche arbeiteten. Als diese Anfang Dezember

1944 in Richtung Schwarzwald evakuiert wurden, nahmen sie auch den größten Teil ihrer Fremdarbeiter mit. Einige setzten sich unterwegs ab und fanden anderswo Arbeit: Sie erlebten das Kriegsende in Kornwestheim, Freudenstadt und Schramberg.

Ende März und Anfang April 1945 hatten Kolonial-Verbände der 1. Französischen Armee zwischen Germersheim und Leopoldshafen den Rhein überquert und am 4. April Karlsruhe eingenommen. Von dort marschierte ein Keil nach Stuttgart, während ein zweiter in der Rheinebene nach Süden vorrückte<sup>24</sup>. Hier versuchte auf der deutschen Seite die 19. Armee die Schwarzwaldstellungen zu halten. Ihre zusammengewürfelten Verbände waren von den Abwehrschlachten im Westen stark angeschlagen<sup>25</sup> und völlig abgekämpft<sup>26</sup>. Die dezimierten, schlecht bewaffneten und kaum noch motivierten deutschen Truppen konnten nur noch hinhaltenden Widerstand leisten und allenfalls versuchen, beim Rückzug in den Schwarzwald Zeit zu gewinnen. Die befohlene „hartnäckige“ Verteidigung der Stellungen „bis zum letzten Mann blieb unter diesen Umständen ein Traum der Armeeführung<sup>27</sup>.

Bei der Reichsbahn in Kornwestheim, wohin es Herman Hagg und einige andere aus Offenburg verschlagen hatte, leerten sich die Werkstätten Anfang April<sup>28</sup>. Seit Ende März befand sich die US-Armee von Norden her auf dem Vormarsch nach Stuttgart, war allerdings vor Heilbronn auf Widerstand gestoßen. Dagegen gelang es den französischen Einheiten, die nach der Einnahme von Karlsruhe auf Stuttgart vorgerückt waren, am 8. April Pforzheim und den Neckar-Enz-Bogen einzunehmen. Damit standen sie nur noch 20 Kilometer vor der württembergischen Hauptstadt<sup>29</sup>. Die Alarmsirenen heulten seit Wochen fast ununterbrochen. Ende März hatte die Reichsbahn begonnen, die Einrichtung ihrer Ausländerlager in Kornwestheim in Eisenbahnwaggons zu verladen. Am Ostermontag, den 2. April, kündigte eine Sondersendung des Rundfunks die Räumung verschiedener Orte an.

Am folgenden Tag kam der Befehl, die Maschinen der Reichsbahnanlagen zu demontieren und auf Güterwagen zu laden. Die Lokomotiven waren über Nacht verschwunden. In den Lagern verbreitete sich das Gerücht, daß die Ausländer demnächst abtransportiert würden. Herman Hagg beschreibt seine letzten Tage in Deutschland: „Allmählich merkten und hörten wir, daß die Front immer näher kam. Am 8. April 1945 durften die Franzosen, wir am 9. April abreisen. Die Werkstätten waren fast leer, die Lokomotiven waren fort. Wir bekamen einen Passierschein bis zur Grenze. Da es nicht möglich war, nach Norden zu reisen, entschlossen wir uns, in die Schweiz zu fahren. Über Stuttgart und Lindau kamen wir nach Bre-



genz, aber die Schweizer Behörden ließen uns nicht einreisen. Zurück nach Lindau. Einer von uns hatte einen Bekannten in Tettngang, so kamen wir nach Tettngang. Bei ihm ließen wir unser Gepäck und übernachteten zehn Tage lang in einem Heuhaufen. Endlich hörten wir vom Schweizer Konsul, daß wir in die Schweiz fahren durften. Am Morgen mußten wir früh in Langenargen sein, und so gingen wir die Nacht durch von Tettngang nach Langenargen. Das war in der Nacht vom 27. auf den 28. April. Es war schön, auf der anderen Seite des Bodensees die Lichter der Schweiz zu sehen. Von Langenargen fuhren wir mit einem Schiff nach Hard, von dort gingen wir zu Fuß zur Grenze. Wir brauchten die Koffer nicht selbst zu tragen, die Bevölkerung half uns mit Wagen. An der Grenze gab es noch eine Kontrolle durch die SS, aber das war kein Problem. Nur Geld durften wir nicht mitnehmen, und manchmal wurden persönliche Sachen abgenommen. Mein Geld und meine Tagebücher hatte ich versteckt. In der Schweiz bekamen wir eine Tasse Tee und zwei Zigaretten. Nicht weit von der Grenze übernachteten wir in einem Zeltlager, und am nächsten Tag fuhren wir mit dem Zug nach Zürich, wo wir fünf Tage in der Oerlikonbahn wohnten und schliefen.“<sup>30</sup>

Während Offenburg befreit war und Hermann Hagg in Tettngang noch darauf wartete, daß die Schweizer Schlagbäume sich öffneten, lieferte die Wehrmacht in Freudenstadt, wo in der Nähe Alfons van Buiten und seine Freunde auf ihre Befreiung warteten, den Franzosen zwei Tage lang noch eine erbitterte Abwehrschlacht. Schließlich gelang es, am 17. April die weitgehend zerstörte Stadt zu besetzen. Die französischen Soldaten sammelten die freigelassenen Zwangsarbeiter ein und brachten sie nach Freudenstadt, wie Alfons van Buiten berichtet: „Am Sonntag, den 22. April, mußten wir uns melden, um nach Kehl gebracht zu werden. Mit einem LKW fuhren wir dann in Richtung Kehl ab, aber der Fahrer wußte den Weg nicht mehr. In der Dunkelheit wurden wir von marokkanischen Soldaten angehalten, die bei einem Bauernhof in Stellung waren, weil keine 300 Meter weiter die Deutschen noch Widerstand leisteten. Wären wir eine Stunde früher dort angekommen, wären wir den Deutschen wieder in die Hände gefallen. Das wäre nicht so gut gewesen, für uns wahrscheinlich das Ende. Begleitet von einem Panzerwagen wurden wir aus der Gefahrenzone gebracht. Etwa sieben Kilometer vor Kehl suchte der Fahrer eine Übernachtungsmöglichkeit. Am nächsten Tag mußten wir selbst sehen, wie wir nach Kehl kamen. Mit einem Karren, mit unseren Koffern obendrauf, kamen wir am Montagnachmittag, den 23. April, in Kehl an. Zu unserem großen Erstaunen trafen wir dort unsere anderen Kameraden aus Offenburg, die am Sonntag in Kehl angekommen waren. Nachdem wir Essen bekommen hatten, konnten wir duschen und danach wurden wir ärztlich untersucht und entlaust.“<sup>31</sup>

Nach der Einnahme von Freudenstadt stieß die französische Armee mit zwei Flügeln über Rottweil und Schramberg nach Schaffhausen vor und nahm am 20. April Schramberg ein<sup>32</sup>. Dort arbeiteten seit Dezember 1944 zwei Holländer, die es ebenfalls aus Offenburg in den Schwarzwald verschlagen hatte. „Die Aufnahme durch die französischen Truppen und Behörden, besonders die Haltung der französischen Öffentlichkeit, war für mich ein unvergeßliches Erlebnis“, erinnert sich Pieter Hendriks an diese Tage<sup>33</sup>. Mit den Deutschen dagegen hatten sie in Offenburg schlechte Erfahrungen gemacht. Sie waren vom Arbeitsamt an Stahlbau Müller vermittelt worden, einen Rüstungsbetrieb, der unter anderem Teile für das V-Waffen-Programm der Wehrmacht produzierte. Wiederholte Zusammenstöße mit Vorarbeitern, Meistern und der Betriebsleitung hatten sie im Frühjahr 1944 zu einem Fluchtversuch veranlaßt, der jedoch gescheitert war. Daraufhin hatte sie die Gestapo für drei Monate in ein Arbeitserziehungslager gesteckt, wo sie unter Verhältnissen vegetierten, die weit schlimmer als die in einem Konzentrationslager waren. Zwar waren sie zu ihrer früheren Arbeitsstelle entlassen, dort aber noch wochenlang auf Veranlassung der nazistischen Betriebsleitung schikaniert worden. Dafür wollten sie sich nach der Befreiung revanchieren, wie Franz Fesevur erzählt: „Als die Franzosen am 20. April 1945 einrückten, beschlagnahmten wir beim Polizeiposten nebenan Fahrräder und fuhren nach Offenburg. In der Kaserne in der Weingartenstraße trafen wir einige Kameraden, darunter ehemalige Kriegsgefangene, die wie wir bei Müller gearbeitet hatten. Sie waren wieder bewaffnet. Wir verabredeten, am nächsten Morgen einige Leute zu suchen, mit denen wir abrechnen oder die wir festnehmen wollten [. . .]. Die Offiziere hatten uns gesagt, daß wir noch einige Tage oder gar Wochen auf den Transport nach Hause warten müßten. Aber am nächsten Tag, als wir uns versammelten, um in die Stadt zu gehen, boten sie uns an, mit einigen Lastwagen, die Versorgungsgüter transportierten, innerhalb einer halben Stunde nach Frankreich abzureisen. Da gab es kein halten mehr, vor allem für die Franzosen nicht – kurze Zeit später fuhren wir nach Frankreich.“<sup>34</sup>

### 3. Repatriierung

Das Grenzschutzkommando der Schweiz hatte seit Wochen den Rückzug der deutschen Truppen und deren Abwehrgefechte entlang der Grenze zwischen Riehen und Schaffhausen mit Sorge beobachtet. Die Schweizer Behörden wußten kaum wohin mit den Flüchtlingen, die seit Anfang April über die Grenze nach Süden in Richtung Schweiz drängten. Ausländische Zwangsarbeiter, die in diesen Tagen von ihren Betrieben zu tausenden freigelassen wurden, deutsche Zivilisten aus den umkämpften Gebieten des südlichen Schwarzwalds und versprengte, des sinnlosen Kampfes über-

drüssige Soldaten der Wehrmacht versuchten in diesen Tagen immer wieder, Schweizer Hoheitsgebiet zu erreichen<sup>35</sup>.

Ob sie diesen Flüchtlingen die Einreise gestatten wollten, überließ die Regierung in Bern zunächst den Grenzkommandeuren zur Entscheidung. Am 20. April aber schloß der Bundesrat die gesamte Nordgrenze mit Ausnahme von Riehen, Rheinfelden, Oberwiesen-Schleitheim, Ramsen und Kreuzlingen. Da der Zustrom von Flüchtlingen sich von Tag zu Tag verstärkte, riegelte der Grenzschutz sämtliche Übergänge vom 21. bis 22. April hermetisch ab und erlaubte den Übertritt in die Schweiz ausschließlich über Ramsen bei Schaffhausen<sup>36</sup>. Hans Walter Ackermann war damals als Leutnant der Schweizer Armee für die Grenzbewachung im Randengebiet verantwortlich. Am 22. April traf er eine Gruppe von etwa 300 Russen, die auf deutschem Gebiet nahe der Schweizer Grenze lagerte: „Bald hatten wir einige Leute gefunden, die gebrochen Deutsch sprechen konnten. Die Russen schienen recht verängstigt; sie befürchteten, von den Deutschen ins Lager zurückgeholt zu werden, und baten um Asyl. Wir gingen von Lagerfeuer zu Lagerfeuer und sprachen den hungrigen, zerlumpten Menschen Mut zu. Unter den Flüchtlingen trafen wir Ukrainer, Tibeter, Sibirer, Indochinesen und Angehörige anderer asiatischer Völker. Während wir uns mit den Leuten noch unterhielten, ertönten plötzlich Schüsse. Mit lautem Geschrei und wildem Rufen rannten die Flüchtlinge über die Grenze in die Schweizerischen Wälder.“

Angehörige des Volkssturms versuchten, die Flüchtlinge nach Singen zurückzutreiben, wurden jedoch von der Schweizer Armee abgewiesen. Aber doch wohl nicht nachdrücklich genug, wie der Leutnant indirekt bestätigt: „Die Flüchtlinge, denen es nicht mehr gelungen war, rechtzeitig über die Grenze zu fliehen, nahmen sie mit sich. Kaum war die Gruppe unseren Blicken entschwunden, tauchte aus dem Wald ein neues Menschenrudel auf; es waren rund 20 Polen und 100 Serben, unter der Führung eines polnischen und eines serbischen Feldwebels. Es stellte sich heraus, daß auch diese Gruppe aus dem Lager Villingen entflohen war. Die Absicht dieser Leute war, sich zu den Franzosen durchzuschlagen. Sie traten deshalb nicht über die Grenze, sondern ließen sich hart daran nieder.“ Vom Schweizer Grenzschutz erhielten sie die Erlaubnis, bei Gefahr die Grenze zu überschreiten. Wenig später erschienen 60 Wehrmachtsangehörige, die sich in der Schweiz internieren lassen wollten. Da der Bundesrat noch keine Entscheidung getroffen hatte, wurden sie zwar entwaffnet, mußten sich aber, schon auf Schweizer Gebiet, an der Grenze niederlassen. Einen Versuch von etwa 20 anderen deutschen Soldaten, die Flüchtlinge nach Singen zu verschleppen, konnten die Schweizer verhindern. Sicherheitshalber brachten sie die Polen und Serben nachts auf Schweizer Territorium. In-

zwischen hatte Bern auch die Internierung der Russen erlaubt, die Hälfte von ihnen war aber bereits geflohen und hatte sich im Wald versteckt. Am 23. April gelang es der französischen Armee, die Wehrmacht endgültig aus dem Randgebiet zu vertreiben und die Ausländer zu befreien<sup>37</sup>.

Wie sich der damalige Stadtpräsident von Schaffhausen, Walther Bringolf, erinnert, wurden in den letzten Kriegstagen täglich mehrere Transporte mit bis zu 1000 Russen gepflegt und anschließend in die Innerschweiz weitergeleitet: „In der Zeit vom 21. bis 25. April mußten im Kanton Schaffhausen rund 5500 Personen untergebracht und gepflegt werden. Nachher war man mit dem Einlassen von Flüchtlingen strenger. In Schaffhausen kam es in jenen Tagen zu spontanen Freudenkundgebungen über die hilfreiche Aufnahme, namentlich von seiten der Russen, die von den Nazis besonders erbärmlich behandelt worden waren.“<sup>38</sup> Die Schweizer Regierung entließ die befreiten Fremdarbeiter aus den westlichen Nachbarstaaten in ihre Heimat, bevor der Krieg in Europa offiziell beendet war – als erste die Franzosen, kurz nach ihnen die Holländer und Belgier. Vom Zentralbahnhof Zürich fuhren sie nachts nach Genf, und von dort weiter nach Frankreich. Nachdem sie in einem Barackenlager in Annemasse übernachtet hatten, fuhren sie am nächsten Tag weiter nach Brüssel. Zwei Tage später, am 8. Mai, kehrten die Holländer in ihre Heimat zurück und fanden zunächst Aufnahme in einem Kloster bei Oudenbosch. Bis sie endgültig zu Hause waren, vergingen aber noch mehr als vier Wochen; unterdessen arbeiteten sie bei den Bauern in der Umgebung – zum ersten Mal seit Jahren freiwillig<sup>39</sup>.

Auch die französische Militärregierung war bestrebt, Westarbeiter aus ihrer Zone so schnell wie möglich nach Hause zu schicken. Die Gruppe, die sich in Offenburg wiedergetroffen hatte, reiste nach eingehenden ärztlichen Untersuchungen über Kehl, Metz und Nancy nach Paris. Dort waren die Auffanglager inzwischen jedoch so überfüllt, daß sie auf Lager in der Provinz verteilt werden mußten. Einige erreichten über Orleans und Tours das Lager Loches, wo sie ein längerer Aufenthalt erwartete, da ihre Heimatstadt Den Haag zum Notstandsgebiet erklärt worden war. Alfons van Buiten erinnert sich: „In Holland hatten die Leute nichts zu essen, man hatte Angst vor Krankheiten, die wir mitbringen könnten, die Leute hatten keine Widerstandskräfte mehr. Die letzten zwei Monate in den Großstädten, Den Haag, Rotterdam, Amsterdam, Utrecht, fielen viele Leute tot auf der Straße um; man hatte Angst, vor den Krankheiten, die das geben könnte. Deswegen wurden wir ständig auf Tuberkulose und so weiter untersucht.“<sup>40</sup> Erst Ende Juni konnten sie nach Holland zurückkehren<sup>41</sup>.

Dazu, ihre ausländischen Arbeiter schon in den letzten Kriegstagen zu entlassen und ihnen die Ausreise in die Schweiz zu gestatten, bewog die deut-

schen Betriebe einzig ein Grund: sie befürchteten Racheaktionen ihrer ehemaligen Arbeitssklaven und bemühten sich deshalb, diese möglichst umgehend aus der Umgebung zu entfernen. Dasselbe Motiv veranlaßte auch die französischen Militärbehörden, die Repatriierung zu forcieren. Denn wie sich herausstellte, gab es genügend Ausländer, die mit ehemaligen Kollegen, Vorgesetzten, Beamten oder Nazifunktionären abrechnen wollten. Sie vorzeitig ausreisen zu lassen, bedeutete deshalb, ihrer Selbstjustiz zuvorzukommen. Daß diese Befürchtung durchaus berechtigt war, zeigte sich in Offenburg schnell am Beispiel der Angehörigen von Staaten, die jetzt sowjetisches Einflußgebiet wurden.

Russen und Polen konnte die französische Militärregierung vorerst nur einsammeln und versorgen<sup>42</sup>. Schätzungen des Alliierten Oberkommandos (SHAEF) gingen 1945 von über 11 Millionen Displaced Persons (DPs) in Deutschland aus, knapp die Hälfte in den westlichen Besatzungszonen<sup>43</sup>. Auf Grund von Vereinbarungen der alliierten Regierungschefs auf der Konferenz von Jalta sollten die freigelassenen Russen ausnahmslos, auch gegen ihren Willen, repatriiert werden<sup>44</sup>. Bis dahin mußten sie weiterhin in Lagern hausen: zum einen, weil nicht genügend Wohnraum vorhanden war, andererseits, um sie für die Transporte in den Osten zu erfassen. Außerdem hatten die Besatzungsbehörden aller Zonen die Erfahrung gemacht, daß Übergriffe gegen Leben und Eigentum der deutschen Bevölkerung seltener wurden, sobald die DPs in bewachten Lagern untergebracht waren<sup>45</sup>.

Bis Ende Juli 1945 waren 1,4 Millionen von insgesamt etwas über 2 Millionen sowjetische DPs aus den Westzonen der Roten Armee übergeben worden. Zum Jahresende waren 98 Prozent von ihnen in ihre Heimat zurückgekehrt, wo sie ein ungewisses Schicksal erwartete<sup>46</sup>. Denn in der Sowjetunion hatte Stalin seit Dezember 1941 den Geheimdienst NKWD Speziallager für „Hochverräter, Spione und Fahnenflüchtige“ unter den sowjetischen Kriegsgefangenen einrichten lassen. Seit Ende 1944 wurden in diesen Lagern aus deutscher Gefangenschaft befreite Rotarmisten eingeliefert. Insgesamt sollen von den etwa 4 Millionen Kriegsgefangenen und Zivilarbeitern, die zur Zwangsarbeit nach Deutschland deportiert wurden, rund 350 000 in den „Sonderlagern“ des NKWD verschwunden sein. Wie viele von ihnen überlebten, ist nicht bekannt<sup>47</sup>. Erst im Januar 1995 rehabilitierte sie der russische Präsident Jelzin; bei der Rentenberechnung sind sie nun den Soldaten der Roten Armee gleichgestellt, in deutscher Haft verbrachte Zeit zählt doppelt<sup>48</sup>.

In den Unterführungen und Hallen des Badischen Bahnhofs in Basel hausten nach Kriegsende 3000 Osteuropäer, andere Auffanglager waren etwa

in der späteren Vaubankaserne in Freiburg und in den Barackenlagern des Daimler-Benz-Konzerns in und um Mosbach in Nordbaden eingerichtet worden. Auch die Offenburger Ihlenfeldkaserne diente für die nächsten Monate als Sammelquartier für Russen und Polen<sup>49</sup>. Am 1. Juni 1945 waren hier 4000 Männer und Frauen untergebracht<sup>50</sup>. Ihr Verhalten bereitete den Behörden einiges Kopfzerbrechen. Sie plünderten, vergewaltigten und töteten gelegentlich auch Einheimische – um sich anzueignen, was ihnen die Deutschen jahrelang vorenthalten hatten, und um erlittenes Unrecht heimzuzahlen<sup>51</sup>. Allerdings waren nennenswerte Übergriffe der DPs zunächst nicht zu verzeichnen gewesen, bis ein Ereignis Anfang Mai die Situation mit einem Schlag änderte. Es traten nun Zustände ein, die der Pfarrer von Weingarten folgendermaßen beschrieb: „Eine ganz große Plage entstand unserer Bevölkerung durch die bedauernswerte Maßnahme, daß die bisher in der Gegend sich befindlichen kriegsgefangenen Russen und Polen in Offenburg am Eingange zu unserer Pfarrei zusammengezogen wurden.“<sup>52</sup> Was war geschehen?

Am frühen Morgen des 4. Mai 1945 zerrissen drei Detonationen im Abstand von dreißig Minuten die Stille der Sperrstunde. Drei Gebäude wurden durch die Explosionen stark beschädigt. Zum Aufräumen setzten die französischen Militärbehörden verhaftete Nazifunktionäre aus ganz Baden ein. Diese bargen aus den Trümmern 114 tote und wohl ebenso viele, oft schwer verletzte Russen<sup>53</sup>. Die zum Teil gräßlich verstümmelten Leichen wurden entlang der Straße aufgebahrt und mit Tüchern und Säcken zugedeckt<sup>54</sup>. Die Stadtkommandantur nahm zunächst an, daß der Anschlag auf das Konto von Offenburger Nationalsozialisten gehe, aber wie sich herausstellte, hatte die Wehrmacht vor ihrer Flucht Minen in den Gebäuden eingemauert und mit Zeitzündern scharf gemacht<sup>55</sup>.

Der Anschlag ließ den französischen Stadtkommandanten das Schlimmste befürchten. Er forderte deshalb die Russen und Polen in der Stadt umgehend durch Plakate auf, wenigstens die Lebensmittelgeschäfte zu verschonen, wenn sie als Antwort auf diesen Anschlag plünderten: „Russen und Polen, Kameraden! Plündern und verwüsten Sie keine Produktgeschäfte, insbesondere keine Brotgeschäfte (Bäckereien). Wenn Sie das Plündern fortsetzen, werden Sie selbst nicht genug Brot haben. Unser Gebiet wurde schon genug verwüstet und geplündert. Bewahren Sie Disziplin und Ordnung und führen Sie die Befehle Ihres Lagerkommandanten aus.“<sup>56</sup> Der Aufruf, der ohnehin genug Hilflosigkeit verriet, blieb unbeachtet. Plünderungen und tätliche Angriffe auf die einheimische Bevölkerung, denen mehrere Personen zum Opfer fielen, waren in den folgenden Monaten an der Tagesordnung<sup>57</sup>. Die Reaktionen der deutschen Seite darauf sind bemerkenswert. Schon fünf Tage nach der Explosion meldete der inzwischen

eingesetzte Bürgermeister Heß voller Sorge dem Kommandanten: „Die Russenfrage spitzt sich immer mehr zu. Es ist ohne weiteres wahrzunehmen und wird mir auch täglich gemeldet, daß die Organisationen zur Plünderung systematisch aufziehen. Sie sammeln sich z.B. an bestimmten Stellen der Stadt und dringen in die Häuser ein, plündern Kleider, Lebensmittel etc. Das muß zu einer Katastrophe führen.“<sup>58</sup> Für einzelne Offenburger Familien, die Häuser in der Nähe der Kaserne, vor allem in der Weingartenstraße bewohnten, hatte der Anschlag schwerwiegende Konsequenzen: sie mußten ihre Wohnungen räumen, um den obdachlos gewordenen Russen und Polen Platz zu machen. Zurückkehren konnten sie erst Monate später, nachdem die meisten Russen und Polen abgereist waren. Ihre Wohnungen fanden sie geplündert und verwüstet vor<sup>59</sup>.

Auch die Bauern der Umgebung wagten sich bald nicht mehr auf ihre Felder, da sie befürchteten, daß in der Zwischenzeit ihr Haus ausgeräumt werde. Es hatte sich herumgesprochen, daß die neuen Bewohner der Weingartenstraße den Hausrat auf dem Land gegen Lebensmittel eintauschten. Die Stadtverwaltung erwartete von der französischen Kommandantur Maßnahmen gegen diesen Tauschhandel<sup>60</sup>, aber es gelang dem Militär nicht, die Ordnung wiederherzustellen<sup>61</sup>. Die Aktionen richteten sich bald nicht nur gegen das Eigentum, sondern auch gegen Gesundheit und Leben der Einheimischen. Mehrere Offenburger wurden bei Überfällen ehemaliger Zwangsarbeiter verletzt oder getötet<sup>62</sup>. Das Verständnis für die Ursachen dieses Verhaltens ging dem Bürgermeister allerdings völlig ab. Er warf den ehemaligen Zwangsarbeitern Undankbarkeit vor, da die Stadtverwaltung sie ja ausreichend mit Lebensmitteln versorge und sie deshalb zu Lebensmitteldiebstählen keinen Anlaß hätten<sup>63</sup>. Daß es den Betroffenen auf Grund ihrer bisherigen Erfahrungen in Deutschland aber ziemlich gleichgültig war, ob ihre Opfer an dem Anschlag direkt beteiligt waren oder nicht, lag für ihn außerhalb des Denkbaren.

Auch den Pfarrer von Weingarten erregten die Vorgänge dermaßen, daß er noch fast zwei Jahre später in einem Bericht über die Tötung einer jungen Frau aus Fessenbach kein Verständnis für die Situation der ehemaligen Zwangsarbeiter aufzubringen vermochte. Er schrieb im Februar 1947 über den Fall, bei dem die Frau, wie er selbst bemerkt, zum unglücklichen Opfer einer blind abgefeuerten Kugel geworden war: „Furchtbar zugerichtet lag dieses brave, katholische Mädchen am Boden in seinem Blute, ein Opfer feiger Mordlust u[nd] Rachgier. Anzeigen, die der Pfarrer von Weingarten in dieser Angelegenheit machte, blieben leider wieder ohne Erfolg u[nd] verliefen im Sande, bis zur Stunde, konnte noch nicht geklärt werden, ob Polen oder Russen oder sonstige Feinde [!] die Mörder waren.“<sup>64</sup> Die Äußerungen von Pfarrer wie Bürgermeister verraten, daß beide das

Verhalten der Russen und Polen nicht zu begreifen vermochten. Es war aber auch keineswegs nur die schiere Hilflosigkeit, die aus ihren Äußerungen sprach, sondern eine Selbstgerechtigkeit, die eine starke Prägung durch die Ideologie der vergangenen zwölf Jahre deutlich macht – obwohl beide der faschistischen Herrschaft distanziert bis ablehnend gegenüberstanden hatten.

Bei dem katholischen Geistlichen ist der Rückfall in die bis vor kurzem gültigen Feindbilder sogar noch deutlicher als beim Offenburger Bürgermeister. Für ihn waren die Plünderer eine „Plage“, die über die Einheimischen gekommen sei, und noch im Abstand von fast zwei Jahren empfindet er sie nicht einfach als Verbrecher, was noch verständlich wäre, sondern als „Feinde“, als ob der Krieg nicht längst beendet sei. Angesichts ihres Verhaltens erübrigte es sich für ihn, über die Rolle der Deutschen im Krieg nachzudenken. Indem er vage und nicht an Ursachen gebundene Motive wie „Rachsucht“ und „Habgier“ für die Plünderungen benannte, erschienen diese als Entgleisungen entfesselter Horden, die das französische Militär nur besser hätte in Schach halten sollen. Das verstellte den Blick auf die Motive der Entgleisungen. Bei unvoreingenommener Betrachtung hätte er durchaus erkennen können, daß es sich um eine Antwort auf die Zerstörung ihrer Heimat, die Ermordung von Millionen Landsleuten, die eigene Zwangsarbeit in Deutschland und die hier gemachten Erfahrungen mit dem nationalsozialistischen Terrorapparat – und allzu oft auch mit deutschen Arbeitskollegen – handelte. So rechtfertigte sich für alle, die damals der Argumentation des Geistlichen folgten, noch im Rückblick die Behandlung, die diesen „Feinden“ bereits während des Krieges zuteil geworden war. Und in der Tat verdrängte das kollektive Gedächtnis schon bald, daß während des Krieges Tausende von Ausländern, von denen mindestens 244 den Tod fanden, gezwungen worden waren, in ihrer Stadt zu arbeiten. Nicht ausgelöscht ist dagegen die Erinnerung an ihre Plünderungen nach der Befreiung<sup>65</sup>.

Auf eine angemessene Seelsorge statt auf hartes Durchgreifen der Militärpolizei setzte dagegen der katholische Pfarrer von Mosbach in Nordbaden. Dort lebten im Mai 1945 rund 3700 Polen in zwei Sammellagern und mehreren großen Gebäuden, in zwei Lazaretten wurden außerdem befreite KZ-Häftlinge gepflegt. Angesichts dieser Aufgaben bat der Geistliche seinen Erzbischof Dr. Groeber in Freiburg dringend um Hilfe: „Die seelsorgerliche Betreuung dieser Gruppen konnte bisher von uns zur Not durchgeführt werden. Es sind allerdings sonn- und feiertags je 2 eigene Gottesdienste nötig, zahlreiche Beerdigungen zu halten; in den letzten Wochen fanden 225 Trauungen statt; an die 100 Paare wollen noch getraut werden. Eine gediegene Seelsorge (Vorbereitung der Brautleute, Beichtvorbereitung zum



Kommunionempfang an den Hochfahrten, Predigt beim Gottesdienst) ist bei der großen Anzahl Gläubigen u. durch das Nichtverstehen d. Sprache sehr erschwert, wenn nicht unmöglich. Einer Bitte an den hiesigen Kommandanten der Militärregierung um Ermittlung, ob in Konzentrationslagern polnische Geistliche freigeworden seien, die noch imstande u. gewillt wären, die Seelsorge ihrer Landsleute zu übernehmen, wurde nicht stattgegeben.“<sup>66</sup> Groeber zog es aber vor, seine polnischen Mitchristen sich selbst zu überlassen, und schrieb seinem Untergebenen: „Das derzeitige Benehmen der Polen im deutschen Reich (Plündern und Räubern) gibt keine Veranlassung, denselben durch die Beauftragung eines polnisch sprechenden Geistlichen, der erst von Freiburg nach Mosbach reisen müßte, ein besonderes Entgegenkommen zu zeigen. Daher zu den Akten.“<sup>67</sup> Daß die Alliierten nicht in der Lage waren, die DPs aus dem Osten ebenso umgehend in die Heimat zu entlassen wie ehemalige Westarbeiter, trug so unfreiwillig dazu bei, daß sich für große Teile der deutschen Bevölkerung, die Eliten nicht ausgenommen, die Rassenpropaganda der Nationalsozialisten noch im Nachhinein zu bewahrheiten schien.

#### *4. Die verschleppte Entschädigung*

Viele Zwangsarbeiter trugen dauernde physische und psychische Schäden davon und hatten nach dem Krieg Schwierigkeiten, beruflich wieder Tritt zu fassen. Aber weder Kriegsgefangenen noch Zivilarbeitern stand ein Anspruch auf Entschädigung zu, und selbst KZ-Häftlingen nur dann, wenn sie Juden waren. Bei den Verhandlungen über das Londoner Schuldenabkommen von 1953, das die deutschen Reparationsleistungen gegen die ehemaligen Kriegsgegner regelte, waren die Zwangsarbeiter leer ausgegangen. In diesem Abkommen stellten die Vertragspartner den Anspruch auf eine Entschädigung der ausländischen Opfer des Nationalsozialismus bis zur endgültigen Regelung der Reparationsfrage zurück – also bis zum Abschluß eines Friedensvertrags, zu dem es nie kam. Reparationszahlungen an die Westalliierten sollten aus den Westzonen, an Polen und die Sowjetunion aus der sowjetischen Besatzungszone erfolgen. Da diese beiden Staaten das Abkommen aber nicht unterzeichnet und im selben Jahr gegenüber der DDR auf alle weiteren Reparationszahlungen verzichtet hatten, entstand in der Bundesrepublik die kostengünstige Rechtsauffassung, daß damit alle Ansprüche, auch die einzelner Polen und Sowjetrussen, an beide deutschen Staaten vom Tisch seien.

Die Ausbeutung von Zwangsarbeitern, seien es Kriegsgefangene, Zivilarbeiter oder KZ-Häftlinge, galt der westdeutschen Justiz nicht als spezifisch nationalsozialistisches Unrecht, sondern als unvermeidliche Folge des

Krieges. Allerdings gelang es 12 westlichen Staaten, für ihre Verfolgten, zu denen sie explizit auch die ehemaligen Zivilarbeiter zählten, in Bonn Entschädigungszahlungen in Höhe von insgesamt 876 Millionen Mark durchzusetzen; Frankreich erhielt 400 Millionen aus dieser Summe<sup>68</sup>.

Ehemalige Zwangsarbeiter aus Polen, der Sowjetunion und anderen Staaten des Warschauer Pakts gingen jedoch leer aus, ebenso alle, die nach dem Krieg nicht in ihre Heimat zurückgekehrt, sondern in Deutschland geblieben oder emigriert waren. Ihnen gegenüber setzte die Bundesregierung auf die biologische Lösung des Entschädigungsproblems. Nach Abschluß der deutsch-polnischen Verträge 1970 zahlte Bonn an die polnische Regierung lediglich 100 Millionen für Opfer medizinischer Versuche und 500 Millionen für besonders geschädigte Opfer des Faschismus in Polen. Weitere 1,3 Milliarden Mark als Abgeltung für Versicherungsleistungen polnischer Arbeiter in Deutschland überwies die Bundesregierung 1975 nach Warschau<sup>69</sup>.

Die Frage der Entschädigung für polnische Zwangsarbeiter stellte sich erst wieder, als 1991 beide Regierungen über den Grenzvertrag zwischen dem nun vereinigten Deutschland und Polen verhandelten. Die Einrichtung einer Stiftung für Härtefälle, die die polnische Regierung vorgeschlagen hatte – lediglich eine Minimalforderung, die in der polnischen Öffentlichkeit deshalb auf harte Kritik gestoßen war –, erklärte die Bundesregierung zunächst für nicht verhandlungsfähig, da sie keinen Präzedenzfall für ebenfalls zu erwartende Forderungen aus der Sowjetunion schaffen wollte<sup>70</sup>. Inzwischen ist der Grenzvertrag in Kraft, Bestandteil sind auch Entschädigungen für ehemalige Zwangsarbeiter. Allerdings kann man sie bestenfalls als Trostpflaster bezeichnen: ganze 500 Millionen Mark ist die Bundesregierung bereit zu zahlen. Da von 1,7 Millionen nach Deutschland deportierten Polen nur noch etwa die Hälfte am Leben ist – ihr Durchschnittsalter beträgt inzwischen 76 Jahre –, stehen dem Einzelnen höchstens 600 Mark zu<sup>71</sup>.

Mit den Nachfolgestaaten der Sowjetunion wurden 1992 doch noch Vereinbarungen getroffen: Nazi-Opfer aus Rußland, der Ukraine und Belorußland sollen insgesamt eine Milliarde Mark Entschädigung erhalten. Bei diesem Zugeständnis gingen allerdings die Kriegsgefangenen leer aus, ausgerechnet diejenige Gruppe, von der nicht einmal die Hälfte die Lager der Wehrmacht lebend verließ. Kriegsgefangene möchte Bonn nur dann entschädigen, wenn die GUS-Staaten sich im Gegenzug zu Zahlungen an ehemalige deutsche Kriegsgefangene bereit erklären<sup>72</sup>.

Auch deutsche Firmen lehnten Entschädigungsansprüche ehemaliger Zwangsarbeiter jahrzehntelang ab. Sie konnten sich dabei auf die Recht-

sprechung der westdeutschen Nachkriegsjustiz berufen, die davon ausging, daß Firmen bei der Beschäftigung von Zwangsarbeitern auf Weisung des NS-Staates und nicht auf eigene Initiative gehandelt hatten. Minimale Summen stellten lediglich einige deutsche Konzerne für ehemalige jüdische KZ-Häftlinge zur Verfügung, aber mehr aus Sorge um ihre Reputation, nachdem die Jewish Claims Conference aktiv geworden war. Insgesamt beliefen sich bis 1987 die Entschädigungszahlungen der früher zu den Konzernen IG-Farben, Krupp, AEG, Siemens, Rheinmetall und Flick gehörenden Firmen auf etwa 55 Millionen Mark, jeder abgefundene Häftling erhielt zwischen 1000 und 2500 Mark Entschädigung<sup>73</sup>. Daimler-Benz beschloß erst 1988, 20 Millionen Mark für seine ehemaligen Zwangsarbeiter zur Verfügung zu stellen. Allerdings lehnte die Konzernleitung eine individuelle Entschädigung ab. Statt dessen sollte das Geld zur Unterstützung von Alters- und Pflegeheimen und anderen medizinischen und sozialen Einrichtungen verwendet werden. Fünf Millionen der Gesamtsumme waren für Frankreich, Belgien und die Niederlande vorgesehen. Nun gibt es in Holland keine speziellen Pflegeheime für ehemalige Zwangsarbeiter, so daß Daimler-Benz dorthin keinen Pfennig überweisen muß<sup>74</sup>.

Gewiß nicht zufällig traf die Bundesregierung Vereinbarungen mit osteuropäischen Staaten, wo das NS-Regime die Mehrzahl seiner Zwangsarbeiter gedungen hatte, erst mit vier Jahrzehnten Verspätung: Die Zahl der noch Lebenden, die Ansprüche überhaupt noch anmelden können, wird täglich kleiner. So ist es der deutschen Nachkriegsgesellschaft auch in dieser Hinsicht gelungen, die Folgen der Niederlage in ihr Gegenteil zu verkehren. Sicher, man sollte sich keinen Illusionen darüber hingeben, daß die Folgen der Zwangsarbeit für das Nazi-Regime durch Entschädigungszahlungen abzugelten seien. Aber Entschädigungen für Opfer des Nationalsozialismus haben nicht nur einen finanziellen Aspekt. Sie sind gleichzeitig ein Gradmesser für die Ernsthaftigkeit, mit der die Gesellschaft Lehren aus der Geschichte zu ziehen bereit ist.

#### *Anmerkungen*

- 1 Zur Ausländerbeschäftigung in Baden vgl. Bernd Boll: „... für praktisch jedermann die reine Sklaverei.“ – Erinnerungen ehemaliger Zwangsarbeiter aus Holland an ihren Alltag in Offenburg 1943/44. In: *Allmende* 21/22 (1988); ders.: *Zwangsarbeiter in Baden 1939–1945*. In: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 9 (1992); ders.: „Das wird man nie mehr los ...“ *Ausländische Zwangsarbeiter in Offenburg 1939–1945*. Pfaffenweiler 1994.
- 2 Monatsbericht des Westarbeiterlagers Offenburg für Juni 1944: Stadtarchiv Offenburg (StAO) 5/6.533.
- 3 Vgl. die Berichte der NSDAP-Kreisleitungen an die Gauleitung Baden und die Berich-

- te der Gauleitung Baden an die Parteikanzlei: Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA) 465d-22, 23, 24, 47, 48, 49, 50; außerdem die Lageberichte des Arbeitsamts (AA) Freiburg für Februar 1943 bis Januar 1945: Staatsarchiv Freiburg (StAF) Bestand US-Gewahrsam Nr. 68.
- 4 Gauleitung Baden an Parteikanzlei, 19.8.1944: GLA 465d-50.
  - 5 Oberbürgermeister (OB) an DAF Offenburg, 19.7.1944: StAO 5/6.541.
  - 6 Monatsbericht des Westarbeiterlagers Offenburg für August 1944: StAO 5/6.533.
  - 7 Monatsbericht des Westarbeiterlagers Offenburg für September 1944: StAO 5/6.533.
  - 8 Gauleitung Baden an Parteikanzlei, 21.10.1944: GLA 465d-47.
  - 9 Lagebericht des AA Freiburg für August und September 1944: StAF Bestand US-Gewahrsam, Nr. 68.
  - 10 Gauleitung Baden an Parteikanzlei, 9.9.1944: GLA 465d-22.
  - 11 Kreisleitung Wertheim an Gauleitung, 25.9.1944: GLA 465d-24.
  - 12 Wolfram Rombach, Die letzten Monate des 2. Weltkriegs in Offenburg. Privates Tagebuch als damaliger Oberbürgermeister, Eintragungen vom 13.12.1944 und 22.2.1945 (Maschinenabschrift von 1958): StAO Nachlaß Rombach.
  - 13 Hans Dollinger: Die Zeit des Zweiten Weltkriegs auf einen Blick. Politik, Kriegsgeschehen, Wirtschaft und Kultur in Text und Bild. Unter Mitarbeit von Susanne Lesaar. Freiburg–Würzburg 1989, S. 212 und 218.
  - 14 Rolf-Dieter Müller: Politik der „Verbrannten Erde“? – Südbaden in der Kriegswirtschaft 1944/45. In: Müller, Rolf-Dieter/Gerd M. Ueberschär/Wolfram Wette: Wer zurückweicht, wird erschossen! Kriegsalltag und Kriegsende in Südwestdeutschland 1944/45. Freiburg i.Br. 1985, S. 28–48, hier S. 42.
  - 15 Gauleitung Baden an Parteikanzlei, 19.8.1944: GLA 465d-50.
  - 16 Fahndungsnachweis Nr. 245 der Kripo Konstanz, 30.9.1944: StAF Bestand US-Gewahrsam Nr. 63.
  - 17 Gerd R. Ueberschär, Krieg auf deutschem Boden – Der Vormarsch der Alliierten im Südwesten, in: Müller/Ueberschär/Wette 1985, S. 59–69, hier S. 59.
  - 18 Peter Nath: Luftkriegsoperationen gegen die Stadt Offenburg im Ersten und Zweiten Weltkrieg. In: Die Ortenau 70 (1990), S. 574–659, hier S. 610–613.
  - 19 Lagebericht des AA Freiburg für Dezember 1944 und Januar 1945: StAF Bestand US-Gewahrsam, Nr. 68.
  - 20 Badische Zeitung, 1.5.1950; zitiert nach: Manfred Bosch: Als die Freiheit unterging. Eine Dokumentation über Verweigerung, Widerstand und Verfolgung im Dritten Reich in Südbaden. Konstanz 1985, S. 275f.
  - 21 Egbert Blum: Stockach tut sich schwer mit dem Erinnern. Ärger um Gedenkstein für Opfer eines SS-Massakers. In: Badische Zeitung, 21.4.1995. – Es sei hier nur am Rande angemerkt – als Beispiel für eine spezifisch deutsche Art des Gedenkens – daß der Stockacher Gemeinderat am 15. Februar 1995 beschloß, für die Opfer einen Gedenkstein aufzustellen. An sich eine löbliche Entscheidung, nur: weshalb dieser Stein heute im Stadtgarten steht, läßt sich der eingehauenen Inschrift beim besten Willen nicht entnehmen. Sie lautet: „*Dem Gedenken der Opfer der Ereignisse in Stockach vom 21. bis zum 24.4.1945, sowie dem dabei gezeigten mutigen und aufopferungsvollen Einsatz von Pfarrer Alois Mutz und Bürgermeister Ernst Siegel.*“ Es soll nicht kritisiert werden, daß die Worte des Gedenkens für Opfer des Nationalsozialismus miserabler formuliert sind als jede Gesprächsnotiz in den Handakten eines Provinzbürgermeisters. Beschämend ist vielmehr das Fehlen jeglichen Hinweises auf die Identität der Opfer wie der Täter. Offenbar wurde der Gedenkstein nicht gesetzt, um aufzuklären, sondern um zu verschleiern, wessen hier gedacht werden soll. Kennzeichnend für eine verbrei-

tete deutsche Form des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus ist ferner, daß – nicht nur in Stockach – das tapfere Verhalten einzelner Deutscher gleichsam gegen die Opfer aufgerechnet wird.

- 22 Bosch 1985, S. 261.
- 23 Boll 1994 (wie Anm. 1) S. 321–325.
- 24 Hans Joachim Harder: Militärgeschichtliches Handbuch Baden-Württemberg. Hrsg. vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt. Stuttgart–Berlin–Köln–Mainz 1987, S. 135/138.
- 25 Bericht des Kommandeurs der 405. Infanterie-Division, Generalleutnant Willy Seeger. In: Hermann Riedel: Halt! Schweizer Grenze! Das Ende des Zweiten Weltkrieges im Südschwarzwald und am Hochrhein in dokumentarischen Berichten deutscher, französischer und Schweizer Beteiligter und Betroffener. Konstanz 1983, S. 21–24, hier S. 23f.
- 26 Harder 1987, S. 136.
- 27 Müller/Ueberschär/Wette 1985, S. 64.
- 28 Erfahrungsbericht von H. Chr. Hagg, in: Boll 1988, S. 79.
- 29 Harder 1987, S. 138 und 141.
- 30 Herman Hagg (Den Haag) an Bernd Boll, 23.1.1989: Privatarchiv d. Verf.
- 31 Alfons van Buiten (Den Haag) an B. Boll, November 1987. Kopie im Privatarchiv d. Verf.
- 32 Ueberschär, Gerd R./Rolf-Dieter Müller: Deutschland am Abgrund. Zusammenbruch und Untergang des Dritten Reiches 1945. Konstanz 1986, S. 148; vgl. die Karte der Operationen der 1. Französischen Armee vom 31. März bis 26. April, in: Otto Raggenbass, Trotz Stacheldraht. 1939–1945. Grenzland am Bodensee und Hochrhein in schwerer Zeit. Konstanz 1985, S. 78f.
- 33 Erfahrungsbericht von P. Hendriks, in: Boll 1988, S. 78.
- 34 Franciscus Johannes Fesevur an Bernd Boll, 19.10.1986: Privatarchiv d. Verf.
- 35 Raggenbass 1985, S. 77ff.; Riedel 1983, S. 181ff.
- 36 Riedel 1983, S. 184.
- 37 Bericht des damaligen Leutnants Dr. Hans Walter Ackermann, Herisau, 3. Zug Füs. Kp. I/83, zitiert nach: Riedel 1983, S. 194–199.
- 38 Bericht von Stadtpräsident Walther Bringolf, Schaffhausen, zitiert nach: Riedel 1983, S. 221.
- 39 Ebd; Interview mit H. Chr. Hagg, 29.6.1988.
- 40 Interview mit A. van Buiten, 8.11.1988.
- 41 Erfahrungsbericht von F.J. Fesevur, in: Boll 1988, S. 79.
- 42 Wolfgang Jacobmeyer, Ortlos am Ende des Grauens: ‚Displaced Persons‘ in der Nachkriegszeit, in: Klaus J. Bade (Hg.), Deutsche im Ausland – Fremde in Deutschland. Migration in Geschichte und Gegenwart, München 1992, S. 367–373.
- 43 Jacobmeyer 1992, S. 368.
- 44 Jacobmeyer 1992, S. 369f.
- 45 Jacobmeyer 1992, S. 368/369; Bericht der 9. US-Armee; zitiert in: Ulrich Herbert, Fremdarbeiter. Politik und Praxis des „Ausländer-Einsatzes“ in der Kriegswirtschaft des Dritten Reiches. Berlin–Bonn 1985, S. 342/43.
- 46 Herbert 1985, S. 343/44.
- 47 Bernd Greiner: 200 Tage . . . In: Hamburger Institut für Sozialforschung (Hrsg.), 200 Tage und 1 Jahrhundert. Gewalt und Destruktivität im Spiegel des Jahres 1945, Hamburg 1995, S. 9–45, hier S. 37–39.
- 48 „Zu Tränen gerührt“. Wer bekommt Bonns Milliarden für Zwangsarbeiter? In: Der

- Spiegel Nr. 18, 1.5.1995, S. 24.
- 49 Max Zahn: Die Chronik des Deutschen Hauptzollamts Basel. Vervielf. geb. Manusk., 2 Bde., Bd. 2, S. 105; Ulrich Baumann/Ekkehard Münzing: Angst, Neid und schlechtes Gewissen. Freiburg und seine Personnes Déplacées. Ein Beitrag zum Wettbewerb der Körber-Stiftung ‚Alltag im Nachkriegsdeutschland‘. Freiburg 1985, S. 12; StAO: Ratsprotokoll, 10.9.1946; Offenburger Tageblatt, 4.5.1955.
  - 50 Bürgermeister (BM) Heß an Stadtkommandant, 1.6.1945: StAO 5/6.610.
  - 51 Herbert 1985, S. 342.
  - 52 Bericht des katholischen Pfarramts Weingarten, 1.2.1947: StAO 30/249.
  - 53 StAO: Ratsprotokoll, 10.9.1946; Offenburger Tageblatt, 4.5.1955; Bericht des Hochbauamts, 27.9.1949: StAO 5/6.923-4.
  - 54 Offenburger Tageblatt, 4.5.1955.
  - 55 StAO: Ratsprotokoll, 10.9.1946; Offenburger Tageblatt, 4.5.1955.
  - 56 Zitiert nach: Werner Köhler, Offenburg nach 1945. Neubeginn und Wiederaufbau in Politik und Gesellschaft (= Alltag & Provinz Bd. 5, hrsg. vom Arbeitskreis Regionalgeschichte Freiburg e.V.). Freiburg i.Br. 1993, S. 176.
  - 57 Bericht des katholischen Pfarramts Weingarten, 1.2.1947: StAO 30/249.
  - 58 Bericht des BM an den Kommandanten, 9. Mai 1945: StAO 5/6.632.
  - 59 Aufruf des BM, 7.5.1945, zitiert in: Offenburger Tageblatt, 4.5.1955.
  - 60 Bericht des BM an den Stadtkommandanten, 21.5.1945: StAO 5/6.632. Auch hier wies Heß wieder darauf hin, daß „die Russen doch vollauf von uns verpflegt werden.“ – Daß es sich bei den Plünderungen nicht um – in Notlagen entschuldbaren – Mundraub handelte, auch wenn sie sich in dieser Form äußerten, sondern um Racheaktionen, hatte er offenbar noch immer nicht begriffen.
  - 61 Bericht des BM an den Kommandanten, 2.6.1945; Bericht eines Offenburgers an den BM, 29.6.1945: StAO 5/6.632.
  - 62 Bericht des katholischen Pfarramts Weingarten, 1.2.1947: StAO 30/249.
  - 63 Ebd.
  - 64 Bericht des katholischen Pfarramts Weingarten, 1.2.1947: StAO 30/249.
  - 65 Offenburger Tageblatt, 4.5.1955; 15.4.1970.
  - 66 Pfarramt Mosbach an Erzbischöfliches Ordinariat Freiburg, 21.5.1945: Erzbischöfliches Archiv Freiburg (EAF) B2-35-128.
  - 67 Von Erzbischof Groeber eigenhändig abgezeichnete Aktennotiz dazu: EAF B2-35-128.
  - 68 Ulrich Herbert, Blühende Völkergemeinschaft. Über die Entschädigung ausländischer KZ-Häftlinge und Zwangsarbeiter, das Londoner Schuldenabkommen und die Kunst der juristischen Interpretation, in: Journal Geschichte 1/1988, S. 54–62.
  - 69 Helga Hirsch, Zuwenig und zu spät, in: ZEITmagazin Nr. 51, 13.12.1991, S. 72.
  - 70 Badische Zeitung, 6.3.1990.
  - 71 Hirsch 1991, S. 72.
  - 72 „Zu Tränen gerührt“. Wer bekommt Bonns Milliarden für Zwangsarbeiter? In: Der Spiegel Nr. 18, 1.5.1995, S. 24.
  - 73 Ralf Gunkel, „Vernichtung durch Arbeit“, in: Die Zeit, 25.9.1987.
  - 74 Badische Zeitung, 14.7.1988.

# Lehrerbildung im Kurbad

*Adolf Schmid*

## *1941–1947: Turbulente Jahre in Bad Rippoldsau*

Im Großherzogtum Baden konnten seit 1904 14–15jährige Volksschulabsolventen in speziellen „Seminaren“ und durch eine sehr straffe 6jährige Schulung zu Volksschullehrern ausgebildet werden. Der badische Staat der Weimarer Zeit hat das Problem der Lehrerbildung weiterverfolgt<sup>1</sup>; ab 1926 hießen diese Spezialschulen „Lehrerbildungsanstalten“ (LBA). Sehr entscheidend waren die Vorbehalte gegen eine Hochschulbildung: „Es ist . . . ein eigen Ding zu meinen, die akademische Ausbildung allein mache den Menschen, den Beamten, den Lehrer“ – stellte z.B. Adam Remmele, Kultusminister und starker Mann der SPD fest<sup>2</sup>. Die Hochschulbildung wurde von anderer Seite gefordert, denn sie sei „schon aus Gründen der politisch-sozialen Konkurrenz mit der Dorfgeistlichkeit notwendig“<sup>3</sup>. Faktum: Eine akademische Volksschullehrerbildung sollte es in Baden nicht geben. Aber auch die LBAs wurden in Baden bald schon wieder geschlossen – zur Sanierung der Staatsfinanzen und weil angeblich kein Bedarf bestand, die Schülerzahlen stagnierten. In Freiburg wurde konsequenterweise das alte „Lehrerseminar“ zur Gendarmerieschule umgewandelt.

Ab 1934 war „das Reich“ auch für alle schulpolitischen Fragen zuständig – und bald gab es in der Tat wieder mehr Kinder, also immer mehr Schüler, auch noch nach Kriegsbeginn. Also brauchte man auch wieder mehr Lehrer, viele Lehrer sogar. 1941 – in Karlsruhe war nach dem Tode von Otto Wacker Paul Schmitthener verantwortlich – wurde ein aktueller Fehlbestand von 370 Lehrern errechnet, bei einem Klassenteiler von 70 (!); der Klassenteiler 50 hätte 1370 Lehrer nötig gemacht<sup>4</sup>.

Ein „Erlaß des Führers“ sorgte in ganz Deutschland für die Gründung von „staatlichen LBAs“. An die Zulassungsbedingungen „Abitur und zwei Jahre Studium“, wie sie kurzfristig gegolten hatten, wurde nicht mehr gedacht. Hitler, für den Lehrer „ein ganz besonders dummes und unselbständiges geistiges Proletariat“ waren<sup>5</sup>, hielt gar nichts von Hochschulbildung für Volksschullehrer; für ihn waren begabte und interessierte Hauptschulabsolventen nach 5jähriger Zusatzausbildung das beste pädagogische „Nachwuchspotential“, die „Jungmannen und Jungmädchen“ (sic) vom Land! Und dieser Vorstellung war auch Hitlers Statthalter im Südwesten, Robert Wagner, ganz und gar verbunden; und er war „vom Fach“, hatte vor 1914 am Lehrerseminar Heidelberg studiert, allerdings damals noch unter seinem echten Namen Backfisch.

Der Minister  
des Kultus und Unterrichts

Auszug.

Karlsruhe, den 10. Mai 1941.

Nr. B. 18316.

Aufbaulehrgänge zur Sicherstellung  
des Nachwuchses der Hochschulen für  
Lehrerbildung.

I. Aktenvermerk. Die Schüler und Schülerinnen, die sich aufgrund des Erlasses vom 9. August 1940 Nr. B 26285 für die damals geplanten Aufbaulehrgänge zur Sicherstellung des Nachwuchses der Hochschulen für Lehrerbildung gemeldet hatten, sollten, nachdem durch Erlaß des Führers die Hochschulen für Lehrerbildung aufgehoben worden waren, auf Ostern 1941 den neu zu errichtenden Lehrerbildungsanstalten in Kolmar und Schlettstadt zugewiesen werden, und zwar nach Kolmar 136 Knaben und nach Schlettstadt 196 Mädchen. Als Leiter der Kolmarer Anstalt war Dozent Dr. Fritz Bronner, als Leiter der Schlettstadter Anstalt Rektor Friedrich Walter vorgesehen. Durch die Kriegsverhältnisse war es unmöglich, die beiden Anstalten rechtzeitig umzubauen und bezugsfertig zu machen. Nach Mitteilung von Herrn Oberbaurat Schmieder können die beiden Anstalten voraussichtlich erst Anfang oder Ende Oktober bezugsfertig sein. Die zur Lehrerbildung zugelassenen Schüler müssen also bis zu diesem Zeitpunkt anderweitig untergebracht werden. Alle Bemühungen, geeignete staatliche Anstalten in Baden oder im Elsaß zu finden, scheiterten. So sind die Heil- und Pflegeanstalten in Rufach, Illenau und Reichenau bereits der Leitung der nationalsozialistischen Erziehungsanstalten übergeben worden. Die Kreispflegeanstalten übergeben worden. Die Kreispflegeanstalt in Freiburg wurde von der Wehrmacht zu Lazarettzwecken beschlagnahmt. Im ehemaligen Lehrerseminar in Freiburg wurde eine Gendarmarieschule eingerichtet; das ehemalige Lehrerseminar in Heidelberg wurde im Jahre 1940 zu Schulzwecken an die Stadt Heidelberg verpachtet. Weitere evtl. geeignete Objekte im Elsaß oder in Baden sind ebenfalls schon anderen Bestimmungen zugeführt. Vor allem sind sehr viele Räume durch die Wehrmacht, die volkdeutsche Mittelstelle und die Kinderlandverschickung beschlagnahmt. Es blieb nur noch die Möglichkeit, die Kinder vorerst

Urschrift:

Gen. Lehranstalten  
Errichtung der Lehrerbildungsanstalten.

:/:



lagermäßig unterzubringen. Es mußten daher für die Knaben das Hotel Bad Freyersbach in Peterstal und für die Mädchen das Hotel Viktoria in Heidelberg gemietet werden. Bad Freyersbach gehört der Reichsverwaltung des NSLB.; es wurde der Unterrichtsverwaltung vorerst für die Zeit vom 19. Mai 1941 bis 19. Juli 1941 für einen Tageskopfsatz pro Kind von 3,60 RM zur Verfügung gestellt. Die Kinder erhalten für diesen Betrag Wohnung und Verpflegung. Das Hotel Viktoria wurde der Unterrichtsverwaltung für die Monate Juni, Juli, September und Oktober für eine einmalige Miete von 41 600.- RM freigegeben. Die Bewirtschaftung muß hier von der Unterrichtsverwaltung selbst übernommen werden. Unter der Voraussetzung, daß die Verpflegung der Kinder mit ungefähr 1,50 RM pro Tag und Kind durchgeführt werden kann, ergibt sich auch hier für Verpflegung und Unterkunft ein Satz von rund 3,60 RM pro Tag und Kind. In Bad Freyersbach muß zur Ergänzung der Schulräume der Saal der Wirtschaft "Badischer Hof" gemietet werden. (Miete monatlich 70.-RM vereinbart.) In Heidelberg werden geeignete Räume der Pestalozzischule zur Verfügung gestellt. Die beiden Lager sind gleichzeitig als Ausleselager gedacht. Die kommissarische <sup>Schul-</sup>Führung in Bad Freyersbach übernimmt Dozent Dr. Fritz Bronner; die Kommissarische Schulführung in Heidelberg Rektor Friedrich Walter.

II. An Herrn Reg. D/F zur weiteren Veranlassung.

In Vertretung:  
gez: G ä r t n e r .

Abb. 1

### *Die „Lehrerbildungsanstalt Straßburg in Bad Rippoldsau“*

Seit dem 4. Juni 1940 war Paul Schmitthenner mit der Wahrnehmung der Geschäfte des badischen Kultusministers beauftragt; er wurde umgehend auch „Leiter der Abteilung Erziehung, Unterricht und Volksbildung des Chefs der Zivilverwaltung im Elsass“. Deshalb wurden nicht nur in Baden fünf LBAs eingerichtet; die besondere „Fürsorge“ galt dem eroberten Nachbarland, wo in Colmar, Straßburg und Schlettstadt Lehrerausbildung nach NS-System organisiert werden sollte. Also begann die Suche nach dem richtigen Personal und nach geeigneter Unterbringung, und sie war recht schwierig nach den „Kriegsereignissen“, wo die passenden Unterkünfte – alte Klöster, Hotels u.a. – schwer zu finden waren. Und es ging ja rasch auch um andere NS-Institutionen; so wurde z.B. schon im April 1941 – zum selben Termin wie in Achern – im elsässischen Rufach eine „nationalpolitische Erziehungsanstalt“ (NAPOLA) eingerichtet, in der früheren

Heilanstalt. In Rufach wurden vor allem auch Südtiroler Buben aufgenommen, in einem Bericht ist zu lesen: „Wir unterstehen dem Reichskommissar zur Festigung deutschen Volkstums, Reichsführer SS Himmler.“<sup>6</sup> Manche organisierten eben besonders schnell.

*Und die „LBA Straßburg“?*

Am 1. Juni 1942 konnte man in Karlsruhe eine LBA-Zwischenbilanz ziehen: Die „LBA Kolmar“ war nun zur Hälfte noch in Peterstal<sup>7</sup>, zur andern Hälfte schon in Colmar, Rebenstr. 5; die „LBA Schlettstadt“ war immer noch „z.Zt. in Heidelberg“ – und: die „Lehrerbildungsanstalt Straßburg – z.Zt. in Bad Rippoldsau“. Man war also fündig geworden; offiziell existierte diese LBA schon seit Herbst 1941 auf dem Papier, und Dr. Lutz war als Direktor bereits benannt. Dr. Lutz blieb als „Direktor der Lehrerbildungsanstalt Straßburg“ bis 1945 in Bad Rippoldsau! Aber er blieb nicht allein, 1942 kamen die LBA-Studenten und bevölkerten das „Kurhaus“, den „Fürstenbau“, „Sommerberg“ usw. Die jungen Männer kamen aus Baden und aus dem Elsaß. Einer aus diesem ersten Jahrgang, V. Kretzler aus Mannheim, erinnert sich noch lebhaft<sup>8</sup>:

*„Mein Zwillingbruder und ich waren bis 1942 als Lehrlinge bei der Stadtverwaltung Mannheim tätig. Herr T., der gleichzeitig das Bannorchester der Hitler-Jugend leitete, in dem wir musizierten, meinte, die Verwaltungstätigkeit sei doch nicht das Richtige für uns; er schlug vor, Lehrer zu werden. Wir bewarben uns bei der ‚LBA Straßburg in Bad Rippoldsau‘, so der offizielle Titel . . . Wir waren damals 17½ Jahre alt . . . Im Winter 1942 fuhren wir also los, über Offenburg–Hau-sach–Wolfach und dann mit dem Bus nach Bad Rippoldsau, wo wir im tief verschneiten Wolfstal eintrafen. Wir waren im ‚Brunnenbau‘ untergebracht, wo wir uns gleich wohlfühlten; dort waren auch die Unterrichtsräume untergebracht. Als einige Tage später die ‚Belegschaft‘ eintrudelte, stellten wir fest, daß fast nur Mitstudenten aus dem Elsaß unsere neuen Kameraden waren. Später wurden wir unterkunftsmäßig ‚eingestuft‘, und zwar in den Verwaltungstrakt mit der großen Veranda als Bindeglied. Hinter dieser Veranda lag der Speisesaal . . . Anfänglich waren auch Mädchen da, und zwar auf dem ‚Sommerberg‘ . . . Die Lern- und Studienbedingungen waren gut, da das Lehrpersonal bestens ausgewählt war. Ich erinnere mich noch an den Direktor Dr. Lutz, an den Ausbildungsleiter Dr. Fettig, an Herrn Kiefer, den Biologen, der angeblich eine noch nicht bekannte Pflanze entdeckte, an Herrn Althardt, den Musiklehrer . . . Überhaupt wurde sehr viel Wert auf den Musikunterricht gelegt. Wer irgend konnte, mußte ein Instrument erlernen . . .*

*Jeden Morgen ein Führerwort, eine Tageslosung, die neuesten Nachrichten und ‚Erfolgsmeldungen‘ . . . Damals ereignete sich auch die Tragödie von Stalingrad. Es war eine Sondermeldung aus dem Führerhauptquartier angekündigt. Als es dann so weit war, verschlug es uns fast die Sprache . . .*

Einmal gab es zum Mittagstisch Dampfnudeln mit Vanillesauce. Wie wir später erfuhr, nahm ein Schüler unberechtigterweise eine zusätzliche Dampfnudel; er wurde von einem Tag auf den andern der Schule verwiesen . . .

Der Schulleitung war damals ein Parteimann beigeordnet; ich habe ihn aber als einen von den ‚sanften‘ in Erinnerung. Einen Ausspruch von ihm weiß ich noch: ‚Wir werden den Schwarzwäldern das Kreuz noch aus der Wohnstube holen und das Hitlerbild aufhängen‘ . . . Sonntäglicher Kirchgang war nicht verboten, und es fanden sich immer einige, die den weiten Weg in die Wallfahrtskirche auf sich nahmen. Später wurden an den Sonntagvormittagen interessante Betätigungsmöglichkeiten angeboten, und so ebte das Häuflein der Kirchgänger immer mehr ab.

Aus der Distanz kann ich sagen, daß meine Rippoldsauer Zeit eine glückliche war. Wenn man als Städter den ständigen Luftangriffen ausgesetzt war, empfand man den Aufenthalt in Bad Rippoldsau als Erholung und als den reinsten Frieden. Oft schauten wir den amerikanischen und britischen Bomberpulks nach, die das stille Tal überquerten und ihre tödliche Last in irgendeiner süddeutschen Großstadt abwarfen . . .“



Abb. 2: Lehrerbildungsanstalt Straßburg in Rippoldsau

### LBA-Leben im Rückblick

Der Rippoldsauer LBA-Jahrgang, der 1943 nachrückte, traf sich 1971 wieder im Kurtal, im Juni 1971. Es wurde eine beeindruckende Dokumentation<sup>9</sup> erarbeitet und festgestellt:

„27 Jahre sind vergangen seit jenen Tagen im Herbst 1944, wo die Klassen sich gelichtet haben und die Kameraden auseinandergehen mußten. Viel hat sich in diesen Jahren ereignet und geändert, aber wach geblieben ist die Erinnerung an eine schwere Zeit und wach geblieben ist die Erinnerung an Bad Rippoldsau im

Schwarzwald und die prächtigen Kameraden der LBA . . . Überall sind sie hergekommen . . . Jedem stand die Freude des Wiedersehens im Gesicht . . . Kameraden, die man mit Lockenkopf in Erinnerung hatte, waren in der Zwischenzeit kahl geworden, Dünne waren dick, Dicke waren dünn, Kleine waren lang geworden und Stämmige noch stämmiger . . . Es hatte sich offenbar überall herumgesprochen, daß wir wieder nach Bad Rippoldsau zurückgekehrt waren, sogar der Himmel weinte Freudentränen. Einen herzlichen Willkommensgruß entbot uns die Gemeinde Bad Rippoldsau durch Bürgermeister Hubert Schmid . . .

Es war irgendwie ein merkwürdiges Gefühl, nach so langer Zeit über Flure und Gänge zu gehen, die wir einst im Eiltempo und mit großem Elan mehrmals am Tage durchschritten hatten, in Räume zu sehen, in denen wir über Mathematikarbeiten geschwitzt hatten und vor den Türen unserer Zimmer zu stehen, in denen wir mit der rechten Müdigkeit der Jugend neuen Morgen entgegenschliefen . . . Herbert Melcher versicherte, daß die Schüler der ehemaligen Lehrerbildungsanstalt ihre Treue dem Kurort Bad Rippoldsau immer wieder bekunden werden, diesem herrlichen Flecken Erde, den sie über alle Wirrnisse einer schlimmen Zeit in guter Erinnerung behalten haben und durch erfreuliche neue Eindrücke stets behalten werden . . .“

Die Erinnerung der inzwischen 41jährigen war noch sehr konkret:

*„3. Mai 1943: Aus allen Teilen des Gaues Baden reisen Jungen im Alter von 14 Jahren, die in einem Auswahlverfahren gesiebt und in die ‚Lehrerbildungsanstalt Straßburg‘ einberufen worden sind, nach Bad Rippoldsau/Schwarzwald, dem derzeitigen Sitz der LBA. Im Laufe der Monate entwickelte sich eine gute Kameradschaft unter den Jungmannen. Das Verhältnis zwischen den Lehrkräften und den Schülern ist gut. Während ringsumher der Krieg tobt und eine Welt in Trümmer stürzt, geht der Unterricht planmäßig und nahezu ungestört weiter. Für viele der Schüler, die aus den vom Luftterror heimgesuchten und bedrohten Städten kommen, ist diese Unberührtheit der Natur und die grüne Kulisse der Schwarzwaldtannen ein Geschenk, das der Harmonie von Körper und Geist besonders dienlich ist. Aber der Friede und die Stille der Waldberge wiegen in einer trügerischen Sicherheit. Noch Anfang 1944 wird dieses friedliche Idyll nur durch gelegentliches Überfliegen von feindlichen Bomberformationen gestört, doch kann man schon beinahe absehen, zu welchem Zeitpunkt der Strudel des Molochs Krieg, Land und Mensch hineinziehen wird in den sich abzeichnenden Untergang.*

*24. September 1944: Der ‚totale Krieg‘ erfaßt den letzten Winkel unseres Vaterlandes. Nach dem Besuch von Fluglagern, Kriegseinsatzschulungslagern und Wehertüchtigungslagern in den Ferien fährt die gesamte Mannschaft der LBA am 24. September 1944 zum Schanzeinsatz nach Oberrottweil bei Breisach. Bei der Abfahrt auf LKWs wird der Transport kurz vor Wolfach erstmalig von Tieffliegern unter Beschuß genommen. Die Bilanz des Angriffs: Der Fahrer des ersten LKWs wurde schwer getroffen, zwei elsässische Kameraden im zweiten LKW wurden durch abspritzende Steinsplitter am Kopf verletzt und mehrere Wolfacher Einwoh-*



*Abb. 3: Das alte, gemütliche Bad Rippoldsau*

*ner durch Splitterbombenabwurf verwundet. Mit der Beschaulichkeit ist es nun endgültig vorbei. Nach der Rückkehr am 24. Oktober 1944 wird der Unterricht nur noch auf ‚Sparflamme‘ fortgeführt. Dann häufen sich die Hiobsbotschaften aus allen Ecken und Enden des Reiches. Die Fronten sind am Zusammenbrechen. In dieser Lage werden die Klassen getrennt, und Anfang November rücken die ersten Kameraden zum Reichsarbeitsdienst nach Freudenstadt aus . . .*

*1945: Die Alliierten setzen zum letzten Sturm auf Deutschland an. Nur noch wenige Kameraden sind in Bad Rippoldsau verblieben. Die meisten sind im RAD oder sie tragen die graue Uniform des Soldaten . . . Am 16. April 1945 stößt im Verbande des VI. Korps der 7. US-Armee die Armee des Generals Jean de Lattre de Tassigny durch den Schwarzwald. Die Spitze bildet das 3. marokkanische Spahi-Regiment unter dem damaligen Major de Castries. Sie kommen auch durch Bad Rippoldsau und plündern alles aus . . .“*

Die meisten LBA-Studenten wurden mit Notexamenszeugnissen entlassen. Die elsässische Großstadt, deren Namen das Siegel ihrer Zeugnisse schmückte, war am 23. November 1944 von den Panzern des Generals Leclerc befreit worden<sup>10</sup>.

*Herbert Mies und Hermann Weber*

Zwei Lehrerstudenten aus jenem Jahrgang 1943 seien besonders erwähnt: Dabei war z.B. auch Herbert Mies aus Mannheim<sup>11</sup>. Ihm bestätigte Dr.

Lutz 1944: *„Eifrig und einsatzfreudig, mitunter noch etwas ungeschickt. Gute Haltung, fleißig und strebsam; das sprachliche Ausdrucksvermögen sollte noch immer besser werden.“* Weil Herbert Mies sich im Herbst 1944 in Rippoldsau weigerte, sich als Reserveoffizier zu melden, wurde er für unwürdig befunden, „deutscher Lehrer“ zu werden. Herbert Mies gründete gleich nach Kriegsende die KPD-Ortsgruppe Mannheim-Schönau und profilierte sich in der Adenauer-Zeit als Chef der westdeutschen Kommunisten.

Ein anderer Mannheimer mußte im Herbst 1944 ebenfalls Rippoldsau verlassen: Hermann Weber<sup>12</sup>. Er hatte sich „später“ ausgezeichnet als „Leiter des Arbeitsbereichs Geschichte der DDR am Mannheimer Zentrum für Europäische Sozialforschung der Universität Mannheim“; sein fundiertes Wissen hat die Diskussion vor allem über die Ereignisse in der sowjetisch besetzten Zone bestimmt. Seine Erinnerungen an Rippoldsau:

*„Die Ausbildung war sehr militärisch angelegt und das Essen 1943/44 sehr miserabel. Ich schätze, daß damals mehr als 100 Studierende da waren, der Lehrkörper bestand vielleicht aus 20 Personen. Der Sportlehrer war zugleich Bannführer der HJ, was wohl alles sagt. Ein Englischlehrer mußte gehen, weil er nicht ‚stramm‘ genug war. Bei den nicht ideologisch stark gefärbten Fächern war der Unterricht gut, vor allem war es eine intensive Ausbildung. Die elsässischen Lehramtsanwärter waren zum nicht geringen Teil oppositionell gegen das NS-Regime eingestellt. Typisch war eine Untersuchung, weil eines Nachts mehrere die ‚Marseillaise‘ gesungen hatten. Im Oktober mußte die LBA zum ‚Schanzen‘ an den Kaiserstuhl. Anschließend kamen auch die jüngeren Jahrgänge (fast alle hatten sich freiwillig gemeldet) zum RAD. Einige sind im Krieg noch gefallen.“*

*Asyl auch für die „LBA Karlsruhe“*

In der Karlsruher LBA hatte es neben der 5jährigen Ausbildung für Hauptschulabsolventen immer auch Kurse gegeben für Abiturienten, sie firmierte deshalb auch zeitweilig als „Hochschule für Lehrerbildung“, aber seit 1942 war alles vereinheitlicht: LBA. Sie war gut betreut von Prof. Ungerer – bis das Lehrgebäude in der Bismarckstraße 10 am 27. 9. 1944 zerbombt wurde. Also mußte auch diese LBA versorgt werden – es geschah partiell in Lahr, dann „endgültig“ in Bad Peterstal und in Bad Rippoldsau. Dr. Ungerer ließ, nachdem er sich kündigt gemacht hatte, das Ministerium wissen, daß *„weder in Peterstal noch in Rippoldsau der Unterbringung und Verpflegung der Einheiten der LBA Karlsruhe, der ordnungsgemäßen Durchführung des Unterrichts bis zum Abschluß und der schulpraktischen Ausbildung ernstliche Schwierigkeiten im Wege“* stehen<sup>13</sup>. Also, weitere Studenten, vor allem Studentinnen nach Bad Rippoldsau und dort in die Aus-



Abb. 4: Professor Dr. Ungerer im Kreis von Studentinnen um 1938/39

bildungsschulen „Klösterle“ und „Holzwald“. Am 30. November 1944 wurde den Studenten/Studentinnen des Abiturientenlehrgangs bestätigt: *„Durch Anordnung des Badischen Ministers des Kultus und Unterrichts wird Ihre Ausbildung als abgeschlossen erklärt und Sie dem Schuldienst überwiesen.“* Nach kurzem schulischem Einsatz erfolgte die Einladung zu einem „Abschlußlehrgang“ nach Bad Rippoldsau, und dort kam es zur „ersten Prüfung für das Lehramt an Volksschulen“, das Diplom der LBA Karlsruhe unterschrieb Dr. E. Ungerer in Bad Rippoldsau – *„im besonderen Auftrag des Herrn Ministers“*, der am 7. März 1945 noch einen Erlaß ins Land geschickt hatte: *„Die realen und materiellen Mittel und Kräfte, die wir noch besitzen, reichen zur Erringung des Sieges in vollem Maße aus.“* Der Minister verpflichtete alle Lehrer zu aktiver Kampfbereitschaft und bezeichnete Flucht als größte Schande.

Am 15. März 1945 ordnete der Minister des Kultus und Unterrichts an, daß die Bewerber für den neuen Abiturientenlehrgang – er sollte am 15. Mai 1945 beginnen – ebenfalls nach Bad Rippoldsau einzuberufen seien.

Fast nicht zu glauben: Inzwischen hatten auch Lehrer und Studenten der „LBA Kolmar“ Zuflucht und Heil in Bad Rippoldsau gesucht, an ihrer Spitze Direktor Dr. Bronner – um „abzuwarten“. Offiziell erfuhr Bronner:

Sie hat die erste Prüfung für das  
Lehramt an Volksschulen  
.....<sup>gut</sup>.....  
bestanden.

Bad Rippoldsau, den 30. März 1945

Der Vorsitzende des Prüfungsausschusses:  
.....*W. E. ...*.....  
im besonderen Auftrag des Herrn Ministers des  
Kultus und Unterrichts




Abb. 5: Rückzug in den Schwarzwald

Der Badische Minister des Kultus  
• und Unterrichts  
Der Leiter der Abteilung Erziehung,  
Unterricht und Volksbildung des  
Chefs der Zivilverwaltung im Elsass.

Heidelberg, den 15. März 1945  
Hotel Victoria  
Strassburg, den ..... 194.....  
Bruderhofgasse 2

Abiturientenlehrgang A 5

Dlb 658 ✓  
Nr. Uv/.....

Auf.....  
•.....  
Anlage.....

Ausgef. 15.3.45  
 Vergl. 15.3.45  
 Abgez. 15.3.45 *W*

I. An den Direktor der Lehrerbildungsanstalt  
Karlsruhe z.Zt. in Bad Rippoldsau / Schw.

In Bestätigung meiner fernmündlichen Anordnung  
vom 14. März 1945 setze ich den Beginn des neuen Abi-  
turientenlehrganges auf 15. Mai 1945 fest. Die Bewerber  
und Bewerberinnen sind unter Berücksichtigung meiner  
Anordnung Dlb 585 umgehend einzuberufen. Der Lehrgang  
wird vorläufig in der Lehrerbildungsanstalt Bad -  
Rippoldsau durchgeführt.

II. Zu den Akten.

*W. E. ...*  
Dlb 658 15/3/45

Abb. 6

Der Direktor  
der LBA Kolmar  
z.Zt. Bad Rippoldsau  
Schwarzwald

9.3.45.

An das  
Ministerium des Kultus und Unterrichts  
Ministerium (1/a) Heidelberg

des Kultus und Unterrichts  
Eing. 15/3/45  
As D Lb. / 668

Bgr.  
Personalbogen.

Abb. 7



„Die LBA Kolmar wurde nach Bad Rippoldsau verlegt.“ Er bekam aber u.a. auch den Auftrag, das „nach der LBA Rippoldsau verlagerte Staatsgut der Lehrerbildungsanstalt Kolmar nun in Gaienhofen sicherzustellen“.

Mit höchstem Interesse verfolgte der Rippoldsauer Bürgermeister Gebele diese unübersichtliche Fluktuation im Badbereich. Inzwischen gab es noch ganz andere Überlegungen! LBA-Direktor Dr. Lutz wurde von Oberfeldarzt Dr. Bauer informiert, daß seine „Rippoldsauer Anstalt durch den Oberbefehlshaber des Ersatzheeres im Einvernehmen mit dem Herrn Reichsverteidigungskommissar Baden für Lazarettzwecke sicher gestellt wird und daß die Vorbereitungen zur Räumung der Anstalt zu treffen seien“; das Unterrichtsministerium protestierte, die Zeitumstände waren ihm förderlich. Bürgermeister Gebele hätte auch diesen Wechsel mitorganisiert, so wie er in vorbildlicher Weise die „Kinderlandverschickung“<sup>14</sup> (KLV) arrangiert hatte; der Begriff „Evakuierung“ wurde entsprechend den Vorschriften vermieden, es ging um die „Landverschickung der Großstadtjugend“, und sie kam in Scharen aus dem Ruhrgebiet, aus Mannheim und Stuttgart und füllte die Gaststätten und Hotels des Kurtales. Obwohl also die Wirte genug zu tun hatten, wollten sie doch verhindern, daß Herr und Frau Kubach auf Drängen des Karlsruher Kultusministeriums die „Realgastwirtschaft zum Bad“ zu neuem Leben weckten. Die Rippoldsauer Gemeinderäte nahmen zur Wiedereröffnung der Gastwirtschaft folgende Stellung ein: „Die Gebäulichkeiten dienen jetzt dem Zweck einer Lehrerbildungsanstalt, in der zumeist Jugendliche unter 18 Jahren untergebracht sind. Mit Rücksicht hierauf und unter Berücksichtigung dessen, daß in der Gemeinde Bad Rippoldsau mit 1259 Einwohnern heute noch 6 Gastwirtschaften in Betrieb sind, ist die Eröffnung einer neuen Gastwirtschaft nicht anzustreben . . . Der Betrieb der Gastwirtschaft „zum Bad“ diente früher fast ausschließlich dem Kurbetrieb. Nachdem das Kurhaus mit seinen 300 Fremdenbetten durch Verkauf eingegangen und in eine LBA umgewandelt wurde, ist ein Bedürfnis für einen Gastwirtschaftsbetrieb nicht mehr vorhanden.“<sup>15</sup> Der LBA muß es gereicht haben, daß sie den Eigenbedarf für Dozenten und Studenten decken konnte.

### „Pädagogische Akademie Bad Rippoldsau“

Beim Einmarsch der französisch-marokkanischen Truppen wurde die balneologische Einrichtung der Kurhotels großteils zerschlagen oder gestohlen. Der „katholische Pfälzer Schulfonds“ nahm es zur Kenntnis, daß sich im Hotel „Sommerberg“ und im „Fürstenbau“ französische Kinder erholten, daß im Kurhaus die Arbeiter einquartiert wurden, die für den Kahlschlag der F-Hiebe eingesetzt waren u.a. Der „Badbesitzer“ war anonym,



*Abb. 8: So idyllisch fuhr früher des Gast in den Kurbezirk. Auch diese Allee, 300 Jahre alt, fiel 1945/46 den F-Hieben zum Opfer. Rechts oben: „Sommerberg“; dort saß Ferry Porsche in Ehrenhaft.*

kopflös, auf keinen Fall Herr der Situation; die Lage wurde bestimmt durch die Besatzungsmacht. Aber die Not weckte viele Kräfte, die Hoffnung auf einen politischen Neubeginn brach durch, die „Caritas“ wurde durch Pfarrer Bernhard Zink ins Spiel gebracht, letztlich der holländische Orden der „Schwestern der Liebe vom kostbaren Blut“. Und so kamen im Herbst 1946 tatsächlich wieder Lehrerstudenten nach Bad Rippoldsau, jetzt in die „Pädagogische Akademie“, geleitet von Franz Hirtler. Es waren vielfach junge Männer, die noch „im Krieg“ in Gefangenschaft gewesen waren und die nun in „Schulhelferkursen“ fürs pädagogische Geschäft fit gemacht wurden.

Georg Ress<sup>16</sup> ist seit langen Jahren schon Rektor i.R.; er hat seine Erinnerungen an die Studienzeit in Bad Rippoldsau – von Herbst 1946 bis zum Frühjahr 1947 – in seinem Tagebuch fixiert:

*„Noch einmal fahre ich nach Freiburg. Dieses Mal empfängt mich nicht Herr Regierungsrat K., sondern ein anderer Herr. Ich sage ihm meinen Namen . . . Ja, Sie sind vorgesehen für die Pädagogische Akademie in Bad Rippoldsau. Ich glaubte zu träumen, doch es war Wirklichkeit, beglückt fuhr ich nach Hause . . . 23. Oktober: Ein eisiger Wind weht. Schon früh meldet sich in diesem Jahr der Winter an.*



Abb. 9: Studentenausweis der „Pädagogischen Akademie Bad Rippoldsau“ – ab Frühjahr 1947 gültig in Lörrach.

Bahnhof Offenburg. Ich steige in den Zug ein nach Villingen. Es ist schon spät am Abend. Gegen 21 Uhr erreicht der Zug Hausach. Es fährt kein Zug mehr nach Wolfach weiter. In einem primitiven Warteraum verbringe ich die Nacht. Früh morgens geht es weiter nach Wolfach. Hier war ich an der Endstation angelangt. Wie komme ich nach Rippoldsau?

Ein Postauto fährt noch nicht. Reifenmangel. In einer kleinen Gaststätte wärme ich mich etwas. Dort erfahre ich, daß am Nachmittag ein Kohlenlastwagen nach Rippoldsau hinauffährt. Müde von den Strapazen schleppe ich mich an das Lastauto. Es warten dort schon einige, auch zwei „Jünglinge“. Auch sie wollen nach Rippoldsau. Später erfahre ich ihre Namen: Lothar Moser und Rudolf Germin. Fast glaube ich, daß sie noch nicht einmal 18 Jahre sein könnten. Hinter der Fahrerkabine sitzen wir auf einem Holz sack. Jetzt spüre ich den eisigen Wind erst recht. Es geht immer bergan. Zur rechten Seite schlängelt sich ein kleiner Fluß, es ist die Wolf . . . Es wird langsam dunkel. Zu beiden Seiten ragen die dunklen schwarzen Kämmen des Schwarzwalds gegen den Himmel. Wie schmal ist doch dieses Tal gegen das Wiesental bei Lörrach! Zum ersten Male in meinem Leben schaue ich den Schwarzwald . . . Ich erfahre, daß die Kohlen in die Akademie kommen, also darf ich bis zum Ende sitzen bleiben. Gegen 18 Uhr sind wir am Ziel.

*Ich fühle mich wie ein Eiszapfen so steif, ‚LBA-Lehrerbildungsanstalt‘. So lese ich am Eingang. In einem großen Raume sitzen schon die ersten Kameraden um den Ofen, schreiben oder lesen oder träumen vor sich hin. Kein Laut der aufgeregten Zeit drängt nach in diese Einsamkeit.*

*Zur Direktion 1 Treppe. Drei junge Menschen stehen davor – noch zögern wir etwas. Dann schrillt ein lautes Klingelzeichen. Man öffnet uns. Die behagliche Wärme eines großen Ofens schlägt uns entgegen. Der Direktor erhebt sich, begrüßt jeden von uns: ‚Seien Sie willkommen!‘ Ein älterer Herr mit weißem Haar, eine warme Hand ergreift die meine. Ein Gefühl stillen Geborgenseins kommt in mir auf. – Kaum 10 Leute sind es bisher, die den Weg in diese Einsamkeit gefunden haben. Nebenbei erfahre ich, daß 30 zum Studium in R/au zugelassen worden sind. Rektor Hirtler berichtet von 1200 Bewerbern. Welch ein Glück hatte ich doch, unter diesen wenigen zu sein! – Spät suche ich mein Zimmer auf . . . Hier gastierten einst die Fürsten in früheren Zeiten, die täglich 25 Mk zahlen mußten, „Fürstenbau“ genannt . . . Die folgenden Tage vergehen so schnell mit der Erledigung notwendiger Formalitäten, immer neue Studenten treffen ein. Bald sind wir alle beisammen. Außer Rektor Hirtler ist Dr. Schumann eingetroffen, Dozent für Psychologie und Pädagogik.*

*Unsere Hauptbeschäftigung ist Holzsägen, – spalten, – schlagen. Hans Bernauer wird vorläufig zum Studentenführer ernannt und teilt die Arbeitskommandos ein. Ich hatte täglich die Aufgabe, Holz für die Küche, den Aufenthaltsraum, die Direktion usw. bereitzustellen. Es war wahrlich kein schwerer Dienst, Unterricht ist noch keine einzige Stunde. Noch sind wir nur Holzkommando, die Zentralheizung ist reparaturbedürftig, die Zimmer sind eisig kalt. Am nächsten Tag ziehen wir um, Zimmer 23 nehmen wir in Besitz, es ist wieder eine Freude zu leben.*

*Der Schulbetrieb hat immer noch nicht begonnen, drei Wochen sind wir nun bereits hier. Mit Friedrich trage ich jeden Tag Holz, Holzkommandos schlagen Meter um Meter draußen im Wald. Nach jeder Runde wärmt uns der Ofen im Speisesaal auf. Man durfte aber nicht zu nahe an ihn heran . . . Nach dem Mittagsschläfchen zieht es mich oft hinaus in die bergige Einsamkeit des Waldes. Wie klar und rein ist die gewürzte Luft hier in 600 m Höhe! Sie tut so wohl. Mein Weg führt mich am Scheffeldenkmal vorbei. Ein köstliches Gedicht steht dort geschrieben: „. . . still liegen und einsam sich sonnen ist auch eine tapfere Kunst!“ Noch reizender aber ist Scheffels Sage von der Entstehung von Rippoldsau, besonders von der Entstehung der Quelle. Mit dieser Quelle hatte es schon etwas auf sich. Nicht nur, daß dieses Mineralwasser auch heute noch in alle Teile des Landes versandt wird – nein, auch wir probieren es jeden Tag nach dem Mittagessen: ‚Friedrich, du hast heute Quellendienst‘ – eine kleine Flasche genügte. Auf dem Grunde des Glases setzten sich rotbraune Pünktchen ab, Eisen. – Bald stellten wir aber diese ‚Wasserkur‘ ein: Leute aus dem Ort berichten uns, daß das Wasser mehr zehrt als nützt. Man müßte halt das nötige Fett dafür an sich haben! Doch das haben wir nicht. Das Essen ist sehr mager: 4 Pellkartoffeln zu Mittag und etwas Gemüse, wir essen sie mit Schalen, um satt zu werden. Wir werden aber nie satt. Von Tag zu Tag nehme ich mehr ab. Ich gehe zum Arzt, bitte ihn um eine Untersuchung. Er befürwortet Krankenzulage, nach zwei Wochen bekomme ich sie: 400 gr. Butter, 500 gr. Käse*

*... Hunger tut weh. Ständig lag eine weiße Rübe in meiner Schublade. Und wie glücklich war ich, sie überhaupt zu besitzen . . . Das Brot reicht nie, 4 Tage – ein 1000 gr Brot. Beim Empfang markiere ich durch einen kleinen Einschnitt die tägliche Ration. Wie oft geht das Messer über diesen Markierungsstrich. Hunger tut weh. Und Rauchen? Äußere Dinge haben einen tiefen Einfluß auf die seelische Verfassung eines Menschen. Robert A. besitzt harte, trockene Tabakstengel. Ich erwerbe mir einige. In mühsamer Arbeit gelingt es mir, etwas Ähnliches wie Tabak daraus zu machen; das rauchte man und mit welchem Genuß!*

*Friedrich erzählte mir, wie er am ersten Tage in R. ankam. Rektor Hirtler war noch gar nicht informiert, daß die Akademie ihren Lehrbetrieb aufnehmen sollte. Durch ihn erfuhr er es. Auch eine Art der Nachrichtenübermittlung, nur möglich in Rippoldsau!*

*Ende November beginnt der Unterricht: Deutsch, Didaktik, Psychologie, Französisch sind die ersten Fächer. Besonders beim letzten Fach erlebe ich einige ‚Überraschungen‘. Ich habe vorher kein Wort Französisch gelesen. Doch Prof. Arbor hat für mich volles Verständnis . . . So gehen die Tage dahin, der Winter zieht ins Land – wir sind geborgen im Schnee. Die Weihnachtsferien rücken immer näher, am 13. Dezember fahre ich nach Hause. – 13. Januar 1947: Unsere Ferien sind zu Ende, ich bin in Lörrach. Auf dem Bahnhof treffe ich Helmut B. Ich frage ihn, warum er denn noch nicht in Rippoldsau ist? Ich glaube zu träumen, als ich erfahre, daß die Akademie in R. ihren Lehrbetrieb eingestellt habe und nach Lörrach verlegt werde. Dieser Bescheid ist in der Zwischenzeit auch daheim eingetroffen . . . 17. Februar 1947: Die Pädagogische Akademie in Lörrach öffnet ihre Pforten zu neuer Arbeit, der Umzug von Rippoldsau ist beendet . . . Solch schöne Wohnungen wie in Rippoldsau haben wir nun nicht mehr. Aber hier sind wir aus der Einsamkeit des Schwarzwaldtales heraus . . .“*

G. Ress hat nicht nur sein privates Tagebuch geschrieben, er war auch ein sehr eifriger Student der Pädagogischen Akademie Rippoldsau, und er hat dafür auch noch eindrucksvolle Belege parat: Mitschriften zu den Vorlesungen und didaktischen Übungen seiner Rippoldsauer Professoren, z.B. die Behandlung eines Lesestücks wie den „Kannitverstan“, wie Franz Hirtler sich dies vorstellte – oder Überlegungen zur „Charakterkunde“, zu den Charaktertypen nach Eduard Spranger, zu Körperbau und Charakter nach Kretschmer. – Aber woher hatte Georg Ress, woher hatten seine Kommilitonen das Papier für diese Mitschriften – Papier, eine rare Kostbarkeit in jener Zeit! Ein Blick auf die Rückseite oder – besser – auf die Vorderseite läßt uns erstaunen: Es sind Pläne und Geschäftspapiere der Fa. Dr. Ing. h.c. F. Porsche in Stuttgart-Zuffenhausen und Exemplare der Kurierpost mit dem „Volkswagenwerk“ in der „Stadt des KdF-Wagens“ (soweit feststellbar: alle aus dem Jahre 1943!).

Wie kamen diese Papiere, dazu viele Planungsskizzen und Blaupausen aus dem Büro Porsche, nach Rippoldsau? Für manchen Rippoldsauer Studen-

ten bleibt dieses „Papierwunder“ genauso bemerkenswert wie die Erinnerung daran, daß – durch Vermittlung von Franz Hirtler, der aus Endingen stammte – Rüben und sogar Wein vom Kaiserstuhl für Rippoldsau organisiert wurden – im Tausch gegen Brennholz.

Im Grunde ist es nur eine ganz kleine Episode im Leben der Familie Porsche, die in Bad Rippoldsau spielt. Professor Ferdinand Porsche, „der bis zum Spleen versessene Konstrukteur“ (SPIEGEL)<sup>17</sup>, fand seinen großen Erfolg auf dem Gebiet der schnellen Wagen und der Volksmotorisierung – und seit 1938 in der Kooperation seines Entwicklungsbüros mit der „Stadt des KdF-Wagens“ Fallersleben–Wolfsburg den großen, auch politischen Einfluß. Im Mai 1945 wurde er für vier Monate von der US-Besatzungsmacht gefangengesetzt – und wieder entlassen. Das Werk in Wolfsburg produzierte inzwischen – unter britischer Militärregie! – weiter.

Nun interessierten sich für Porsche vor allem die Franzosen<sup>18</sup>, die Pariser Regierung erwartete die Hälfte des VW-Werkes als Reparation. Oder besser: Porsche könnte doch den „Volkswagen“ in Frankreich weiterentwickeln, vollenden! Ferdinand Porsche folgte am 16. November 1945 einer Einladung ins „französische“ Baden-Baden, zusammen mit seinem Sohn Ferry und dem Schwiegersohn Dr. Anton Piech; sie wurden – zu ihrer großen Überraschung – am 15. Dezember 1945 festgenommen, in der Vincentstraße (im alten Gestapo-Gefängnis) eingesperrt. Im Frühjahr 1946 fand die Besatzungsmacht eine neue Lösung<sup>19</sup>: Vater Porsche wurde nach Frankreich gebracht, im August 1947 gegen eine Kautions von einer Million Francs entlassen. Sohn Ferry Porsche aber erfuhr eine Sonderbehandlung: *„Ich wurde im März 1946 aus der Haft im Gefängnis Baden-Baden entlassen, blieb aber weiterhin in Internierung. Ich wurde im Hotel Sommerberg in Bad Rippoldsau untergebracht . . .“*<sup>20</sup> Dies wurde auch als „Ehrenhaft“ bezeichnet. Er bekam im Nobelhotel immer wieder Besuch von Mittelsleuten, die das „französische Volkswagenprojekt“ voranbringen wollten. Um dem Vater irgendwie zu helfen, stimmte Ferry Porsche dem Versuch zu, VW-relevante Zeichnungen in den Schwarzwald zu holen, „um sie für das französische VW-Projekt jederzeit verwenden zu können . . . Von mir erwartete man, sofort mit der Konstruktion des Fahrzeugs zu beginnen . . .“. Was Porsche jun. tatsächlich bis zu seiner Entlassung am 24. Juli im Hotel „Sommerberg“ erarbeitet hat, läßt sich konkret nicht sagen.

Für die Studenten der Rippoldsauer „Pädagogischen Akademie“ hatte Porschens Aufenthalt aber den Nebeneffekt, daß sie die Rückseiten von Porschens Geschäftspapieren für ihre Vorlesungsprotokolle verwenden durften. – bis zum „Schmutzigen Dunschtig“ 1947, 17. Februar, als die „Pädagogische Akademie Bad Rippoldsau“ in Lörrach weitergeführt wurde.

### Anmerkungen:

- 1 Vgl. u.a. MERZ, Hans-Georg: *Lehrerbildung in Baden in der Weimarer Republik und in der NS-Zeit*. In: *Lehrerbildung und Erziehungswissenschaften*. 25 Jahre Pädagogische Hochschule Freiburg. Schriftenreihe der PH Freiburg. 1987.
- 2 Zitiert bei MERZ, Anm. 1, S. 49. Vgl. zu Adam Remmele allgemein: Gerhard Kaller in *Badische Biographien NF II*: „Er hat das politische Geschehen in Baden in den Jahren 1918–33 entscheidend mitbestimmt“.
- 3 So die bei Merz zitierte Meinung des Ministerialdirektors im Reichsministerium Holderfeld; *Weltanschauung und Schule*, Jg. 3, 1939, S. 2 ff.; Jg. 4, 1940, S. 169 ff.
- 4 Zum ganzen Komplex LBA – Rippoldsau: GLA 235/Kultusministerium mit den Faszikeln 35 856 / 35 928 / 37 829 / 37 768 / 39 773 / 39 774.
- 5 Vgl. MERZ, Hans-Georg: *Von den NS-Hochschulen für Lehrerbildung zu den NS-Lehrerbildungsanstalten*. In: Heft 33 der „Informationen zur Erziehungs- und Bildungspolitischen Forschung“. 1988. Zitiert S. 192.
- 6 Vgl. Ueberhorst, Horst (Hrsg.): *Elite für die Diktatur. Die Nationalpolitischen Erziehungsanstalten 1933–45*. 1980. S. 123 ff.
- 7 Vgl. Stegmaier, Renate: *Bad Freyersbach. Geschichte und Bedeutung eines Renchtalbades*. Herausgegeben im Auftrage des Vereins Badischer Lehrer und Lehrerinnen 1972. S. 53.
- 8 Die „Rippoldsauer Memoiren“ von V. Kretzler liegen dem Verfasser handschriftlich vor.
- 9 Diese Dokumentation wurden jedem Teilnehmer dieses Jahrgangstreffens zugestellt, ein Exemplar besitzt der Autor dieses Aufsatzes.
- 10 Vgl. Ludes, Louis: *Straßburg 1944/45. Persönliche Erinnerungen und historische Tatsachen*. In: *Die ORTENAUE* 1996, S. 457–469.
- 11 Herbert Mies berichtete dem Autor mündlich und schriftlich in sehr offener Weise. Zusätzliche Informationen zu H. Mies im *ZEITmagazin* vom 24. Februar 1989: „Genosse im letzten Gefecht“.
- 12 Zitiert nach einem Schreiben von Prof. Weber vom 21. 11. 1994 an Dr. Merz, PH Freiburg, das dieser dankenswerterweise zur Verfügung stellte.
- 13 GLA 235/35 856: *Verlegung der LBA Karlsruhe 1944/45*. Vielen Dank an verschiedene Informanten, die damals direkt betroffen waren, insbesondere an Frau RSDin i.R. Edith Goldschagg/Freiburg für eine Vielzahl von Berichten und Dokumentationen.
- 14 Vgl. DABEL, Gerhard: *KLV, Die erweiterte KINDER-LAND-VERSCHICKUNG 1940–1945. Dokumentation über den „Größten Soziologischen Versuch aller Zeiten“ (Zitat aus Großbritannien)*. Verlag Schillinger Freiburg. 1981.
- 15 Gemeindearchiv Bad Rippoldsau-Schapbach.
- 16 Neben eigenen persönlichen Erinnerungen verdankt der Autor seine Kenntnisse vor allem den Schilderungen von Akademie-Studenten (Fresle, Nock, Scharbach u.a.), insbesondere aber G. Ress, der freimütig berichtet hat, sein Tagebuch zur Verfügung stellte und auch seine Mitschriften von Vorlesungen an der Rippoldsauer Akademie – auf Geschäftspapieren der Fa. Porsche!  
Sehr ergiebig zu diesem Thema auch: *Archives de l’occupation française en Allemagne in Colmar/Elsaß mit Archivalien zu: Ecole normale primaire de Bad Rippoldsau*.
- 17 Eine ganz exzellente Serie – „Porsche in Fallersleben. Geschichte eines Automobils“ – brachte der *SPIEGEL* im Mai/Juni 1950.
- 18 Vgl. die Autobiographie von FERRY PORSCHE (mit Günther Moller): *Ein Leben für das Auto*: Stuttgart 1989. – Wichtige Informationen zu diesem Thema lieferte auch

Ghislaine KAES, Sekretär und Neffe von Ferdinand Porsche, mit seinen Notizen: Ferdinand Porsche. Einhundert Jahre nach seiner Geburt. Stuttgart 1975. – Ferner: LUDVIGSEN, Karl: Porsche – Geschichte und Technik der Renn- und Sportwagen. München 1980. – Dank an dieser Stelle an Klaus Parr, Leiter des historischen Archivs der Dr. Ing. h.c. Porsche AG in Stuttgart – Zuffenhausen!

- 19 Vgl. hierzu u.a. MOMMSEN/GRIEGER: Das Volkswagenwerk und seine Arbeiter im Dritten Reich. 1996. S. 937 ff.
- 20 Ferry Porsches Autobiographie, Anm. 18: S. 162 ff.



# Straßenumbenennungen in Offenburg zwischen 1933 und 1948

*Birgit Seitz*

## I.

Die Akte 5/9.142 im Stadtarchiv Offenburg ist ein knapp 500seitiges Bündel. Die Briefe, Sitzungsprotokolle des Stadtrats, Pressemitteilungen und offiziellen Verlautbarungen haben ein einziges Thema: Straßenumbenennungen in Offenburg von 1933 bis 1948. Denn wie anderswo war man auch in Offenburg nicht untätig, was Umbenennungen und Umbenennungen von Straßen, Plätzen und ganzen Siedlungen im Sinne des nationalsozialistischen Regimes anging.

Damit befand man sich ganz auf der Linie, wie sie von der Reichspressestelle der NSDAP bereits Ende April 1933 in einer Erklärung vorgesehen war. Adolf Hitler selbst gab hier die Marschroute vor: Historische Namen sollten erhalten bleiben, man solle „nicht in die Fehler der Putschisten von 1918 verfallen“. Dennoch sei es eine „Ehrenpflicht, die Namen der Novemberverbrecher von unseren öffentlichen Straßen und Plätzen zu entfernen“.

Schon Anfang Mai 1933 war die Neu- und Umbenennung von Straßen Thema in einer Sitzung des Offenburger Stadtrats. Ganz im Sinne Hitlers und seiner Pressestelle beschloß man, historische Bezeichnungen zu erhalten, aber erkundete gleichzeitig, welche Straßen „für Umbenennung . . . voraussichtlich in Frage“ kamen. Dabei stieß man auf die bisherige Republikstraße, Ebertstraße und -platz, die Erzberger- und die Rathenaustraße.

Mit Ebert, Erzberger und Rathenau waren drei exponierte Politiker der Weimarer Republik genannt, die schon zu Lebzeiten in besonderer Weise Zielscheibe der Rechten gewesen waren. Der erste Präsident der Republik, der Sozialdemokrat Friedrich Ebert aus Heidelberg, war 1925 gestorben, weil er eine dringend notwendige Operation immer wieder verschoben hatte, um in einem von den Rechten angestregten Verleumdungsprozeß gegen ihn anwesend zu sein.

Der Zentrumspolitiker Matthias Erzberger war als Unterzeichner des Waffenstillstands von 1918 als sogenannter „Novemberverbrecher“ gebrandmarkt und bei der nationalistischen Rechten verhaßt. Zwei ehemalige Offiziere ermordeten ihn im August 1921 in der Nähe von Bad Griesbach. Walther Rathenau schließlich hatte als deutscher Außenminister zum Ende

der politischen Isolation beigetragen, in der sich Deutschland nach dem verlorenen Weltkrieg wiederfand. Nach deutsch-sowjetischen Verhandlungen schloß er 1922 den Vertrag von Rapallo ab. Dies stieß in rechten Kreisen auf heftige Ablehnung. Wenige Monate später wurde der jüdische Politiker von zwei ehemaligen Offizieren ermordet, die der antisemitisch-rechtsradikalen „Organisation Consul“ angehörten.

Eine Woche nach dieser ersten Sitzung des Stadtrats zu systemkonformen Straßenbenennungen stimmte der Stadtrat der Umbenennung des Ebertplatzes und der Ebertstraße in Horst Wessel-Platz beziehungsweise Horst Wessel-Straße zu. Damit erinnerten die beiden Adressen an den von Goebbels zum Märtyrer stilisierten, 1930 nach einem Überfall gestorbenen Nationalsozialisten.

In der gleichen Sitzung schlug der stellvertretende Bürgermeister Wolfram Rombach vor, die Erzberger- und die Rathenaustraße zusammenzulegen und den Straßenzug Schlageterstraße zu nennen. Der gebürtige Schwarzwälder Albert Leo Schlageter hatte sich 1923 an Sabotageaktionen gegen die französische Besatzung im Ruhrgebiet beteiligt und war von einem französischen Kriegsgericht zum Tod verurteilt und hingerichtet worden. In Freiburg benannte man eine ganze Kaserne nach ihm – 1945 in Vauban-kaserne umbenannt.

Schwieriger gestaltete sich in Offenburg die Suche nach einem neuen Namen für die Republikstraße. Rombach hatte die Rückbenennung in „Am Kinzigdorf“ vorgeschlagen. Aber schon kurz darauf ging bei der Stadt ein Schreiben ein, in dem Geschäftsleute aus der entsprechenden Straße um eine andere Benennung nachsuchten. Der Name Republikstraße sei „nicht mehr zeitgemäß unserer nationalen Erhebung“. „Mit deutschem Gruß und Heil Hitler“ empfahlen die Geschäftsleute Robert Wagner. Dieser war als Reichstatthalter in Baden verlängerter Arm der Reichsregierung. Wie fast alle Reichsstatthalter war er gleichzeitig NSDAP-Gauleiter und als solcher dann 1940 an der Deportation von über 6000 Juden beteiligt.

Die Stadt beschied den Vorschlag der Anwohner der ehemaligen Republikstraße ablehnend. Damit war die Sache aber keineswegs erledigt. Noch über ein Jahr später, im November 1934, hieß die Straße „Am Kinzigdorf“. Das störte den Badischen Revisions-Verein: Der Name sei völlig unlogisch – wer die Straße suche, vermute sie an der Kinzig und keineswegs am Bahnhof.

Immer wieder erreichten die Stadt ähnliche Beschwerden. Daraufhin bat Rombach, inzwischen Oberbürgermeister, den Schriftführer des Histori-

schen Vereins Mittelbaden, Prof. Dr. Ernst Batzer, um neue Vorschläge. Dieser regte unter anderem eine „Kaiser Maximilianstraße“ an. Der Kaiser war 1504 in Offenburg gewesen und hatte die Eingemeindung des Kinzigdorfes genehmigt. Batzer ließ sich nicht auf aktuelle Namen ein – und seine Vorsicht war erklärlich: Zwar war er zu diesem Zeitpunkt auch noch Kustos des städtischen Museums, aber mit einer Jüdin verheiratet. Aus allen wichtigen Ämtern wurde er denn auch nach und nach gedrängt und 1937 zwangspensioniert. Heute heißt in Offenburg eine Straße nach ihm.

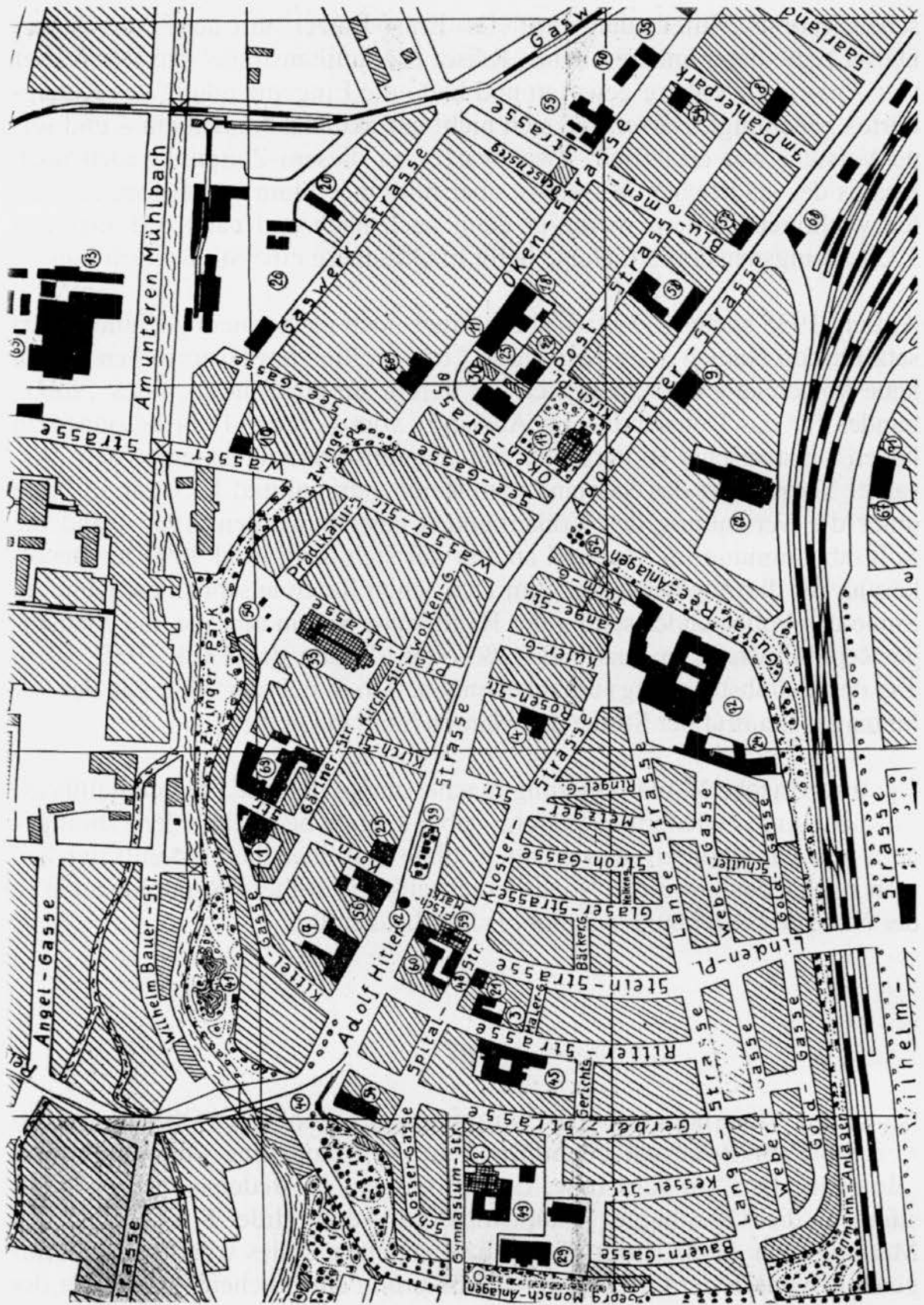
Anfang 1935 suchte die Stadt aber immer noch nach einem geeigneten Ersatz für den Namen „Am Kinzigdorf“ und wollte vom Historischen Verein neue Vorschläge. Da scheint sich der Verein auf ein Schreiben des „Volksbundes für das Deutschtum im Ausland“ vom Februar 1934 besonnen zu haben – historischer Hintergrund: die „Saarabstimmung“. Gemäß dem Versailler Vertrag war das Saarland vom Reich getrennt und 1920 für 15 Jahre unter die Verwaltung des Völkerbundes gestellt worden. 1935 stand die Volksabstimmung im Saarland an, bei der sich dann rund 90% der Bevölkerung für die Zugehörigkeit zum Deutschen Reich aussprachen. Ganz im Sinne des Volksbundes schlug der Historische Verein nun vor, die ehemalige Republikstraße in Saarlandstraße oder „Straße des 13. 1. 1935“ (dem Tag der Saarabstimmung) umzubenennen. Am 8. Februar 1935 gab der Offenburger Stadtrat der Straße den Namen Saarlandstraße.

Die französische Militärregierung machte einige der seit 1933 eingeführten Bezeichnungen wieder rückgängig – aber zahlreiche blieben den Offenburgern und Offenburgerinnen erhalten, ohne daß über die Herkunft der Namen nachgedacht wurde: Noch heute heißt die frühere Republikstraße in der Nähe des Offenburger Bahnhofs Saarlandstraße.

## II.

An einem Wintertag im Jahr 1934 diktiert der Offenburger Oberbürgermeister Wolfram Rombach einen Brief an die Gauleitung der NSDAP im „Braunen Haus“ in Karlsruhe. Er will wissen, ob Bedenken dagegen bestünden, die Offenburger Hauptstraße in Adolf Hitler-Straße oder den Marktplatz in Adolf Hitler-Platz umzubenennen. „Dies würde einem dringenden Wunsch der Offenburger Bevölkerung entsprechen“, behauptet der OB.

Dabei scheint ihm die Angelegenheit mehr am Herzen gelegen zu haben als der Gauleitung: Alle paar Tage erinnert er in Karlsruhe an sein Schrei-



ben, bevor er am 18. Februar eine Antwort erhält. Inzwischen hat er den neuen Namen in einem Aktenvermerk schon benutzt.

Eine Woche später hielt das Protokoll der Stadtratssitzung die Genehmigung der Umbenennung fest. Im März wurde dann auch die Zahl der benötigten Schilder ermittelt: Immerhin achtzehnmal mußten die Handwerker den neuen Namen Adolf Hitler-Straße an Kreuzungen und Einmündungen anbringen.

Ein Jahr später, im Februar 1935, verkündete das „Ministerialblatt für die Badische innere Verwaltung“, daß Straßenbenennung Polizeisache sei – die Gemeindebehörden sollten zwar gehört werden, aber die Polizei durfte einen Straßennamen beispielsweise „in politischer Hinsicht beanstanden“. Außerdem galt es ab jetzt als „Grundsatz“, keine Straßen nach lebenden Personen mehr zu benennen. In Offenburg blieb die Adolf Hitler-Straße die einzige Benennung nach einem Lebenden.

Dennoch wühlte Rombach weiter: „Man solle *in unauffälliger Weise* dazu übergehen, geeignete Straßenzüge nach elsaß-lothringischen Städten zu benennen“, heißt es in einer Vorlage des OB zur Stadtratssitzung am 15. April 1935. Diese Anregung hatte Rombach von Robert Wagner, dem für Baden zuständigen Reichsstatthalter. Denn wenige Tage zuvor war Rombach in Berlin gewesen und dort mit Wagner zusammengetroffen. Durch geeignete Straßennamen sollte die Bevölkerung ideologisch auf den außenpolitischen Expansionskurs Richtung Frankreich eingeschworen werden.

Rombach beeilte sich auch hier: Schon in der nächsten Stadtratssitzung hatte er unter anderem die Bühlerstraße für eine mögliche Umbenennung vorgeschlagen. So rasch jedoch klappte die Sache nicht, denn erst am 22. Juli brachte eine weitere Sitzung die Umbenennung der Bühlerstraße in Straßburger Straße – „einer Anregung des Herrn Reichsstatthalters entsprechend“, wie das Protokoll der Sitzung vermerkt. Diesem sollte die „neue“ Straßburger Straße dann auch präsentiert werden: Wagner hatte für den 3. August seinen Besuch in Offenburg angekündigt. Rombach drängte deshalb beim Aetz- & Emaillierwerk C. Robert Dold auf eine pünktliche Ausführung: Die „acht Strassentafeln Strassburger Strasse“ sollen bis „spätestens Donnerstag, den 1. August 35 abends fünf Uhr“ geliefert werden. Die Plakat-Fabrik bedankte sich zwei Tage später „Mit deutschem Gruß!“ und sagte die rechtzeitige Lieferung zu. – 1936 gab es in Offenburg nochmals eine Benennung im Sinne des Reichsstatthalters: Die Vogesenstraße erhielt ihren Namen.

Wesentlich kurzlebiger als diese beiden Namen, die die französische Militärregierung nach 1945 beließ, war eine andere Benennung. Sie hatte ihre ersten Anfänge im Februar 1937, wurde aber erst 1939 umgesetzt und 1945 sofort wieder beseitigt. 1937 hatte die „Standarte 169 der SA“ eine Bitte an den Oberbürgermeister: Sie wünschte in Offenburg eine „Straße der SA“ oder einen „Platz der SA“. Diesmal fragte der OB erst einmal beim Deutschen Gemeindetag nach, ob bei Städten von vergleichbarer Größe ähnliche Anträge eingelaufen und wie sie behandelt worden seien. Offenbar war Offenburg hier ein Sonderfall, denn weder Lahr noch Villingen oder Lörrach hatten ähnliche Anfragen der SA erhalten.

So ruhte die Angelegenheit zunächst. Zwei Jahre später, der „Anschluß“ Österreichs war vollzogen, die durch das Münchner Abkommen „legalisierte“ Besetzung von Böhmen und Mähren durch deutsche Truppen stand kurz bevor, erlegte man sich in Offenburg keine vornehme Zurückhaltung mehr auf. Im Januar 1939 benannten die Offenburger „Ratsherren“, wie die Stadträte seit einer Weile hießen, den Platz von der Einhornapotheke bis zur Kunstmühle in „Platz der SA“ um.

Besorgt fragte die NSDAP beim Parteigenossen Rombach nach, ob der entsprechende Platz auch für die Zukunft Bedeutung als Aufmarschplatz habe. Rombach beruhigte den Kreisleiter – ein etwaiger künftiger Aufmarschplatz sei bereits als „Platz des Großdeutschen Reichs“ vorgesehen. Die feierliche Benennung des „Platz der SA“ fand am 26. Februar 1939 im Rahmen einer Horst-Wessel-Gedenkfeier statt.

Sechs Jahre hieß der Platz so, bis er am 25. April 1945 zusammen mit der Adolf Hitler-Straße wieder zur Hauptstraße wurde.

### III.

Verläßt man Offenburg in Richtung Ortenberg, liegt rechter Hand das „Fliegerviertel“. Die Straßen heißen hier nach berühmten Kriegsfliegern des Ersten Weltkriegs, nach Manfred von Richthofen zum Beispiel, nach Oswald Boelcke und Max Immelman. Man kann dem Wohnviertel ansehen, in welcher Zeit es entstand – dabei sind architektonische Merkmale nur ein Hinweis. Denn als das Viertel Mitte der 30er Jahre bezogen wurde, mußten die neuen Straßen Namen bekommen. Die Vermutung, daß die Nationalsozialisten diese Benennungen in ihrem Sinne genutzt haben, liegt nahe.

Zuächst, noch bis Mitte 1936, war geplant gewesen, die Straßen in den „zehn Jeuch“, wie das unbebaute Viertel geheißen hatte, nach Musikern zu benennen. In einer Ratsherrensitzung im September des gleichen Jahres gab es dann aber einen neuen Vorschlag: Die Benennung nach „Blutzeugen der Bewegung“ oder nach politischen Persönlichkeiten: „Es fehlt in Offenburg zum Beispiel eine Bismarckstraße.“ Die hat die Stadt bis heute nicht, aber auch die Benennung nach nationalsozialistischen Märtyrern setzte sich nicht durch.

Denn im November präsentierte die Offenburger Stadtkanzlei eine neue Idee: Sie schlug „berühmte Kriegsflieger“ vor. Richthofen, Boelcke und Immelmann wurden als Beispiele gleich mitgeliefert, und dies fand rasch den Beifall von OB und Ratsherren. Und die Zeit drängte – die ersten Familien waren bereits eingezogen.

Warum man sich für die Fliegerhelden und gegen die „Blutzeugen der Bewegung“ entschieden hat, geht aus den Akten im Offenburger Stadtarchiv nicht hervor. Möglicherweise hatten einige Verantwortliche die Straßenbenennung im Freiburger „Heldenviertel“ im Blick. Dort hatte man, dem Vorschlag eines völkischen Schriftstellers folgend, bereits 1934 mehrere Straßen in einem Viertel nach Richthofen, Boelcke, Immelmann und anderen benannt. Nach den Erkenntnissen des Historikers Volker Ilgen sind Freiburg und Offenburg die einzigen Städte in der Rheinebene, die heute noch ein solches Viertel haben. Der Grund: Die französische Besatzungsmacht hat nach Kriegsende in beiden Städten die Namen der „Fliegerhelden“ nicht aus dem Straßenbild getilgt.

Doch auch wenn es auf den ersten Blick nicht so aussieht – hinter der Idee, ganze Viertel nach den Weltkriegsfliegern zu benennen, steckte politisches Kalkül. Denn die „Helden“ des Ersten Weltkriegs kamen den Nazis gerade recht: Einerseits konnte sich an ihnen das durch die Niederlage im Ersten Weltkrieg immer noch stark gebeutelte deutsche Selbstbewußtsein aufrichten. Zum anderen eigneten sich gerade die „Flieger“ besonders zur Heroisierung und Idealisierung, wie Volker Ilgen aufzeigt. Auch in der Landesausgabe der Zeitschrift „Der Führer“ wurden die neuen Offenburger Straßen erwähnt und ausdrücklich auf die erzieherische Bedeutung solcher Namen hingewiesen.

Anders als in Freiburg suchte man in Offenburg zusätzlich nach süddeutschen Fliegern. Zuerst kam man auf den aus St. Blasien stammenden Albert Dossenbach. Der aktive Burschenschaftler hatte 15 feindliche Flugzeuge abgeschossen und war mit dem Orden Pour le mérite ausgezeichnet worden. 1917 war er im Alter von 26 Jahren im Kampf gegen England ab-

geschossen worden. Brieflich bedankte sich der Bürgermeister von St. Blasien bei seinem Offenburger Kollegen für diese Straßenbenennung.

Noch immer hatten jedoch einige Bewohner des neuen Viertels Schwierigkeiten, wenn sie Post bekommen wollten. Denn noch immer waren manche Wege und Straßenzüge ohne Namen. Wieder und wieder gingen bei der Stadt Beschwerden ein. Deshalb wandte sich Offenburgs OB an das Nationalsozialistische Fliegerkorps und bat um weitere Namensvorschläge. Sturmführer Rubi schlug daraufhin unter anderem den aus Nordrach stammenden Karl Josef Öhler vor, über den eine Woche zuvor in der Landesausgabe des „Führer“ schon berichtet worden war. Daneben tauchte bei Rubi auch der Name des Offenburger Kriegsfliegers Kamil Schäfer auf. Doch die Offenburger Verantwortlichen wollten keinen Fehler machen, und da über Schäfer nichts Näheres zu erfahren war, schlug der OB in der Ratsherrensitzung vom 27. Juni 1938 zwar Öhler als Namensgeber vor; Schäfer hingegen wurde nicht mehr genannt. Statt dessen entschied man sich für den von der NSDAP hochgelobten Marschall von Bieberstein, der während Hitlers Haft 1924 SA-Führer gewesen war. Drei Wochen später lag die Genehmigung des Innenministeriums vor.

Damit hatte auch Offenburg sein „Fliegerviertel“. In Freiburg und Offenburg gab es zwar Mitte beziehungsweise Ende der 80er Jahre Vorstöße von seiten der jeweiligen SPD-Fraktion, die Fliegerstraßen umzubenennen. Aber ein Blick auf die Stadtpläne beider Städte zeigt, daß daraus nichts geworden ist.

#### IV.

Im Mai des Jahres 1940, der Zweite Weltkrieg dauerte bereits ein halbes Jahr, ordnete das Ministerium des Innern an: keine Umbenennung von Straßen mehr. Die Bevölkerung sollte ihre Kraft auf Wichtigeres konzentrieren. Ein im Februar gestartetes Umbenennungsprojekt wollten die Offenburger Ratsherren aber doch noch zu Ende bringen: Die Stadt wollte ihrem Ehrenbürger, dem kürzlich verstorbenen Staatsminister Otto Wacker, ein Denkmal setzen. Wacker war badischer Kultus- und Unterrichtsminister gewesen und gebürtiger Offenburger.

Mitte Februar wurden die Offenburger Ratsherren zu einer außerordentlichen Ratsherrensitzung einberufen. Sie schlugen vor, die neue Verbindungsstraße zwischen Rammersweierer Straße und Rammersweierer Weg nach Wacker zu benennen. Doch auch die Direktion der Schillerschule hatte die Initiative ergriffen und die Stadt um die Umbenennung des Schiller-



platzes in Otto-Wacker-Platz gebeten. Dieses Ansinnen beschied der Oberbürgermeister jedoch abschlägig. Vielleicht wollte er einem deutschen Dichterheros „seinen“ Platz nicht nehmen. Vielleicht hatte der OB aber auch längst eine andere Idee, um Otto Wacker zu ehren: In einem Brief an das Unterrichtsministerium in Karlsruhe regte er an, die bisherige Wilhelmstraße in Otto-Wacker-Straße umzubenennen – schließlich stand in dieser Straße Wackers Geburtshaus. Außerdem plante der OB, aus der „Knabenschule“, der heutigen Georg-Monsch-Schule, eine „Otto-Wacker-Schule“ zu machen.

Zwar beschlossen die Ratsherren, mit dem neuen Straßennamen noch auf die „von Frau Wacker zugesagte Büste“ zu warten, aber schon zehn Tage später ging die Umbenennung im Ratsherrengremium durch. Sei es, daß die Witwe schnell geliefert hatte, oder daß man in Kriegszeiten auch in Offenburg die Umbenennung rasch hinter sich bringen wollte. Jedenfalls traf nach sechs Wochen die Genehmigung für den neuen Namen aus dem Reichsministerium des Innern ein, obwohl inzwischen die erwähnte Anordnung derlei eigentlich mißbilligte. Wacker war als Namensgeber für eine Straße offenbar durchaus erwünscht. Schon Wochen zuvor hatte der Reichsstatthalter auch die Umbenennung der Schule genehmigt.

Jedoch nicht alle Offenburger waren mit der Umbenennung zufrieden. Daher landete der handgeschriebene Brief eines alteingesessenen Offenburgers in den Akten: Er bedauerte die Umbenennung gerade der Wilhelmstraße. Tatsächlich hatte man hier ausgerechnet eine nach dem deutschen Kaiser benannte Straße umgewidmet. Und auch die Ratsherren besannen sich nun anders: Nur der Teil zwischen der Zeller und der Weingartenstraße sollte nach Wacker heißen, ab dem „Haus Pfefferle“ sollte sie in ihrem südlichen Teil als Wilhelmstraße erhalten bleiben. Dabei blieb es.

Nun brauchte man in Offenburg ein paar Jahre kaum noch neue Straßenschilder. Zwar wurde im Jahr 1940 aus der Alban-Stolz- noch die C. Robert Dold-Straße, und auch die Prinz-Eugen-Straße kam 1941 noch zu ihrem Namen, aber weitere Vorschläge wurden von dieser Zeit an mit dem Vermerk „Wiedervorlage nach Kriegsende“ versehen.

Unter ganz anderen Vorzeichen stand die Umbenennung von Straßen in Offenburg ab 1945. Zehn Tage nach dem Einmarsch der Franzosen wurde der Horst Wessel-Platz wieder zum Ebertplatz, aus der Adolf Hitler-Straße und dem Platz der SA die Hauptstraße. Saarland- und Straßburger Straße durften ausdrücklich bleiben, aber die Erzbergerstraße bekam wieder ihren „Weimarer“ Namen. Eine Rathenaustraße sucht man dagegen auf dem heutigen Stadtplan vergebens. Und die Wilhelmstraße wurde wieder so lange,

wie sie heute ist. Letzteres zog jedoch diverse Schwierigkeiten nach sich: Die in Offenburg einquartierten Menschen irrten mit ihren Bündeln durch die Wilhelmstraße. Die Hausnummern stimmten nicht mehr, weil sie zwi- schendurch teilweise zur Otto-Wacker-Straße gemacht worden war.

Im Januar 1946 mischten sich die Anwohner der Vogesenstraße (1936 mit Blick auf das von den Nazis begehrte Elsaß so benannt) ein: Sie wollten ih- re Straße Otto Schneider widmen, der in der Vogesenstraße gewohnt hatte. Schneider war 1932 in Offenburg Stadtrat für die KPD gewesen, ab 1933 mehrfach verhaftet und mißhandelt worden. Nach dem 20. Juli 1944 hatten die Nationalsozialisten ihn abermals verhaftet. Zuerst war er in das elsässi- sche KZ Struthof, dann nach Mauthausen gekommen. Von dort war er nicht zurückgekehrt.

Mit zahlreichen Unterschriften versehen, traf das Schreiben beim Bürger- meisteramt ein. Die Stadt erkundigte sich daraufhin nach weiteren Offen- burgern, die „aus politischen Gründen“ im KZ umgebracht worden waren. Das Einwohnermeldeamt nannte in einem Antwortschreiben neben Schnei- der fünf weitere Namen – mit dem Hinweis, daß es sicher noch mehr Be- troffene gegeben habe. In einer Stadtratssitzung wandte Stadtrat Frey ge- gen entsprechende Umbenennungen ein: Er habe im „englischen Sender“ gehört, 80% aller KZ-Insassen seien Kriminelle gewesen. Die Entschei- dung wurde daraufhin im März 1946 vertagt, im Oktober des gleichen Jah- res nochmals, und bis heute heißt in Offenburg keine Straße nach Otto Schneider.

*Zum Weiterlesen:* Volker Ilgen, ‚Ein sichtbares Zeichen zum Gedächtnis der Helden errichten‘, in: Christian Geinitz u. a., Kriegsgedenken in Frei- burg, Freiburg 1995.

# Vom Klosterwein zum Diplomatentropfen

## 800 Jahre Weinbau im Renchtal

*Heinz G. Huber*

*So taugt auch der Wein nicht allein, die Gesunden zu erhalten, die Matten zu kräftigen, die Müden zu erquickern, die Durstigen zu laben, ja die ganz hinfälligen, gleichsam halbtoten Menschen wieder zu erfrischen und sie sozusagen wieder ganz lebendig zu machen; sondern er macht die Betrübten fröhlich, Schwermütige leichtsinnig, die Verzagten kühn, die Armen reich und die Knechte zu Herren; denn des Armen Mut wird in eines Reichen Mut, des Knechtes aber in eines Herren Sinn verwandelt, also er seine Dienstbarkeit und das Elend seines Standes vergißt.*

*Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen, Satyrischer Pilgram*

In Verbindung mit dem 800jährigen Gründungsjubiläum des Prämonstratenserklosters Allerheiligen wurde im vergangenen Jahr auch mit verschiedenen Veranstaltungen der 800jährigen Weinbautradition im Renchtal gedacht. In der Gründungsurkunde ist erwähnt, daß die Klosterstifterin Uta von Schauenburg den Chorherren in Ellisweiler (Lautenbach-Winterbach) ein Stück Reutfeld schenkte, um darauf einen Weinberg anzulegen<sup>1</sup>. Dieser Urkundeneintrag ist das einzige Dokument vor 1200, das Weinbau im Renchtal bezeugt. Erst 1275 findet sich im Vergleich zwischen Heinrich von Fürstenberg und dem Kloster Allerheiligen wegen des Nußbacher Hofes und des damit verbundenen Patronatsrechts wieder ein Eintrag, der Weinbau belegt. Der Fürstenberger überließ den *Rebehof* dem Kloster Allerheiligen<sup>2</sup>. Größere Bedeutung erlangt der Weinbau erst im 14. Jahrhundert, als auf gerodetem Land in Herztal<sup>3</sup>, Bottenau<sup>4</sup>, Butschbach, Hesselbach und Tiergarten<sup>5</sup> großflächige Rebberge entstehen.

Damit stellt sich die Frage, warum der Weinbau im Renchtal relativ spät sich verbreitete. In neueren Arbeiten<sup>6</sup> wird darauf hingewiesen, daß es in der Römerzeit keinen Beweis für Weinbau *rechts* des Rheins gibt. Bei der Reichsteilung von Verdun 843 wurde festgestellt, daß rechts des Rheins kein Weinbau betrieben wurde. Die Sichtung der Urkunden ergibt, daß auch diese Aussage eingeschränkt werden muß: In Südbaden sind vor 900 schon 41 weinbaubetreibende Orte belegt<sup>7</sup>. Alleine zu kultischen Zwecken wurden größere Mengen von Wein benötigt, da der Laienkelch noch bestand. Während am Oberrhein sich der Weinbau nach dem Jahr 1000 verbreitete, fand er im Renchtal in größerem Umfang erst im Spätmittelalter Eingang.

Bereits Karl Müller hat in seiner *Geschichte des badischen Weinbaus* einen Bezug zur Siedlungsgeschichte hergestellt. Die Kinzig war in prähistorischer Zeit entlang der Vorbergzone geflossen und hatte Bäche und Nebenflüsse des Schwarzwaldes aufgenommen. Der Zugang zum Renchtal war durch versumpftes und häufig überschwemmtes Gelände erheblich erschwert<sup>8</sup>. Im Unterschied zum Kinzigtal bot das Renchtal keine Möglichkeit zur Überquerung des Schwarzwaldes. Es ist kein Zufall, daß die Besiedelung des Tales seit karolingischer Zeit von dem am Rande des Renchtrichters befindlichen und in hochwassergeschützter Lage befindlichen Nußbacher Hof erfolgte, dessen Villikationsverband sich in das Tal hineinschob<sup>9</sup>.

Zum Übergang zum Weinbau bedurfte es mehrerer Voraussetzungen. Zunächst mußten genügend Arbeitskräfte vorhanden sein, da die Arbeit in den Reben sehr aufwendig war. Es ist kein Zufall, daß mit dem Ende der Villikationsverfassung, der Verdorfung und schließlich der Ausbildung städtischer Zentren die siedlungsgeografischen Voraussetzungen zum Übergang zum Weinbau gegeben waren. Oberkirch, 1225 als „civitas“ bezeichnet, erscheint 1246 als befestigte Stadt, 1303 als „Marktstadt“ und erhält 1326 die Stadtrechte verbrieft<sup>10</sup>. Mit der Stadtentwicklung waren für den Weinbau noch weitere Voraussetzungen erfüllt. Es konnte eine Nachfrage nach größeren Mengen Wein entstehen, gleichzeitig wurde der Weinbau durch den städtischen Handel begünstigt. Nicht zuletzt mußte es einen gewissen Zwang geben, daß die Grundherren zu neuen Wirtschaftsformen übergangen. Im Falle des Klosters Allerheiligen läßt sich dieser Zwang leicht nachvollziehen. Die Grundaussstattung des Klosters bei seiner Gründung, das Dotationsgut, reichte nicht aus, um die vielfältigen Aufgaben zu erfüllen. Allerheiligen sah sich nicht nur gezwungen, durch eine intensive Erwerbspolitik seine materielle Besitzgrundlage zu verbreitern, sondern steigerte den Ertrag seiner Güter durch Ausdehnung des Weinbaus<sup>11</sup>.

Die spätmittelalterliche Wirtschaftskrise, die durch das Aufkommen der Geldwirtschaft ausgelöst wurde, zwang die bursässigen Ministerialengeschlechter zu erheblichen Verkäufen<sup>12</sup>, um den Geldbedarf zu befriedigen. Die Adelsgeschlechter im Renchtal, die wirtschaftlich überleben wollten, mußten ihre Erträge steigern. Das war hauptsächlich der Impuls für die Schauenburger, Staufenberger und Neuensteiner, sich dem Weinbau zu widmen. Im Unterschied zu den *Weingärten* des Hochmittelalters entstanden im Renchtal auf Rodungsland *Rebhöfe*, deren betriebliche Organisation rationell auf die Notwendigkeiten der Ökonomie ausgerichtet waren.

Die *natürlichen* Voraussetzungen für Weinbau erwiesen sich als außergewöhnlich günstig. Die Jahresmitteltemperatur in Oberkirch beträgt 9,7°, im

Durchschnitt kommt auf ein Jahrzehnt nur ein Frostjahr. Die Granitverwitterungsböden am Westabfall der Schwarzwaldberge und der angelagerte Löß in den unteren Lagen bieten ideale Bedingungen. Heute zieht sich auf der rechten Renchseite das Reb Gelände in einem breiten, zusammenhängenden Band die Süd- und Westhänge hinauf und verläuft von Ulm, Haslach, Tiergarten, Wolfhag hinüber zum Hungerberg bis nach Winterbach. Auf der linken Renchseite erstreckt sich der Weinbau in die Seitentäler von Ödsbach, Hesselbach, Butschbach, Bottenau und Herztal hinein, die Kleinräumigkeit der diese wiederum aufgliedernden Bachtäler ausnützend<sup>13</sup>.

Im 18. Jahrhundert hatte sich der Weinbau auf weniger geeignete Lagen ausgedehnt. So wurden südwestlich und westlich von Nußbach auf fast ebenen Flächen Reben gepflanzt<sup>14</sup>. Seit 1798 wurde Wein im Oppenauer Tal angebaut<sup>15</sup>. 1865 waren in Oppenau 63 a, in Ibach 7 a und in Ramsbach 10 a mit Reben bepflanzt. Nach 1900 war der Weinbau im Hintergetös verschwunden; in Oppenau erinnert nur noch der Gewann-Name „Rebberg“ an die einstige Nutzung.

### *Rebhöfe, Trotthäuser, Zehntknechte: Die Bedeutung des Weinbaus für das Kloster Allerheiligen*

Als die Besitzungen des Klosters Allerheiligen am 29. November 1802 durch die Markgrafschaft Baden okkupiert und schließlich nach der Säkularisation des Klosters vereinnahmt wurden, gehörten zu den Gütern der Abtei auch 17 Rebhöfe; wenn man das Lautenbacher Mühlengut mit seinem halben Morgen Reben hinzunimmt, waren es sogar 18<sup>16</sup>. Der Ellisweiler Hof, der sich um den Gründungsbesitz entwickelt hatte, bildete mit 24<sup>1/2</sup> Morgen und 295<sup>1/2</sup> Haufen Reben zu je 400 Stöcken den größten Komplex. Seine Weinberge lagen in Vorder-Winterbach im Bereich des heutigen Gewanns Klosterberg in der Nähe des Weinbergs, den die Ebersteiner 1377 dem Kloster Kniebis vermacht hatten<sup>17</sup>. Der Großkellerer des Klosters in Oberkirch, P. Milo Schmidt, hatte 1780 „mit unbeschreiblicher Mühe und vielen Kosten“ den Weinberg neu angelegt. Er wurde nicht mehr als Gesamtkomplex bewirtschaftet, sondern in 13 Teilstücke zerlegt und ehemaligen Klosterknechten pachtweise zur Bewirtschaftung überlassen.

In Wiedergrün besaß das Kloster gleich drei Höfe. Der eigentliche Rebhof hatte mit 14<sup>3/4</sup> Morgen und 179 Haufen Reben zu 400 Stöcken einen beachtlichen Umfang aufzuweisen. Die anderen Rebhöfe befanden sich in Fernach, Ebersweiler, Winterbach, Butschbach, Lochholz, Wolfhag, Meisenbühl (zwei Höfe), Herztal, auf der Dorfhalt, am Hungerberg, am Danzberg, am Bellenstein; dazu gehörte auch der „Schneckenhof“<sup>18</sup>. Außerdem

war das Kloster im Besitz von Rebparzellen, die von Rebleuten im Teilbau oder als Erblehen bewirtschaftet wurden. Der ausgedehnte Rebbesitz des Klosters bei seiner Aufhebung war Resultat eines jahrhundertlangen Bemühens um den Weinbau, der die materielle Basis des Klosters sicherte. Durch Kauf, Tausch, Schenkungen und Neukultivierung war Allerheiligen zu seinem Besitz gekommen. So hatte Allerheiligen 1479 dem Wendelin Butzbach und seiner Frau Barbara 4 Jeuch Feld am Hungerberg zu Erblehen übergeben. Dabei hatte es zur Bedingung gemacht, daß die Bewirtschafter „zwo Juch mit reben besetzen“<sup>19</sup>. Schon 1319 hatte Propst Heinrich mit Bischof Johann von Straßburg das Schloß Friedberg in Oppenau gegen den mit Reben bepflanzten Tanzberg bei Tiergarten eingetauscht<sup>20</sup>. Johann Ramstein, Priester des Klosters Allerheiligen, kaufte 1379 von Fritsche Heiland Schultheiß von Oberkirch und seiner Frau Anna einen Reberg, der „alte Berg“ genannt, in Ringelbach<sup>21</sup>. Der Ringelbacher Rebbesitz wurde 1391 durch den Kauf der Weinberge am Castelberg abgerundet. Auch hier trat ein einzelner Konventuale, Michael Schultheiß von Gengenbach, als Käufer auf. Der Weinberg befand sich im Besitz des Eberhard Schneid und seiner Frau Kunigunde von Schauenburg, wohl eine Mitgift der Ehefrau<sup>22</sup>.

Im Unterschied zu den anderen Höfen wurden die Rebhöfe meist im Teilbau bewirtschaftet und auf Zeit in Bestand (in Pacht) gegeben. Die wechselhaften Erträge im Weinbau ließen die Entrichtung festgelegter Jahresabgaben kaum zu. Der wirtschaftliche Nutzen für den Grundbesitzer war größer; bei Vernachlässigung des Gutes konnte nach Ablauf der Pachtzeit dem Pächter Hof und Weinberg problemlos entzogen werden. Beispielsweise übergab 1784 Abt Kemmerle für einen Zeitraum von achtzehn Jahren, was der Nutzungsdauer eines Weinstocks entsprach, den Weinhof am Hungerberg dem Oberkircher Bürger Franz Beig und seiner Ehefrau Magdalena Busam zur Nutzung<sup>23</sup>. Zum Hof gehörten Wohnhaus, Stallung, Scheuer und Trotte, 74 Haufen Reben, 3 Tauen und 1 Viertel Wiesen, 3 Jeuch Feld und 1 Jeuch Niederwald. Der Bewirtschafter hatte jährlich ein Drittel der Ernte als Gegenleistung für die Pacht abzugeben, von den ihm verbleibenden zwei Dritteln noch einmal ein Zehntel als Zehntwein. Dazu hatte er jährlich 70 Gulden zu entrichten. Der Pächter hatte jährlich im Frühjahr „zwei starke Körb Kirschen“ und im Herbst zwei Körbe Trauben nach Allerheiligen zu liefern, je einen Korb Kirschen und Trauben auf die Oberkircher Prälatur. Die Gebäude mußten in gutem Stand erhalten werden, ein Drittel der Rebfläche sollte jährlich gedüngt werden. Schließlich sollten jährlich 500 neue Stecken verwendet werden.

In einem „Verhaltensbrieff vor die Rebleute“ hat Abt Felix Kemmerle um 1760 die Grundsätze festgehalten, nach denen die Rebgüter des Klosters



*Abb. 1: Die Arbeit im Weinberg war sehr beschwerlich. Ein Gaisbacher Winzer trägt Mist in seine Reben.*

bewirtschaftet werden sollten<sup>24</sup>. Dieses Dokument legt nicht nur die Pflichten und Rechte des Klosters und der Bewirtschafter der Rebhöfe fest, sondern stellt auch den im physiokratischen Kontext stehenden Versuch dar, die Rebüter, Erträge und Qualitäten weiter zu verbessern. So wurde den Rebleuten des Klosters aufgetragen, die Weinberge mindestens zweimal jährlich zu „rühren“, abgehende Rebstöcke durch junge zu ersetzen und jedes Jahr ein Stück Reben neu anzulegen. Der Mist aus der Viehhaltung mußte ausschließlich zur Düngung der Weinberge verwendet werden. Bäume, Kraut und Bohnen durften in den Weinbergen nicht mehr gepflanzt werden. Der Anbau von Hanf auf den Höfen war wegen des Düngerbedarfs nicht gestattet. Die Felder, Gärten und Vorgelände der Rebhöfe sollten nur mit Farn, Laub, Welschkorn, Stroh oder Asche gedüngt werden.

Das Kloster stellte jedem Rebmann vom März bis Oktober jeden Monat 5 Sester Getreide, 3 Sester Roggen, 1 Sester Gerste und Hafer zur Verfügung, in den restlichen Monaten 4 Sester Korn. Wenn bei der Weinlese Tagelöhner und Knechte aushalfen, stellte das Kloster zweimal in der Woche jeweils 4 Pfund Fleisch bereit. Damit war gewährleistet, daß sich die Bewirtschafter auf den Weinbau konzentrieren konnten. Das Kloster übernahm zur Herbstzeit für jede zusätzliche Arbeitskraft auch die Arbeitskosten. Die Tagelöhne wurden vom Kloster je nach Arbeitsbelastung und Nachfrage festgelegt. In der wenig arbeitsintensiven Zeit von St. Martin bis Mariae Verkündigung wurden 2 Schillinge und 8 Batzen pro Tag bezahlt; dagegen belief sich der Tagelohn auf dem Höhepunkt der Erntearbeiten von St. Georg bis Michaeli auf 3 Schillinge und 4 Batzen.



*Abb. 2: Traubenernte in Bottenau 1920. Das Lesegut wird mit einer Handmühle gemahlen.*

Durch die Festlegung der Pflichten der Rebleute bis ins Detail nahm Allerheiligen Einfluß auf die Struktur seiner Rebhöfe. So wurde über die Festschreibung von Abgaben die Viehhaltung reguliert. Sie diente nicht nur den Zwecken des Rebmeiers, der Vieh zum Anspannen und zur Dung-erzeugung benötigte. Vielmehr verschaffte die Viehhaltung auch dem Kloster einen zusätzlichen Nutzen. So hatte jeder Pächter pro Jahr mindestens ein Kalb für das Kloster anzubinden. Der Klosterkellerer hatte das Recht, „Vieh nach Belieben hinwegzunehmen“, hatte allerdings dafür den Rebmann zu entschädigen. Dieser hatte jährlich 3 Pfund Butter von jeder Kalbin und 6 Pfennige für jede Kuh auf der Oberkircher Prälatur abzuliefern. Eine weitere Nebennutzung der Rebgüter erfolgte durch Obstbau. Auf meist nicht zum Rebbau geeigneten Nord- und Osthalden wurden Obstbäume gepflanzt. Von allen Äpfel-, Birnen-, Nuß- und Obstbäumen bezog das Kloster den halben Ertrag. Das besondere Interesse galt aber den Kirschbaumkulturen. Jeder Rebmann sollte eine „Sesterzeine“ Kirschen nach Allerheiligen und eine halbe an die Oberkircher Propstei „auf die Herren Tafel“ liefern. Außerdem sollte jeder Rebmann 3 Sester schwarze oder wilde Kirschen zum Brennen nach Oberkirch liefern. Das Kloster legte damit eine wesentliche Grundlage für einen wichtigen Zweig der Landwirtschaft im Renchtal, die Erzeugung von Kirschwasser.



Damit sich die Kirschbaumkulturen noch weiter ausbreiteten, hatte jeder Rebmann darüber hinaus noch zwei junge Kirschbäume jährlich zur Verfügung zu stellen. Ein wichtiger Bestandteil der Rebhöfe waren auch die Kopfweidenkulturen, die zum Anbinden der Reben benötigt wurden. Was von den Weiden nicht gebraucht wurde, sollte in Oberkirch abgeliefert werden.

Nicht nur als Grundherr, sondern noch mehr in seiner Eigenschaft als Zehntherr profitierte Allerheiligen von der Ausdehnung des Weinbaus. Durch die Übertragung des Nußbacher Patronatsrechts durch Uta von Schauenburg hatte Allerheiligen auch das Recht erhalten, die Zehnten einzuziehen. Da allerdings dieses Recht auf einer „dinglichen Grundlage“, dem Besitz des Nußbacher Hofes beruhte, dessen Bestandteile sich in den Händen der Zähringererben befanden, mußte Allerheiligen über ein Jahrhundert lang um das Nußbacher Kirchenpatronat kämpfen<sup>25</sup>. Darüber hinaus war strittig, ob ein Anspruch auf den Zehnten auf Allodial- und Rodungsland bestand. Allerheiligen konnte sich den rechtlichen Anspruch durch den Erwerb des Nußbacher Hofes sichern, mußte aber Abstriche machen. So fielen im Meisenbühler Zehntdistrikt Allerheiligen nur zwei Drittel des Getreide- und Weinzehnten zu, ein Drittel aber den Markgrafen von Baden<sup>26</sup>. Aus den Zehnterträgen mußten die Kosten für die Seelsorgetätigkeit, für die Unterhaltung von Chor und Turm der Pfarrkirchen sowie für karitative Zwecke bestritten werden.

Der Einzug des Weinzehnten gestaltete sich während des 30jährigen Krieges für Allerheiligen schwierig. Im Oktober 1641 vermerkt Propst Norbert Hodapp in seinen Aufzeichnungen<sup>27</sup>, daß die Winzer in Wolfhag und anderswo endlich wieder korrekt den Weinzehnten abgeliefert hätten. Bislang sei nur der 12. oder 13. Teil des Weines abgeliefert worden. Die Zehntknechte seien „so liederlich“ gewesen, daß sie keine Abgabe erhoben hätten, wenn sich der Ernteertrag nur auf fünf Ohm belaufen hätte. Im folgenden Jahr 1642 wurde durch die Anzeige einiger Bauern beim Oberamt Oberkirch ein Zehntbetrug in Ödsbach publik. Die Zehntknechte hätten nur den 20. erhoben und darüber hinaus auch Zehntwein unterschlagen. Im Herbst dieses Jahres ließ Hodapp die Zehntabgaben scharf kontrollieren, denn viele wollten statt des Realzehnten nur den zehnten Ohm abliefern:

*Hoc autumni tempore hat man vil streit gehabt wegen des zehendes. Multi noluerunt decimam partem, sed tantum decimam ohmam. Item haben etlich vmb 2 bis in 3 1/2 ohmen betrogen, seindt aber alle zu ihrer Schuldigkeit getrieben worden. Sonderlich haben die Zehntknecht betrogen. Item dubito, ob nit die mundbotten mehr wein auff ihre Hölzer geschnitten, als ich empfangen<sup>28</sup>.*

Hodapp wollte in Zukunft einen Religiösen oder „ein andere getrewe person“ zur Überwachung der Weinwagen abstellen. Außerdem wollte er die Zehntknechte jährlich beeidigen.

Der Eid der Zehntknechte in der Landvogtei Ortenau<sup>29</sup> verpflichtete die Zehntknechte, „*daß sie den ordentlichen und schuldigen Weinzehnten getrewlich anfordern und haischen sollten*“. Sie sollten keinerlei „*Feindschaftsgaben*“ entgegennehmen oder sich auf „*Schänkung verheißung*“ einlassen, sondern unbestechlich und getreu die Abgabe einziehen. Sie sollten verhindern, „*daß in der Nacht gedrottet und der Wein zue Faß getragen wird*“. Auch sollten die Trauben auf der Trotte vollständig ausgepreßt werden. Den Zehntwein bewahrte Allerheiligen an mehreren Orten auf, um im Kriegsfall nicht den gesamten Weinbestand zu verlieren. Ein beachtlicher Teil wurde innerhalb der Oberkircher Stadtmauern in der Prälatur eingelagert. In Durbach tauschte der damalige Propst Anastasius Schlecht 1656 eine Hofstatt mit einem Garten, auf der das Pfarrhaus der neugegründeten Pfarrei Durbach errichtet werden sollte, gegen einen Teil des Kellers der Herberge „Zum Ritter“ ein, die dem Inhaber der staufenbergischen Herrschaft gehörte<sup>30</sup>. In Nußbach wurde neben dem Pfarrhaus aus Holz des Waldulmer Waldes 1658 eine Zehntscheune errichtet<sup>31</sup>.

Außerdem dienten wohl die Pfarrhauskeller in Ebersweier und Lautenbach der Lagerung von Wein.

Weinbestände befanden sich auch in Allerheiligen selbst. Er diente nicht nur der eigenen Verwendung, sondern wurde auch in der Klosterherberge ausgeschenkt. Der Klosterwirt Simon Harter, der zugleich Nachtwächter und Waldhüter des Klosters war, mußte sich 1782 verpflichten, ausschließlich Klosterwein an Reisende und Wallfahrer auszuschenken<sup>32</sup>. Den Schankpreis des Weines bestimmte der Abt. Das Verhalten des Wirts und der Gäste sollte der Würde des Ortes angemessen sein:

*Der Wirt darf niemand während des Gottesdienstes Wein und keinem Trunkenen mehr Wein verabreichen. Er soll keinerlei Fluchen, Singen, Schlagen, Spielen, Bocken, kein Tanz und Hopsen in seiner Wirtschaft dulden.*

Zum Wein verabreichte der Wirt Käse aus der Sennerei des Klosters.

Eine wesentliche Einnahmequelle des Klosters bildete der Weinverkauf. So verkaufte Propst Norbert am 17. Juli 1644 372 Ohm Wein nach Straßburg<sup>33</sup>. Im Vorjahr, im September 1643, hatte Hodapp überschüssigen Wein an Offenburger und Straßburger Händler veräußert. Straßburg galt als Weinhandelszentrum am Oberrhein<sup>34</sup>. Auf Rheinschiffen wurde der

Wein nach Frankfurt, Köln und nach Antwerpen und von dort sogar nach England transportiert. Nicht zuletzt hatte die Reichsstadt ihre Bedeutung im Weinhandel dem Umstand zu verdanken, daß es hier Weinhändler mit überregionalen Verbindungen gab. So wurde auch in den Ratskellern der Städte Greifswald und Lübeck Wein aus Straßburg eingelagert. Für Allerheiligen war der Weinverkauf nach Straßburg bereits mit hohen Unkosten verbunden, da Fuhrkosten sowie Straßen- und Brückenzölle anfielen. So bezifferte Hodapp die Unkosten auf mindestens 1 fl. 5 ß pro Ohm. Der Ausbau der Paßstraße über den Kniebis während der württembergischen Pfandherrschaft eröffnete die Möglichkeit, Wein hinüber ins Württembergische zu liefern. Einen Hinweis auf Weinhandel Allerheiligens über den Schwarzwald hinweg gibt eine Bemerkung von Propst Hodapp aus dem Jahr 1645<sup>35</sup>. Er ließ einen Schwaben aus Horb in Oberkirch wegen einer alten Weinschuld festnehmen. Im vorausgegangenen Jahr hatte er einen Mitbruder nach Horb geschickt, um die Ausstände einzutreiben. Statt des Geldes hatte jedoch der Prämonstratenser nur böse Worte erhalten.

Diese eher schlechten Erfahrungen mit dem Weinhandel scheinen Allerheiligen auch dazu veranlaßt haben, Käufe mit Weinnaturalien zu tätigen und Dienstleistungen mit Wein zu entgelten. So kaufte Propst Hodapp am 18. Mai 1642 von Martin Vogts aus Lautenbach ein Haus und entrichtete dafür 35 Gulden nebst einem Ohm Wein<sup>36</sup>. Mit Dr. Johann Küffer, dem berühmten Straßburger Modearzt, Besitzer der Ullenburg und zeitweiligen Arbeitgeber Grimmelshausens, schloß Hodapp 1652 einen Vertrag über die Behandlung seines Konvents. Er sollte im Frühjahr und Herbst die Chorherren zur Ader lassen. Dafür wurden ihm neben 12 Thalern und 12 Viertel Getreide auch 12 Ohm Klosterwein zuteil<sup>37</sup>. Im Jahr 1642 wurden an der Lautenbacher Klostermühle durch einen Zimmermann aus dem Harmersbach Reparaturen vorgenommen. Ihm wurden dafür neben Geld und Getreide auch 3 Ohm Wein als Lohn verabreicht<sup>38</sup>. Gelegentlich wurde das Kloster seinen Wein auch los, ohne daß dafür bezahlt wurde. So bemächtigten sich die Franzosen, bevor sie Oberkirch zerstörten, allen Weines, der dort in der Prälatur lagerte. Der Verlust wurde auf ungefähr 26 Fuder beziffert<sup>39</sup>. Am Wein des Klosters labte sich nicht nur Cardinal Rohan, der sich mit seinem Gefolge 1793 mehrere Monate lang in Oberkirch aufhielt<sup>40</sup>. Nachdem 1797 französische Einheiten unter den Generälen Scharri und Dappu in Allerheiligen Quartier genommen hatten, wurden in den Mauern des Klosters Bälle abgehalten. Komödien gespielt, Lustbarkeiten abgehalten und sogar ein Heißluftballon aufgelassen. Das Kloster mußte den Militärs und ihrem zweifelhaften weiblichen Anhang mit dem Besten aus Keller und Küche aufwarten<sup>41</sup>. Schon nach dem ersten Rheinübergang 1796 hatten die Franzosen die vorzüglichen Weine des Klosters gepriesen<sup>42</sup>.



*Abb. 3: Weinlese im hinteren Bottenau um 1910*



*Abb. 4: Vesperzeit beim Herbsten, Nußbach 1930*

## *Die Staufenberg Rebhöfe*

Eine wichtige Rolle für die Ausbreitung und die Verbesserung des Weinbaus spielte die Herrschaft Staufenberg, die sich seit 1366 in der Hand der Markgrafen von Baden befand. Ihr Herrschaftsgebiet erstreckte sich vom Durbachtal hinüber nach Wiedergrün, Obernesselried bis nach Herztal und umfaßte den hinteren Bereich des Bottenauer Tales, den später zur Gesamtgemeinde Durbach gehörenden Stab Bottenau<sup>43</sup>. Die grundherrlichen Einflüsse reichten indes nicht nur in das zum ortenauischen Gericht Apenweier gehörende Gebiet links der Rench hinein, sondern erstreckten sich weit in das den Straßburger Fürstbischöfen gehörende Renchtal. In welchem Maße gerade die staufenbergische Grund- und Landesherrschaft den Weinbau förderte, läßt sich ermessen an dem legendären Ruf, den der Durbacher Wein schon im letzten Jahrhundert besaß.

Die Anfänge des Weinbaus in der Herrschaft Staufenberg wurden von Weiß<sup>44</sup> und Karl Müller<sup>45</sup> auf das Jahr 1391 datiert. Tatsächlich verkaufte schon 1329 Reinbolt von Stouffenberg das Weingut im Tenger (hinteres Bottenau) an Johannes Herterich aus Oberkirch. Die Beständerin dieses Gutes hatte neben anderen Abgaben in Geld und Naturalien drei Ohm „edeln wins“, fünf Ohm „roten wins“ und zwei Ohm „Hönschen (Heunisch) wins“ (Landwein) abzuliefern. Johann Schottkind von Stouffenberg verkaufte am 21. Februar 1357 an Albrecht von Renchen von Reben in Herztal, „des wissen stuckelin“ genannt<sup>46</sup>, einen Kapitalzins.

Der ganze Umfang der Rodungs- und Kultivierungstätigkeit der staufenbergischen Ministerialen und der inzwischen erreichte Umfang des Weinbaus wird im Salbuch des Markgrafen Bernhard von Baden aus dem Jahr 1410 sichtbar. Darin sind auch die Lehensgüter der Burgmannschaft auf Staufenberg verzeichnet. Burkhard Hummel von Staufenberg bezog Einnahmen aus Reben zu Illental, vom Rebusberg und vom Staufenberger Burgberg<sup>47</sup>. Obrecht Kolbe und Lindemann Kolbenstein hatten 4 Jeuch Reben zu „Bottenau unter dem Fürsteneck“ zu Lehen; sie lagen schon auf fürstbischöflichem Gebiet<sup>48</sup>. Die fünf Jeuch Reben des Peter Wiedergrün von Staufenberg sind „gelegen zu Nußbach in dem Kirchspiel“<sup>49</sup>, eine nähere Lagebeschreibung erfolgt nicht. Conrad Stoll von Staufenberg dem Älteren werden Reben zu Herbstkopf (Bottenau) zugeschrieben<sup>50</sup>. Rudolf von Wiedergrün hatte Anspruch auf die Hälfte der Einnahmen aus den Rebgütern und anderen Kulturen sowie auf die Hälfte des Wasserschlosses im Wiedergrüntälchen<sup>51</sup>. Burghard Judenbreters Lehen waren „der Rebeberg, der da heißet der Neuweberg, der Rebeberg, der da heißet der Mittelberg, der Berg mit Reben, der heißet der Wissenberg, sind gelegen in dem dorffe zu hetzelinsthal (Herztal) und in dem Kirchspiele zu Nußbach“<sup>52</sup>.

Die Höfe und Rebgüter in Herztal, das 1346 zum ersten Mal urkundlich erwähnt wird<sup>53</sup>, waren wie die meisten anderen staufenbergischen Rebkulturen auf ausgestockten Flächen des Staufenberger Hardtwaldes entstanden. Der größer gewordenen Burgmannschaft der nach 1329 wieder aufgebauten Feste Staufenberg konnte mit der Verleihung von neu angelegten Rebgütern eine bessere wirtschaftliche Grundlage verschafft werden. Die fortschreitende Rodung, die aus forst- und grundherrlichen Ansprüchen der Staufenberger begründet wurde, traf jedoch auf den Widerstand der Waldnutzer, die sich zur Genossenschaft zusammengeschlossen hatten. Dies legt die erste schriftlich niedergelegte Staufenberger Hardtwaldordnung von 1447 nahe, wo von „Spenne und Zwytrachtung“ die Rede ist, die zur Entstehung der neuen Waldordnung geführt hätten<sup>54</sup>. Die weitere Ausstockung des Genossenschaftswaldes unterblieb nunmehr; erst nach der Hardtwaldteilung 1805 konnte die Ausstockung fortgeführt werden. Möglichkeiten zur Ausweitung der Rebflächen bot nur die Kultivierung von Niederwald, Reutfeldern und „Wildfeldern“, soweit sie zu den Hofgütern gehörten.

Die staufenbergischen Rebhöfe wurden nach dem Aussterben der männlichen Ganerben auf Staufenberg und dem Heimfall der Burg und ihrer Güter an die Markgrafen von Baden-Baden durch die Inhaber der Herrschaft und später durch die staufenbergischen Amtsleute verwaltet. Aus dem Jahr 1686 stammt eine statistische Notiz des Staufenberger Amtes, in der Näheres über die insgesamt elf Staufenberger Rebhöfe innerhalb der Herrschaft festgehalten ist.

Zum Rebgut des herrschaftlichen Rebmannes Hans Roß in Bottenau gehörten 60 Haufen Reben, 6 Jeuch Feld und Bosch, 3 Jeuch Waldungen und 3 $\frac{1}{2}$  Tauen Matten. Das staufenbergische Rebgut in Herbstkopf, das sich „in gutem Bau befand“, umfaßte 50 Haufen Reben, 6 Jeuch Halde und Bosch sowie 2 $\frac{1}{2}$  Tauen Matten. Die weiteren staufenbergischen Rebhöfe lagen im Illental (73 Haufen), in Duppelsberg (112 Haufen), in Durbach (42 Haufen), am Stollenberg (30 Haufen), im Stürzelgrund (88 Haufen), im Bühnengraben (62 Haufen), in Stürzelbach (58 Haufen), im Mahlengrund (40 Haufen); das Gut des Rebmannes Dienert in Durbach umfaßte schließlich 25 Haufen.

Außerhalb der Landesgrenzen, im ortenauischen Herztal, besaß Staufenberg drei Rebhöfe, deren Besitzer wie bei den anderen Rebhöfen den dritten Teil der Ernte abzuliefern hatten. Sie umfaßten 23, 10 und 12 Haufen Reben und wurden deshalb 1775 vom staufenbergischen Amtmann als „gering“ bezeichnet<sup>56</sup>: Der Umfang der Rebfläche war gegenüber den Bottenauer und Durbacher Rebhöfen vergleichsweise bescheiden.

Im Jahr 1791 scheint ein weiterer Rebhof von der markgräflichen Herrschaft erworben zu sein. Der staufenbergische Amtmann Deimling empfahl den Aufkauf des „Lobstein’schen Rebhofes in bester Lage im Bottenauer Tal zwischen den 3 herrschaftlichen Rebhöfen auf dem Herbstkopf“<sup>57</sup>. Der Hof gehörte dem Straßburger Patrizier Johann Friedrich Lobstein und zählte zu den ritterschaftlich-privilegierten Gütern des Ortenauer Cantons. Er umfaßte 85 Haufen Reben, 5<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Jeuch Mattfeld, 3 Jeuch Baumacker, 12 Jeuch Reutfelder und Bösch und 3<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Jeuch Waldungen. Im Jahresdurchschnitt brachte der Rebhof 160 Ohm Ertrag, in guten Jahren 250–280 Ohm. Die Qualität des Weines sei „vorzüglich“, der Weinverkauf allein erbringe jährlich 640 Gulden. Das Hofgebäude bestand aus einem 1<sup>1</sup>/<sub>2</sub> stöckigen Fachwerkhaus aus Eichenholz mit zwei Kellern, einem laufenden Brunnen, Scheuer, Stallung, Baumtrotte und Trotthaus. An Vieh wurden auf dem Hof vier Kühe, ein Anbindling, zwei Ochsen und ein Pferd gehalten.

Einen erheblichen Rückschlag hatte der Weinbau in der Herrschaft Staufenberg wie überall durch die Kriege des 17. Jahrhunderts erlitten. Im Februar 1632 hatte die Armee des Christian von Birkenfeld „mit etlichen hundert Mann“ die Herrschaft besetzt und Schloß Staufenberg eingenommen. Schloß und Höfe wurden dabei geplündert, 40 Untertanen als Geiseln gefangengenommen und 29 Fuder 17 Ohm Wein aus dem Schloß und 156 Fuder und 14 Ohm aus der gesamten Herrschaft ins Lager bei Oberkirch verführt<sup>58</sup>. Katastrophale Auswirkungen hatte auch die Einquartierung der württembergischen Armee seit dem 4. September 1632. Der Amtmann vermeldet, die Häuser seien ruiniert worden, „*Fenster, Öfen, Dielen Läden ein- und ausgeschlagen, alle Mobilien was zu tragen gewesen genommen, die Früchte ausgedroschen verführt, alle Früchte was der Herrschaft und ihren Untertanen uffgeladen und die Mühle in Boden verdorben, Pferd, Rindviech, Schwein und was immer angetroffen gewesen niedergeschossen und hinweg getrieben und unterschiedliche Höff und Häuser in Brandt gesteckt*“<sup>59</sup>. Die Württemberger hätten auf den staufenbergischen Reb- und Meierhöfen „*alles zerschlagen, mit Tieren, Trotten, Ställen, Heu, Stroh, allen Früchten angesteckt und verbrannt*“. Es ist fast ein Wunder, daß im darauffolgenden Jahr 1633 trotz der katastrophalen Kriegsschäden die Weinbauern ihre Reben weiterbewirtschafteten, auch wenn der staufenbergische Amtmann Johann Jacob Buhl seiner Herrschaft vermelden mußte, er müsse den Herrschaftswein selbst bei den Bauern abholen, „*denn ihnen sind alle Pferdt genommen*“<sup>60</sup>. Zugleich wird über neue Übergriffe berichtet: Jakob Leigast seien drei Fuder Wein weggenommen worden, dem Martin Diener sei 1 Fuder Wein in der Trotte verbrannt, Hans Menlin hätten die Soldaten 1<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Ohm Wein ausgeschüttet.



Abb. 5: Schloß Staufenberg um 1820. Rebhänge wechseln noch mit größeren bewaldeten Flächen.

Katastrophal für die Rebhöfe war auch der Spanische Erbfolgekrieg. Am 30. Juli 1704 berichtete der staufenbergische Amtmann: „*Es seindt die Untertanen gleich am Anfang mit ihrem Vieh in die Oberkirchischen äußersten Täler (die Seitentäler des hinteren Renchtals) entwichen, halten sich daselbsten auch auf undt muß das Vieh aus Mangel Weyd an rauhen, kahlen Bergen beynahe samtlichen krepieren*<sup>61</sup>. Durch den Verlust des Viehs fehlten den Rebbauern Zugtiere, aber auch Mist zur Düngung. Die Wiederbeschaffung von Faßraum und der Neubau der Keltern erforderte erhebliche Aufwendungen an Zeit und Geld. Damit nicht genug: Es wird berichtet, daß die „Marodeurs“ nicht nur die Höfe ruinierten, sondern auch die Reben und „*Stöck sambt den unzeitigen Trauben*“<sup>62</sup> herausgerissen hätten.

Es verwunderte nicht, daß die Rebflächen in der Herrschaft Staufenberg und im Renchtal erheblich zurückgingen. Schon 1686 war bei der Visitation der staufenbergischen Rebhöfe festgestellt worden, daß fast überall die Möglichkeit bestehe, brachliegende Flächen für den Weinbau zu nutzen. So könne der Bottenauer Rebbmann Hans Roß weitere 7 bis 8 Haufen Reben anlegen. Beinahe alle staufenbergischen Rebhöfe verfügten über Wild-



und Reutfelder in bester Lage, die zusätzlich mit Reben bebaut werden konnten<sup>63</sup>.

Der Rückgang der Rebflächen war nicht nur auf unmittelbare Kriegsfolgen zurückzuführen, d. h. auf die planmäßige Verwüstung der Rebkulturen, den Verlust des Viehbestandes und des Kellergerätes und die Flucht der Rebbauern. Auch indirekte Auswirkungen müssen gesehen werden: Der Mangel an Lebensmitteln förderte die Subsistenzwirtschaft, der Weinhandel wurde durch die Kriegseignisse erschwert, letztlich fehlte es an Arbeitskräften, um die arbeitsintensiven Rebkulturen bewirtschaften zu können. In welchem Maße auch die Staufenberg benachbarte Herrschaft Oberkirch vom Rückgang betroffen war, sollen zwei Beispiele verdeutlichen. So betrug die Rebfläche am Fürsteneck nur noch 8<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Acker (1,7 ha), an der Ullenburg nur noch 4<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Acker (0,9 ha)<sup>64</sup>.

Einen beachtlichen Aufschwung im Amt Staufenberg nahm der Weinbau nach 1771, als nach dem Tod des letzten Markgrafs von Baden-Rastatt, Ludwig August, die Markgrafschaften wiedervereinigt wurden und Karl Friedrich von Baden-Durlach Landesherr wurde. Er war stark von den aufklärerischen Reformideen des Physiokratismus beeinflusst. Danach sah man in der Förderung der Landwirtschaft und des Weinbaus die Grundlage des Wohlstands. Auch und gerade im Bereich des Weinbaus wurden die Reformideen wirksam.

Präsident von Gayling, der 1771 in die Herrschaft Staufenberg entsandt wurde, war mit dem Zustand der Rebhöfe und Weinbaukulturen sehr unzufrieden. Den Wald habe er in verwüstem Zustand gefunden, die Viehzucht sei auf einem schlechten Stand, die Weiden seien mager, die Rebhöfe noch allesamt mit Stroh bedeckt und meist vernachlässigt, die Bebauer gegenüber der Herrschaft mit Schulden belastet, die Reben infolge mangelhafter Düngung in einem schlechten Zustand<sup>65</sup>. Mit dem Übergang zur Stallfütterung wurde nicht nur das Weiden in dem fast nur aus Hecken bestehenden Stollenwald abgestellt, sondern auch die Grundlage für eine bessere Düngung geschaffen. Auf öden Plätzen und auf Weideland wurde der Anbau von Futterkräutern verordnet, die Inhaber der Rebhöfe erhielten Kleesamen.

Bislang hatte man den Bedarf an Rebstecken dadurch gedeckt, daß man aus dem Renchtal für teures Geld Rebstecken für die herrschaftlichen Rebhöfe gekauft hatte. Die Holzpreise waren hoch, da in der Ortenau „allseitiger Holzangel“ herrschte<sup>66</sup>. In einem Memorandum des staufenbergischen Amtsmannes wurden 1783 Kostenberechnungen darüber angestellt, welche Holzart zur Herstellung von Rebstecken am kostengünstigsten sei. Dabei wurde errechnet, daß 1000 Rebstecken aus Eichenholz 20 fl. und

aus Tannenholz 18 fl. kosteten. Dagegen brauchte man für 1000 Stecken aus Kastanienholz nur 6 fl. 42<sup>1</sup>/<sub>2</sub> xer aufzuwenden<sup>57</sup>. Konsequenterweise empfahl man die Anpflanzung von Kastanienwald, zumal auch aus dem Verkauf von Kastanien Einnahmen zu erzielen waren. Der Bedarf an Rebstecken belief sich pro Jahr allein für die herrschaftlichen Rebhöfe auf 4000–5000 Rebstecken. Bald breiteten sich die schnellwachsenden Kastanienwälder aus und prägten das Gesicht der Kulturlandschaft.

Entscheidend für die weitere Entwicklung war, daß schon im 18. Jahrhundert die Grundlage für den Qualitätsweinbau gelegt wurde. Die Süd-, Südost- und Südwestlagen in Bottenau, Durbach, Wiedergrün und Illental boten sich als Spitzenlagen für Qualitätsweinbau geradezu an. Mit dem Riesling, der in der Ortenau auch „Klingelberger“ genannt wird, förderte man eine Edelweinsorte, die in jeder Hinsicht für den Anbau geeignet war. Der „Klingelberger“ treibt spät aus, so daß selten Frostschäden entstehen; er bedarf allerdings wegen seiner späteren Reife besonders guter Lagen. Im Jahr 1782 wurden auf herrschaftlichen Rebhöfen 2000 Riesling-Würzlinge aus Bergen und 1500 einjährige aus der Nähe von Frankfurt gepflanzt. Durch sie wurden die heimischen Klingelbergsorten verbessert<sup>68</sup>. Schon 1638 ist in einem Schreiben Karl von Orscelar von „Klingenberger“-Wein die Rede<sup>69</sup>. In Haslach, Durbach und Zell-Weierbach befinden sich heute Gewanne mit dem Namen „Klingelberg“, in Bottenau wird ein Untergewann so bezeichnet<sup>70</sup>. Im 18. Jahrhundert breiteten sich auch Clevner, roter und weißer Burgunder weiter aus, während die geringeren Sorten wie Elbling, Räuschling und Heunisch zurückgedrängt wurden. Zugleich wurden die verschiedenen Weinsorten nicht mehr in buntem Durcheinander gepflanzt, sondern einheitlich je nach Lage angebaut. Mit der strengen Sortenwahl wurde eine sachgemäße Kellerbehandlung des Weines verbunden. Durch einen entsprechenden Ausbau der Weine ließen sich bessere Preise erzielen. Man begann, die Rebstöcke in Reihen zu pflanzen, um eine bessere Besonnung und Durchlüftung zu gewährleisten. Die bislang starren Herbstordnungen hatten bislang sortengemäße Lesetermine verhindert. Auch in diesem Bereich vollzogen sich Änderungen. „Die herrschaftlichen Reben im Amt Staufenberg erhielten so nicht nur für Durbach, sondern auch für den badischen Rebbau überhaupt als Pflanzstätte des Qualitätsweinanbaus erhebliche Bedeutung“<sup>71</sup>.

#### *Die Förderung des Weinbaus als Bestandteil der Modernisierungspolitik der württembergischen Pfandherrschaft*

Lange vor den markgräflich-badischen Neuerungen in der Herrschaft Staufenberg hatte Herzog Friedrich von Württemberg sich von herrschaftlicher Seite aus um die Verbesserung des Weinbaus bemüht, nachdem er 1604 die

Pfandschaft über die bischöflich-straßburgische Herrschaft Oberkirch erlangt hatte<sup>72</sup>. Der Herzog und sein Vertrauter, der Oberkircher Amtmann Nikolaus Gerbelius, bemühten sich um eine administrative und wirtschaftliche Modernisierung des Renchtals, wobei sie besonders die Steigerung der Landeseinnahmen im Auge hatten. Sie nahmen sich der Renchtalbäder an<sup>73</sup>, förderten die Oberkircher Eisenindustrie<sup>74</sup> und legten durch den Ausbau der Kniebisstraße zu einem Fahrweg die Grundlage<sup>75</sup> zu einem weiträumigen Handel mit Renchtaler Produkten. Zu diesen Produkten zählte auch der Wein, der sich vorzüglich als Handelsware eignete.

Am 25. Juni 1605 konnte Herzog Friedrich gegen eine Zahlung von 2000 fl. von den Erben des Hans Wilhelm Botzheim aus Straßburg die Ullenburg erwerben<sup>76</sup>. Der Kauf dieser Burg war Bestandteil eines strategischen Konzeptes, in den Besitz der drei Burgen zu kommen, die den Besitz der Pfandherrschaft absicherten: Neben der Ullenburg waren dies die Schauenburg und die Fürsteneck<sup>77</sup>. Die Fürsteneck, die seit 1388 der Stadt Straßburg gehörte, wurde gegen 2000 Gulden im darauffolgenden Jahr 1606 erworben. Trotz großzügiger Angebote verkauften die Schauenburger allerdings ihre Burg nicht.

War schon allein dadurch der militärische Wert der beiden Erwerbungen gemindert, so war auch der bauliche Zustand beider Burgen nicht gerade erfreulich. Der Kauf sollte sich trotzdem lohnen, denn mit beiden Burgen erwarben die Württemberger beste Weinlagen. Zur Ullenburg in Tiergarten gehörten zwei Rebhöfe und eine Kelter. Die Weinberge, die sich um die Fürsteneck herumzogen, gehörten zu den ältesten des Tales. Aus seinen Weinbergen wollte Herzog Friedrich Musteranlagen machen. Zu diesem Zweck stellte der Herzog zwei Weinbaumeister an. Einer von ihnen wurde mit Weib und Kind aus der Nähe Stuttgarts mittels einer Bebenhäuser „Klosterfuhr“ nach Oberkirch versetzt<sup>78</sup>.

Auf 14 Morgen Fläche wurden 40 000 junge Rebstöcke gesetzt. Aus Stuttgart wurden 30 000 Rebstöcke bezogen, aus dem Elsaß bei Reichenweier 10 000. Der Rebmann auf Ullenburg mußte überdies in Reichenweier weitere 4400 Rebstöcke kaufen. Die Kosten dafür stellten eine beträchtliche Investition dar: 6680 fl. mußten ausgegeben werden<sup>79</sup>. Die angebauten Sorten, Muskateller, Walheimer und Traminer, gehörten zu den edelsten der damaligen Zeit. Außer der Großanlage an der Fürsteneck besaß die Landesherrschaft 4 Rebhöfe in Reiersbach und 2 in Roth (Ulm), 7 in Niederlehen (Ringelbach), 2 im Spring und 2 an der Ullenburg (Tiergarten)<sup>80</sup>.

Die Kriegsläufe des 30jährigen Krieges und des Holländischen Kriegs zerstörten die geleistete Aufbauarbeit. Seit 1664 war überdies die Herrschaft

Oberkirch wieder in der Hand der Bischöfe von Straßburg, die weniger merkantilistisch gesinnt waren als die württembergischen Pfandherren es gewesen waren. Ein Streiflicht auf den Zustand der Rebgrüter wirft ein Bericht über den Rebhof zu Tiergarten. Der Rebhof und das Dach des Trotthauses seien neu mit Stroh zu decken. Die Reben „*sind sehr schlecht gebauwen*“. Der Amtsschaffner nutze den größten Teil der zum Hof gehörenden Wiesen und habe sie zum Teil mit Hafer eingesät. Der Rebmann könne nur wenig Vieh halten und könne aus „Mangel an Dung“ die Reben nicht bessern<sup>81</sup>.

### *Grimmelshausen und die Verwaltung der schauenburgischen Rebhöfe*

Am 7. September 1649 trat Johann Jacob Christoph von Grimmelshausen bei seinem ehemaligen militärischen Vorgesetzten, dem Offenburger Festungskommandanten Hans Reinhard von Schauenburg, in den Dienst als Schaffner<sup>82</sup>. Die Schauenburger Ganerben hatten von den Grafen von Eberstein die Schauenburg und ihre Güter zu Lehen<sup>83</sup>. Die Familie spaltete sich im 14. Jahrhundert in mehrere Linien. Seit dem Ende des 15. Jahrhunderts bildeten sich zwei große Linien heraus, die Ulrich-Dieboldsche oder Herlisheimer Linie und die Luxemburger oder Harthardsche Linie. Nachdem die Schauenburg dem Wohnkomfort nicht mehr genügte, ließen sich die Schauenburger in Oberkirch nieder und errichteten schließlich das Schloß in Gaisbach.

Zu den schauenburgischen Gütern gehörten nachweislich seit dem 14. Jahrhundert Reben. Johannes Kalwe von Schauenburg hatte 1381 „*einen Reberg zu Stouffenberg, ziehent an den Hardt*“ erhalten; er war auch in markgräflich-badischen Lehensdiensten tätig. In einem Verzeichnis der geroldseckischen Lehen von 1399 und 1401 wird deutlich, daß inzwischen der Weinbau eine wichtige wirtschaftliche Grundlage für die Burgfamilien bildete. Hans Rufelin und Burkhard Kalwe besaßen einen Rebhof in Ringelbach und Reben auf dem Hungerberg in Gaisbach. Swicker Burggraf hatte die Reben „vor dem Gaisbach“ inne, Hans von Schauenburg, „Nun-ecker“ genannt, war das „nieder Lehen“ in Ringelbach zugeteilt, Reben in Gaisbach jenseits des Baches und die Zinkelinsreben in Gaisbach. Im dortigen Rebgewann Herrengrund lagen die Reben des Johannes Höfinger<sup>84</sup>.

Bis ins 17. Jahrhundert hatte sich der Rebbesitz der Schauenburger wesentlich vergrößert. Grimmelshausens Dienstherr Hans Reinhard von Schauenburg besaß 11 oder 12 Rebhöfe<sup>85</sup>. Sie lieferten jährlich beträchtliche Mengen an Zins- und Zehntwein. So erbrachten seine Güter 1654 80 Fuder, 8 Ohm, 9 Maß, 1655 57 Fuder, 17 Ohm, 7 Maß, 1656 80 Fuder, 17 Ohm, 16 Maß Ertrag.

Die stetig steigenden Erntemengen lassen sich sicher auf den Rebenneuaufbau nach dem 30jährigen Krieg zurückführen und sind nicht zuletzt das Verdienst Grimmelshausens. Er hatte dafür zu sorgen, daß die Keltern in einem baulich guten Zustand waren, Reparaturen auf den Rebhöfen rechtzeitig vorgenommen wurden. Für den Zustand der Rebkulturen war es wichtig, daß den Rebleuten bei der Düngung der Weinberge durch Zuschüsse aus der grundherrschaftlichen Kasse geholfen wurde, daß die Rebstecken regelmäßig erneuert wurden und daß die Rebarbeiten pünktlich verrichtet wurden. So trug die Herrschaft die Kosten für die Lese. Außerdem lieferte sie den Rebleuten die Brotfrucht, die bei der Gesamtabrechnung bezahlt werden mußte.

So hatte Hans Maisch „im dhiergarden“ (Tiergarten) 1660 insgesamt 11 Viertel und 3 Sester Brotfrucht im Wert von 23 Gulden erhalten, im Oktober und November noch einmal Getreide für 4 fl. Er hatte 12 fl. 5 sch. und bei Ablieferung des Herbstes noch einmal 1 fl. und 5 sch. Vorschuß erhalten. Er hatte 26 Ohm Wein erzeugt, jeweils ein halbes Ohm behielt er für sich, ein halbes Ohm ging an die Herrschaft. Da die Rebhöfe im Halbbau betrieben wurden, ging die Hälfte des Ertrags an die Herrschaft und die andere Hälfte an den Winzer. Dem Winzer wurden für 12<sup>1/2</sup> Weißwein 13 fl. 8 sch. gutgeschrieben, für ein halbes Ohm Rotwein 5 sch. 11 Pfennige. Für das Tragen von „Grund“ erhielt der Rebmann 10 fl., außerdem ersetzte die Herrschaft ihm die Hälfte des Wertes der angeschafften 1200 Rebstecken und der 200 Bund Stroh. Der Rebmann Maisch hatte freilich noch alte Schulden in Höhe von 61 fl. und 5 sch. Nach der Endabrechnung 1660 waren sie auf 72 fl. 9 sch. angewachsen: Wie Maisch hatten die meisten schauenburgischen Rebleute bei ihrer Herrschaft Schulden<sup>86</sup>. Es war sicherlich für Grimmelshausen nicht leicht, mit Bauern zu verkehren, deren Schulden am Ende eines Wirtschaftsjahres trotz harter Arbeit weiter angewachsen waren. In seinem literarischen Werk wie beispielsweise im *Satyrischen Pilgram* bezeugt Grimmelshausen durchaus Verständnis für die Situation der Bauern: . . . *Kommt ein Krieg so kommt zugleich ein aller schrecklichste Pest / denn da wollen nicht nur allein die Landsknecht seine Söhn seyn / sondern sie nehmen Ihme auch oft hinweg / all das jenig / was Er sein Lebtag mit Saurer Mühe und Arbeit erobert / und vor sich gebracht hat; Bald bricht Ihme der Bach auß / und zerreißt Ihme seine Güter oder gar das Haus / Baldt kommt das Unthier und theilt sein Viehe mit Ihme / oder kömmt sonst ein Unglück / daß Ihme kein Haar davon im Stall bleibt: hie plagen ihn die Zigeiner, dort betriegen Ihn die Landfahrer und Schreyer; da bestehlen Ihn Bettler und andere Dieb; und wann er auff Martini Kasten und Keller voll hat, so kommen erst seine Gläubiger Gültherren und Schaffner / die wollen auch Ihr Teil haben<sup>87</sup>.*

Neben dem Rechnungswesen und der Aufsicht über die Rebhöfe hatte Grimmelshausen auch für die Pflege und Verwaltung der Weine Verantwortung. Dabei stand ihm ein Küfer zur Seite. Grimmelshausen hatte Sorge für das notwendige Kellerinventar zu tragen und mußte gegebenenfalls Reparaturen anordnen. Er überwachte die Weinbehandlung und schließlich den Weinverkauf. Im Rechnungsjahr 1649/50, als Grimmelshausen auch die Rebhöfe des Junker Carl von Schauenburg mitverwaltete, verkaufte er an den „Schwabenkärcher“ Ludwig Keckh 13 Ohm und 18 Maß Wein. Die „Schwabenkärcher“ waren Fuhrleute und Händler, die die neuangelegte Kniebisstraße nutzten, um Wein und andere Landesprodukte jenseits des Schwarzwalds einzukaufen. Einem „anderen Schwaben“ verkaufte Grimmelshausen 6 Ohm und 4 Maß Wein, dem Wirt Jacob Bowte aus Appenweier 6 Ohm und 10 Maß<sup>88</sup>. Auch seine Dienstbesoldung erhielt Grimmelshausen zum Teil wieder in Weinnaturalien: von Junker Carl 7 Ohm und 12 Maß, von Hans Reinhard 15 Ohm. Viele Dienste entgelt Grimmelshausen im Auftrag seiner Herrschaft mit Wein. 1655/56 erhielt Jacob Naber aus Tiergarten ein Maß Wein, weil er für den Schauenburger einen Nußbaum gefällt hatte. Als die Legelshurster ihre Gülten ablieferten, erhielten sie vom Schaffner 10 Maß Wein, ebenso die Stadelhofener. Im August wurde den Gaisbachern, die das Öhmdheu gemäht hatten, insgesamt ein Ohm Wein ausgeschenkt<sup>89</sup>.

Schließlich sorgte Grimmelshausen als Wirt im Gaisbacher Schaffnerhaus (1656–58) und im „Silbernen Stern“ (1665–67) für den Absatz des Gaisbacher Weins. Nach der Gaisbacher Polizeiordnung<sup>90</sup> hatte Grimmelshausen den ausgeschenkten Wein von seiner Herrschaft zu beziehen. Nach neun Uhr abends durfte er keinem Gast mehr Essen, Trinken und Lichter geben. Die Gaisbacher mußten ihre Hochzeiten im „hiesigen“ Wirtshaus feiern. Von dem ausgeschenkten Wein mußte eine Steuer, das „Ungeld“, an die Herrschaft entrichtet werden. Grimmelshausen hatte auf der Spitalbühnd zwei Häuser errichtet, in einem davon betrieb er seit 1665 das Wirtshaus „Zum silbernen Stern“. Sein Großvater, Bäckermeister Melchior Christoph von Grimmelshausen, hatte in Gelnhausen die Wirtschaft „Zum goldenen Stern“ betrieben.

In der „Verkehrten Welt“ hat Grimmelshausen sich selbstkritisch mit dem Berufsstand der Wirte beschäftigt<sup>91</sup>. Der Ich-Erzähler, der wie in Dantes „Göttlicher Komödie die Gelegenheit erhält, das höllische Inferno zu besichtigen, trifft auf einen Wirt, dem gerade mit einem glühenden Schröpf-eisen von höllischen Baderknechten Haut und Haare weggebrannt werden. Der Wirt erzählt nun vom Grund seiner Strafe: Seine Wirtschaft sei „Huren, Fluchern, Spielern und Vollsäufern“ offengestanden. Er habe den Wein „mit Wasser getauft“ und „mit doppelter Kreide“ angeschrieben. Alles in



Abb. 6: Hier wirkte vor fast 350 Jahren Grimmelshausen als Schaffner und Wirt: die Ruine Schauenburg, das Gasthaus „Zum Silbernen Stern“ und die Gaisbacher St. Georgskapelle.

seinem Hause sei „lausig und unsauber“ gewesen. In diesem Zusammenhang formuliert Grimmelshausen ein Berufsethos für Wirte. Der Wirt habe darauf zu achten, „daß die Fremden und Wanders-Leuth bei ihm freundlich aufgenommen / mit Speis und Trank gebühlich versehen / und mit notwendiger Ruhe erquickt werden“.

Grimmelshausen hat materiell als Wirt in Gaisbach keinen großen Nutzen gezogen, zumal er die Kundschaft in dem kleinen Winzerdorf noch mit einem weiteren Wirt teilen mußte. Profitiert hat er freilich als Schriftsteller: „Im Kommunikations- und Erfahrungsraum Gasthaus jedoch brauchte Grimmelshausen keine Bücher (. . .) Hier begegnete er täglich Menschen fast aller Schichten: Bauern, Rebleuten, Handwerkern aus dem Dorfe, aber auch Fuhrleuten aus den umliegenden Orten, abgedankten Soldaten, die noch keine feste Bleibe gefunden hatten, durchziehenden Handelsleuten. Sogar Geistliche, Beamte, hie und da ein Adelige wie Philipp Hannibal von Schauenburg waren Grimmelshausens Gäste. Was er ihnen an erzählendem Rohstoff und sprachlichen Material verdankt, wissen wir nicht im einzelnen. Unbestritten bleibt jedoch, daß er eine breite mündliche Erzähltradition in sein Werk hat einfließen lassen“<sup>92</sup>.

„Das Renchtal ist mit Wirtschaften jeder Art auf das Reichlichste ausgestattet. Sie dürfen sich, was ihre Leistungsfähigkeit in Bezug auf die Naturalverpflegung betrifft, den besten Gasthöfen größerer Städte kühn zur Seite stellen“, stellte 1871 der Oberkircher Amtsvorstand in einem Bericht fest<sup>93</sup>. Zur Qualität der heimischen Gastronomie trug nicht zuletzt die Qualität des heimischen Weines bei. Das scheint freilich nicht immer der Fall gewesen zu sein. Im Jahr 1690 klagten Schultheiß, Stabhalter und Gerichtszwölfer des Oberkircher Stadtgerichts gegen sämtliche Wirte, weil diese den Wein außerhalb des Amtes einkauften: „Insonderheit die Oppenauer sehr viel von der ferne herbey geführet“<sup>94</sup>. Billiger Wein aus Württemberg in großer Menge wurde damals auf Fuhrwerken und Saumpferden über den Kniebis gebracht, während umgekehrt „keine zwei Schwabenwägen allhie geladen“. Das hatte zur Folge, daß der Wein der Renchtäler Winzer „gantz unwerth und unverkeufflich“ geworden war. Angesichts der Zoll- und Fuhrkosten war es lohnender, einen Teil des Weines im Tal selbst auszuschenken. Die Voraussetzungen dazu waren günstig. Oberkirch und Oppenau wiesen wegen der Lage an der vielbefahrenen Kniebisstraße eine unverhältnismäßig große Zahl von Herbergen und Gasthöfen auf<sup>95</sup>. Oppenau war Übernachtungsstation vor der Schwarzwaldüberquerung über den Roßbühl. Dazu kam die Nachfrage nach Weinen aus den Badwirtschaften in Sulzbach, Antogast, Freiersbach, Peterstal, Griesbach und Rippoldsau. Nach der Badeordnung von 1608 hatten die Renchtäler Badwirte „zwei klare, schöne, unverfälschte, anmutigere Tisch- und Ehrenweine“ bereitzuhalten<sup>96</sup>. Vor allem bei Absatzkrisen und nach überreichen Weinernten nahm die Zahl der Strauß-, Besen-, Kranz- und Buschwirtschaften zu. In ihnen wurde für eine begrenzte Zeit selbsterzeugter Wein ausgeschenkt<sup>97</sup>. So gab es im Krisenjahr 1929 in der Gesamtgemeinde Durbach (mit dem Stab Bottenau) 13 Straußwirtschaften. In Herztal-Meisenbühl besaß die Gemeinde das Recht, eine Straußwirtschaft zu betreiben, das sie zur Erhöhung der Gemeindeeinnahmen verpachtete. In Weinbaugemeinden diente das Absatzargument gelegentlich dazu, eine Wirtschaftskonzession zu beantragen. So stellte 1834 Johann Breig vom Schlatten (Gesamtgemeinde Butschbach) das Gesuch, ihm möge die Einrichtung einer Gastwirtschaft im Schlatten gestattet werden. Als Begründung wurde angeführt, der in der Gemeinde erzeugte Wein ließe sich besser absetzen. Von 62 Bürgern in der Gesamtgemeinde Butschbach-Hesselbach betrieben 56 Weinbau. Die gesamte Rebfläche belaufe sich auf 140 Morgen. Obwohl der Wein nach Karlsruhe, Pforzheim, Baden-Baden, Schappach und Wolfach verkauft werde, sei jede zusätzliche Absatzmöglichkeit willkommen. Angesichts der durchschnittlichen Weinernte von 200 Fuder pro Jahr sei es nicht möglich gewesen, in den Jahren 1826, 1828 und 1829 allen Wein zu verkaufen<sup>98</sup>.





# Landvogtey Ortenauische Ohmgelds-Ordnung,

Wornath

sich die Ohmgeldere und Wirthe zu richten haben.

**1<sup>mo</sup>.** Solle sowohl denen Schild, als anderen Wirthen, kein Wein, welchen sie einfelleren wollen, vom Wagen abgeladen; weniger ihre Zapf-Fässer von denen Kiefferen, oder sonst anderen gefüllt; noch auch der Wein, aus anderen Kellern, in des Wirths seinen, mit Läglen, Ständel, Kanden, oder anderen Geschirr, wie es geschehen könnte, getragen werden; es seye dann, daß zuvor alles, und jedes denen geschworenen Ohmgelderen angezeigt, und solcher Wein von denselben in die ihnen zugestellte Register, oder Ohmgelds-Büchlein notirt, und aufgeschrieben worden.

**2<sup>do</sup>.** Weilen nöthig / daß zu Benbehaltung gebührender Richtigkeit in den fürnemsten Orthen, wo der meiste Abgang des Weins ist, zwey Ohmgeldere gesetzt werden; Als ist die Verordnung, daß solches wohl observiret und genau darauf gehalten werde; Wohingegen man geschehen lassen kann, daß wo nur kleine Orth, und wenig Wein abgeheth, daselbsten nur ein Ohmgelder bestellet, und beeidiget, auch nach befindenden Dingen das Ohmgeld admodürt werde. Es mögen aber zwey, oder nur ein Ohmgelder seyn, so sollen der; oder dieselbe in solchem ihrem Dienst getreu; und gewärtig seyn, auch dieser Ohmgelds-Ordnung in allen Punkten mit höchst; gehorsamsten Fleiß nachleben.

Vom ausgeschenkten Wein war eine Steuer, das Un- oder Ohmgeld, zu entrichten. Der Ortenauer Wirteeid von 1608 verpflichtete die Wirte, keinen Wein auszuschenken, ohne daß ein Ungelter, ein Steuerbeamter, zuvor den Inhalt des Fasses gemessen hatte und auf einem Kerbholz angeschnitten hatte<sup>99</sup>. Genauere Anweisungen gibt die 1765 gedruckt verbreitete „*Landvogtey Ortenauische Ohmgelds-Ordnung. Wornach sich die Ohmgeldere und Wirte zu richten haben*“<sup>100</sup>. Danach durfte von den Wirten oder Küfern kein Wein im Keller eingelagert werden, ohne daß vorher ein geschworener Ohmgelder herangezogen wurde. Nur in den Schankfässern durfte ein Zapfhahn angebracht werden, die anderen Fässer wurden versiegelt. Bei der Feststellung der Weinmenge mußten geeichte Gefäße verwendet werden. Nach Ende eines Schankquartals hatte der Ohmgelder an den Schankfässern mit Hile eines Kerbholzes festzustellen, wieviel Wein ausgeschenkt worden war. Danach wurde das Ohmgeld berechnet. Ähnliche Regelungen gab es im Amt Oberkirch. Dort mußten die Wirte von jedem Ohm Wein sechs Maß als „Ungelt“ abführen<sup>101</sup>. Ab drei Ohm erhielten sie einen Nachlaß. Sie mußten freilich dafür wieder an die Kirche den Meßwein liefern.

Nicht immer waren die Wirte in der Lage, die von ihnen geforderte Weinsteuer zu entrichten. Am 6. August 1798 machten sämtliche Wirte des Gerichts Appenweier eine Eingabe und baten darum, auf die Erhebung des Ungelds zu verzichten. Bei den Franzoseneinfällen 1796 und 1797 sei ihnen der Wein und die gesamten Vorräte weggenommen worden. Die Landvogtei ließ sich schließlich herbei, den 13 Wirten die Hälfte ihrer Ohmgeldschulden zu erlassen<sup>102</sup>. 1802 bat der Hirschwirt Seeliger von Zusenhofen, ihm die Ohmgeldschulden aus den Jahren 1800 und 1801 zu erlassen. Er sei bei der Landesverteidigung von feindlichen Truppen gefangen genommen worden, sei ein halbes Jahr vom Feind festgehalten worden und habe zwei Quartale seine Wirtschaft nicht betreiben können. Mittlerweile hätten französische Besatzer seinen gesamten Weinvorrat, der 20–22 Ohm betragen habe, getrunken und ausgeleert<sup>103</sup>.

### *Von Trotten und Trotthäusern*

Nicht jeder Rebhof besaß seine eigene Kelter. Die Errichtung der mächtigen Baumtrotten erforderte einen erheblichen Aufwand und war Sache der Grundherren. Die Baumtrotten waren in einem eigenen Trotthaus untergebracht. Nach der Staufenberg Hardtwaldordnung von 1447 durften zur Errichtung eines Trotthauses 30 Stämme geschlagen werden<sup>104</sup>. Nach dem Mooswaldbrief von 1527 durfte im Beisein eines Försters das benötigte Holz gehauen werden<sup>105</sup>. Nicht nur die Kosten für Bau und Unterhaltung

waren ein Grund dafür, das Keltern des Weines zu zentralisieren. Da die Rebhöfe im Teilbau betrieben wurden, mußte ein herrschaftlicher Aufsichtsbeamter Herbst und Trotten überwachen. An der Trotte mußte jeder zweite oder dritte Kübel Traubenmost ins herrschaftliche Faß geschüttet werden, den zehnten Teil erhielt der Zehntherr.

Für die Rebhöfe der Schauenburger standen im Herbst zwei Trotten in Gaisbach zur Verfügung<sup>106</sup>. Der schauenburgische Rebhof des Felix Haug in Wolfhag besaß eine eigene Kelter. Die Trotte wurde von dem Rebmann Georg Hirt mitbenutzt, der 1654 insgesamt 108 Ohm Wein erzeugte. Davon erhielt der Hofbesitzer Haug zwei Ohm<sup>107</sup>. Die beiden Rebhöfe des Klosters Allerheiligen auf dem Meisenbühl nutzten gemeinsam eine Kelter. Das Trotthaus wurde in der Nacht vom 28. auf den 29. Januar 1649 durch einen starken Sturm umgedrückt<sup>108</sup>. Die Höfe am Herbstkopf (Bottenau) nutzten im 18. Jahrhundert ebenfalls ihre Trotte nachbarschaftlich. Die Torkel stand 1740 auf dem Gut des Mathis Männle. Zur Hälfte war Mathis Palmer Miteigentümer und hatte entsprechend an den Kosten zur Unterhaltung seinen Anteil zu tragen. Für das Trotthaus selbst hatte Männle indes allein aufzukommen. Ein weiterer Nachbar, Franz Bechle, hatte das Recht, die Kelter zu nutzen, ohne allerdings Miteigentümer zu sein. Er bezahlte für die Benutzung einen Kreuzer pro Ohm getrotteten Weins<sup>109</sup>. An den herrschaftlichen Rebhöfen Allerheiligens, Staufenbergs und der Schauenburger mußte der Grundherr für die Baukosten aufkommen. So ließ das Amt Staufenberg 1780 das baufällig gewordene „Rebhaus“ des Rebmanns Georg Lang samt dem Trotthaus renovieren. Das Trotthaus wurde erweitert, so daß noch eine zweite Trotte aus dem „sehr engen Trottegebäu“ des Rebmeiers Klaus Meier angebracht werden konnte<sup>110</sup>. In seiner Eigenschaft als Schaffner veranlaßte Grimmelshausen, daß die Trotthäuser mit Stroh aus dem Gaisbacher Schloßhof immer wieder neu eingedeckt wurden<sup>111</sup>.

Nachdem 1771 die Herrschaft Staufenberg an die baden-durlachische Linie gefallen war, machte der neue Landesherr Karl Friedrich den Versuch, auch in der Herrschaft Staufenberg Trottabgaben zu erheben. In anderen Landesgegenden war unter Berufung auf die „Trotthörigkeit“ den Winzern beim Keltern eine besondere Abgabe abverlangt worden. Die Untertanen des Amtes Staufenberg wandten sich in einer „Supplikation“ an den Landesherrn, nachdem von jedem Ohm geherbsteten Weines eine Maß Trottewein gefordert wurde. Es gab in der Herrschaft außer den Trotten, die ohnehin zu den herrschaftlichen Rebhöfen gehörten, keine Trotte, die von den Rebleuten anderer Grundherrschaften benutzt wurde. Der Abgabe entsprach keine Gegenleistung, sie stellte lediglich den Versuch dar, die fiskalischen Einnahmen zu erhöhen. Die Beschwerdeführer verwiesen auf die

ohnehin schon hohen Abgaben: „Die Abgabe des Trottwins kommt die Untertanen hart an, denn sie müssen von jedem Fuder zwei Ohm Zehntwein geben, und mit der Abgabe des Trottwins bleiben für sie kaum 20 Ohm. Überdies seien die Weinberge beschwerlich zu bauen und die Nachbarn ließen sich die Rebstecken teuer bezahlen“<sup>112</sup>. Nach Ablösung der alten grundherrlichen Abhängigkeiten errichteten die Rebbauern eigene Kellern. Da die alten Baumtrotten sehr viel Platz beanspruchten und nach dem Ende der genossenschaftlichen Waldnutzung das Holz teuer gekauft werden mußte, suchte man nach neuen Lösungen. Das neue Material Eisen fand auch bei den Pressen Verwendung, zumal ganz in der Nähe, in Oberkirch, bei der Fa. Linck Trotten mit Eisenspindeln hergestellt wurden. In den Granitsteinbrüchen bei Ringelbach und Waldulm wurden steinerne Trottbetten hergestellt. Die Bestandteile der mächtigen alten Baumtrotten wurden hie und da noch lange bis in das 20. Jahrhundert hinein als Faßlager benutzt.

#### *Die Ausstockung der ehemaligen Genossenschaftswälder*

Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts waren Art und Umfang des Weinbaus je nach Witterung, Kriegseinwirkungen und Wirtschaftskonjunktur Schwankungen unterworfen. Zeiten des Rückgangs und der Stagnation wechselten mit Phasen der Ausdehnung und Blüte des Weinbaus. Am Anfang des 19. Jahrhunderts vollzog sich ein grundlegender Wandel: Die alten Genossenschaftswälder wurden verteilt und teilweise ausgestockt; der Weinbau verlagerte sich von den flachen Lößhügelzonen am Rande des Taltrichters an die Steilhänge am Abfall der Schwarzwaldberge. Beispielsweise war südwestlich und südlich von Nußbach in den Gewannen *Weilerhof*, *Eiseneck*, *Schwarzgrund* und *Brestenberg*<sup>113</sup> Weinbau betrieben worden. Im heutigen Neugebiet *Am Sperrain* südlich der Schule waren 6 Jeuch Feld 1767 unter 33 Bewirtschafter aufgeteilt, die kleine und kleinste Rebpzellen bis zu 2 Ar angelegt hatten<sup>114</sup>. Mit der Verlagerung des Weinbaus in ausgestockte Flächen des Hardtwaldes konnte der entscheidende Schritt zu einer qualitativen Verbesserung des Weinbaus vollzogen werden.

Der Hardtwald, der sich auf der Vorbergzone bis nach Durbach hinüberzog und dessen östliche Grenze das Bottenauer Tal markierte, wurde 1805 unter den ehemaligen Genossenschaftsgemeinden Durbach mit den Stäben Bottenau und Obernesselried, Herztal-Meisenbühl, Ebersweier, Zusenhofen, Appenweier und Nußbach entsprechend der Zahl der Bürger verteilt. Der Wald, der schon im 18. Jahrhundert durch die Übernutzung einer stets steigenden Bevölkerungszahl gelitten hatte, war in den Koalitionskriegen gänzlich ramponiert worden. Die „öden Plätze“ vor allem an den Südhängen waren für eine Kultivierung zu Rebfeld besonders geeignet, da

der Neuaufbau des Waldes auf viele Jahre hin keinen wirtschaftlichen Ertrag erbracht hätte. Unmittelbar nach der Abteilung des Waldes, im Jahr 1806, begannen die Nußbacher mit „Rebenmachen im Hardtwald“<sup>115</sup>. 1807 wurden Wege „ausgepfählt“ und die Grundstückspartellen ausgesteckt. Auch Zusenhofen und Appenweier legten auf ihren Hardtwaldanteilen Reben an. Die Nußbacher und Nesselrieder stellten 1813 gemeinsam einen Antrag auf Ausstockung. Nußbach wollte im Bereich der Schönhalde 11 Morgen Reben anlegen, Nesselrieder wollte auf 8 Morgen ehemaligem Waldgelände Reben anlegen<sup>116</sup>. Nach anfänglichen Bedenken wegen der Holzknappheit beider Gemeinden wurde der Plan genehmigt.

Die Ausweitung der Weinbauflächen in den Realteilungsgebieten war die Konsequenz einer Bevölkerungsvermehrung, die den Nahrungsspielraum stark einengte. So stieg die Einwohnerzahl in Nußbach von 1813 bis 1852 von 459 auf 713 Einwohner an<sup>117</sup>. Ähnlich war die Lage in den Reborten Tiergarten, das 1813 noch 315 Seelen zählte, 1852 aber schon 556<sup>118</sup>, und Herztal-Meisenbühl, dessen Einwohnerzahl von 279 Einwohnern (1813) auf 391 (1861) zunahm. Der Weinbau schien die Chance zu bieten, der Landnot durch Ausweitung der kultivierten Flächen und Spezialisierung auf den ertragsintensiven Anbau entgegenzuwirken. Auf ehemaligen Hardtwaldflächen legten die Nußbacher in den Gewannen Pfaffenbahn (1833), Fichtbuckel (1863/64) und Erbsengarten (1888) weitere Gemeindegewinne an. Durch den Kauf des 17 ha großen, einst zum Weilerhof gehörenden Weilerwaldes im Jahr 1834 konnten nunmehr Bedenken des Forstamtes wegen mangelnder Holzversorgung zerstreut werden. Die kultivierten Rebflächen waren in gleichgroße Lose aufgeteilt worden und als Bürgernutzen den Gemeindegewinnern überlassen worden. Der Rebgenuß haftete auf dem Haus. Bei einer Vergantung behielt der frühere Besitzer die Nutzung der Hälfte der Reblose bis an sein Lebensende<sup>119</sup>. Nach der letzten Ausstockung hatte in Nußbach jeder Gemeindegewinner Anspruch auf 5–6 Reblose mit insgesamt 2700 Rebstöcken, was nach alter Berechnung 7–9 Haufen entsprach. In Herztal wurde 1815 der Trotberg, 1847/61 die Hohwacht und 1888 ein Stück des Erbsengartenwaldes ausgestockt<sup>120</sup>. Die Hardtwaldanteile des zu Durbach gehörenden Stabes Bottenau und der Butschbacher Zinken Diebersbach und Schlatten wurden zur Bottenauer Hardtwaldgenossenschaft zusammengefügt, da diese Teilorte keine selbständigen Gemeinden bildeten. Auch diese Waldflächen wurden seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts ausgestockt. Die Reben wurden im Teilbau als Drittel-Reben ausgegeben, der abgelieferte Wein wurde versteigert. Am Ende des Jahres traf man sich zur Verteilung des Reinertrags zum „Bauerngericht“; dabei wurden 150 Liter Wein in der Wohnstube des Rechners ausgeschenkt. Der Erlös von den Reben betrug beispielsweise 1898 35 Mark. Mit dem Brauch des „Bauerngerichts“ am Tag der „Un-

schuldigen Kinder“ setzte die Bottenauer Hardtwaldgenossenschaft die ältere Tradition fort, die auf der Verwaltung der alten Bottenauer Talallmende basierte<sup>121</sup>.

Auf der rechten Renchseite ermöglichte die Verteilung des Ulmhardt 1811 die Anlegung von Rebkulturen an sonnenbegünstigten Steilhängen. Der Ulmhardt war einst von den Bewohnern der Gerichte Renchen und Ulm genützt worden. Bei der Waldteilung wurden

Tiergarten 54 ha  
Ulm 144 ha  
Stadelhofen 67 ha  
und Haslach 69 ha

zugewiesen<sup>122</sup>. Tiergarten legte auf seinem Ulmhardtanteil 1839/41 den „Neuen Reberg“ an. Dabei wurden 10,8 ha ausgestockt. Diese Fläche wurde in 96 Lose zu je 108 Ruthen aufgeteilt, 85 Lose davon erhielten die Gemeindebürger als Burgernutzen<sup>123</sup>. Die weiter zunehmende Bevölkerung zwang 1847 und 1860 zu weiteren Ausstockungen. 1847 legte man 12,2 ha neu zu Weinbergen an. Jedes der 123 neuen Reblose umfaßte 9 ha. Die Neuanlage wurde 1860 mit der Erschließung von zusätzlichen 5,78 ha Reb Gelände erweitert; noch einmal konnten 128 Lose à 45 Ruthen (4,05 ha) gewonnen werden. Trotzdem reichte das Reb Gelände nicht mehr aus, um den Bürgern eine Existenzgrundlage zu gewährleisten. 1851 waren zahlreiche Ortsarme auf Gemeindegeldern nach Amerika verfrachtet worden<sup>124</sup>. In Haslach waren 1836 13 Morgen, 2 Viertel und 98 Ruthen des insgesamt 133 Morgen umfassenden Ulmhardtanteils gerodet worden. Darauf wurden 84 Lose zu je 56 Ruthen Reben angelegt<sup>125</sup>. Die Rebfläche hatte in Tiergarten zu Anfang des 19. Jahrhunderts 1000 Steckhaufen, also rund 30 ha betragen. Sie verdoppelte sich bis zur Jahrhundertwende. In Haslach hatte man zu Anfang des Jahrhunderts nur 600 Steckhaufen (6 ha) Reben gezählt, in Erlach 140 (1,4 ha), in Ulm 450 (4,5 ha) und in Stadelhofen 140<sup>126</sup>. Nach den Berechnungen Zeisers nahm die Rebfläche, die in der ersten Dekade des 19. Jahrhunderts im Bezirksamt Oberkirch rund 200 ha betragen hatte, bis zum Ende des Jahrhunderts auf 485 ha zu<sup>127</sup>.

Entscheidend für die Entwicklung des Weinbaus im Renchtal war, daß nicht nur eine quantitative Ausweitung des Weinbaus erfolgte, sondern daß die neuerschlossenen Spitzenlagen zur Verbesserung der Weinqualitäten genutzt wurden. In einer Statistik des Amtes Oberkirch aus dem Jahr 1837 wird die „fortschreitende Kultur des Weinbaus“ hervorgehoben<sup>128</sup>. Insbesondere der Klingelberger, der hohe Anforderungen an Bodenqualitäten und Sonneneinstrahlung forderte, breitete sich mehr und mehr aus. Hofge-



Abb. 8: Beim Bottenauer Bauerngericht konsumierten die Genossen ein Ohm Wein; die Murren, Gebäck mit einer schiefen Furche, wurden beim Kartenspiel ausgespielt.

richtsadvokat Zentner hob in seiner 1827 erschienenen Schrift „Das Renchthal und seine Bäder“<sup>129</sup> die Bedeutung dieser Weinsorte besonders hervor: „Die Umgegend von Oberkirch ist die Heimath des bekannten, gewürzhaften Klingelbergers. Die Weine dieses Geländes, welches aus Granit und Sandstein (!) besteht, zeichnen sich durch einen gewürzhaften, lieblichen Geschmack so wie durch ihr Feuer aus, und gehören gewiß unter die geistreichsten, nicht nur Badens, sondern Deutschlands.“ In guten Lagen pflanzte man außerdem noch Klevner, Traminer und Ruländer; in niederen Lagen Elbling, Klötzer, Reuschling und Silvaner<sup>130</sup>.

Die Verschärfung der Konkurrenzsituation durch den Beitritt Badens zum Zollverein, die Verbilligung der Transportkosten durch Flußregulierung und Eisenbahnbau sowie die Konkurrenz südeuropäischer Importweine nach dem Abschluß von Handelsverträgen machten es notwendig, sich stets um bessere Qualitäten zu bemühen. Auf den Rat der Domänenverwaltung formierte sich im „Kinzigkreis“ um 1825 ein „Reformbund“<sup>131</sup>. Er gab den Winzern wichtige Ratschläge: Ungeeignete Flächen sollten in Ackerland umgewandelt werden, es sollten im Herbst qualitative Lesen

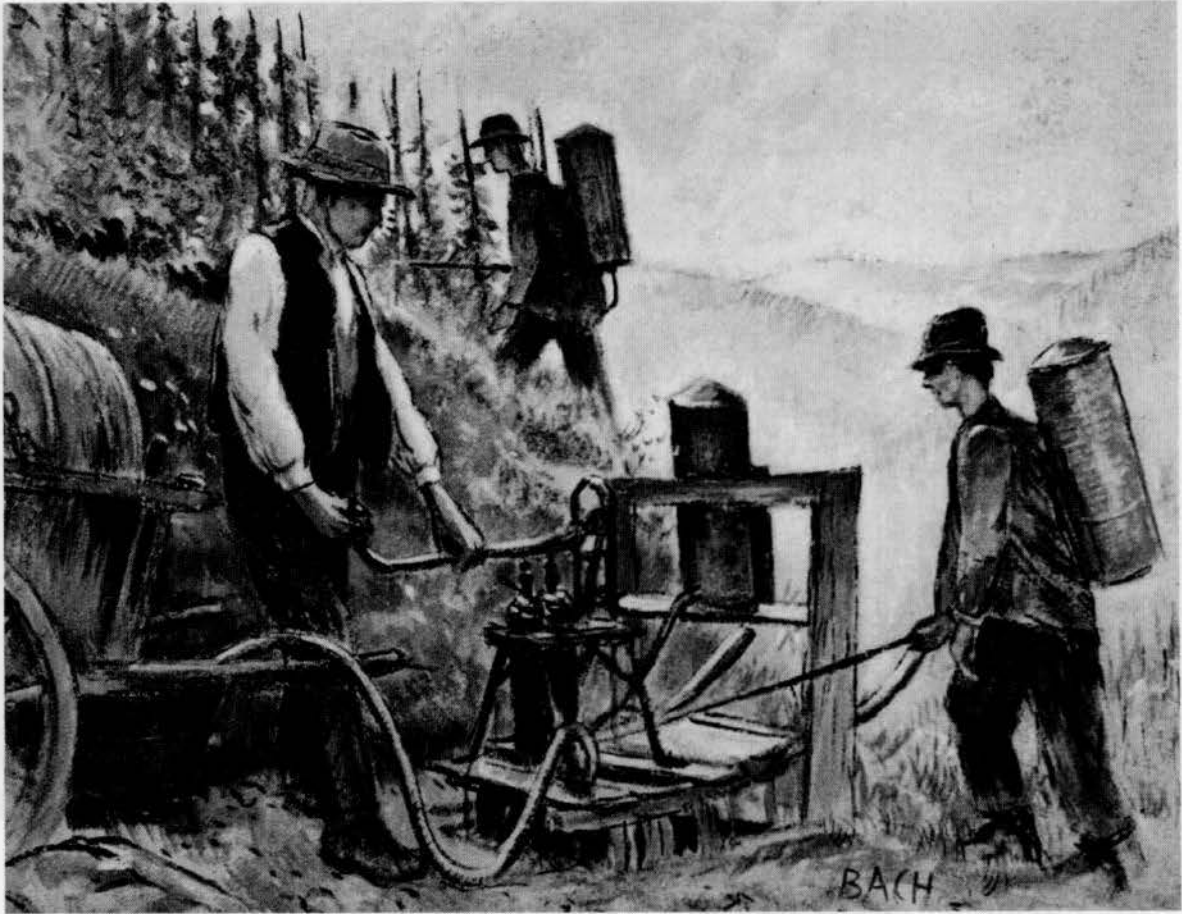


Abb. 9: Renchtäler Winzer beim Ausbringen von Pflanzenschutzmitteln, Ölgemälde von Toni Bach.

vorgenommen werden, der Weinabsatz im Renchtal sollte durch die Anbindung an den Hafen Freistett und den Ausbau der Straße über Oppenau, Griesbach, Freudenstadt nach Hechingen und Sigmaringen verbessert werden. In Oberkirch entschied eine sachkundige „Herbstkommission“ über den Lesetermin<sup>132</sup>.

Auch hinsichtlich der Anbaumethoden versuchten der „Landwirtschaftliche Verein“ und das Bezirksamt, Ratschläge zu geben. Anlässlich einer Ortsbereisung in Nußbach 1898 stellte der Amtsvorstand fest, daß die Qualität des hiesigen Weins zu wünschen übrig lasse. Das rühre daher, „daß die Rebstöcke viel zu nah stehen und daher die Trauben zu wenig Sonne erhalten“. Die Nußbacher glaubten, ein besseres Geschäft zu machen, wenn sie viel Wein zu verkaufen haben“. Die fatale Folge sei aber davon gewesen, daß man für den Wein fast keine Käufer gefunden habe und letztlich Preise von 45–56 Mark pro Ohm habe akzeptieren müssen, während sonst 70–100 Mark bezahlt würden<sup>133</sup>.



Bis in das 20. Jahrhundert hinein hatten viele Weinbauern ihren Wein-ertrag unmittelbar nach dem Keltern oder 4–6 Wochen nach dem ersten Ablassen verkauft<sup>134</sup>. Da der Weinhandel in guten Weinjahren die Angebotslage ausnutzen konnte und die Preise drückte, war der Anreiz vorhanden, die Weine selbst im eigenen Keller auszubauen. Anlässlich der Bezirksausstellung einheimischer Weine in Oberkirch 1882 versuchte Hofrat Neßler, den Winzern einige Anregungen zu geben: *„Bezüglich der Weißweine wies er auf die Gefahr hin, welche durch zu spätes Ablassen, Zersetzung der Hefe im Faß und Wiederaufsteigen derselben für den Wert des Weins habe. Das Einbringen einer kleinen Menge von zerdrückten Beeren zur Gärung bewirke eine sichere und raschere Klärung und gäbe ihm ein reiches Bouquet. Zur Gewinnung eines guten Rotweins will der Redner, daß die Traube die richtige Reife habe (. . .) Der Farbe ferner schädlich seien ferner faulige Beeren und Körner. Außerdem sei zur Erlangung einer schönen Farbe von größter Bedeutung die richtige Temperatur bei der Gärung . . .“*<sup>135</sup> Er empfahl, die „guten Oberkircher Rotweine“ in Flaschen zu lagern und ihn unter eigenem Namen in den Handel zu bringen. An den Durbacher und Bottenauer Weinen hatte Neßler bei anderer Gelegenheit kritisiert, *„daß sie nicht genügend geschönt in den Handel gebracht werden und daß auf eine ausgesprochene Farbe desselben kein Gewicht gelegt werde“*<sup>136</sup>. Darauf lege aber gerade der Konsument in Norddeutschland besonderen Wert.

### *Rebkrankheiten und Winzernot*

Die Ausweitung der Rebflächen und die Konzentration auf den Qualitätsweinbau brachten freilich nicht die Lösung der wirtschaftlichen Probleme in den Realteilungsgebieten. Ganz im Gegenteil, gegen Ende des Jahrhunderts sollte sich der Weinbau, je mehr er als Monokultur betrieben wurde, als ausgesprochene Sackgasse erweisen. Zunächst vernichtete eine ungewöhnliche Häufung von Witterungsunbilden Jahr für Jahr die Erntehoffnungen. Erheblich in Mitleidenschaft gezogen wurden 1875 die Weinberge in Tiergarten, nachdem ein „furchtbares Hagelunwetter“ niedergegangen war. Während die Nachbargemeinden immerhin noch einen durchschnittlichen Ertrag erzielten, *„konnte in Tiergarten das Ergebnis geringer Menge im Hute nach Hause getragen werden“*<sup>137</sup>. Am 11. Juni 1880 richtete erneut ein Hagelunwetter verheerende Schäden an. Ein Gewitter zog von Süden über Oberkirch hinweg, Hagel „von der Größe von Nüssen und Hühnereiern“ vernichtete die Kulturen auf den Gemarkungen Gaisbach, Tiergarten, Ringelbach, Haslach, Stadelhofen und Lautenbach. Der Schaden wurde auf 160 000 Mark geschätzt<sup>138</sup>. Meisenbühl, Herztal und Nußbach wurden 1882 derart vom Hagel betroffen, daß auch im Jahr 1883 die Reben nur ge-

ringe Erträge brachten<sup>139</sup>. Ein Teil der Erntehoffnungen dieses Jahres war schon durch Frühjahrsfröste vernichtet worden. 1887 führte extreme Dürre zu Ertragsausfällen. 1897 und 1905 waren Bottenau und Durbach von extremen Hagelunwettern betroffen<sup>140</sup>. Nässe zur Zeit der Rebblüte im Juni führte 1886 in den Winzergemeinden des Renchtals zu Ertragsausfällen. Statt 20–22 Ohm pro Morgen bei einem Vollherbst konnten im Durchschnitt nur 6 Ohm geerntet werden<sup>141</sup>.

Zu der ungünstigen Witterung gesellten sich in den 1890er Jahren die von Jahr zu Jahr immer stärker auftretenden Rebkrankheiten und Schädlinge. So hatte 1891 ein überaus kalter Winter viele Rebstöcke geschädigt. Die Blütezeit fiel in eine Regenperiode, schließlich setzte die Blattfallkrankheit den Reben zu, so daß nur ein geringes Erträgnis erzielt wurde<sup>142</sup>. Die Blattfallkrankheit (*Peronospora*) war 1878 zuerst in Südfrankreich aufgetreten, hatte sich über Italien und Österreich–Ungarn ausgebreitet und war 1882 zum ersten Mal in der Ortenau beobachtet worden. Begünstigt wurde die Ausbreitung des Pilzes durch die großflächigen Rebkulturen.

Eine gefährliche Pilzkrankheit stellte auch der Mehltau (*Schimmelpilz*, *Äscherich*, *Oidium Tuckeri*) dar, der 1845 zuerst in englischen Treibhäusern beobachtet war und über Frankreich, Tirol und die Schweiz 1857 an den Bodensee vorgedrungen war. Er befiel vor allem die Reben in den niederen Lagen<sup>143</sup>.

Zu diesen Pilzkrankheiten kam noch der Heu- und Sauerwurm, die Larve eines Kleinschmetterlings. Dieser Schädling machte beispielsweise 1910 den Winzern im Renchtal erheblich zu schaffen: *Es ist ein Jammer, wenn man die Verheerungen sieht, die der Heuwurm auch in diesem Jahr wieder geleistet hat. Es wird wohl nicht übertrieben sein, wenn man die angerichteten Schäden in unserem Rebgelände landauf landab annähernd auf die Hälfte des erhofften Ertrags schätzt. Dabei ist nur zu sicher, daß dieser Wurm im Spätsommer eine nicht weniger gefährliche Auferstehung feiert und vielleicht noch einmal des Restes Hälfte zu seiner Mahlzeit kürt, und da ist es sehr leicht zu errechnen, was dann zum Schlusse dem Weinbauern an barem Nutzen noch in die Tasche fällt*<sup>144</sup>.

Mit zunächst unzulänglichen Methoden versuchte man, Rebkrankheiten und Schädlinge zu bekämpfen. Schulkinder wurden ausgesickt; mit Drahtbürsten und Rebmessern versuchten sie im März, die schädlichen Larven aufzustöbern und zu vernichten. In Durbach durchsuchten die Kinder unter Anleitung des Lehrers die Spalten der Rebstecken und streiften die alte rissige Rinde der Rebschenkel ab<sup>145</sup>. In Herztal-Meisenbühl entfernten die Kinder die Stroh- und Weidenbänder, weil sich an ihnen Pup-

Nr. 6806.

**Die Bekämpfung der Blattfallkrankheit der Reben betr.**

An die Gemeindebehörden des Bezirks:

Wir machen schon jetzt darauf aufmerksam, daß in diesem Jahre **das Rebenspritzen mit aller Energie betrieben werden muß.**

Die Erfahrung des letzten Jahres hat so augenfällig den guten Erfolg des Spritzens dargethan, daß kein verständiger Rebenbesitzer mehr die Unterlassung rechtfertigen kann. Immerhin wird auch in diesem Jahre, und zwar möglichst in noch erhöhtem Maße, um eine allgemeine Durchführung zu erreichen, die Mitwirkung der Gemeinden sei es zur Ausführung des Geschäfts mit angestellten Arbeitern oder wenigstens zur Anschaffung der Spritzen oder des Spritzenmaterials wiederum nötig sein. Die schon vorhandenen Spritzen müssen schon jetzt in guten Zustand gesetzt werden.

Auf den **25. d. Mts.** ist uns zu berichten, **wie viele Spritzen und von welchen Systemen** in der Gemeinde (im Besitze der Gemeinde oder von Privaten) vorhanden sind.  
Oberkirch, den 9. Mai 1892.

Großh. Bezirksamt:  
Schellenberg.

Abb. 10: Das Oberkircher Bezirksamt drängte auf den Einsatz chemischer Bekämpfungsmittel

pen befanden. Auch in Haslach setzte man 1907 Schulkinder ein, die die Rebstecken nach Schädlingen abzusuchen hatten<sup>146</sup>.

Gegen die Pilzkrankheiten setzte man im Bezirksamt Oberkirch 1890 erstmals chemische Mittel ein; das Zeitalter der Chemie im Weinbau begann. Gegen die Blattfallkrankheit begann man Kupferkalkbrühe einzusetzen. Den Mehltau bekämpfte man mit pulverisiertem Schwefel<sup>147</sup>. Auf kleinen Flächen wurde das Pulver mit einer Schwefelbüchse ausgebracht, auf größeren setzte man einen Schwefelblasebalg ein. Die Initiative zur Anschaffung von Rebspritzen für die Bekämpfung der Blattfallkrankheit ging zunächst hauptsächlich von den Gemeinden und vom Landwirtschaftlichen Verein aus. Auch Private beteiligten sich. 1891 diskutierten Gemeindebehörden, Rebbeobachtungsorgane, die Direktion des Landwirtschaftlichen Bezirksvereins und der Bezirksrat, „ob das Rebspritzen obligatorisch zu machen sei“. Denn „ein Teil der Rebbauern allerdings konnte mit aller Bildung und Warnung nicht dazu gebracht werden, das bewährte Mittel anzuwenden. Sie werden erst später durch den sichtbaren Schaden an ihren Reben über ihre Unklugheit bitter belehrt“<sup>148</sup>. Um 1910 ging man auch dazu über, den Sauerwurm chemisch zu bekämpfen. Dazu setzte man Nikotin ein<sup>149</sup>. Ertragsausfälle ließen sich nicht verhindern; zu den Schädlingen kam schließlich noch die Reblaus hinzu, zu deren Bekämpfung es kein Mittel zu geben schien.

Welche katastrophalen Auswirkungen diese Krise des Weinbaus hatte, läßt sich am besten am Beispiel der Winzergemeinde Tiergarten zeigen. Ein

Streiflicht auf die Not der Winzer in dieser Gemeinde wirft eine Notiz des Ortsbereisungsprotokolls von 1878: *Die Gemeinde Tiergarten ist ein vorzüglich Rebbau treibender Ort, in dem jeder Bürger nahezu 23 a Gemeindegereben besitzt und außerdem viele Bürger noch eigene Reben haben. Die Verhältnisse dieser Gemeinde sind daher infolge der letzten ungünstigen Weinjahre sehr mißlich, zumal da auch in diesem Jahr der Herbsterttrag wegen des Schwarzbrenners ein sehr schlechter sein wird. Diese schlimmen Verhältnisse haben zur Folge, daß im laufenden Jahr die Gemeindeumlagen bei vielen Bürgern nur schwer oder gar nicht aufgebracht werden können*<sup>150</sup>. Der Anteil der Weinbaukulturen an der gesamten Gemarkungsfläche war derart hoch, daß der Ausfall der Weinernte über das wirtschaftliche Wohl und Wehe der Einwohner entschied. Von der Gesamtgemarkung mit 357,9 ha nahm die Rebenfläche einen Anteil von 61,4 ha ein<sup>151</sup>. Dagegen hatte die benachbarte Gemeinde Haslach zur selben Zeit von den 278,4 ha ihrer Gemarkung nur 29 ha mit Reben bepflanzt und konnte die schlechten Weinjahre durch gute Erträge aus dem Obstbau und der Viehzucht kompensieren<sup>152</sup>. Entsprechend riet man den Tiergartenern, „den Rebbesatz zugunsten anderer Betriebsarten zu vermindern“, die Obstanlagen auszudehnen, die Obstbäume besser zu pflegen, den Wiesen und Ackerbesitz zu vermehren, mehr Vieh und Schweine zu halten und die Söhne ein Handwerk lernen zu lassen<sup>153</sup>. Die Umlegung von Reb- zu Ackerland bereitete jedoch wegen der Parzelliertheit des Geländes Probleme, selbst der Amtsvorstand empfand es als unrichtig, ein Rebgelände aufzugeben, „auf dem bester Wein wächst“. Schließlich war es in Tiergarten ein Mentalitätsproblem, vom Weinbau sich zu trennen: *„Der Weinbauer sitzt dem Tiergartner zu sehr in Fleisch und Blut, als daß er von dieser von den Voreltern überkommenen Lebensweise ohne Grund abgehen möchte*“<sup>154</sup>. Die wirtschaftliche Lage der meisten Einwohner war wegen der zahlreichen Fehlherbste verzweifelt. Schon Mitte der 1880er waren die Einwohner wegen der Mißjahre von 1876–1883 erheblich verschuldet. Selbst die besseren Weinernten 1884/85 reichten nicht aus, um Steuern, Abgaben und Schuldzinsen bezahlen zu können. *„Wegen Mangel an Geld und Boden können die Tiergartner nicht einmal die nötige Brotfrucht und das Futter zur Viehzucht anbauen“*, wurde festgestellt<sup>155</sup>. Die Amerikaauswanderungen nahmen zu. 1890/91 wurden drei Höfe zwangsversteigert, darunter der Rebhof des Leo Müller, der die besten Rebgüter der Gemarkung besaß<sup>156</sup>. Nach der Jahrhundertwende gab es in Tiergarten allerdings kaum noch Zwangsversteigerungen, *„weil Gläubiger befürchten, Rebgelände kaufen zu müssen, das kaum nachgefragt wird*“<sup>157</sup>.

Auch auf der anderen Seite des Renchtrichters, in der Gemeinde Herztal-Meisenbühl führten die Mißjahre zu einer Notsituation der Winzer. In einem Ortsbereisungsprotokoll aus dem Jahr 1910 heißt es: *„Ein großer Teil*

*der Gemarkung besteht in Rebgelände, welches dieses Jahr, nachdem auch die vergangenen Jahre schlechte Herbstes ergeben haben, ein kaum nennenswertes Erträgnis lieferte. War Herztal-Meisenbühl auch von Unwetter und Hochwasser verschont, welche weite Teile des Landes betrafen, so machte der Sauerwurm in den Reben doch so gründliche Arbeit. Es ist betäubend zu sehen, wie die Reben trotz der Aufwendung von Arbeitskraft und Kapital von Jahr zu Jahr in den Erträgnissen zurückgehen. Ob die Rebgemeinde den Kampf gegen die Schädlinge auf die Dauer ohne die Hilfe des Staates wird durchführen können, erscheint fraglich“<sup>158</sup>.*

In der Tat gab es 1911 in Baden staatliche Darlehen zur Anschaffung von Bekämpfungsmitteln in Höhe von 250 000 Mark. Gewährt wurden Steuerstundungen, Subventionen auf Saatkartoffeln, Saatgetreide, Heu, Stroh und Laubstreu und Ermäßigungen auf die Pachten von Stiftungs- und Domängütern<sup>159</sup>. Der aus Nußbach stammende Landtagsabgeordnete Josef Engelhardt, der als Landwirt mit den Nöten der Renchtäler Winzer vertraut war, setzte sich für Winzerkredite, Schutzzölle auf Wein, aber auch für die Förderung des Staatlichen Weinbauinstituts ein, das neue Bekämpfungsmittel erprobte, nach resistenten Sorten suchte, die Kellereitechnik verbesserte und generell den Qualitätsweinbau förderte<sup>160</sup>.

Nach den katastrophalen Notjahren nach der Jahrhundertwende begannen die Rebflächen zu schrumpfen. Eine statistische Übersicht aus dem Jahr 1913 verdeutlicht die Größenordnungen in den einzelnen Gemeinden; es werden aber auch Angaben darüber gemacht, was auf aufgelassenem Reb-  
gelände angebaut wurde:

Statistik			
Gemeinde	Rebfläche 1903	1913	Ersatzkulturen auf ehemaligen Rebgelände
Butschbach	16 ha 60 a	14 ha 60 a	keine Angabe
Erlach	7 ha	ca. 3 ha	Johannisbeeren und Futterpflanzen
Gaisbach	11 ha	12 ha	
Haslach	30,6 ha	19,6 ha	Roggen, Kartoffeln, Klee, Johannisbeeren, Erdbeeren, Rüben, Frühzwetschgen, Pfirsichbäume
Herztal	65,8 ha	46,8 ha	Klee, Frucht, Bohnen
Lautenbach			
a) Lautenbach	30 ha 5 a	28 ha 93 a	
b) Winterbach	26 ha 49 a	26 a 30 a	
c) Sendelbach	9 ha 13 a	9 a 1 r	
Nußbach	26 ha	23 ha	Kartoffel, Kirschen, Getreide, Baumpflanzungen
Oberkirch	42 ha 24 a	40 ha 24 a	Kartoffeln, Kirschen, Frucht „In niederen Lagen werden noch mehr Reben ausgestockt und Erdbeerpflanzungen angelegt.“
Ödsbach	48 ha	40 ha	Ackerland
Ringelbach	18 ha	14 ha	Obstbäume und Erdbeeren
Stadelhofen	5,7 ha	4,3 ha	
Tiergarten	65 ha	60 ha	
Ulm	45 ha	35 ha	
Zusenhofen	20 ha	5,2 ha	

Der Rückgang der Rebflächen setzte sich weiter fort, nachdem die Weltwirtschaftskrise gravierende Absatzprobleme mit sich brachte, die nationalsozialistische Autarkiepolitik in die landwirtschaftliche Erzeugung eingriff und schließlich die Versorgungsprobleme der Kriegs- und Nachkriegszeit den Anbau von Lebensmitteln auf Kosten des Weinbaus begünstigten. In den beiden Gemeinden Lautenbach und Ödsbach betrug die Rebfläche 1904 zusammen noch 104 ha, 1948 nur noch 17 ha. Damit war die Weinbaufläche um 83,6% geschrumpft. In Tiergarten waren 1954 nur noch 30 ha bepflanzt.

Nicht zuletzt veranlaßte das Auftreten der Reblaus viele Kleinbauern, ihre Reben zu roden. Da die Taylorrebe im Wurzelbereich gegen die Reblaus resistent ist, begann sie sich auch im Renchtal vor allem in tieferen Weinlagen zu verbreiten. Als kurz nach der Jahrhundertwende festgestellt wurde, daß das Blattwerk der Amerikanerrebe ein Hort zur Ausbreitung der Reblaus war, wurde zum ersten Mal 1904 ein Anbauverbot verhängt<sup>161</sup>. Die Winzer protestierten, da die Amerikanerreben resistent gegen die Rebrkrankheiten waren und gute Erträge brachten. Schließlich wurde 1910 der Anbau der Amerikanerrebe nördlich von Achern bis Rastatt wieder zugelassen, sonst blieb er verboten. Damit hatte der Gesetzgeber selbst eine widersprüchliche Situation geschaffen, das Verbot erwies sich als nicht durchsetzbar. Nachdem 1929 die Blattrauben an den Hybridreben stark aufgetreten war, wurde in Baden ein Totalverbot verhängt. So begutachtete 1931 eine dreiköpfige Kommission im Nußbacher Rebbberg die Hybridanlagen, um die Entschädigungssumme für die Rodung festzulegen. Erst nach der NS-Machtergreifung wurde das Verbot konsequent durchgesetzt, indem alle Bestände erfaßt wurden und ultimativ und mit Strafandrohungen die Rodung angeordnet wurde. So ordnete das Weinbauinstitut Freiburg am 26. Februar 1938 die Entfernung der letzten noch verbliebenen 7 a Hybriden an. Die Zusenhofener, die ihren Gemeinderebbberg mit Hybriden bepflanzt hatten, mußten den gesamten Bestand roden: Damit verschwand der Weinbau aus der Allmendfläche.

### *Weinabsatz und Weinhandel*

Zur Malaise des Renchtäler Weinbaus trugen auch Absatzprobleme bei. War einmal nach mehreren Mißjahren die Weinernte gut, so drückte das Angebot die Preise in den Keller. Wie schon oben dargestellt wurde, war die lokale Nachfrage nicht ausreichend, um den erzeugten Wein abzusetzen. In der Stadt Oberkirch waren schon im 16. Jahrhundert zwei Weinsticher bestellt worden, die als Makler den Weinhandel zwischen Käufer und Verkäufer vermitteln sollten. Sie sollten den Winzern die Kundschaft zuführen. War der Handel abgeschlossen, so traten die Küfer in Aktion. Sie hatten den Wein zu verladen; damit sollte gewährleistet sein, daß das Geschäft nach Qualität und Menge korrekt abgewickelt wurde<sup>162</sup>. Damit war ein großes Maß an Rechtssicherheit gegeben, das auch fremde Käufer zu schätzen wußten.

Seit der Zeit der württembergischen Pfandschaft kamen „Schwabenkärcher“, in Württemberg „Weinfuhrleute“ genannt, über die zum Fahrweg ausgebaute Kniebisstraße ins Renchtal. Die merkantilistische Politik Herzog Friedrich I. hatte die Entstehung von Handelsstrukturen, auch einer

Schicht von Weinhändlern begünstigt<sup>163</sup>. War die Weinernte in Württemberg reichlich, konnte es, wie oben gezeigt, geschehen, daß auch umgekehrt württembergischer Wein importiert wurde. Auch auf die Bedeutung Straßburgs für den Weinhandel wurde bereits verwiesen. In diesem Zusammenhang sei noch die Bemerkung in einer Ortenauer Kreisbereisung von 1786 zitiert, wonach die Straßburger aus der Ortenau besonders rote Weine verkauften<sup>164</sup>.

Die Bedingungen für den Weinhandel änderten sich im 19. Jahrhundert grundlegend. Baden trat 1835 dem Zollverein bei und konnte zollfrei seine Weine in das Vereinsgebiet transportieren. Mit dem Bau der Eisenbahn verbilligten sich die Transportkosten. Damit wurden freilich auch Pfälzer und Rheingauer Weine zu einer erheblichen Konkurrenz. Die Freihandelsverträge mit südeuropäischen Staaten bescherten zusätzlichen Wettbewerb. Damit wurde freilich ein zusätzlicher Druck geschaffen, die Qualität des eigenen Weines stetig zu verbessern und sich ein positives Image zu schaffen. In einem Bericht des Oberkircher Bezirksamtes aus dem Jahr 1883<sup>165</sup> kommt dieses Anliegen zum Ausdruck: „*Unsere Weine haben bereits im Handel einen guten Namen. Sorge aller Winzer muß es daher sein, durch genaue, folgerichtige Behandlung der Weine solchen zu erhalten und immer mehr zu verbreiten*“. Als Hauptabsatzgebiet des Renchtäler Weins wird in diesem Jahresbericht Württemberg genannt. Größere Qualitäten gingen an Wirte und Händler nach Stuttgart, Eßlingen, Cannstadt, Gmünd, Ellwangen und Ulm. Aber auch im Gebiet des Schwarzwaldes hatten die Renchtäler Winzer ihre Kunden. Weinlieferungen gingen nach Freudenstadt, Nagold, Herrenberg und Rottweil. Der aufkommende Schwarzwaldtourismus förderte zweifellos den Absatz des qualitativ hochwertigen Renchtäler Weines. Ein weiterer Schwerpunkt des Weinabsatzes war das Reichsland Elsaß-Lothringen und dort vor allem Straßburg und Hagenau. Die Eingliederung des Elsaß in das Deutsche Reich 1871 ermöglichte es, diese traditionelle Verbindung wieder stärker zu pflegen. Nicht zuletzt spielte noch das badische Unterland mit den Städten Karlsruhe, Pforzheim und Durlach eine gewisse Rolle. Diese Kundschaft hatte man freilich 1886 schon wieder verloren, denn der billigere Pfalzwein hatte dort den Vorzug erhalten<sup>166</sup>. Allerdings hatten in diesem Jahr Händler aus Lahr und Freiburg größere Quantitäten aufgekauft und in die Schweiz ausgeführt. Schon zwei Jahre vorher hatten Lahrer Händler 3000 hl Renchtäler Wein aufgekauft<sup>167</sup>.

Der Zwischenhandel spielte eine immer größere Rolle. War der Weinhandel bis zur Reichsgründung in der Hand von auswärtigen Kaufleuten, so wandten sich danach auch Einheimische dieser Tätigkeit zu. Der Meisenbühler Rebstockwirt Franz Xaver Müller stieg in den Weinhandel ein<sup>168</sup>.





*Abb. 11: Wenn der Wein vom Wirt oder Weinhändler im Herbst abgeholt wurde, schmückte man den Weinwagen mit einem Maien.*



*Abb. 12: Der Oberkircher Weinhändler Renner versorgt eine Peterstaler Gastwirtschaft mit Wein*

Der arme Dorfschullehrer Herrmann aus Ödsbach besserte sein schmales Lehrergehalt durch einen schwunghaften Weinhandel auf, er hatte beispielsweise 1863 immerhin einen Lagerbestand von 30 000 Litern<sup>169</sup>. August Roth und Karl Hoferer betrieben um 1910 in Oberkirch einen Weinhandel, zur Reichsgründungszeit hatte Richard Betz, der sich auch engagiert für den Bau der Renchtalbahn einsetzte, als Weinhändler einen Namen.

Eine Möglichkeit, den Zwischenhandel zu umgehen, lag darin, den Wein selbst zu versteigern. So setzte die Herwarth v. Bittenfeld'sche Gutsverwaltung des Oberkircher Höllhofes 1904 eine Weinauktion an, bei der 30 000 Liter Weiß- und Rotweine angeboten wurden. Seit 1896 bestand in Oberkirch eine „Vermittlungsstelle für Weinverkauf“. Die Kaufinteressenten konnten die Adressen sämtlicher Rebbesitzer im Amtsbezirk Oberkirch einsehen. Aus den Verzeichnissen ging auch hervor, welche Weinsorten verkauft wurden und wie groß die Quantitäten des neuen Herbstes waren<sup>171</sup>. In Nußbach ergriff die Gemeindeverwaltung die Initiative; sie inserierte in württembergischen und Schwarzwälder Tageszeitungen und pries den einheimischen Wein an, wobei die Kosten aus der Gemeindegasse bezahlt wurden<sup>172</sup>.

Absatz und Preis hingen nicht nur von der Qualität des erzeugten Weines ab, sondern auch von der öffentlichkeitswirksamen Präsentation. So stellten Oberkircher Winzer 1863 auf Initiative des Landwirtschaftlichen Bezirksvereins vor, 1890 waren Oberkircher Weine in Straßburg ausgestellt, 1907 bei der Landesweinausstellung in Mannheim<sup>173</sup>. Auf der Hamburger Ausstellung war der Oberkircher Wein wegen seiner Süße, seines Alkoholgehaltes und seines günstigen Preises besonders herausgestellt worden. Von nicht zu unterschätzender Bedeutung für den Bekanntheitsgrad des Renchtäler Weins waren auch die seit 1872 stattfindenden Offenburger Weinmärkte, die anfänglich im Rathaussaal abgehalten wurden, später dann in der Landwirtschaftlichen Halle<sup>174</sup>. Wegen des großen Erfolges des Offenburger Weinmarktes war 1880 sogar erwogen worden, auch in Oberkirch einen Weinmarkt einzurichten<sup>175</sup>.

Die Weinpreise waren je nach Jahrgang, Ernteausschlag und Qualitäten sehr starken Schwankungen unterworfen. Kostete der Renchtäler Weißherbst 1879 nur 40 Mark pro hl, so bezahlte man 1880 76 Mark. Der Rotweinpreis stieg von durchschnittlich 45 Mark auf 71 Mark. Für Weißwein, für den man 1879 nur 35 Mark bezahlte, wurden ein Jahr später 65 Mark bezahlt. 1882/83 bezahlte man für Rotwein 80–85 Mark pro hl, für Klingelberger 66–70 und für Elbling 50–54 Mark<sup>176</sup>. Die Weinpreise differierten auch je nach Gemeinde stark. Nach einer Aufstellung des Bezirksamtes wurden 1889 die höchsten Weinpreise in Herztal (84 M pro hl), Butsch-

bach (70 M) und Ödsbach und Tiergarten bezahlt (60 M), die geringsten in Nußbach (50 M) und Zusenhofen (40 M)<sup>177</sup>. 1904 stand Gaisbach bei den Weißweinen mit 50–158 M an der Spitze, gefolgt von Lautenbach (45–70). Der Tiergartener Weißwein kostete dagegen nur 35–43 M, der Herztäler nur 30–35<sup>178</sup>. Nicht nur die unterschiedlichen Qualitäten erklären die Preisunterschiede; auch die Handelsstrukturen begünstigten und benachteiligten einzelne Gemeinden.

### *Die Gründung der Oberkircher Winzergenossenschaft*

In der önologischen Zeitschrift *„Weinbau und Kellerwirtschaft“*<sup>179</sup> veröffentlichte 1922 Freiherr von Schauenburg, gebürtiger Gaisbacher, einen Beitrag über die Situation der badischen Winzer und gab ihm den Titel *„Weshalb kommt der Rebbauer auf keinen grünen Zweig?“*. Der Autor spricht von *„himmelsschreiender Not im Winzerhaus, nur gemildert durch die Nebengewerbe“*. Für die Not der Winzer gibt er mehrere Gründe an. Der Weinbau in Baden werde an einer klimatisch gefährlichen Grenze betrieben, Rückschläge seien immer möglich. Der Rebbesitz sei zersplittert, der Weinbau werde unökonomisch betrieben, es fehle an Kapital für Investitionen. Schließlich erliege der kleine Winzer dem Preisdruck des Handels, auf den er angewiesen sei. Bestehen könne der kleine Winzer nur, wenn er sich mit anderen zusammenschließe, um gleiche Bedingungen wie der Rebbesitz zu erreichen.

Lange vorher schon war in anderen Weinbaugenden die Genossenschaftsidee verwirklicht worden. Am 20. Oktober 1881 hatte Pfarrer Heinrich Hansjakob in Hagnau am Bodensee die erste Winzergenossenschaft gegründet. Ziel war, ein Angebotsmonopol zu schaffen und den Preis für Rotwein nicht unter 25 Pfennig pro Liter, für Weißwein nicht unter 15 Pfennig sinken zu lassen<sup>180</sup>. Bis zur Jahrhundertwende wurden vier weitere Winzergenossenschaften am Bodensee gegründet. Bis 1914 entstanden in Bühlertal (1906), Schliengen (1908) und in Affental (1909) weitere Genossenschaften<sup>181</sup>. Schon 1886 hatte man sich anlässlich der Generalversammlung des landwirtschaftlichen Bezirksvereins Gedanken über die Gründung eines genossenschaftsähnlichen *„Renchtäler Weinbauvereins“* gemacht: *„Hauptzweck des Weinbauvereins soll die Hebung und Regelung des Weinabsatzes sein. Unser Renchtäler Edelwein ist zuwenig bekannt, im Handel hat er keinen Namen, was den Preis ständig gedrückt hat. Dieser Mißstand wird noch fühlbarer werden nach mehreren aufeinander folgenden reichlichen Herbstes. Zur Besserung dieser widrigen Verhältnisse ist hauptsächlich eine lebhaftere Reklame nach außen dienlich. Es muß ferner der Weinbauverein nicht nur durch Ausstellungen in Oberkirch, sondern durch Be-*

*schickung aller größeren Ausstellungen die Güte des Renchtäler Weins öffentlich preisen. Daneben muß aber der Weinbauverein den Käufern das Aufsuchen der beliebten Weinsorten erleichtern und denselben mit Rat in jeder Weise an die Hand gehen“<sup>182</sup>.*

Die Verwirklichung einer Genossenschaftsgründung zog sich allerdings in Oberkirch bis 1928 hin, wenn man von der kleinen Genossenschaft Gaisbach-Wolfhag absieht, die 1914 gegründet worden war. Am 8. Dezember 1928 fand in der „Oberen Linde“ die Gründungsversammlung der „Bezirks-Winzer-genossenschaft Oberkirch GmbH“ statt. Die 105 Winzer, die sofort beitraten, hatten einen Geschäftsanteil von 50 Mark einzubezahlen; nach dem ersten Geschäftsjahr gehörten der Genossenschaft 155 Winzer an, im ersten Geschäftsjahr wurden 377 hl Wein verkauft<sup>183</sup>. Die Genossenschaft betrieb im Haus des Anton Huber in Herztal seit 1929 einen genossenschaftlichen Weinausschank. Nachdem der katastrophale Nachfragerückgang als Folge der Weltwirtschaftskrise 1932 zur Liquidation der Genossenschaft geführt hatte, wurde der Ausschank als das Privatgasthaus „Winzerstube“ weiterbetrieben.

Nach dem 2. Weltkrieg machte man einen erneuten Anlauf, eine Renchtäler Winzer-genossenschaft zu gründen. Anlaß war der Preisverfall nach dem reichen Jahr 1950. Die Preise, die in den Jahren 1948/49 noch 2,80–3 DM pro Liter betragen hatten, sanken auf 1–1,20 DM ab. Angesichts der schlechten Erfahrungen mit der ersten Genossenschaftsgründung mußte sehr viel Überzeugungsarbeit geleistet werden und Skepsis überwunden werden<sup>184</sup>. Vor allem wurde auf die geringe Betriebsgröße der 717 Weinbaubetriebe in den 14 Renchtalgemeinden hingewiesen, deren Umfang sich auf durchschnittlich 31,5 a pro Betrieb belief. Eine effiziente Vermarktung und eine optimale Kellerwirtschaft sei bei solchen Betriebsgrößen nicht zu gewährleisten<sup>185</sup>. Die argumentative Überzeugungsarbeit wurde unterstützt durch das demonstrative Engagement politischer Persönlichkeiten; so waren Staatspräsident Leo Wohlleb und Landrat Dr. Joachim persönlich zur Gründungsversammlung am 14. Oktober 1951 erschienen. Nur 22 Winzer waren freilich bereit, durch ihren Beitritt erneut ein Risiko einzugehen.

Da kein Keller zur Verfügung stand, mußten die Mitglieder ihr Traubengut zunächst selbst verarbeiten und in ihrem eigenen Keller ausbauen. Die geprüften und für gut befundenen Weine wurden von der Genossenschaft übernommen. Schließlich erwarb die Genossenschaft einen Brauereikeller, in dem sie ihre Weine ausbauen konnte.

Die Entwicklung der Genossenschaft liest sich wie eine einzigartige Er-

folgeschichte. Immer mehr Mitglieder mit immer größeren Weinbauflächen lieferten immer mehr Wein an. So hatte die Genossenschaft

1959	151 Mitglieder mit	55 ha Rebfläche,
1965	246 Mitglieder mit	94 ha Rebfläche,
1971	384 Mitglieder mit	188 ha Rebfläche,
1976	453 Mitglieder mit	295 ha Rebfläche,
1992	660 Mitglieder mit	430 ha Rebfläche.

In insgesamt 6 Bauabschnitten wurde die Lagerkapazität bis 1989 auf 9,5 Mio. Liter Wein erweitert. Die Renchtäler WG hatte bei Weinprämierungen überragende Erfolge, so daß man davon spricht, daß die Oberkircher Genossenschaft zur „Bundesliga“ der Weinerzeuger gehört. So konnte man 1997 zum vierten Mal in Folge den Bundesehrenpreis der Deutschen Landwirts-Gesellschaft entgegennehmen. 1985 verkaufte man zu 35% den Wein an Hotels und an die Gastronomie, 40% an den Fachhandel und 25% direkt an den Endverbraucher. In den 90er Jahren belief sich die Jahresernte auf durchschnittlich 3,0 Mio. Liter Wein<sup>186</sup>. Spätburgunder wurde auf 150 ha angepflanzt, Klingelberger / (Riesling) auf 100 ha, Müller Thurgau auf 95 ha, Grauer Burgunder auf 30 ha. Dazu kommen Traminer, Weißer Burgunder, Chardonnay und Cabernet Sauvignon.

Die Renchtäler Genossenschaft hat den Wiederaufschwung des Weinbaus im Renchtal entscheidend gefördert. Durch Neupflanzungen von Pfropfböden konnte das Reblausproblem gelöst werden. Zahlreiche Flurbereinigungen haben den Einsatz von Maschinen im Direktzug möglich gemacht; seit den 80er Jahren wurden in Lagen mit mehr als 40–45% Gefälle Kleinterassen angelegt. Die Genossenschaft gab den Winzern Ratschläge bei Maschinenbeschaffung und Pflanzenschutz. Bei Neuanlagen wurde der Winzer über standortgerechte Pflanzungen beraten, so daß Spitzenlagen für Topsorten erschlossen werden konnten. Auch auf die Erfordernisse des Marktes konnte flexibel reagiert werden; so schlug sich die zunehmende Nachfrage an Rotweinen in der Neupflanzung zahlreicher Spätburgunderflächen nieder. Die Qualität des Weines konnte durch Spitzentechnologie bei Weinausbau gesteigert werden. Die Genossenschaft kann durch entsprechende Lesetermine flexibel die Qualitätsstandards steuern.

Zentrale Aufgabe bleiben jedoch Marketing und Verkauf. Mit dem 1989 eingeführten Oberkircher Sekt<sup>187</sup> schuf die Genossenschaft ein Erfolgsprodukt: So konnte 1992/93 der Sektverkauf um 40% gesteigert werden<sup>188</sup>. Mit PR-Aktionen erregte die Genossenschaft das Interesse der Medien und der Öffentlichkeit. So wurde 1995 in Zusammenarbeit mit dem Briefmarkenauktionshaus Götz ein Blaue-Mauritius-Wein kreiert<sup>189</sup>. Jungwinzer in-



Abb. 13: Etikett der Renchtäler Winzergenossenschaft.

itiierten im Juli 1996 eine „land-art-Aktion“. Dabei wurde mit Hilfe von 250 gelben Sonnenschirmen eine überdimensionale Sonne auf die Rebhänge über Oberkirch gezaubert. Bei dem Allerheiligenjubiläum wurde der Wein als wesentlicher Bestand der durch das Kloster geschaffenen Kultur herausgestellt, bei der Winzergenossenschaft waren limitierte Sonderabfüllungen mit Plaketten zum Jubiläum zu haben. Auch bei den Jubiläumsfeiern der Winzergemeinden Bottenau und Hesselbach machte die Genossenschaft eine Sonderabfüllung, da der Wein auch einen Teil der Geschichte darstellt. Seit Dezember 1996 ist die Genossenschaft auch weltweit im Internet präsent.

Stolz wird darauf verwiesen, daß der Renchtäler Wein eine internationale Reputation hat. Er wird den Fluggästen der Lufthansa und der Condor angeboten. 1979 bestellt der amerikanische Verteidigungsminister 500 Flaschen Oberkircher. Bei den deutschen Botschaften in Ankara, Washington und Paris gibt es für hochkarätige Diplomaten Oberkircher Wein zu trinken. Und wenn Klaus Kinkel ins Ausland jettet, hat er Oberkircher Wein im Gepäck. Was schon den Mönchen des Klosters Allerheiligen mundete, schmeckt auch den Politikern.

## Anmerkungen

- 1 Die Gründungsurkunde Allerheiligens ist nur in undatierten Abschriften erhalten. Eine Übersetzung des Textes befindet sich beispielsweise in Carl H. Ciz (Redaktion), *Das Kloster Allerheiligen und seine Wirkung 1196–1803–1996*, Katalog zur Ausstellung des Heimat- und Grimmelshausen-Museums Oberkirch 1996, S. 11.
- 2 Fürstenbergisches Urkundenbuch I, Tübingen 1877, Nr. 498.
- 3 Belege bei Karl Müller, *Geschichte des badischen Weinbaus*, Lahr 1953, S. 127 ff./Hans Heid, *Aus der Geschichte des Weinbaus im Renchtal*, *Aus unserer Heimat* Nr. 1, 17. September 1938/Heinz G. Huber, *Nußbach im Renchtal. Die Geschichte eines tausendjährigen Dorfes*. Oberkirch 1994, S. 52 ff.
- 4 Heinz G. Huber, *Von Klosterwein, Weintrotten und Zehntknechten. Ein Blick auf 700 Jahre Bottenauer Weingeschichte*, in: H. G. Huber/Christoph Huber, *Die dreyherrschafftliche Gemeind Bottenau. 700 Jahre Geschichte und Geschichten eines Tales*, 1996, S. 168–190.
- 5 Vgl. die Einträge bei A. Krieger, *Topografisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden*, 1904/05.
- 6 Heinrich Schmedding, *Weinbau in Baden*, Inaugural-Dissertation, Freiburg 1969, S. 98.
- 7 wie 6, S. 50.
- 8 Müller, Anm. 3, S. 129.
- 9 Heinz G. Huber, *Nußbach*, wie Anm. 3, S. 36 ff.
- 10 Hans-Martin Pillin, *Oberkirch. Die Geschichte der Stadt von den Anfängen bis zum Jahr 1803*. Oberkirch 1974, S. 14 ff.
- 11 Adelbert Metz, *Das Kloster Allerheiligen von der Zeit seiner Gründung bis in die beginnende Neuzeit*. Zulassungsarbeit Freiburg 1962, S. 106 ff.
- 12 H. P. Sattler, *Die Ritterschaft der Ortenau in der spätmittelalterlichen Wirtschaftskrise*, in: *Die Ortenau* 42, 1962, S. 220–258.
- 13 *Zu den geographischen Voraussetzungen des Weinbaus im Renchtal*, G. Zeiser, *Studien zur Bevölkerungs- und Wirtschaftsgeografie des Renchtales*, Diss. Freiburg 1976, S. 135 f.
- 14 Heinz G. Huber, *Nußbach im Renchtal*, S. 128 ff.
- 15 GLA 391/29 551.
- 16 K. Rögele, *Säkularisation und Untergang des Klosters Allerheiligen*, FDA NF 27, S. 336/337.
- 17 A. Metz, Anm. 11, S. 106 ff.
- 18 K. Rögele, Anm. 16, S. 336.
- 19 Abschriften Nachlaß Haid Kopiaibuch I, 123 f., „Allerheiligen“, EAF.
- 20 Nachlaß Haid, *Allerheiligen I*, 125 f.
- 21 Nachlaß Haid, *ibid.*
- 22 Nachlaß Haid, *ibid.*, I, 123 f.
- 23 GLA 34/47 1785 Feb. 18.
- 24 GLA 67/20 fol. 39 a ff.
- 25 A. Metz, Anm. 11, S. 122 ff./Heinz G. Huber, *Nußbach im Renchtal*, Anm. 3, S. 28 f./ders., *Das Kloster Allerheiligen und die Seelsorge in den Renchtalgemeinden*, in: Dieter Kauß/Karl Maier, *800 Jahre Allerheiligen. Kloster und Kultur im Schwarzwald*, Offenburg 1996, S. 101–126.
- 26 GLA 66/6046.
- 27 Hermann Baier, *Die zeitgeschichtlichen Aufzeichnungen des Propstes Norbert Hodapp von Allerheiligen (1640–1653)*, in: ZGO, NF 32, 1917, S. 104/EAF, Ha 556.

- 28 *ibid.*, S. 107.
- 29 GLA 119/871.
- 30 GLA 67/7, S. 263.
- 31 Hodapp, Anm. 27, S. 127.
- 32 EAF, Nachlaß Haid, Allerheiligen.
- 33 Hodapp, Anm. 27, S. 118.
- 34 Medard Barth, *Der Rebbau des Elsaß und die Absatzgebiete seiner Weine*, Paris 1958, S. 415 f.
- 35 Hodapp, Anm. 27, S. 114.
- 36 *ibid.*, S. 105.
- 37 *ibid.*, S. 118.
- 38 H. G. Huber, *Allerheiligen und der Weinbau im Renchtal*, in: Carl H. Ciz (Redaktion), *800 Jahre Kloster Allerheiligen und seine Wirkung*, 1996, S. 53 f.
- 39 *Zur Geschichte des Klosters Allerheiligen. Notitiae historicae de canonia Sanctorensi 1613–1692*, in FDA 3, 1915, S. 250.
- 40 Karl Sachs, *Schicksal des Kloster Allerheiligen und Mittelbadens während der Koalitionskriege. Nach den Aufzeichnungen des Conventualen Gottfried Schneider*, in: *Die Ortenau* 12, 1925, S. 43.
- 41 Karl Sachs, *Schicksal des Klosters Allerheiligen . . .*, Teil II, in: *Die Ortenau* 1927, S. 28 f.
- 42 Karl Sachs, wie Anm. 40, S. 30.
- 43 Christoph Huber, *Die Geschichte des Stabes Bottenau*, in: H. G. Huber/C. Huber, *Die dreyherrschaftliche Gemeind Bottenau. 700 Jahre Geschichten und Geschichte eines Tales. Ortsverwaltung Bottenau* 1996, S. 76–120.
- 44 Eugen Weiß, *Der badische Reborn Durbach in seiner wirtschaftlichen Entwicklung*, Karlsruhe 1911, S. 168.
- 45 Karl Müller, *Geschichte des badischen Weinbaus*, Lahr 1938, S. 136.
- 46 GLA 37/135.
- 47 GLA 67/83, S. 35.
- 48 GLA 67/83, S. 38.
- 49 GLA 67/83, S. 39.
- 50 GLA 67/83, S. 40.
- 51 GLA 67/83, S. 51.
- 52 GLA 67/83, S. 52.
- 53 GLA 34/38 (Stiftung der Nußbacher Frühmeßpfründe), Heinz G. Huber, *Auch das Herztal hätte dieses Jahr Jubiläum feiern können. Vor 650 wurde der Nußbacher Ortsteil zum ersten Mal erwähnt*, in: *Acher-Rench-Zeitung* 27. Dezember 1996.
- 54 *Waldordnung von 1447*, GLA 229/38610.
- 55 GLA 179/171.
- 56 GLA 229/42 906
- 57 GLA 229/11 651.
- 58 GLA 179/205.
- 59 GLA 179/205.
- 60 GLA 179/205.
- 61 GLA 179/209.
- 62 GLA 179/209.
- 63 GLA 179/171.
- 64 GLA 215/213.
- 65 Eugen Weiß, *Der badische Reborn Durbach-Karlsruhe*, S. 173.



- 66 GLA 179/100.  
67 GLA 179/100.  
68 Eugen Weiß, Der badische Rebort Durlach, S. 176.  
69 GLA 179/205.  
70 Gernot Kreutz, Geschichte des Ortenauer Weinbaus in Zell-Weierbach, 1983, S. 34.  
71 Eugen Weiß, Der badische Rebort Durbach, S. 176.  
72 Hans-Martin Pillin, Oberkirch. Die Geschichte der Stadt von ihren Anfängen bis zum Jahr 1803. Oberkirch 1975, S. 56 f.  
73 GLA 84/69.  
74 Hans-Martin Pillin, wie Anm. 72, S. 215 ff.  
75 Manfred Eimer, Zu Kniebis auf dem Walde. Baiersbronn 1954, S. 17.  
76 Manfred Eimer, Das bischöfliche Amt Oberkirch unter württembergischer Pfandherrschaft II, ZGO 82 NF 43 (1930), S. 616.  
77 GLA 84/69.  
78 Manfred Eimer, wie Anm. 76, S. 618.  
79 HStA Stuttgart 444 B5/Eimer, wie Anm. 76, S. 618.  
80 GLA 215/353.  
81 GLA 367/1924–6.  
82 Zur Lebensgeschichte Grimmelshausens: Artur Bechthold, Johann Jacob von Grimmelshausen und seine Zeit. München 1919/Karin Wortelkamp, Der Lebensweg des Johann Jacob Christoph von Grimmelshausen, Oberkirch 1991.  
83 Ruppert, Regesten des Ortenauer Adels, 2. Die von Schauenburg, ZGO 39, 1885, S. 134.  
84 wie Anm. 83, S. 144.  
85 Gustav Könnecke, Quellen und Forschungen zur Lebensgeschichte Grimmelshausens Reprint II, Hildesheim/New York 1977, S. 57 f.  
86 Schaffnerrechnung 1660, vollständiger Abdruck bei Könnecke, Band II, S. 266 f.  
87 Wolfgang Bender (Hg.), Grimmelshausen, Satyrischer Pilgram, Textkritische Ausgabe Tübingen 1970, S. 37.  
88 Rechnung abgedruckt bei Könnecke. Band II, S. 266 f.  
89 Könnecke, Band II, S. 44.  
90 Gaisbacher Polizeordnung von 1651, abgedruckt bei Könnecke, Band II, S. 278 f.  
91 Heinz G. Huber, Von Straußwirten, Ohmgeldern und Weintrinkern. Aus der Geschichte des Weinausschanks im Renchtal, Gastliches Oberkirch 10/1996, S. 53–56.  
92 Georg Holzwarth, „Bei einem Wirte wundermild“. Literarische Gasthäuser in Baden-Württemberg, Stuttgart 1990, S. 25 f./Vgl. dazu auch: Johannes Werner, „Gastwirtsöhne sind im Vorteil“, in: J. W., „Du Müller, du Mahler, du Mörder, du Dieb!“ Berufsbilder in der deutschen Literatur, München 1990, S. 121 ff.  
93 GLA 236/10 340.  
94 GLA 215/419.  
95 Josef Börsig, Geschichte des Oppenauer Tales, Karlsruhe 1951, S. 91.  
96 Wasser und Wein im Renchtale, in: D'r ald Offeburger, 7. Mai 1927.  
97 Bruno Götz, Aus der Geschichte des Weinausschanks, in: Der Badische Winzer 12/1980, S. 455 f.  
98 StAF LR OG 1977/35 II, Nr. 471.  
99 GLA 119/596.  
100 GLA 119/561.  
101 Hartfelder, Ordnungen der Stadt Oberkirch, in ZGO 33 (1881), S. 391.  
102 GLA 119/561.

- 103 GLA 119/563.
- 104 GLA 229/32 610.
- 105 GLA 367/1924-6-126.
- 106 Gustav Könnecke, Quellen und Forschungen zur Lebensgeschichte Grimmelshausens, Weimar 1926 (Reprint Hildesheim/New York 1987), Band II, S. 57, Anm. 3.
- 107 G. Könnecke, wie Anm. 106, Band II, S. 57.
- 108 Hermann Baier, Die zeitgeschichtlichen Aufzeichnungen des Propstes Norbert Hodapp von Allerheiligen (1640–1653), in: ZGO 71 (1917), S. 114.
- 109 GLA 229/20 500.
- 110 GLA 229/20 382.
- 111 G. Könnecke, wie Anm. 106, S. 58, Anm. 1.
- 112 GLA 119/189.
- 113 H. G. Huber, Nußbach im Renchtal. Die Geschichte eines tausendjährigen Dorfes. Oberkirch 1994, S. 128 f.
- 114 H. G. Huber, Nußbach, wie Anm. 113, S. 44.
- 115 Gemeinderechnung Nußbach 1806, Gemeindearchiv Nußbach.
- 116 Gesuch der Gemeinden Nußbach und Unternesselried um Gestattung, einige öde Plätze im Hardtwald anlegen zu dürfen, vom 3. 4. 1813, Gemeindearchiv Nußbach.
- 117 H. G. Huber, Nußbach im Renchtal, wie Anm. 113, S. 150.
- 118 Hist. Verein für Mittelbaden (Hg.), Die Stadt- und Landgemeinden des Kreises Offenburg, 1964, S. 114/H. G. Huber, Gemeinde ohne Rathaus – Streiflichter aus der Geschichte von Herztal-Meisenbühl, in: H. G. Huber/Ch. Huber, Die dreyherrschaftliche Gemeind Bottenau, 1996, S. 70.
- 119 Statuten über den Bürgergenuß an Reben in der Gemeinde Nußbach 1841, Gemeindearchiv Nußbach.
- 120 H. G. Huber, Von Klosterwein, Weintrotten und Zehntknechten, in: H. G. Huber/Ch. Huber, Die dreyherrschaftliche Gemeind Bottenau, 1996, S. 178/StAF B 728/4, Nr. 868 (Trottberg betr.).
- 121 StAF B 728/6; vgl. Christoph Huber, Die Hardtwaldgenossenschaft Bottenau-Diebersbach-Schlatten, in: H. G. Huber/Ch. Huber, Die dreyherrschaftliche Gemeind Bottenau, 1996, S. 128 ff.
- 122 Zeiser, wie Anm. 13, S. 132.
- 123 Adolf Müller, Die Geschichtliche Entwicklung des Weinbaues in Tiergarten, in: Die Ortenau 65 (1985), S. 352.
- 124 Adolf Müller, wie Anm. 123, S. 353 f.
- 125 Hans Martin Pillin, Oberkirch. Die Geschichte der Stadt in großherzoglich-badischer Zeit 1803–1918, 1978, S. 336.
- 126 GLA 169/256.
- 127 Zeiser, wie Anm. 13, S. 132.
- 128 GLA 169/257.
- 129 J. Zentner, Das Renchtal und seine Bäder Freiburg 1827 (Reprint der Grimmelshausenbuchhandlung Oberkirch 1988), S. 245.
- 130 Bericht des Bezirksamtes Oberkirch an das Innenministerium 1886/87, GLA 236/105 55.
- 131 D'r ald Offeburger, 7. Mai 1927.
- 132 Renchtthäler 12. 10. 1886.
- 133 Ortsbereisung Nußbach 1898, StaF 367/1931-3-369.
- 134 Eugen Weiß, Der badische Rebort Durbach in seiner wirtschaftlichen Entwicklung, 1911, S. 197.

- 135 Renchthäler 18. Mai 1882.
- 136 StAF B 728/6.
- 137 Ortsbereisung Tiergarten vom 20. Juli 1881, StAF 727/7, 1113.
- 138 GLA 236/10 342.
- 139 GLA 236/10 342.
- 140 Weiß, Der bad. Rebort Durbach, S. 193.
- 141 GLA 236/105 55.
- 142 GLA 236/105 18.
- 143 StAF G 21/1, 874.
- 144 Renchthäler, 9. 7. 1910.
- 145 Renchthäler, 13. 1. 1910.
- 146 StAF 367/Nr. 816 (A.S.).
- 147 Renchthäler, 24. 6. 1899.
- 148 GLA 236/105 18.
- 149 StAF 21/1, 874.
- 150 StAF B 727/7, 1113.
- 151 Ortsbereisung 1913, wie Anm. 150.
- 152 Ortsbereisung Haslach 1914, StAF 368/816.
- 153 Ortsbereisung Tiergarten, wie Anm. 137.
- 154 Ortsbereisung Tiergarten 1913, wie Anm. 137.
- 155 Ortsbereisung Tiergarten 1885, wie Anm. 137.
- 156 Ortsbereisung Tiergarten 1891, wie Anm. 137.
- 157 Ortsbereisung Tiergarten 1913, wie Anm. 137.
- 158 Ortsbereisung Herztal 1910, StAF 368/1942-6-17 (A.S.).
- 159 Renchthäler 11. 3. 1911.
- 160 Zur Tätigkeit des Badischen Weinbauinstituts StAF B 727/1, Nr. 389/Über den Abgeordneten Joseph Engelhardt, H. G. Huber, Nußbach, S. 231 f.
- 161 Karl Müller, wie Anm. 3, S. 141 f.
- 162 Hartfelder, Ordnungen der Stadt Oberkirch, ZGO 33 (1881), S. 387.
- 163 Willi A. Boelcke, Wirtschaftsgeschichte Baden-Württembergs von den Römern bis heute, Stuttgart 1987, S. 147.
- 164 GLA 119/122.
- 165 GLA 236/10 342.
- 166 GLA 236/105 55.
- 167 GLA 236/105 28.
- 168 H. G. Huber, Die Bottenauer Gasthäuser, in: Bottenau a. a. O., S. 270 ff.
- 169 Ortenauer Bote, 8. November 1863.
- 170 Vgl. die Jahressbände des Renchthälers 1871/1910.
- 171 Hans Martin Pillin, Oberkirch. Die Geschichte der Stadt in großherzoglicher Zeit 1803–1918, Oberkirch 1978, S. 106/Renchthäler 17. 9. 1901.
- 172 Gemeindearchiv Nußbach, Weinbau (unverzeichnet).
- 173 Pillin, Oberkirch, wie Anm. 171, S. 106 f.
- 174 Offenburger Weinmarkt feiert Jubiläum, in: Badische Volkszeitung 24. 3. 1962.
- 175 GLA 236/10 342.
- 176 GLA 236/10 341.
- 177 GLA 236/105 18.
- 178 StAF B 727/1, 389.
- 179 Jahrgang 1922, Heft 1, S. 2 f.
- 180 Badische Volkszeitung, 6. 10. 1961.

- 181 Heinrich Schmedding, Weinbau in Baden. Diss. 1981, S. 178.  
 182 Zitiert nach: H. G. Huber, Von Klosterwein, Weintrotten und Zehntknechten, in: Bottenau . . ., S. 184.  
 183 Hans Martin Pillin, Oberkirch. Die Geschichte der Stadt vom Ende des Ersten Weltkriegs bis zur 650-Jahr-Feier der Stadtrechtsverleihung 1919–1976, 1986, S. 48 f.  
 184 25 Jahre Renchtäler Winzergenossenschaft, 1976.  
 185 N. N., Braucht das Renchtal Winzergenossenschaften?, Renchtal-Zeitung 21. 4. 1951.  
 186 Mittelbadische Presse 22. 10. 1996.  
 187 ARZ 11./12. 13. 1989.  
 188 ARZ 2. 2. 1994.  
 189 ARZ 9. 11. 1995.

#### *Weinmaße*

*1 Maß = 10 Gläser = 1,5 Liter*

*1 Stütze = 10 Maß = 15 Liter*

*1 Ohm = 10 Stützen = 150 Liter*

*1 Zuber = 10 Ohm = 1500 Liter*

*1 Stück = 16 Ohm = 2400 Liter*

*1 Halbstück = 8 Ohm*

*1 Viertelstück = 4 Ohm*

*1 Fuder = eine Wagenladung, beim Wein = 10 Ohm*

*Steckhaufen: Die Rebstecken wurden im Herbst aus dem Boden gezogen und auf Steckhaufen aufgeschichtet. Ein Haufe hatte 300–400 Stöcke und entsprach einer Fläche von 2<sup>1</sup>/<sub>2</sub> bis 3 a.*

*1 Morgen = 400 Quadratruthen = 36 a.*

## Unser jüdisches Erbe und wir

Vortrag zum 20jährigen Bestehen des Deutsch-Israelischen Arbeitskreises in Ettenheim am 9. November 1994. Es stand unter dem Motto „Erinnern und Begegnen“.

Die jüdischen Gemeinden aus Straßburg und Kolmar waren durch je eine Delegation vertreten.

*Hans Joachim Fliedner*

*(Vorbemerkung: In Ihren ausgedruckten Programmen finden Sie als Thema meines Vortrages „Wir und unsere jüdische Geschichte in der Ortenau“. Bei der Vorbereitung auf dieses Thema wurde mir klar, daß ich es abwandeln müsse zu dem Thema „Unser jüdisches Erbe und wir“. Nur das Wort „Erbe“ wird an diesem Datum in diesem Zusammenhang dem gerecht, womit wir uns auseinandersetzen. „Geschichte“ ist zu sehr Interpretations- und Betrachtungssache. Sie wird gar von Theodor Lessing in einem brillanten Essay als „Sinnggebung des Sinnlosen“ bezeichnet. Das Erbe hat etwas Verbindendes; man kann es annehmen oder ausschlagen. Wir, die Mitglieder des Deutsch-Israelischen Arbeitskreises, wollen es annehmen.)*

Unsere Zusammenkunft findet am 9. November statt – an einem Tag also, als weithin, für jedermann sichtbar, jüdisches Erbe, darunter die Gotteshäuser, demoliert und verbrannt wurden.

Der Vorstand des Deutsch-Israelischen Arbeitskreises hat dieses symbolträchtige Datum für seine Veranstaltung gewählt. Und so bleibt im Hinblick auf dieses Datum zunächst nur übrig, in Entsetzen vor dem, was damals angerichtet wurde, zu schweigen.

Wenn wir uns aber zum 56. Jahrestag jener Ereignisse hier zusammenfinden, so darf dieses Schweigen nicht das letzte Wort sein. Dies lehrt uns der Rabbiner Leo Baeck. Er war die repräsentative Figur des deutschen Judentums zur Zeit des Nationalsozialismus und danach. In seiner Rede zum 15. Gedenken an die Novemberpogrome aus dem Jahr 1953 sagt er:

*Der Mensch, der einzelne wie das Volk, kann und soll neu beginnen zu jeder Zeit. Die Kraft der Umkehr zu Gott ist in jeden Menschen hineingelegt, und vor jedem öffnet sich der Weg des Ewigen. Aus der Zerstörung hervor spricht diese Mahnung, die zugleich die Hoffnung ist, damit dem Ewigen; denn durch das Dunkel bricht das Licht hervor.*

Und im Bewußtsein dieser Möglichkeit eines Neuanfangs haben sich im mittleren und südlichen Ortenaukreis vor 20 Jahren Menschen zusammengefunden, die diesen Neuanfang wagten. Es geschah dies zunächst durch Begegnungen in Israel. Aber schon bald gingen wir zur Frage über, ob wir nicht auch eine Verpflichtung gegenüber dem verwaisten Erbe haben, welches sich trotz der Nazis noch in der Ortenau erhalten hat.

Jeder der hier Anwesenden kennt Beispiele jüdischer Überlieferung in seinem Heimatbereich. Sie reichen von einer mittelalterlichen jüdischen Mikwe (Ritualbad) aus der Zeit vor 1349 in Offenburg über Schriftquellen aus der damaligen und späteren Zeit in Straßburger und deutschen Archiven, über hebräische Inschriften an ehemals jüdischen Gebäulichkeiten bis hin zu den Friedhöfen und ehemaligen Synagogengebäuden. Ein gutes Beispiel ist auch der Thoravorhang aus der Synagoge Ettenheim, den uns Frau Oelhoff zu Beginn dieser Veranstaltung zeigte. Darüber hinaus gibt es das schriftliche und mündliche Zeugnis lebender und bereits verstorbener Menschen der von den Nazis vernichteten deutsch-jüdischen Kultur. All dies zusammen macht die deutsch-jüdische Überlieferung aus.

Aus der Fülle dieser Überlieferung möchte ich heute drei Beispiele herausgreifen. Es sind dies

1. Die Friedhöfe, insbesondere
  - der jüdische Friedhof Diersburg und
  - der jüdische Friedhof Schmieheim
2. die Synagoge Kippenheim
3. das Lebenszeugnis des aus Schwanau/Nonnenweier gebürtigen Reichstagsabgeordneten Ludwig Frank.

Dabei möchte ich die Geschichte dieser Hinterlassenschaft nicht ausführlich darstellen (das habe ich in vielen – meist als Lichtbildvortrag gestalteten – Seminaren und Vortragsabenden getan und bin bereit, es für Interessenten auch weiterhin zu tun), sondern mich der Frage widmen, wie wir mit dem Erbe umgehen.

Zur Frage eines Friedhofes, also eines würdigen Begräbnisplatzes, hören wir erstmals im 23. Kapitel des 1. Buches Mose: Sara war mit 127 Jahren gestorben und Abraham, der Nomade, weilte zum Zeitpunkt ihres Todes in Kanaan, bei Hebron. In der Bibel heißt es:

*Da kam Abraham, daß er sie beklagte und beweinte. Darnach stand er auf von seiner Leiche und redete mit den Kindern Heth und sprach: Ich bin ein Fremder und Einwohner bei euch; gebt mir ein Erbbegräbnis bei euch, daß ich meinen Toten begrabe, der vor mir liegt.*

Was uns die Bibel dann weiter berichtet, ist der Ablauf eines orientalischen Handels, bei dem der trauernde Abraham von den „Kindern Heth“ (also den Hethitern, wie wir heute sagen würden) „ausgenommen“ wurde, also übervorteilt wird. Für „vierhundert Lot Silber“ erhält er einen Acker, auf dem er einen Begräbnisplatz für Sara einrichten kann.

In der Diaspora, wo meist die Kinder Israels als „Fremdlinge“ behandelt wurden, sollte sich diese Situation oft wiederholen, denn vor der Emanzipation war ihnen der Landerwerb untersagt. Er war nur in Ausnahmefällen unter großen Schwierigkeiten (und meist zu überhöhten Preisen) möglich. Ein Landerwerb war aber unbedingt erforderlich, weil jüdische Grabstätten für immer erhalten werden sollen. Wie wichtig es war, nur auf das Eigentum bei der Anlage eines Friedhofes zu vertrauen, zeigt die Geschichte der Stadt Offenburg. Dort hatten Juden ihre Toten bis in den Beginn des 19. Jahrhunderts auf einem städtischen Allmendplatz bestattet. Als dieser – rechtlich unanfechtbar – eingezogen wurde, wurden die Gräber wie christliche Gräber aufgelassen und beseitigt. Nur wenige Grabsteine, die später auf den Waldbach-Friedhof in Offenburg überführt wurden, künden heute noch von jener Begräbnisstätte.

Die Diersburger Juden waren sicher sehr froh, einen eigenen Friedhof zu haben, denn ein Grabstein aus dem Jahre 1773, der älteste, kündigt ausdrücklich, daß hier der Josefel ruht, „der vollkommene Mann. Seinem Volk hat er den Friedhof erbaut . . .“ Der Grabstein seines Bruders neben dem Josefel-Grabstein aus dem Jahre 1776 kündigt: „ruhe und auferstehe, wie dein Schicksal es dir am Ende aller Tage bestimmt hat.“

Ich habe mich bemüht, in diesen wenigen Sätzen auf die Welt des Friedhofes in der Diaspora und insbesondere des Diersburger Friedhofes einzustimmen. Weitgehend dasselbe gilt für den älteren Friedhof Schmieheim. Dort hatten sich verschiedene Gemeinden zusammengeschlossen, um gemeinsam eine Grablege zu schaffen. Diese Grabstätten werden heute, nachdem die jüdischen Gemeinden erloschen sind, vom Staat gepflegt.

Diese Pflege enthebt uns aber nicht der Frage: „Wie verhalten wir uns diesem Erbe gegenüber?“ Es gibt verschiedene Verhaltensmuster. Das vorherrschende Muster ist die Gleichgültigkeit gegenüber dem Mahnmal des Friedhofes. Es gibt aber auch das negative Verhaltensmuster: Die Negierung des Friedhofes als Mahnmal. Zeichen hierfür kann seine pietätlose Beseitigung unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten sein; im Extremfall kann diese Haltung der Negierung auch in die Friedhofsschändung einmünden. Sie begegnet uns sowohl bei christlichen als auch bei jüdischen Friedhöfen.

Wir vom Deutsch-Israelischen Arbeitskreis meinten, daß das Verhaltensmuster der Gleichgültigkeit für uns nicht in Frage käme und verwendeten uns nachhaltig dafür, daß diese Friedhöfe dokumentiert werden und damit ihr Zeugnis für viele Menschen fruchtbar wird. Im Auftrag von Bürgermeister Löffler wurde auf unsere Anregung vor 10 Jahren der Judaist Bar Giora Bamberger beauftragt, den Friedhof Diersburg aufzunehmen; es war dann ein weiter und dornenreicher Weg, bis im vergangenen Jahr derselbe Gelehrte von Bürgermeister Mathis beauftragt wurde, den Friedhof Schmieheim aufzunehmen. Nur diese Aufnahme durch Naftali Bar Giora Bamberger setzte mich in den Stand, Ihnen zum Beispiel das Zeugnis der Grabsteine der Gründerfamilie zu vermitteln.

Ich komme zum zweiten Beispiel aus unserer Ortenauer Überlieferung, der Synagoge Kippenheim.

Als ich in die Ortenau kam und anfang, mich mit der hiesigen jüdischen Hinterlassenschaft auseinanderzusetzen, war es naturgemäß zunächst das mittelalterliche jüdische Ritualbad in Offenburg, welches mich beschäftigte. Bald interessierte mich aber auch die Synagoge Kippenheim. Ich erinnere mich aber noch gut des ersten Eindrucks von ihr: das schöne Bauwerk, welches 1850/51 errichtet war, verschandelt durch ein Blechdach und eine angebaute Rampe. Die Raiffeisen-Genossenschaft nutzte das Gebäude als Lager, in dem zu meiner großen Überraschung sowohl die Tafel der Stifter als auch die Ehrentafel des Ersten Weltkrieges über Säcke mit Futtermitteln herausragten. Bedrückte schon diese Pietätlosigkeit, so mußte eine eingemeißelte Inschrift tiefe Betroffenheit hervorrufen. Über dem Eingangsbogen war in Buntsandstein ein hebräischer Text eingelassen. Die Übersetzung ergab einen Satz aus dem ersten Buch Mose, Kapitel 28, Vers 17:

*„Hier ist nichts anderes denn Gottes Haus“*

Die Väter des Gotteshauses hatten sich an den Jakobstraum erinnert, in dem es heißt, daß Jakob nach dem Schlaf sprach *„gewiß ist der Herr an diesem Ort und ich wußte es nicht; und fürchtete sich und sprach: Wie heilig ist diese Stätte! Hier ist nichts anderes denn Gottes Haus und hier ist die Pforte des Himmels . . .“* Das 28. Kapitel schließt mit dem Satz: *„Und dieser Stein, den ich aufgerichtet habe zu einem Mal, soll ein Gotteshaus werden . . .“*

Es war ein wesentlicher Punkt im Engagement der Mitglieder unseres Arbeitskreises, vor allem aber das Engagement unserer langjährigen Vorsitzenden, Herrn Kraus und Frau Oelhoff, dieses Gotteshaus aus seiner unwürdigen Nutzung zu nehmen.



Nach den beiden Beispielen der Friedhöfe und der Synagoge komme ich zum dritten Beispiel des jüdischen Erbes, dem Lebenszeugnis des Nonnenweierer Bürgers Ludwig Frank.

Frank wurde 1874 in Schwanau/Nonnenweier geboren; er wurde Reichstagsabgeordneter und fiel als Kriegsfreiwilliger am dritten Kriegstag 1914 in Lothringen. Hedwig Wachenheim schreibt in ihrer aus dem Jahre 1924 stammenden Biografie über das Milieu, dem Ludwig Frank entstammte (ich zitiere Hedwig Wachenheim, eine jüdische Autorin, auch wenn ich das Wort „Rasse“ als Bestimmungsmerkmal in ihrem Zitat ablehne):

*Diese Juden wohnen mit den Bauern in guter Eintracht, trotzdem sie sich nicht nur durch die Rasse und Religionsausübung, sondern auch durch ihren Beruf von ihnen unterscheiden. Und sie sind ebenso wurzelfeste Söhne des Landes. Das war auch Ludwig Frank, er hatte die gute Gradheit und Frische eines Mannes vom alemannischen Dorf. Er war ein ganz unkomplizierter, ganz einfacher, ganz natürlicher Mensch.*

Im Jahre 1885 trat Ludwig Frank in die Quinta des Gymnasiums in Lahr ein. Der evangelische Ortspfarrer hatte die Begabung des Kindes erkannt und ihn auf die Aufnahme vorbereitet. Am Gymnasium in Lahr bewährte er sich. Als bester Abiturient des Jahrganges 1893 hatte er, wie üblich, das Privileg, die Abiturientenrede zu halten. In dieser setzte er sich mit Lessing und Nathan dem Weisen auseinander. Die Impulse dazu hatte er im sozialistisch orientierten Lessingverein in Lahr erhalten. Die zentralen Sätze seiner Rede lauten:

*Wenn wir ganz im Geiste des großen Reformators [Lessing] aufgehen wollen, müssen wir die Wahrheit nicht bloß suchen, sondern auch die praktischen Folgerungen aus ihr ziehen. Wir müssen gerecht werden, wir müssen ein Herz haben für die Leiden der Tieferstehenden. Wir dürfen uns nicht rüsten zu einem roh egoistischen Interessenskampf. Nein, unser Streiten sei ein Streiten um das Wohl aller im Dienste der Allgemeinheit.*

Die Rede wurde als so anstößig empfunden, daß Frank zunächst sein Abiturzeugnis nicht erhalten sollte.

Ludwig Franks weiterer Lebensweg verlief folgerichtig: Zunächst studierte er Jura, dann war er Gerichtsreferendar in Lahr und an anderen Orten. Er schrieb eine Doktorarbeit über die Innungen in Baden und begründete eine Anwaltskanzlei in Mannheim. Als Abgeordneter von Mannheim zog er in

den Reichstag ein. In seinem ganzen weiteren Lebensweg bemühte er sich, die praktischen Folgerungen aus der Wahrheit, die er als junger Abiturient beschworen hatte, zu finden.

Auch hier kurz die Frage: Wie haben wir uns dem geistigen Erbe Ludwig Franks gegenüber verhalten? Zunächst: In unserem Arbeitskreis haben wir uns bisher kaum mit ihm befaßt. Sein Geburtshaus trägt eine Inschrift; in Lahr ist ein Heim nach ihm benannt. Da Franks Lebensweg weit über die Ortenau hinausweist, möchte ich hier nicht Beispiele, die über die Ortenau hinausgehen, wiedergeben, sondern nur pauschal sagen, daß er mit seinem Lebenszeugnis für die zentralen Sätze seiner Abiturrede stand, die Wahrheit nicht bloß zu suchen.

Dies gilt auch für seinen Dienst als Kriegsfreiwilliger und seine Zustimmung zu den Kriegskrediten, die – aus heutiger Sicht – immer wieder Menschen irritieren. Sie fragen: „Wie konnte dieser Verfechter für Frieden und Gerechtigkeit, der auf Pazifistenkongressen eine wichtige Rolle spielte, so etwas tun?“ Diese Frage, die ja auch eine Frage an die Sozialdemokratie zum Zeitpunkt des Ausbruchs des Ersten Weltkrieges ist, kann ich hier nicht eingehend behandeln. In wenigen Monaten wird eine Frank-Biografie des Mannheimer Forschers Karl Otto Watzinger erscheinen, welche Auskunft gibt. Ich möchte nur für mich festlegen, daß dieser Opfergang meines Erachtens nicht gegen die Wahrheit verstößt, die Ludwig Frank suchte und aus der er Folgerungen zog. Er war, wie Hedwig Wachenheim festlegte, ein „wurzelfester“ Sohn des Landes, und in der Ortenau hatte er bleibende Impulse empfangen, die er nie verleugnete. Dazu gehörte auch eine Vaterlandsliebe, die als Zugehörigkeitsmerkmal zum Vaterland, bei unausweichlichem Krieg, den Soldatentod akzeptierte. Wenn man seine Zustimmung zu den Kriegskrediten 1914 und seine Meldung als Kriegsfreiwilliger als Fehler werten will, so war dies ein Fehler der politischen Einschätzung, nicht ein Verlassen der Wahrheit. Dieser Fehler war sicher mitverursacht durch das übersteigerte patriotische Milieu jener alemannischen Landgemeinden, von denen er in seiner Jugendzeit geprägt wurde. Extremes Beispiel für dieses Milieu ist das Kriegerehrenmal des Krieges 1870/71 auf dem Kirchhof der Nachbargemeinde Wittenweiler. Dort heißt es, eingemeißelt in Stein:

*Hoch über Menschengunst  
und ödem Erdenland  
strahlt ewig jung und schön  
der Tod fürs Vaterland.*

Wenn wir uns mit dem Erbe Franks auseinandersetzen, so gehört dazu auch die Beachtung von seinem Opfertod. Dieser widersprach der nationaldeutschen Geschichtslegende. Nach ihr waren die Sozialdemokraten „vaterlandslose Gesellen“. Daß ausgerechnet der erste gefallene Reichstagsabgeordnete ein sozialdemokratischer, jüdischer Kriegsfreiwilliger war, irritierte die damals herrschenden Kreise, weil dieses Faktum die herrschende Geschichtslegende widerlegte. Es kam zu keiner angemessenen Würdigung im Reichstag.

## II.

Ich habe Ihnen drei Beispiele unseres jüdischen Erbes in der Ortenau genannt. Dabei haben Sie gesehen, daß das Interesse unseres Arbeitskreises vor allem der Erhaltung und Erschließung der sicht- und greifbaren Zeugnisse der von den Nationalsozialisten vernichteten Kultur der Ortenauer Juden gilt.

Diese Tätigkeit war zum Teil nicht unumstritten, wie ich Ihnen am Schriftverkehr mit einzelnen jüdischen Repräsentanten nachweisen könnte. Ich möchte daher im zweiten Teil meiner Ausführungen darlegen, warum wir das tun und zum Abschluß die Frage der Berechtigung stellen. –

Warum wir (Katholiken und Protestanten der jüngeren, von der Bundesrepublik geprägten Generation) uns dieses Erbes annehmen, läßt sich am besten an der Synagoge Kippenheim zeigen:

Leo Baeck sagt, daß „die Synagoge“ geschichtlich und geistig die Mutter der Kirche ist: „Eine und dieselbe Gewißheit, die hier wie dort sich offenbart, mögen auch Weise und Weg verschieden sein. Jüdische und christliche Gotteshäuser haben am letzten Ende ein unteilbares Schicksal; was dem einen angetan wird, ist zugleich dem anderen zugefügt.“

Baeck sprach diese Worte zum 15. Gedenken an die Novemberpogrome des Jahres 1938. Wenn man diese Worte Leo Baecks, denen ich andere Worte Martin Bubers an die Seite stellen könnte, ernst nimmt, so ergibt sich zwangsläufig, daß junge Katholiken und Protestanten es aus ihrem Glaubensgut heraus für nicht hinnehmbar halten, daß ein Haus, welches sichtlich geprägt ist vom ersten Buch Mose, Kapitel 28, Vers 17 „*Wie heilig ist diese Stätte, hier ist nichts anderes denn Gottes Haus und hier ist die Pforte des Himmels . . .*“ mit Schweinefutter, Hühnerfutter, Düngemitteln etc. angefüllt ist, die an dieser Stätte ge- und verkauft werden. –

Es gibt aber noch einen weiteren Gesichtspunkt, die Synagoge als greifbares Zeugnis jüdischer Präsenz in der Ortenau würdig zu erhalten. Er liegt darin begründet, daß wir die Geschichte des 9. November 1938, in der jüdisches Kulturgut und jüdische Gotteshäuser in Flammen aufgingen, in unserer Mitte präsent haben wollen; denn diese Hinterlassenschaft ist Ausdruck eines vergangenen Teils deutscher Bevölkerung, der von großer Bedeutung für unsere Geschichte, Religion und Philosophie, Lebensführung und Geisteshaltung war und ist. Mit dieser Überlieferung pflegen wir mit Sicherheit auch das Andenken an jenen Teil der Überlieferung (zum Beispiel Toleranzgedanken bei Lessing, Pazifismusgedanken bei Frank) der weit über diese Hinterlassenschaft hinausgeht.

Viele von Ihnen wissen, daß es in der Vergangenheit Streit darüber gab, ob diese dingliche Hinterlassenschaft erhalten beziehungsweise dokumentiert werden soll. Es wäre ein eigener Vortrag, die Gründe zu erläutern, warum Vertreter des heutigen deutschen Judentums – vorsichtig ausgedrückt – zunächst so reserviert gegenüber diesen Aktivitäten waren. Es erklärt sich zum Teil aus der Situation der Juden nach der Shoa; zum Teil klang aber auch der Vorbehalt an, ob junge deutsche Katholiken und Protestanten oder Freireligiöse in der Frage der Hinterlassenschaft des deutschen Judentums mitreden sollen. Zu beiden Fragen möchte ich eine Bemerkung machen. Die Situation nach der Shoa erklärt Oppenheimer in seinem 1966 erschienenen Buch „Jüdische Jugend in Deutschland“. Er erläutert, daß durch die unvorstellbaren Verbrechen der Nazis Deutschland für Juden nicht mehr existierte oder „jedenfalls nur noch so lange, bis die Überlebenden der Konzentrationslager und die Flüchtlinge aus Osteuropa . . . in andere Länder überführt worden wären. Danach, so schien es, konnte es keine Verbindungen zu Deutschland mehr geben, geschweige denn ein Weiterleben jüdischer Menschen auf deutschem Boden. Deutschland würde ein weißer Fleck im jüdischen Bewußtsein werden – ein Gebiet außerhalb der bekannten und zu kennenden Welt“. Und (– dies sage ich besonders für die Christen unter uns, die sich über manche Verhaltensweisen gewundert haben –) aus der Auseinandersetzung mit dieser Einstellung sind manche Verhaltensweisen zu verstehen, die uns in der Vergangenheit vielleicht fremd vorkamen. Dies bezieht sich sowohl auf Handlungen der jüdischen Vertretungen in der unmittelbaren Nachkriegszeit diesem Erbe gegenüber als auch auf Handlungen der wiedererstandenen und in schwieriger psychologischer Situation sich konstituierenden Gemeinden in der jüngsten Vergangenheit.

Die zweite Frage, ob junge Christen oder Freireligiöse bei der Frage der Hinterlassenschaft des deutschen Judentums mitreden sollen, möchte ich klar mit „Ja“ beantworten. Ich möchte aber genauso klar hinzufügen: Sie dürfen es nur taktvoll und mit Dialogbereitschaft tun. Das heißt für uns

zum Beispiel: unsere Äußerungen müssen im Geiste Lessings, den nicht nur Ludwig Frank, sondern das gesamte deutsche Judentum und das liberale Deutschland so hoch verehrten, erfolgen. Denn hier führt uns wirklich der „große Reformator“ weiter, in dessen Geist wir (so sagte es der junge Ludwig Frank) ganz aufgehen sollen. In seiner Ringparabel in „Nathan der Weise“ hat er den Streit von Juden, Muselmanen und Christen um das Erbe eines geistigen Gutes dargestellt und sagt den dreien:

*„Es eifre jeder seiner unbestochenen, von Vorurteilen freien Liebe nach . . . Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohltun, mit innigster Ergebenheit in Gott . . .“*

Und wenn wir dies gemeinsam in diesem Geiste tun, glaube ich, haben wir die richtige Einstellung zum jüdischen Erbe, welches uns nach der Shoa geblieben ist.

### *Nachtrag*

Die hier wiedergegebenen Gedanken „Unser jüdisches Erbe und wir“ haben einen für mich genau datierbaren Ursprung.

Mitte der 70er Jahre besuchte ich die Nationalbibliothek in Jerusalem, um im Buber-Archiv einige Schriftstücke einzusehen. Es wurde gerade eine liebevoll zusammengestellte Stefan-Zweig-Ausstellung gezeigt. Sie interessierte mich sehr. Ich beobachtete auch die zahlreichen jüdischen Studenten, die diese Ausstellung betrachteten. Sie kamen kurz, warfen einen Blick in zwei, drei Vitrinen; dann gingen sie wieder. Die Ausstellung zeugte von einer Zeit, die der ihren so fern war. Die Dokumente waren in einer Schrift abgefaßt, die für sie (auch gedruckt – Fraktur –) gar nicht oder nur mit Mühe zu entziffern war. Dazu waren die Dokumente in einer Sprache abgefaßt, die, wenn überhaupt, nur einige wenige in ausreichendem Maße verstehen konnten. Die kurzen Erklärungen in Iwrit konnten keinen Eindruck vom Umfeld und der Persönlichkeit Zweigs geben. Ein Text, in dem zum Beispiel Stefan Zweig beschreibt, wie Theodor Herzl im Theater in Wien Platz nahm, wie ein spöttisches Getuschel anhub „Der König von Zion . . .“ – wer von den jungen Studenten hätte ermessen können, was dieses Umfeld „Theater“ damals in Wien, Mannheim oder Berlin gerade auch für den jüdischen Bevölkerungsteil bedeutete!

Kontakte mit jüdischen Menschen (sowohl älteren aus Deutschland stammenden wie jüngeren, die heute in Deutschland leben oder als Israelis auf

Besuch waren) bestärkten mich darin, die vorgetragenen Gedankengänge nicht nur zu denken, sondern auch einmal in dieser Form festzulegen. Dabei ist das, was der Leser jetzt vor sich sieht und der Hörer des Vortrags vernahm, eine sehr verkürzte Form dessen, was zu diesem Thema zu sagen wäre.

Nochmals zu Stefan Zweig: er beschreibt uns seinen Schaffensweg in der „Welt von gestern“. Darin beschreibt er, wie er sehr viel zusammenstellte und dann in einem Wägungsprozeß vieles wieder aus dem Manuskript verbannte. Dieser Prozeß hat bei dem vorliegenden Manuskript besonders stark stattfinden müssen. Ich hoffe trotzdem, daß der Leser in die Problematik mit hineingenommen wurde und im Idealfall einen Denkanstoß erhält.

# Bauliche Entwicklungen in Wolfach im 20. Jahrhundert

*Frank Schrader*

## *Vorbemerkung*

In früheren Jahrhunderten führten oft Feuersbrünste zu einer tiefgreifenden Umgestaltung des Wolfacher Stadtbildes, kaum ein Gebäude, das auf den ersten bildlichen Darstellungen der Stadt aus dem 16. und 17. Jahrhundert zu sehen ist<sup>1</sup>, hat sich bis heute erhalten. Im 20. Jahrhundert hat sich das Stadtbild mit zunehmender Geschwindigkeit verändert und die bebaute Fläche vervielfacht, insbesondere durch die demographische Entwicklung nach dem 2. Weltkrieg, durch das gewandelte Sozial- und Freizeitverhalten der Bevölkerung sowie durch den sprunghaften Anstieg des Individualverkehrs; Brände spielen wegen des technischen Fortschritts bei der Brandbekämpfung nur noch eine geringe Rolle in der baugeschichtlichen Entwicklung. Die wechselvolle Geschichte einiger Gebäude und Freizeiteinrichtungen in Wolfach im 20. Jahrhundert soll hier dokumentiert werden.

## *1. Das fürstenbergische Schloß*

### *1.1 Die Schloßhalle*

In der Nacht vom 24. auf den 25. Januar 1947 brannten der Nordflügel und Teile des Westflügels des Wolfacher Schlosses ab, wo sich das Landratsamt, das Amtsgericht sowie die Turnhalle im ehemaligen Marstall befanden<sup>2</sup>. Der Wiederaufbau, den der Wolfacher Architekt Willy Vetter plante und leitete, fand unter großen Schwierigkeiten und Opfern in Zeiten akuter Wohnungsnot statt. Ohne den Ausbau der Schloßhalle betragen die Kosten für den Neubau über 250 000 DM. Das Richtfest des Nordflügels konnte am 10. März 1949 in Anwesenheit des badischen Staatspräsidenten Leo Wohleb gefeiert werden<sup>3</sup>. Die Übergabe der neuen Räume fand am 9. Januar 1950 statt, wobei der badische Innenminister Dr. Schühly zusicherte, daß die Verlegung des Landratsamtes in einen anderen Ort nicht mehr geplant sei, nachdem durch den Neubau wieder geeignete Räume zur Verfügung ständen.

Im Nordflügel des Schlosses wurden Landratsamt und Kreisverwaltung, im Westflügel Ernährungsamt, Amt für Soforthilfe, Requisitionsamt und



*Abb. 1: Der 1947 abgebrannte Schloßflügel. Archiv Schrader.*



im Erdgeschoß die Gendarmerie und Kochschule (heute Heimatmuseum) untergebracht. Nach dem Schloßbrand hatte das Gasthaus „Zum Kreuz“ dem Landratsamt und der Kreisverwaltung als Unterkunft gedient; das „Kreuz“ wurde nach Übersiedlung der Dienststellen durch seinen Besitzer Friedbert Schrempp am 11. Februar 1950 wieder eröffnet<sup>4</sup>.

Im März 1950 begann der Ausbau der Schloßhalle. Durch die Verlegung des verzierten Portals und des Treppenhauses des Nordflügels, die sich vor dem Brand auf der östlichen Seite zwischen der Durchfahrt zur Schloßstraße und der Schloßhalle befanden, auf die westliche Seite der Durchfahrt war es möglich, in der Schloßhalle eine Garderobe und Toilettenanlage einzubauen und ihr einen neuen Eingang von der Durchfahrt her zu geben. Als erste Veranstaltung nach der Fertigstellung fand in der Halle am 10. Juni 1950 das Festkonzert des „Großen Sängersfestes des Kinzigtalsängerbundes“ anlässlich des 100. Geburtstages des MGV Liederkranz statt. Eine Woche später wurde die Schloßhalle dann offiziell feierlich eröffnet und an die kulturellen und sportlichen Vereine übergeben.

Die Schloßhalle diente im Laufe der Zeit immer wieder auch als Ausweichquartier für verschiedene Zwecke, z.B. der katholischen Kirchengemeinde als Ersatzgotteshaus während der großen Kirchenrenovation 1974–76. 1981/82 plante die Stadt, in der Schloßhalle ein Jugendzentrum einzurichten, was dann aus finanziellen und politischen Gründen nicht zustande kam. In den 80er Jahren wurden aus statischen Gründen in der Halle schwere Eisenträger zur Stützung der Deckenkonstruktion eingezogen, die durch ihre Größe die Halle etwas verunstalteten.

1989/90 wurden in der vorderen Hälfte der Schloßhalle zur Hauptstraße hin neue Probenräume für die Stadtkapelle eingerichtet; die hintere Hälfte wurde zu einem Saal für kleinere Veranstaltungen umgebaut, die Toilettenanlage erneuert und eine neue Decke eingezogen, die die großen Eisenträger verdeckt. Die Probenräume der Stadtkapelle waren von 1921–1970 im Erdgeschoß des Ostflügels des Schlosses untergebracht gewesen. Danach probte die Kapelle drei Jahre lang in den freigewordenen Räumen der ehemaligen Bürgerschule über dem Großen Rathaussaal; wegen der beengten Platzverhältnisse waren Gesamtproben nur im Großen Rathaussaal möglich. Nach dem Umzug der Gewerbeschule aus dem Schul- und Rathausgebäude in den Neubau am Straßburger Hof entstanden bei einem Umbau nach Plänen des Architekten Willy Vetter im Obergeschoß des Rathauses neue Probenräume, die schließlich der grundlegenden Rathausrenovation von 1990/91 weichen mußten<sup>5</sup>.

## *1.2 Der Osttrakt des Schlosses*

Am 23. April 1969 übernahm das Land Baden-Württemberg den Osttrakt des Schlosses, wo sich heute das Finanzamt befindet. Im Flügel zur Hauptstraße hin war von 1924 bis zum Neubau der Hauptgeschäftsstelle vor dem Tor 1953 die Bezirkssparkasse Wolfach neben der ehemaligen Schloßbackstube<sup>6</sup>. Die Gewerbeschule war im Erdgeschoß des Nordflügels zur Bergstraße hin untergebracht und erhielt 1953 die Räume der Sparkasse dazu. 1956 zog die Landespolizei (früher Gendarmerie), die zuvor im Westflügel (heute Flößerabteilung des Heimatmuseums) untergebracht gewesen war, in diese Räume ein, nachdem die Gewerbeschule im Juli des gleichen Jahres in das alte Schulhaus neben dem Rathaus gezogen war. Im Osttrakt entstanden im früheren Gefängnis der Fürstenberger in knapp einjähriger Bauzeit nach Plänen des Staatlichen Hochbauamtes unter Leitung von Oberbaurat Horn die neuen Diensträume des Polizeikommissariats Wolfach, die im Rahmen einer kleinen Feierstunde am 12. Februar 1971 ihrer Bestimmung übergeben wurden.

## *1.3 Das Stadttor*

Das auf der bekannten Darstellung der Stadt Wolfach von J. J. Mentzinger aus dem Jahre 1655 zu erkennende, dem Stadttor vorgelagerte kleinere, zweistöckige Tor wurde zwischen 1849 und 1855 abgerissen; von den beiden romanischen Rundbögen des Stadttores wurde der äußere zwischen 1857 und 1869 durch einen höheren Stichbogen ersetzt<sup>7</sup>. 1928 befand sich noch ein Kachelofen und ein Bett in der Nachtwächterwohnung im Dachgeschoß des Tores, die später bei Umbauten zerstört wurden<sup>8</sup>.

Die 1957 durchgeführte Erweiterung des Stadttores durch zwei Fußgängerdurchbrüche war bereits im Haushaltsplan 1952 finanziell eingeplant. Im Rahmen eines gemeindepolitischen Diskussionsabends im März 1953 sprachen sich die Teilnehmer mehrheitlich für einen bergseitigen Fußgänger- und einen großen Straßendurchbruch auf der Talseite aus, der für die Aufnahme des Verkehrs besser geeignet erschien als die Lösung mit beidseitigen Fußgängerdurchbrüchen. Der Bau verzögerte sich noch bis 1957, weil die der Stadt vorgesetzten Dienststellen zunächst keine Entscheidung treffen konnten. Schließlich setzte sich aber auf Drängen des Landesdenkmalamtes die reine Fußgängerlösung durch, um die harmonische Schloßansicht zu erhalten<sup>9</sup>.

Im Februar 1958 erhielt das Stadttor eine moderne Langfeldleuchte, die die alte, einbirnige Lampe ersetzte. Zwei Monate später verwendete das Wolfacher Postamt erstmals einen Werbepoststempel, der das Stadttor mit den



*Abb. 2: Das Stadttor vor dem Umbau 1957. Archiv Schrader.*

neuen Fußgängerdurchbrüchen darstellte, flankiert von Nadel- und Buschbäumen und mit der Schrift „(17b) Wolfach, Luftkurort im Schwarzwald“ umgeben.

#### *1.4 Grünewalds „Magdalenen-Klage“*

Die wechselvolle Geschichte der Schloßkapelle hat Josef Krausbeck, der sich vehement für die Erhaltung und Wiederherstellung dieses Kleinodes einsetzte, ausführlich geschildert<sup>10</sup>. Die Kapelle sollte im Dritten Reich zu Büroräumen verbaut werden, was durch die Kriegseignisse zunächst verzögert und schließlich verhindert wurde. Nach dem Krieg diente die völlig ausgeräumte Kapelle als Gerümpelkammer, Kohlenkeller, Pferdestall und Schlachthaus; erst von 1962 bis 1965 wurde sie wiederhergestellt. Manch wertvolle Ausstattungsgegenstände der Kapelle kamen in den Wirren der Zeit abhanden.

Das interessanteste Gemälde, das sich früher in der Schloßkapelle befand, ist eine in Öl auf Leinwand gemalte Kopie eines verschollenen Altarflügels von Matthias Grünewald, der die Klage der Maria Magdalena vor dem gekreuzigten Christus darstellt<sup>11</sup>. Die Kopie entstand 1648 für die Gemäldesammlung des Klosters St. Blasien. Der von 1638 bis 1664 amtierende Abt Franz I. Chullot hatte damals für das Kloster eine Reihe von Gemälden anfertigen und mit seinem Wappen versehen lassen; darunter befinden sich auch nachweislich einige Bilder des Malers Christoph Krafft. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Krafft im Rahmen dieses Auftrages auch die Magdalenenklage kopierte. Nach der Säkularisierung des Klosters St. Blasien 1806/07 löste der Konventuale Pius Grambühler das Bild aus dem Rahmen und nahm es mit nach Oberwolfach, wo er von 1810 bis 1836 als Pfarrer tätig war<sup>12</sup>. Nach dem Tode Grambühlers kam das Bild als Stiftung in die Wolfacher Schloßkapelle, wo es bis zum Frühjahr 1920 hing; im Vorfeld der Verhandlungen über den Verkauf ihres Schlosses an die Stadt Wolfach brachte die fürstenbergische Herrschaft, neben vielen anderen wertvollen Ausstattungsgegenständen des Schlosses, das Bild nach Donaueschingen, wo es heute ein Glanzstück der Gemäldegalerie ist.

Das Gemälde blieb bis in unser Jahrhundert hinein der Wissenschaft verborgen. Max Wingenroth erwähnte es in seiner Beschreibung der Kunstdenkmäler des Kreises Offenburg aus dem Jahre 1908 nur am Rande: „Maria vor dem Kruzifixus, ohne Unterschrift, Arbeit eines Nachahmers des Matthias Grünewald“<sup>13</sup>. Erst der Leiter der Fürstlichen Galerie, der Donaueschinger Stadtpfarrer Heinrich Feurstein (1877–1942), stellte es durch seine Veröffentlichungen ab 1912 einem breiten Publikum vor<sup>14</sup>:

Fast unbegreiflich erscheint es, wie ein Bild von der Bedeutung der [Magdalenen-Klage] bis tief in die Zeit der Hochflut der Grünewaldbegeisterung hinein in der fürstlichen Schloßkapelle zu Wolfach schlummern konnte, ohne beachtet zu werden. [...] erst im Mai 1920, nach der Verbringung in die Galerie, wurden sich weitere Kreise bewußt, daß man hier eine alte Leinwandkopie eines längst verlorenen Altarflügels von Matthias Grünewald vor sich hatte . . .<sup>15</sup>.

Feurstein vermutete zunächst, daß das Gemälde der rechte Außenflügel des verlorenen Magdalenenaltars der Stiftskirche zu Halle a.S. gewesen sein könnte. Der Altarflügel Grünewalds entstand jedoch um 1515 für die Sakristei der Antoniterklosterkirche Isenheim; ob er Teil eines Magdalenenaltars war oder ein Epitaphbild hinter dem Grab des Praezeptors Guido Guersi, der sich in der Sakristei beisetzen ließ, ist nicht gesichert<sup>16</sup>. Die Maße der Kopie, 156 cm × 76 cm, entsprechen vermutlich dem Original; die Qualität wird von dem Kunsthistoriker Fraenger nur als „mittelmäßig“ bezeichnet<sup>17</sup>, von Hochstätter jedoch als „hoch“ eingestuft, „im Gegensatz zu den eigenständigen Arbeiten des Kopisten, deren wesentlich geringere Qualität darauf schließen läßt, daß er sich eng dem Vorbild anschloß“<sup>18</sup>. Das Bild wurde an einer Stelle übermalt und ausgebessert; möglicherweise war es bei einem Brand in St. Blasien 1768 teilweise beschädigt worden. 1953 wurde das Gemälde restauriert.

## 2. Die Eugen-Gerstenmaier-Siedlung

Um das in der Zeit nach 1945 in Westdeutschland akute Problem der Aufnahme von Flüchtlingen, insbesondere aus der damals im Westen sog. „Sowjetischen Besatzungszone“, in den Griff zu bekommen, wurde 1953 eine neue Form von Übergangswohnheimen entworfen, die sich von einem gewöhnlichen Flüchtlingslager u.a. durch getrennte Wohneinheiten für jede Familie unterschied. Die Initiative ging aus von Dr. Eugen Gerstenmaier, MdB und Leiter des Hilfswerks der Ev. Kirchen Deutschlands<sup>19</sup>. Die Ausführung stand unter der Obhut von Dr. Wagner, Leiter des Siedlungsdienstes des Ev. Hilfswerkes, und Prälat Wosnitzer, Leiter des Kath. Siedlungswerkes innerhalb des Deutschen Caritas-Verbandes. Der Wolfacher Bürgermeister Martin bemühte sich erfolgreich um die Errichtung der geplanten Testsiedlung in Wolfach, in der die Idee Gerstenmaiers erstmalig in Deutschland verwirklicht werden sollte<sup>20</sup>.

Im Juni 1953 begann auf dem Straßburger Hof der Bau des Übergangswohnheimes für Sowjetzonenflüchtlinge oberhalb der vor dem 2. Weltkrieg angelegten Kreuzbergstraße<sup>21</sup>. Die Kosten übernahmen die Siedlungsträger, den Baugrund stellte die Stadt in Erbbaupacht zur Verfügung.



*Abb. 3: Das Straßburger-Hof-Gebiet vor 1953 mit der Kreuzberg- und der neuerbauten Ostlandstraße. Archiv Schrader.*

Zugleich wurde der erste Bauabschnitt der Wasserleitung und Kanalisation im Straßburger-Hof-Gebiet begonnen. Die aus Fertigbauten bestehende Siedlung umfaßte dreizehn Häuser: elf mit je 4, eine mit 7 Wohnungen mit jeweils 26 qm Grundfläche, ein Gemeinschaftshaus mit Wasch- und Dusch-einrichtungen, Waschküche und einem Saal. Die Wohnungen bestanden aus einem Zimmer, Wohnküche, Bühne, Vorraum, WC und Abstellraum und waren komplett mit Einbaumöbeln eingerichtet. Die Bauleitung lag in Händen von Architekt Dipl.-Ing. Dick aus Freudenstadt, der nach dem Krieg den Wiederaufbau Freudenstadts geleitet hatte. Das Gemeinschaftshaus wurde später durch die Stadt gepachtet und nach den Plänen des Architekten Dick 1955 für 8 000 DM zum Städtischen Kindergarten ausgebaut, am 31. August 1955 eingeweiht und einen Tag später eröffnet<sup>22</sup>.

Die Modelle der in Wolfach erstellten Übergangssiedlung riefen nach einer Mitteilung des Hohen Kommissars der UN für das Flüchtlingswesen bei einer Ende 1953 in New York vom Generalsekretär der UN eröffneten Flüchtlings-Ausstellung das Hauptinteresse der Besucher hervor.

Über 60 offizielle Gäste aus ganz Europa besichtigten am 3. August 1953 die Versuchssiedlung, darunter der Hohe Kommissar der UN für Flüchtlinge, Dr. G. J. van Heuven-Goedhardt aus Genf, Bundesvertriebenenminister



*Abb. 4: Eines der Häuser der Gerstenmaier-Siedlung kurz vor der Fertigstellung. Archiv Schrader.*

Dr. Hans Lukaschek<sup>23</sup>, MdB Dr. Eugen Gerstenmaier, Prof. Dr. W. Hallstein, Staatssekretär im Auswärtigen Amt, Landesbischof D. Bender aus Karlsruhe, weitere Minister und Staatssekretäre aus Bonn und den Ländern, Vertreter kirchlicher Vereinigungen sowie Vertreter verschiedener Flüchtlings-, Handwerks- und Industrieorganisationen. In einem großen Teil der deutschen, europäischen und amerikanischen Presse fand die Besichtigung ihren Widerhall und machte die Stadt Wolfach in fast ganz Europa und Amerika bekannt. Ein Reporter der „New York Herald Tribune“ wurde vom Internationalen Weltkirchenrat beauftragt, ein Feuilleton über die Siedlung zu schreiben, das er mit einem Interview zu Geschichte und Brauchtum der Stadt verband. Auch im Rundfunk wurde ausführlich über die Besichtigung berichtet. Im Vorfeld brachte das Ev. Siedlungswerk einen 12seitigen Prospekt über die Testsiedlung mit einer Auflage von 60 000 Stück heraus, der zur Information der für Flüchtlingsfragen zuständigen Stellen in Deutschland, Europa und den USA bestimmt war.

Aus ganz Deutschland trafen beim Bürgermeisteramt Wolfach in den Tagen nach der Besichtigung Schreiben von Bürgermeistern und zuständigen Stellen ein mit der Bitte um Informationen über das Projekt, das als gutes Mittel zur raschen Beseitigung der Massenlager und als erster Schritt zum normalen sozialen Wohnungsbau angesehen wurde. In den folgenden Wo-

chen fanden noch öfters offizielle Besichtigungen der Siedlung statt, so durch Vertreter des Expertenausschusses für Flüchtlingssiedlungsfragen im Europarat und durch führende Personen des Evangelischen Hilfswerkes. Eine Woche nach dem Richtfest, das am 26. August 1953 gefeiert wurde, besichtigte eine Kommission des Regierungspräsidiums Südbaden das Wohnheim.

Anfang Oktober 1953 zog als erste Familie die des Siedlungsverwalters in das Wohnheim ein, das bis Mitte Oktober voll belegt war. Am 25. Oktober begrüßten Bürgermeister Martin, der ev. Stadtpfarrer Hans Heß<sup>24</sup> und Vikar Dillier die 158 eingezogenen Flüchtlinge offiziell und übergaben die Siedlung endgültig ihrer Bestimmung.

Das nationale Interesse an der Siedlung ließ nicht nach: vier Tage später besuchte eine 28köpfige Kommission zuständiger Referenten für das Flüchtlingswesen der Länder aus der ganzen Bundesrepublik unter Leitung des Landes-Vertriebenen- und Geschädigtenministers Fiedler aus Stuttgart die Siedlung. Am 30. Oktober kam der neue Bundesvertriebenenminister Dr. Oberländer nach Wolfach.

In einer Gemeinderatssitzung im November 1953 wurde das Übergangswohnheim in Anerkennung der Verdienste des späteren Bundestagspräsidenten um den Bau der Siedlung als „Eugen-Gerstenmaier-Siedlung“ benannt.

Im Mai 1970 begannen die Planungen der Gemeinnützigen Siedlungsgesellschaft (GSG), auf dem durch die Stadt erworbenen ehemals Baumbeiserschen Gelände zwischen Saarland- und Hausacherstraße drei Wohnblocks mit 48 Wohnungen und Flachdach zu bauen, die insbesondere für die damaligen Bewohner der Gerstenmaiersiedlung vorgesehen waren, damit die Siedlung abgebrochen und neu überplant werden konnte. Das Baugesuch wurde im November 1970 eingereicht, der Bau der Wohnblocks begann Ende 1971; ihre Fertigstellung erfolgte zu Anfang des Jahres 1973.

Im Januar 1972 stellte die GSG die ersten Pläne für die Neubebauung der Gerstenmaiersiedlung vor. Durch die Überplanung der Siedlung sollte wieder ein Zentrum für den Straßburger Hof entstehen. Es wurde angestrebt, die bisherige Uniformität des ganzen Gebietes mit Hilfe gemischter Haustypen und -höhen zu durchbrechen, auch um der Idealvorstellung einer „Wohnlandschaft“ näher zu kommen. Die Pläne stießen im Gemeinderat zunächst auf einige Widerstände, der ihnen jedoch nach lebhafter Diskussion über die dichte vierstöckige Bauweise und die geplanten Garagen und nach einem Kompromiß-Vorschlag der GSG, der für eines der Häuser nur



eine drei- statt vierstöckige Ausführung vorsah, am 25. Januar 1972 zustimmte.

Nach dem Abbruch der „Eugen-Gerstenmaier-Siedlung“ wurde das Gelände ab 1973 neu bebaut. Einen Teil des Geländes erwarb die Stadt, um den neuen Kindergarten für den Straßburger Hof bauen zu können<sup>25</sup>. Auf Vorschlag von Bürgermeister Martin wurde zur Beschleunigung des Verfahrens die Planung des Kindergartens dem Oberbaurat Straub von der GSG übertragen. Der Kindergarten wurde im Januar 1975 eröffnet<sup>26</sup>.

### *3. Sportplatz*

Schon vor der Gründung des „Fußballclubs Vorwärts 1920 e.V.“ am 19. November 1920 im Gasthaus „Zum Lustigen Bruder“<sup>27</sup> wurde in loser Form der Fußballsport betrieben: zunächst auf der Wiese bei den Möbelwerken Hund Richtung Oberwolfach, später wechselweise auf der Insel (Schießrain, heute Realschule), auf dem Steingrün, auf einer Wiese beim Seilermeister Haas und einer Wiese beim Vogtsdeich. Bis zum Frühjahr 1922 fanden die meisten Freundschaftsspiele des neugegründeten FCs auswärts statt. Die wenigen Heimspiele wurden auf fünf Behelfsplätzen ausgetragen, die von sportfreundlichen Wiesenbesitzern nach der jeweiligen Heuernte zur Verfügung gestellt wurden.

Mit der Begründung „Gelände- und Geldmangel“ wurden seitens der Stadt die Eingaben des FCs und des Turnvereins zur Errichtung eines Sportplatzes zunächst abgewiesen. Einige Wolfacher Landwirte drohten sogar mit einem Lebensmittelboykott, falls die Stadt einen Sportplatzbau bewilligen würde. Eine Plakataktion der Sportler und Turner für einen Sportplatz führte in zwei Fällen zur Strafverfolgung der „unbekannten“ Verfasser. Der FC entsandte nun eine dreiköpfige Delegation an das zuständige Ministerium in Karlsruhe, um die nach Meinung der Stadt einer Realisierung im Wege stehenden Schwierigkeiten mit der Aufsichtsbehörde zu lösen. Nach langem Drängen stellte die Stadt schließlich eine Wiese auf der Weihermatte als Sportplatz zur Verfügung, der am 14. Mai 1922 im Beisein der Stadtkapelle, verschiedener Fußballmannschaften und der Aktiven des FCs und des Turnvereins eingeweiht wurde<sup>28</sup>.

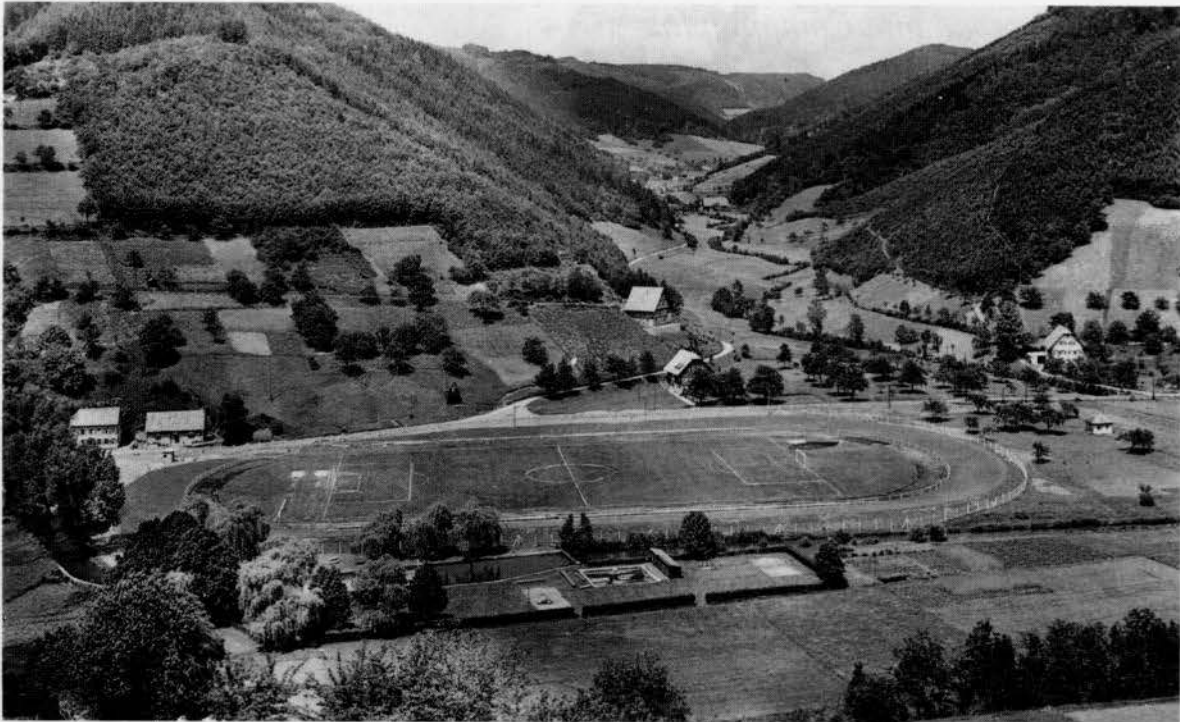
Nach dem 2. Weltkrieg und der Auflösung aller Vereine durch die Besatzungsmacht wurden Fußballclub und Turnverein zusammengelegt und unter dem Namen „Sportverein“ am 7. Juli 1946 neu gegründet. Am 4. März 1950 machte sich die Turnabteilung des Sportvereins unter der alten Bezeichnung „Turnverein Wolfach 1866 e.V.“ wieder selbständig; der Sportverein wurde am 7. April 1951 in „FC Wolfach 1920 e.V.“ umbenannt.

Der Wolfacher Gemeinderat beschloß am 5. Mai 1950 die Verlegung des Sportplatzes von der Weihermatte auf das Gewann „Vor Langenbach“, um Platz für die Erweiterung der in den dreißiger Jahren angelegten Weihermatten-Siedlung zu schaffen. Im Oktober 1950 gründeten Turn- und Sportverein einen Sportplatzausschuß zur Unterstützung des Projektes. Das für den Neubau vorgesehene Gelände konnte durch gegenseitigen Grundstückstausch erworben werden. Im April 1952 begannen die Arbeiten am neuen Stadion nach den Plänen des Architekten Willy Vetter, nachdem die Finanzierung durch in Aussicht stehende Toto-Zuschüsse der Sportverbände und freiwillige Arbeitseinsätze des Fußballclubs, Turnvereins, der Feuerwehr und katholischen Jugend sichergestellt war. Zunächst räumten Mitglieder der Vereine das Gelände von Bäumen, die zum Teil versetzt wurden. Danach konnten die eigentlichen Bauarbeiten in Angriff genommen werden; das geplante Clubhaus wurde, von den Umkleidekabinen abgesehen, aus finanziellen Gründen erst später gebaut (s.u.). Das Richtfest des Sportplatzes fand am 14. August 1952 im Gasthaus „Zum Ochsen“ statt. Auf dem nun freigewordenen alten Sportplatzgelände entstanden ab Mai 1953 neue Wohnhäuser.

Die offizielle Stadion-Einweihung und -übergabe fand am 20. Juni 1953 statt; anschließend führte ein Fackelzug die Gäste durch die illuminierte Stadt zur Schloßhalle, wo die Stadtkapelle zum Tanz aufspielte. Beim leichtathletischen Sportfest des Turnvereins am 21. Juni, verbunden mit den Kreismeisterschaften, waren neben vier Deutschen Meistern rund 630 Leichtathleten am Start. Der damals beste deutsche Sprinter, Heinz Fütterer aus Karlsruhe, lief beim 200-m-Lauf Weltrekord in 22,3 Sekunden; beim Nachmessen der Streckenlänge stellte sich dann aber heraus, daß die Bahn zu kurz gewesen war.

Ab dem 22.6. veranstaltete der FC eine Pokalspielwoche mit Mannschaften aus dem Kreis Wolfach und der Umgebung (wegen Regens wurden zur Schonung des neuen Platzes die Pokalspiele nach Oberwolfach verlegt) und am 28.6. ein Fußballspiel zwischen den Oberligisten Fortuna Düsseldorf, u.a. mit Nationaltorhüter Toni Turek, und den Stuttgarter Kickers<sup>29</sup>. 6500 Zuschauer sahen das Spiel, das Stuttgart mit 4 : 2 gewann. In der Turnhalle fand während der Festwoche ein Schaufechten zwischen Schiltach und Hornberg statt. Als Abschluß der Festwoche organisierten die Vereine am 28.6. ein großes Sommernachtsfest, das wegen des schlechten Wetters in die Schloßhalle verlegt werden mußte.

Gut ein Jahr nach der Einweihung wurde am 14. August 1954 nach letzten Fertigstellungs- und Korrekturarbeiten, insbesondere an den leichtathletischen Anlagen, das Stadion endgültig übergeben. Einen Monat später be-



*Abb. 5: Das neue Wolfacher Stadion; im Vordergrund das alte Kanalbad. Archiv Schrader.*

gutachtete Heinz Fütterer noch einmal Wolfachs Stadion und die leichtathletischen Anlagen, die er für vorzüglich erklärte.

Auf Drängen des Fußballclubs begannen in seinem 50. Jubiläumsjahr 1970 die Arbeiten für die in drei Bauabschnitten geplante Aufstockung des Umkleideraumes des Stadions<sup>30</sup>. Mitglieder des FCs leisteten dabei 1299 freiwillige Arbeitsstunden, der Architekt Vetter spendete sein Honorar. Das erweiterte Clubhaus wurde im Juli 1972 im Rahmen einer kleinen Feier durch Bürgermeister Martin seiner Bestimmung übergeben. Die Kosten betragen insgesamt 76 000 DM, durch die Eigenleistung des FCs sparte die Stadt 6500 DM.

Im Juli 1983 begann nach einer neuen Methode eine grundlegende Sanierung des u.a. wegen des Fehlens eines Hartplatzes für Trainingszwecke arg strapazierten Stadionrasens. Am 6. Mai 1984 wurde der neue Rasen mit einem Fußballspiel des FCs eingeweiht. Im Sommer 1986 wurde die sich in einem desolaten Zustand befindliche Aschenbahn des Stadions für 40 000 DM saniert.

#### 4. Schwimmbad und Campingplatz

Die Anfänge des Wolfacher Schwimmbades reichen bis ins 19. Jahrhundert zurück; in Heinrich Roys' Beschreibung der Stadt und ihres Kiefernadelbades, erschienen 1857, steht geschrieben: „Für Fluß- und Wellenbäder bietet die Kinzig die günstigste Gelegenheit und die gehörige Einrichtung derselben steht noch im Laufe gegenwärtiger Saison zu erwarten“<sup>31</sup>. In einer bürgermeisteramtlichen Bekanntmachung wurde im Sommer 1870 verkündet<sup>32</sup>:

Als Badplätze für die Schuljugend wird bestimmt: a) für die Knaben: der Wolfenteich, Giesenteich, was jedoch an diesen Plätzen nur mit angemessener Bedeckung geschehen darf. b) für die Mädchen: wie bisher im Schleifecanal. c) Für erwachsene Personen von der Schulentlassung an wird der Eichensteindeich sowie der obenanliegende Waag und obere Sägteich<sup>33</sup>, ferner der Wehrteich zwischen den unteren Sägen als Badeplätze bestimmt. Wer sich erlaubt an anderen Orten als hier bestimmt zu baden, wird nach § 75 des Polizeistrafgesetzbuches bestraft.

In der Kinzig selbst war kein Platz für ein Bad, denn von Wolfach aus fuhren z.B. 1872 250 Flöße ins Land<sup>34</sup>.

Im Frühjahr 1896 lud der Schwarzwald- und Verschönerungsverein die Bevölkerung in das Gasthaus „Zum Herrengarten“ zu einer öffentlichen Versammlung ein, um über die Errichtung einer „neuzeitlichen Freibadeanstalt“ zu diskutieren<sup>35</sup>. Oberförster Gayer gab dabei bekannt, daß die Fürstlich Fürstenbergische Standesherrschaft den Platz unterhalb der Herrengarten-Kegelbahn für ein durch den Riesner gespeistes Schwimmbad zur Verfügung stellen würde. Es wurde eine Schwimmbad-Kommission gebildet, der Oberförster Gayer, G. Closs, Josef Anton Moser, Dr. Kürz, Bürgermeister Friedrich Armbruster und Hermann und Adolf Vivell angehörten. Die 50 Versammlungsteilnehmer unterschrieben eine Eingabe an den Gemeinderat mit dem Wunsch nach der sofortigen Erstellung eines Freibades.

Es schloß sich ein mehrjähriger Kompetenzen- und Papierkrieg an. Zunächst erhob der Stadtmüller Einspruch, da er durch die Wasserentnahme aus dem Riesner Schwierigkeiten für seine am Beginn des Riesners gelegene Stadtmühle befürchtete. Das Problem konnte ausgeräumt werden, doch jetzt verzögerte der Bürgerschaft die Entscheidung, und es begann ein Streit über den Standort. Der Plan, unterhalb des Herrengartens das Schwimmbad anzulegen, wurde bald fallengelassen. Neue Vorschläge waren der Floßkanal gegenüber der Glaserei Würth und das Feld oberhalb des Staatlichen Gesundheitsamtes.

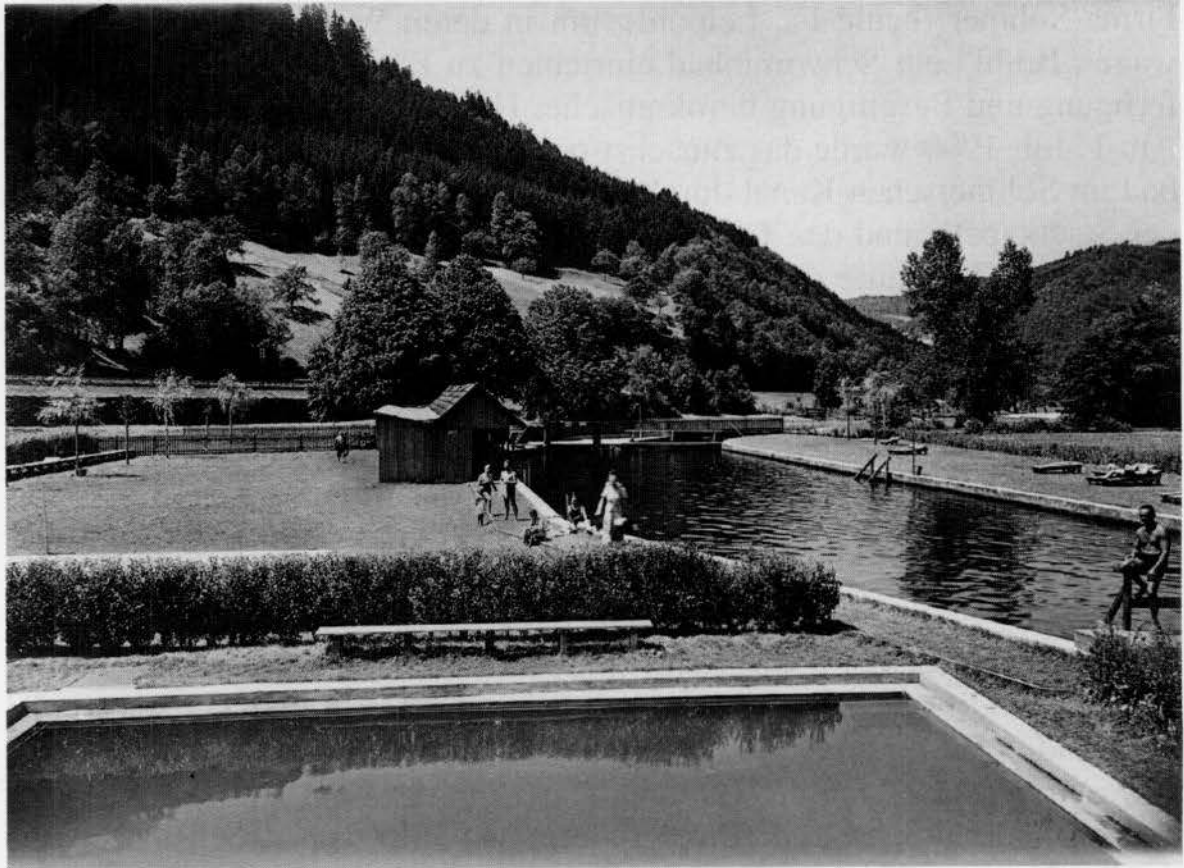
Im Dezember 1898 wandte sich der Gemeinderat an die neu angesiedelte

Firma Sohmer (heute Fa. Leipold), um in deren Werkkanal auf dem Gewann „Brühl“ ein Schwimmbad einrichten zu können<sup>36</sup>. Die Vertragsausfertigung und Beseitigung bürokratischer Hindernisse dauerten zwei Jahre. Am 1. Juli 1900 wurde das zunächst provisorisch eingerichtete Schwimmbad im Sohmerschen Kanal durch Bürgermeister Burger unter Beteiligung der Stadtkapelle und des Turnvereins, der „Wasserpantomimen“ vorführte, eingeweiht. Im Laufe des Jahres 1901 wurden die Ufer ausgemauert und die Umzäunungen erstellt. Das Bad war für die damalige Zeit ein vorbildlicher Bau und das erste und modernste Freibad im Landkreis Wolfach. Es bestand aus drei durch hohe Bretterzäune abgetrennte und umfaßte Bereiche: ein Bad für Erwachsene, ein Bad für Kinder und einige Zellenbäder für Einzelbadende<sup>37</sup>. Das Schwimmbecken war 45 m lang und 10,5 bis 16 m breit, mit einer Wasseroberfläche von 593 qm.

1930 bis 32 ließ Bürgermeister August Hämmerle Planungen und Kostenberechnungen für ein neues Schwimmbad anfertigen und verhandelte mit der Herstellerfirma des Wasserumwälzverfahrens „Bethunia“. Doch die Aufwendungen für einen Schwimmbadneubau wären zu hoch für die Stadt gewesen, weshalb sich der Gemeinderat 1933 dazu entschloß, das Kanalbad zu modernisieren und zu vergrößern. Mit Hilfe von Arbeitslosen wurde die Bretterumzäunung abgerissen und eine Ufermauer des Kanals versetzt. Das Schwimmbecken hatte nun eine Länge von 58 m und eine Breite von 11 bis 16 m mit einer Wasseroberfläche von 860 qm. Die Wassertiefe betrug 1,10 bis 1,90 m. Die Kabinenbauten wurden durch einen größeren Neubau ersetzt, ein neues, eigenes Kinderbecken angelegt und die Liegewiesen beträchtlich erweitert<sup>38</sup>. Die Bauarbeiten nach den Plänen des Architekten Vetter dauerten bis Anfang 1934.

Im Laufe der Zeit genügte das Bad nicht mehr den gewachsenen Ansprüchen und Besucherzahlen. Deshalb besichtigte im August 1950 der Gemeinderat mehrere Schwimmbäder der Nachbargemeinden, um Ideen und Anhaltspunkte für das neue geplante Schwimmbad zu sammeln, das auf dem Gelände bei den früheren Eisweihern oberhalb der Leinenweberei Sohmer und dem ebenfalls neugeplanten Sportplatz gebaut werden sollte. Zwei Monate später beschloß der Gemeinderat vorbereitende Maßnahmen zum Schwimmbad- und Sportplatzbau zu ergreifen, wobei der Sportplatz Priorität genoß und zuerst in Angriff genommen wurde. Das alte Schwimmbad wurde in der Zwischenzeit renoviert und 1954 durch eine Liegewiese erweitert.

Im Jahr 1956 wies die Stadtverwaltung darauf hin, daß das Baden in öffentlichen Gewässern, insbesondere im Stadtbereich von Kinzig und Wolf, nach wie vor nicht zulässig und aus gesundheitlichen und hygienischen



*Abb. 6: Das 1933/34 erweiterte Kanalbad. Archiv Schrader.*

Gründen auch nicht ratsam sei, weil durch Ableitung der Abwässer aus Klärgruben und der Kanalisation das Wasser nicht als einwandfrei bezeichnet werden könne<sup>39</sup>.

Die ersten Planungen für das neue Schwimmbad lagen im April 1952 vor und sollten ursprünglich schon 1954 verwirklicht werden. 1958 nahm der Gemeinderat das Projekt wieder in Angriff und ließ zunächst von Stadt-oberbaurat Pankoke und Architekt Ruffert sechs Planvarianten mit unterschiedlicher Beckengröße und -gestaltung erstellen, von denen zwei in die engere Wahl kamen. Nach einer Bürgerbeteiligung und weiteren Beratungen begannen schließlich die Bauarbeiten unter der Leitung des Architekten Ruffert am 24. November 1958. Ende April 1959 wurde das Schwimmbecken betoniert, anschließend folgte die Errichtung der Kabinenbauten. Das Richtfest konnte am 4. Juni 1959 gefeiert werden, die Einweihung am 18. Juli. Die Baukosten betragen ungefähr 500 000 DM.

Die Größe des Schwimmbadareals umfaßte 16 000 qm. Das Schwimmer-Becken maß  $33\frac{1}{3}$  m  $\times$  15 m bei einer Wassertiefe von 2,0 bis 2,2 m. An

seiner Südseite befand sich die 7,5 m lange und 4 m breite Sprunganlage mit einer Wassertiefe von 3,5 m. Das Nichtschwimmer-Becken war  $33\frac{1}{3}$  m lang, 16,75 m breit und 0,80 bis 1,25 m tief. An seiner Nordseite waren die breite Eingangstreppe und eine Wasserrutschbahn. Die Wasseroberfläche betrug insgesamt 1145 qm. Zur Bundesstraße hin befand sich ein Kinder-Planschbecken mit 128 qm Wasserfläche.

Der erstmals 1924 im Gemeinderat beratene Bau des Staubfreien Weges von der Stadtbrücke bis zum Schwimmbad entlang der Kinzig wurde im März 1959 begonnen. Der Steg über die Kinzig war zunächst aus Holz und wurde jeweils im Herbst wegen der Hochwassergefahr ab- und im Frühjahr wieder aufgebaut. In den 70er Jahren erbaute die Stadt einen neuen Beton-Steg. Der Weg ist heute nach Jakob Hildbrand benannt, der der Stadt ein großes Wiesengelände entlang des Weges geschenkt hatte.

Über die vermutlich ersten Campinggäste in Wolfach berichtete am 10. August 1881 die Zeitung „Der Kinzigtäler“<sup>40</sup>:

Gestern abend trafen, von Rippoldsau kommend, vier junge Engländer hier ein und begaben sich – nicht in einen Gasthof –, sondern auf den Steingrün oberhalb des Mühlesteiches und schlugen daselbst zwei Zelte auf, um darin zu übernachten. Auch ihr Abendessen bereitete sich die kleine Gesellschaft selbst in ihrer luftigen Behausung, und ab und zu kam ein Bote vom nahen Gasthof, um das nötige Naß zu bringen. Von hier aus soll die Reise nach Triberg fortgesetzt werden. Was die Veranlassung zu dieser sonderbaren Reiseart ist, konnte bis jetzt nicht in Erfahrung gebracht werden.

Der erste offizielle Campingplatz wurde nach einem Beschluß des Gemeinderates vom 11. Juni 1955 hinter dem Stadion beim alten Pumphaus durch städtische Arbeiter angelegt, am 9. Juli 1955 fertiggestellt und der Allgemeinheit zugänglich gemacht. In der Zeit vom 28.7. bis 23.8.1955 gab es dort schon 1852 Übernachtungen. Nach dem Abriß der alten Schwimmbad-Kabinen im Rahmen des Schwimmbad-Neubaues 1959 errichtete die Stadt an ihrer Stelle ein neues Camping-Gebäude mit Aufenthaltsraum, Kochraum, Dusch- und Waschräumen, Toilettenanlage, Kiosk und einer kleinen Koje für den Campingwart. Der Neubau hatte eine Länge von 22 m und wurde am 4. Juli 1959 eingeweiht. Der Campingplatz wurde auf den westlichen Teil des alten Schwimmbad-Geländes verlegt. Im Herbst 1983 verkaufte die Stadt wegen knapper Finanzen den Campingplatz an den damaligen Pächter Hans Winkler, der ihn seit 1973 betrieb.

Knapp dreißig Jahre nach der Inbetriebnahme fiel für das Schwimmbad und den Campingplatz eine folgenreiche Entscheidung: Das Verwaltungsgericht Freiburg gab am 4. Juni 1987 den privaten Anliegern Recht, die gegen die geplante Trasse der Umgehungsstraße geklagt hatten. Um den Bau

der Umgehung nicht zu verzögern, wurde von der Stadt und dem Straßenbauamt auf eine langwierige Revision verzichtet und die sog. „mittlere Lösung“ realisiert. Die „mittlere Lösung“ bindet die Umgehung auf Höhe des Schmelzegrüns an die alte Trasse der B 294 an und führt die Straße direkt über das Schwimmbad, das deshalb 1990 mit dem angrenzenden Campingplatz der neuen Trasse weichen mußte<sup>41</sup>. Eine Ersatzlösung konnte bis heute nicht gefunden werden.

### *5. Die Wasserräder am Schliefegraben und Grieshaberkanal*

Ende des 19. Jahrhunderts verfügten in Wolfach noch sechs Betriebe über insgesamt acht Wasserräder, davon sechs beim Schliefegraben an der Wolf und zwei beim Gewerbekanal an der Stadtbrücke<sup>42</sup>. Die beiden Räder der Stadtmühle am Gewerbekanal hatten 1927 nach dem Großbrand zwei Jahre zuvor und der Übernahme durch die Fa. Grieshaber ausgedient<sup>43</sup>. Sie machten einem modernen Maschinenantriebswerk Platz. Nachdem der untere Bereich des Gewerbekanal nach dem Wegzug der Fa. Grieshaber nach Schiltach stillgelegt wurde, konnte im Mündungsbereich an der Stadtbrücke 1983/84 die Grünanlage um die Friedenslinde neu gestaltet werden. Das Nepomuk-Standbild auf der Kanalbrücke wurde im Juli 1982 auf den Gassensteg versetzt, durch Reinhold und Josef Seemann renoviert und durch Josef Krausbeck neu bemalt<sup>44</sup>.

Auch die Wasserräder am Schliefegraben verschwanden im Laufe der Zeit. Die Lohmühle (heute Fa. Carl Leipold, Vorstadtstraße 71), die im Besitz der Gerber gewesen war, wurde 1912 von Schreinermeister E. Bonath gekauft, der sie in eine Möbelschreinerei umwandelte und das nutzlose Wasserrad verschrottete<sup>45</sup>.

Die alte Hammerschmiede (Wohnhaus Carl Leipold, Vorstadtstraße 69), die drei Generationen im Besitz der Familie Lorenz war, hatte ein Wasserrad zum Betrieb des großen Hammers, das 1933 der Entwicklung der Industrie zum Opfer fiel<sup>46</sup>. Es war ein beliebtes Foto- und Mal-Objekt und spielte neben seinem letzten Besitzer Karl Lorenz eine kleine Rolle in einem Kulturfilm.

Auf der rechten Seite des Schliefegrabens gegenüber dem Gasthaus „Zum Löwen“ befand sich eine mechanische Dreherei und Gießerei (vormals Villweber) von Mechanikermeister Erhard Fehrenbacher (Friedhofweg). Als dessen Sohn Otto, dessen mechanischer Hauptbetrieb am Gassensteg stand, die alte Gießerei im Nebenbetrieb zu einer Kunsteis-Fabrikation





*Abb. 7: Im Juli 1925 brannte die Stadtmühle bei der Stadtbrücke ab. Archiv Schrader.*

umwandelte, verschwand das Wasserrad 1929. Der idyllische Winkel mit diesem Wasserrad war oft von Kunstmalern und Fotografen festgehalten worden<sup>47</sup>.

Das Wasserrad beim ehemaligen Nebenbetrieb der Schlosserei Otto Krausbeck wich im Dezember 1953 der modernen Technik. Der Vater des damaligen Besitzers Otto Krausbeck hatte die ehemalige Lohmühle (auch Walk oder Schleife genannt, gegenüber der Gießerei Fehrenbacher), die früher den Gerbern, Strumpfstrickern, Färbern und Hufschmieden gehörte, gekauft und darin eine Metallveredelungswerkstätte (Galvanik) eingerichtet. 1947 diente sie als erster Betriebsraum der Kristallschleiferei der damals neugegründeten Glashütte.

1898 wich dem in diesem Jahr aufkommenden Elektromotor das Wasserrad des Weißgerbers Stefan Armbruster, Sohn des Seilers Vinzenz Armbruster<sup>48</sup>. Er hatte das frühere Gebäude der Schützenbrauerei (Inselweg 1) gekauft, um sich selbständig zu machen. Nach seinem Tod 1904 verkaufte es seine Tochter an die Familie Franz Schamm sen.

Das Wasserrad der Ölmühle wurde während des 2. Weltkrieges um 1940 abmontiert. 1863 firmierte diese Mühle unter dem Namen „Josef Armbru-

ster und Cons.“ („Consorten“ waren Bürgermeister Bühler, Zähringerhofwirt Roman Armbruster und Handelsmann J. G. Armbruster). Der Ölmühle wurde 1860 eine Kundenmühle angegliedert. Die beiden Mühlen gehörten zuletzt dem 1937 verstorbenen Ölmüller Adolf Armbruster.

Im Juli 1954 beantragte die Firma Leipold, den Schliefegraben in Rohre verlegen und eine Trafostation an der Mündung zur Wolf bauen zu dürfen, was 1955 realisiert wurde<sup>49</sup>. Der Verlauf des Kanals ist durch die Häuserzeile am Friedhofsweg bis zur Mündung in die Wolf noch nachvollziehbar; mehrere Brücken haben sich erhalten, die ihn einst überspannten. Die Verdohlung des Kanals ermöglichte es, vor dem Haus Leipold die kleine Anlage an der Vorstadtstraße im April 1956 zu vergrößern. Im Rahmen des Wettbewerbs um die Vorstadtsanierung 1982 schlug einer der Planer vor, den Graben wieder zu öffnen, um die Lebensqualität der Anwohner zu steigern – ohne Erfolg<sup>50</sup>.

## *6. Das Johannes-Brenz-Alten- und Pflegeheim*

1931 entstand in Hornberg das erste Johannes-Brenz-Altersheim durch Umbau des vier Jahre zuvor geschlossenen „Schwarzwälder Kinderrettungshauses“, das am Fuße des Schloßberges lag. Die Kinderanstalt des „Rettungshausesvereins“ war im April 1856 entstanden, seit 1862 im Kirnbacher Schulhaus untergebracht und mußte 1867 nach Hornberg verlegt werden<sup>51</sup>.

Wegen den in den letzten Kriegswochen 1945 erlittenen Bombenschäden und anderen baulichen Mängeln beschloß der Verwaltungsrat des Altersheims, in Wolfach einen Neubau zu erstellen. Nach Plänen und unter der Bauleitung von Dipl.-Ing. Schmächel aus Mannheim wurde 1955 mit dem Bau des Johannes-Brenz-Heimes begonnen; die Ausschreibung erfolgte am 12. März. Bauherr war der Verein „Johannes-Brenz-Heim, Evang. Altersheim e.V., Sitz Wolfach“ unter Vorsitz von Pfarrer Kehrberger aus Nonnenweier. Der Bau war dreigeschossig und 43 m lang; angebaut wurde ein eingeschossiger Speisesaal von 17 m Länge. Insgesamt 75 Wohn- und Schlafräume für Bewohner und Personal befanden sich im Altersheim. Das Richtfest konnte am 14. Oktober 1955 und die Einweihung des in der Zwischenzeit schon bezogenen Heimes am 7. Januar 1956 gefeiert werden. 1975 wurde ein neues Personalhaus mit Appartements für die Heimbewohner in Betrieb genommen.

Nachdem auf dem Gelände des ehemaligen Gefängnisses das neue und größere Johannes-Brenz-Heim errichtet worden war (s.u.), wurde das alte



*Abb. 8: Das 1899 erbaute Gefängnis wurde 1990/91 abgerissen. An seiner Stelle steht jetzt das neue Brenz-Heim. Aufnahme: Frank Schrader.*

von August bis Oktober 1994 abgerissen; Fenster, Türen und sonstige verwertbare Dinge konnten dabei von Interessierten kostenlos abgeholt werden<sup>52</sup>. Am 13. Oktober 1994 begannen dann auf dem 1,24 Hektar großen Gelände die Bauarbeiten für die 15 Millionen DM teure und vom Architekten Gerhard Janasik entworfene Wohnanlage „Hofbauernweg“, die acht Einfamilienhäuser, vier Doppelhäuser und zwei größere Gebäude mit 30 Eigentumswohnungen für insgesamt 150 Bewohner umfassen wird.

Erste Überlegungen zum Neubau des Brenz-Heimes begannen 1984, als der Verwaltungsrat des Hauses erkannte, daß größere Investitionen für das alte Heim notwendig wären<sup>53</sup>. Der Aufsichtsratsvorsitzende, Pfarrer Rolf Berger, konnte 1986 die zuständigen Stellen und den Landrat des Ortenaukreises von der Notwendigkeit eines Neubaus für die flächendeckende Versorgung alter Menschen des Gebietes um Wolfach überzeugen. 1988 gewann ein Architektenteam aus Zimmern ob Rottweil den Wettbewerb um die Planung für das neue Pflegeheim und die Altenwohnungen mit integrierter Altenpflege. Im Oktober 1990 konnten die aufgetretenen finanziellen und politischen Hindernisse endgültig aus dem Weg geräumt werden. Der erste Spatenstich für die 33 Altenwohnungen und das Heim mit 66 Pflegebetten durch Pfarrer Berger auf dem Gelände des 1990/91 abgerissenen Gefängnisses, das die Stadt 1987 als Beitrag zum Neubau kostenlos zur Verfügung gestellt hatte, war am 10. Oktober 1991; im Jahr darauf, am 13. November 1992, konnte das Richtfest gefeiert werden.

Mit einem „Tag der offenen Tür“ wurde das neue Johannes-Brenz-Heim am 16. Januar 1994 eingeweiht. Die Baukosten betragen rund 21 Millionen DM, davon 6 Millionen für die 33 Altenwohnungen, die an interessierte Bürger verkauft und z.T. von diesen über die Verwaltung des Heimes bis zu ihrem Einzug vermietet wurden. Die Finanzierung erfolgte durch Zuschüsse des Landes, Kreises und Diakonischen Werkes sowie durch Kredite und Eigenmittel der Brenz-Heim-Gesellschaft. Die behindertengerecht ausgebauten Wohnungen sind baulich mit dem benachbarten Pflegeheim verbunden, dessen Dienstleistungen gegen Entgelt auch von den Bewohnern der Altenwohnungen in Anspruch genommen werden können. In der Eingangshalle befindet sich eine Cafeteria für Besucher und Bewohner.

## *7. Narrenkammer*

Die Narrenkammer, in der die zahlreichen Requisiten der Freien Narrenzunft Wolfach untergebracht werden, befand sich früher auf dem Speicher des alten Rathauses. Ihr Bestand wurde im Jahr 1892 beim großen Rathausbrand vernichtet<sup>54</sup>. Im neugebauten Rathaus war kein Platz mehr für



*Abb. 9: Die alte Narrenkammer beim Krankenhaus. Aufnahme: Frank Schrader.*

die Narrenkammer. Sie kam auf den Speicher im Nordflügel des Schlosses und ging beim Schloßbrand 1947 abermals in Flammen auf, nachdem sie schon durch die Wirren der Besatzungszeit sehr gelitten hatte. Der 1937 angeschaffte Kasten der Weibermühle, der auf dem Speicher über dem Finanzamt im Ostflügel stand, entging dem Brand. Nach dem Wiederaufbau befand sich die Narrenkammer wieder auf dem Schloßspeicher, diesmal über dem Amtsgericht im Südflügel. 1954 überließ die Stadt der Narrenzunft zusätzlich einen Raum des Schlosses als Kleiderkammer.

1967 zog die Narrenkammer nach der Fasnet vom Schloß in den „Roßsaal“ hinter dem „Alten Hirsch“ zwischen Adler- und Kranzgäble. Vor dem Abriß des „Roßsaales“ kam sie im Oktober 1970 in den Schuppen beim ehemaligen Städtischen Altersheim bei der Auffahrt zum Kreiskrankenhaus, den die Stadt der Narrenzunft kostenlos überließ. Der Schuppen wurde im Laufe der Zeit zu klein für die zahlreichen Requisiten, weshalb ein Teil der Narrenkammer im Klausenbauernhof (Vor Ippichen) und im ehemaligen Fabrikgebäude der Edelbranntweinbrennerei Haas & Bulacher (HaBu) in der Bergstraße untergebracht wurde. Im Vorfeld des Feuerwehrgerätehausneubaues mußte der Schuppen beim Krankenhaus abgebrochen werden<sup>55</sup>.

Gemeinderat und Stadtverwaltung stellten nun nach Anfrage und Vorschlag der Narrenzunft in Aussicht, nach Auszug der Feuerwehr deren altes Gerätehaus beim Engelsschulkindergarten als Narrenkammer unentgeltlich zur Verfügung zu stellen. Bis zur Fertigstellung des neuen Feuerwehrgerätehauses wanderte die Narrenkammer im Sommer 1986 in die 1951 errichtete Halle der Schlosserei Krausbeck im Mesmergäßle, die im September 1987 abgerissen wurde, um Platz für das geplante katholische Gemeindehaus zu schaffen. Danach war die Narrenkammer im HaBu-Gebäude untergebracht, das im November 1989 der Spitzhacke zum Opfer fiel. Schließlich kam sie in das im November 1988 freigewordene alte Feuerwehrgerätehaus, wo sie sich noch heute befindet. 1990 war geplant, auf dem Gelände beim ehemaligen E-Werk beim Straßburger Hof eine größere Halle als Narrenkammer zu errichten, die aus finanziellen Gründen aber nicht realisiert wurde.

## 8. Wolfacher Kinos

Zwei Jahre nach der Erfindung des Kinos durch die Brüder Lumière trafen in Wolfach 1897 erstmals „Wanderkinematographen“ ein, um von nun an alljährlich ihre Filmstreifen von wenigen Minuten Länge vorzuführen<sup>56</sup>. Am 22. November 1903 fand die erste Aufführung einer zusammenhängenden Filmwochenschau in Wolfach statt<sup>57</sup>. Zuvor gab es nur mehrere Kleinkinematographenvorführungen mit kurzen Filmen über einzelne Begebenheiten. Im Kreuzsaal brachte nachmittags und abends ein „Riesen-Kinematographie ... vermittelt Dampftrieb und eigener elektrischer Lichtanlage“ ein Programm im Sinne heutiger Wochenschauen mit Kriegsszenen, Zaubereien, humoristischen Bildern und politischen Ereignissen auf die Leinwand.

Der Wolfacher Kaufmann Wilhelm Vivell sen. (1877–1950) eröffnete am 22. Juli 1922 im Gasthaus „Zum Kranz“ das erste eigenständige, regelmäßig arbeitende Kino in Wolfach, die „Kranz-Lichtspiele“; der erste Film hieß „Der Mann im Salz“ nach Ludwig Ganghofer<sup>58</sup>. Begleitet wurden die Filme in der Stummfilmzeit durch ein „Violana-Orchestrion“. Schon seit 1909 gab es im geräumigen Theatersaal des Gasthauses gelegentlich Stummfilme zu sehen, 1920 den ersten „Schulfilm“<sup>59</sup>. Vivell hatte 1919 das Gasthaus von dem ehemaligen Briefträger und Kranzwirt Karl Schrempp und dessen Frau Sofie Armbruster (die dafür das Gasthaus „Kreuz“ erwarben) gekauft, ließ 1920 das Gebäude abreißen und erwarb dazu das Hinterhaus, das dem Korbmacher Pius Harter gehört hatte<sup>60</sup>. Dieses Haus bezog Vivell in das neue Areal ein, auf dem er eine damals moderne Großgaststätte mit Metzgerei, Lichtspielhaus und Theaterbühne

erbauen ließ, die von verschiedenen Pächtern betrieben wurde. Am 2. März 1933 wurde aus den „Kranz-Lichtspielen“ das „Tonfilmtheater Wolfach“. Nach Wilhelm Vivells Tod übernahm dessen Sohn Konrad Vivell das Kino; im November 1952 konnte es mit einer Festspielwoche sein 30jähriges Bestehen feiern. Im September 1953 wurde das Kino wieder in „Kranz-Lichtspiele“ umbenannt; zwei Monate zuvor führte es erstmalig im Landkreis Wolfach einen 3-D-Film („Der 3 Dimensionale Film! Metroscopix, so plastisch, daß sie zugreifen werden“) vor.

Konrad Vivell brachte durch seine Bekanntschaft mit der Leiterin des Gloria-Filmverleihs meist aktuelle Filme ins Kino, die er mit dem Auto in München abholte (normalerweise kamen sie per Zug), und die sonst nicht so schnell den Weg in das „kleine“ Wolfach gefunden hätten. Durch die räumliche Distanz – Vivell wohnte in Landsberg am Lech – konnte er das Kino aber auf Dauer nicht selbst weiterbetreiben und verpachtete es ab September 1955 an W. Schubert. Letzter Pächter der Gaststätte war Otto Pappe, der 1963 starb; der Wirtshausbetrieb wurde eingestellt, das Kino aber noch bis 1969, als das Gebäude von der Stadt gekauft wurde, weiterbetrieben. Die Stadt ließ im Oktober 1970 das Gasthaus „Kranz“ abreißen und legte dort Parkplätze an. Auf Drängen des Gewerbevereins wurde eine aus städtebaulichen Gründen ursprünglich geplante teilweise Bebauung des Geländes nicht durchgeführt. (Obwohl nicht mehr ganz zutreffend, befand sich auch später noch an dem inzwischen abgerissenen „Malerhäusle“ neben dem „Kranz“ das Straßenschild „Kranzgäble“.)

Nachdem W. Vivell 1922 die „Kranz-Lichtspiele“ eröffnet hatte, wurde von der Stadt beschlossen, den Film von nun an als Werbemittel für Wolfach zu verwenden. Für 3000 Mark wurde durch eine Berliner Filmgesellschaft der erste Filmstreifen über Wolfach gedreht und im „Kranz“ uraufgeführt. Ab 1926 wechselte das Kranzkino zweimal wöchentlich das Programm und führte regelmäßig einen neuen, zehnminütigen Celluloidstreifen „Wolfach im Film“ vor, der im Laufe der Zeit in über 700 Lichtspielhäusern Deutschlands, auf Messen und sogar in den Bordkinos des Norddeutschen Lloyd aufgeführt wurde<sup>61</sup>. 1929 folgte der dritte Wolfach-Stummfilm und 1933 der erste „Wolfacher Heimattonfilm“, der im folgenden Jahr sogar in englischen Kinos gezeigt wurde<sup>62</sup>.

Aus dem Bestand der „Kranz-Lichtspiele“ wurden von Hans Vivell, einem Sohn des Kinogründers, zwei Stummfilme über Wolfach (u.a. über das Trachtenfest am 18. August 1929 mit der letzten Floßfahrt „echter“ Flößer<sup>63</sup>) und der Tonfilm „Schwarzwaldbauern“, ein sog. „Kulturfilm“ von 1933, der das Leben der Bauern um Wolfach in verklärenden Bildern und mit markigen Worten beschreibt, dem Südwestfunk in Baden-Baden

überlassen. Dieses alte Filmmaterial bildete den Ausgangspunkt für eine Sendung der Südwestfunk-Reihe „Zu Gast“. Nach Restaurierung und Überspielung der brüchigen Filme auf Videoband führte die SWF-Redakteurin Sarah Palmer im Februar 1982 die Filme den Wolfachern vor, befragte sie nach Erinnerungen an die damalige Zeit und machte daraus unter dem Titel „Die Zeit vergeht, die Bilder bleiben. 50 Jahre Filmimpressionen von Wolfach“ ein 45minütiges Feature, das am 18. März 1982 und als Wiederholung am 14. Juli 1983 im 3. Fernsehprogramm des SWF gezeigt wurde<sup>64</sup>. Im Mai 1984 beschloß der Gemeinderat, die Wolfach-Stummfilme vom SWF auf Video überspielen zu lassen und für das Stadtarchiv zu erwerben.

In den 50er Jahren bekamen die „Kranz-Lichtspiele“ Konkurrenz: Am 5. Januar 1955 wurde das Gasthaus „Zum Salmen“ bei einer Zwangsversteigerung an den Höchstbieter Fritz Wolf, Ingenieur und Kinounternehmer aus Schiltach, verkauft. Das frühere Wirtschaftsgebäude des Hotels, in dem sich ein kleiner Saal befand, wurde im Februar abgerissen, um Platz für einen zweistöckigen Kinoneubau nach Plänen des Bezirksbaumeisters Pfefferle zu schaffen. Das Gebäude hat eine Gesamtlänge von 30 m und eine durchschnittliche Breite von 10,5 m. Der Eingang ist von der Hauptstraße aus durch die frühere Dependancen-Tür erreichbar. Das Fassungsvermögen des Kinos betrug 61 erste Plätze in Leinwandnähe, 254 Sperrsitze im Saal, 48 Plätze auf dem Parterre-Rang (Loge) und 70 auf dem Balkon, mit den Notsitzen insgesamt über 450 Plätze. Als Eröffnungsfilm lief vom 28. Juli bis zum 1. August 1955 „Gitarren der Liebe“ mit Vico Torriani. Das Kino war mit allen technischen Mitteln der Zeit ausgestattet und erlaubte die Vorführung von Normal- und Breitbildfilmen sowie erstmals im Landkreis Wolfach von Cinemascope-Filmen. Der erste Cinemascope-Film, „Das Gewand“, wurde in Wolfach am 18. November 1955 aufgeführt.

Zwei Jahre nach dem Ende der „Kranz-Lichtspiele“ wurden 1971 auch die „Schloß-Lichtspiele“ geschlossen. Das Gebäude wurde an Herwig Springmann verkauft, der darin die Tanzbar „Tiffany“ einrichtete. 1983 erneuerte und renovierte er das „Tiffany“ und baute es später zum Café Bistro „Treffpunkt“ und zu einer Spielhalle um<sup>65</sup>.



### *Verzeichnis der benutzten Zeitungen*

ANK = Amtl. Nachrichtenbl. f. d. obere Kinzigtal. Jg. 1.1949–18.1967: Ausg. Wolfach. – Wolfach: Sandfuchs. Jg. 19.1968–34.1983: Offenburg: Reiff.

Wechsel d. Sachtitel:

1.1949–4.1952, 30: A. N. f. d. Städte Haslach, Schiltach, Wolfach . . . ;

4.1952, 31–7.1955: A. N. f. d. Städte Hausach, Schiltach, Wolfach . . . ;

7. [vielm. 8.] 1956–18.1967: A. N. f. d. ob. Kinzigtal . . . (falsche Jahrgangszählung ab 7.1956 beibehalten);

19.1968–26.1975, 26: A. N. f. d. ob. Kinzigtal;

26.1975, 27–34.1983, 44: A. N. f. d. obere Kinzig-, Gutach- und Wolfthal: . . . .

Standnummer BLB Karlsruhe: OZB 407, 2.1950–34.1983; UB Freiburg: G 4151, o, 2.1950–19.1968.

OT = Offenburger Tageblatt. Anzeiger vom Kinzigtal, Kinzigtäler Nachrichten, Schwarzwald-Zeitung. – Offenburg: Reiff. Standnummer UB Freiburg: G 4138, bi, 26.1950–35.1959; 59.1960–65.1966, 75.

Ab Jg. 79.1980 z.T. im Zeitungsarchiv Frank Schrader vorhanden.

Schwabo = Schwarzwälder Bote. Ausg. 84. Ortenaukreis, Kinzigtal. – Oberndorf: Schwabo. Standnummern WLB Stuttgart: Jg. 117.1951–119.1953: Ztg. 904; 120.1954–123.1957, 36: Ztg. 1040; 123.1957, 66–145.1979: Ztg. 1065; Mikrofilm: 139.1973, 149–145.1979: Z 60005. Standnummer BLB Karlsruhe: Jg. 135.1969ff: Ze 148 05.

Ab Jg. 148.1982 im Zeitungsarchiv Frank Schrader vorhanden.

### *Anmerkungen*

- 1 Die beiden ältesten bildlichen Gesamtdarstellungen der Stadt Wolfach, die in der bislang erschienenen ortsgeschichtlichen Literatur über Wolfach nicht erwähnt werden, finden sich auf den folgenden Landkarten: A) Joannes Georgius Tibianus: Wahre Abconterfethung desz weitberümbten Schwarzwald sambt derselben Gelegenheit. (2. Ausgabe der ca. 1580 entstandenen, nicht erhaltenen Schwarzwaldkarte Tibians), Konstanz: 1603. Original im Badischen Generallandesarchiv Karlsruhe, Sign. f 92. (Abb. in: Ruthardt Oehme: Joannes Georgius Tibianus. Ein Beitr. z. Kartographie u. Landesbeschreibung Südwestdeutschlands i. 16. Jahrhundert. Remagen/Rh.: 1956. (Forschungen z. dt. Landeskunde; Bd. 91). Abb. 17 im Anhang). B) Georg Gadner: Hornberger Vorst, Schiltacher Vorst, Sanct Georgen Vorst, 1592. In: Ders. u. Johannes Öttinger: Chorographia Ducatus Wirtembergica. (Beschreibung des löblichen Fürstentums Wirtemberg . . .). 28 Landschaften. Original im Hauptstaatsarchiv Stuttgart, Bestand N 3, Gadner, Nr. 1, Bl. 21. Faksimile-Druck hrsg. v. Württ. Statist. Landesamt, Stuttgart: 1938. (Abb. der Ansicht Wolfachs in: Ruthardt Oehme: Die Arbeiten älterer schwäbischer Kartographen im mittelbadischen Raum. In: Zs. f. d. Geschichte d. Oberrheins 126 (1978), 5. 223–238; Abb. nach S. 224).

Die beiden Darstellungen erreichen allerdings nicht ganz die Qualität und Übersichtlichkeit von Johann Jacob Mentzingers Wolfach-Zeichnung von 1655 (Abb. dieser Ansicht u.a. in: Franz Disch: Chronik der Stadt Wolfach. 2. unveränd. Aufl. Freiburg: 1982, S. 188).

- 2 Nach Josef Krausbeck: Das Schloß zu Wolfach, in: Die Ortenau 50 (1970), S. 350–372, hier S. 363, brannte das Schloß in der Nacht vom 23. auf den 24.1.1947 ab.

- 3 Schwarzwaldstadt mit Tradition: Wolfach, Kirnbach, Kinzigtal. Hrsg. v. d. Stadt Wolfach. Freiburg: 1988. S. 103. Nach Krausbeck: Das Schloß zu Wolfach, S. 363, fand das Richtfest am 1.8.1947 statt.
- 4 Das Gasthaus war 1775 als Realwirtschaft gegründet worden und feierte 1950 sein 175jähriges Bestehen. Seine Geschichte ist beschrieben in: Albert Sandfuchs: Das Gasthaus „Zum Kreuz“. Wolfach: 1973.
- 5 Unser Rathaus ist renoviert. Wolfach: 1991. (Festschrift zur Rathauseinweihung); 175 Jahre Stadtkapelle Wolfach. Wolfach: 1983. (Festschrift), S. 42 f.
- 6 Vgl.: 125 Jahre Bezirkssparkasse Wolfach. Wolfach: 1970. (Festschrift).
- 7 Nach den Schloßansichten in: Edgar Baur: Wolfach. So war es früher. Wolfach, Hausach: 1984, S. 16 (entstanden ca. 1855), 46 (nach 1849) und 22 (Schloß mit Erker, 1869).
- 8 Mitteilung v. Josef Krausbeck, Wolfach, v. 20.2.1995.
- 9 Vgl.: Frank Schrader: Neues über die Baugeschichte der Stadt Wolfach. In: Die Ortenau 75 (1995), S. 267–275; hier S. 269 f.
- 10 Josef Krausbeck: Die Wiederherstellung der Wolfacher Schloßkapelle. In: Die Ortenau 47 (1967), S. 123–143. (Der Sonderdruck des Beitrages ist noch erhältlich.) Neuere Darstellungen: Josef Stüble: Die Schloßkapelle. In: Schwarzwaldstadt mit Tradition, S. 226–241. Josef Stüble u. Walter Schmider: Die katholische Pfarrgemeinde St. Laurentius in Wolfach. Geschichte und Gegenwart. Passau: 1994. S. 235–256.
- 11 Heinrich Feurstein: Fürstlich Fürstenbergische Sammlungen zu Donaueschingen. Verzeichnis der Gemälde. 3. Ausg. Donaueschingen: 1921. S. IX, 29–31. (4. Ausg. 1934 konnte nicht eingesehen werden); Ders.: Matthias Grünewald, Bonn a.R.: 1930. (Buchgemeinde Bonn. Religiöse Schriftenreihe; Bd. 6, Jahresreihe 1930, Bd. 1). S. 128–131, 155 f. Anm. 96–100 u. Abb. 40, 41; Ders.: Die Kunstpflege in der Baar in älterer Zeit. In: Badische Heimat 8 (1921), S. 36–55; hier S. 52 u. Abb. auf dem Titelblatt. Hans Helmut Hofstätter: Die Fürstlich Fürstenbergischen Sammlungen in Donaueschingen. Fotos v. Kurt Gramer, München, Zürich: 1980. (Große Kunstführer; Bd. 81). S. 52 f. Claus Grimm u. Bernd Konrad: Die Fürstenbergsammlungen Donaueschingen: altdeutsche und schweizerische Malerei des 15. und 16. Jahrhunderts. München: 1990. S. 26, 254–255 (mit Literaturverzeichnis). Wilhelm Fraenger: Matthias Grünewald. Hrsg. v. Gustl Fraenger und Ingeborg Fraenger-Baier. München: 1983. Farb. Abb. auf S. 57–59.
- 12 Kurt-Erich Maier: Oberwolfach. Die Geschichte einer Schwarzwaldgemeinde im Wolfstal. Hrsg. v. d. Gemeinde Oberwolfach. Oberwolfach: 1958. S. 184.
- 13 Max Wingenroth: Die Kunstdenkmäler des Kreises Offenburg. Tübingen: 1908. (Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden. Beschreibende Statistik. Bd. 7: Kreis Offenburg). S. 682. Vgl.: Franz Disch: Chronik der Stadt Wolfach. 2. unveränd. Aufl. Freiburg: 1982. S. 202.
- 14 Heinrich Feurstein: Ein verlorener Altarflügel Grünewalds. In: Kunstchronik 23 (1912), S. 218 (mit Abb.). (Quelle konnte nicht eingesehen werden.)
- 15 Feurstein: Die Kunstpflege in der Baar, S. 52; Ders.: Fürstlich Fürstenbergische Sammlungen, S. IX.
- 16 Hofstätter u. Gramer: Die Fürstlich Fürstenbergischen Sammlungen, S. 52.
- 17 Fraenger: Matthias Grünewald, S. 237.
- 18 Hofstätter u. Gramer: Die Fürstlich Fürstenbergischen Sammlungen, S. 52.
- 19 Über Gerstenmaier (1906–1986) s. Horst Ferdinand: Gerstenmaier, Eugen. In: Baden-Württembergische Biographien. Bd. 1. Im Auftr. d. Kommission f. geschichtl. Landeskunde i. Baden-Württemberg, hrsg. v. Bernd Ottvad. Stuttgart: 1994, S. 106–112.
- 20 Vgl.: Schwarzwaldstadt mit Tradition, S. 91 f., 107.

- 21 Über die Entwicklung des Straßburger-Hof-Gebietes vgl.: Albert Sandfuchs: Vom Gutshof zum Stadtteil. Der Straßburger Hof in Wolfach. In: Die Ortenau 51 (1971), S. 125–137.
- 22 Schwarzwaldstadt mit Tradition, S. 109. Vgl.: ANK 7 (1955-09-03), Nr. 35. (Abkürzungen der benutzten Zeitungen sind im Verzeichnis der Zeitungen aufgelöst.)
- 23 Lukaschek wird in: Schwarzwaldstadt mit Tradition, S. 91, fälschlicherweise als Bundeswohnungsbauminister bezeichnet. Innenminister war damals nicht, wie ebd. S. 92 geschrieben, Lücke, sondern Lehr. Gerstenmaier wurde erst im November 1954 Bundestagspräsident.
- 24 Pfarrer Heß, geboren am 2.2.1891 in St. Ingbert, war vom 29.10.1936 bis zum 31.8.1959 in Wolfach tätig; er starb am 28.1.1985 in München und wurde in Wolfach begraben.
- 25 Schwarzwaldstadt mit Tradition, S. 92, 109.
- 26 Vgl.: Wir über uns. Der Städtische Kindergarten Straßburger Hof. In: Mitteilungsblatt Stadt Wolfach, Gemeinde Oberwolfach, Gemeinde Bad Rippoldsau-Schapbach. Jg. 47 (1996-01-12), Nr. 2, S. 2.
- 27 Das Gasthaus gegenüber dem Rathaus an der Ecke zur Kirchstraße wurde später in „Ratsstube“ umbenannt, die am 1.10.1959 geschlossen und anschließend zu einem Textilgeschäft umgebaut wurde.
- 28 Über Entstehung des ersten Sportplatzes und Entwicklung des Fußballclubs s. Albert Sandfuchs: 50 Jahre FC Wolfach. In: ANK 21 (1970), Nr. 27–29 (4., 11. und 18.7.), S. 23 f., 21 f., 25 f. Vgl.: 60 Jahre Fußballclub 1920 Wolfach. In: OT vom 18.7.1980.
- 29 Vgl.: Schwarzwaldstadt mit Tradition, S. 106. In der dortigen Bildbeschreibung wird das Spiel fälschlicherweise auf den 21.6. datiert.
- 30 ANK 21 (1970-11-14), Nr. 46, S. 4.
- 31 Heinrich Roys: Wolfach und sein Kiefernadel-Bad. Eine historisch-statistisch-topograph. Beschreibung der Stadt Wolfach und Umgebung. Karlsruhe: 1857. S. 43. (Standnummer BLB Karlsruhe 0 50 A 47.)
- 32 Zitiert nach: Das Baden an öffentlichen Plätzen betreffend. In: ANK 21 (1970-06-27), Nr. 26, S. 6. Vgl.: Disch: Chronik Wolfach, S. 513.
- 33 Die Eichensteinsäge stand unterhalb St. Jakobs auf dem Bickelsgrün; s. Disch: Chronik Wolfach, S. 140.
- 34 Schwarzwaldstadt mit Tradition, S. 143.
- 35 Entstehungsgeschichte z.T. nach: Am Samstag Schwimmbad-Eröffnung in Wolfach. In: ANK 10 (1959-07-18), Nr. 29.
- 36 Zur Entstehung des Namens „Brühl“ s. Disch: Chronik Wolfach, S. 473.
- 37 ANK 2 (1950-08-19). Vgl.: Disch: Chronik Wolfach, S. 513.
- 38 Abb. des erweiterten Bades in: Schwarzwaldstadt mit Tradition, S. 200.
- 39 ANK 7 (1956-06-09), Nr. 23.
- 40 Zitiert nach: ANK 7 (1956-09-15), Nr. 37.
- 41 Neue Perspektiven. Neubau der Umgehung B 294 Wolfach. Hrsg. v. Straßenbauamt Offenburg. Offenburg: 1993. (Festschrift).
- 42 Das letzte alte Wasserrad wich der modernen Technik. In: ANK 5 (1953-12-24), Nr. 52. Vgl.: Disch: Chronik Wolfach, S. 184 f.
- 43 Vgl.: Disch: Chronik Wolfach, S. 223–227.
- 44 Beschreibung in: Stüble u. Schmider: Die katholische Pfarrgemeinde St. Laurentius, S. 385.
- 45 Abb. in: Disch: Chronik Wolfach, S. 181 (linke Bildhälfte).

- 46 Abb. ebd. (rechte Bildhälfte); Schwarzwaldstadt mit Tradition, S. 99; Baur: Wolfach, S. 41 (rechts unten); Badische Heimat 22 (1935), S. 519 (Aufnahme aus dem Bildarchiv der Reichsbahndirektion Karlsruhe).
- 47 Abb. in: Disch: Chronik Wolfach, S. 184; Baur: Wolfach, S. 41 (links).
- 48 Abb. in: Baur: Wolfach, S. 42.
- 49 Schwarzwaldstadt mit Tradition, S. 93.
- 50 Vorstadtsanierung I (Georg Birkle): Eine Verflechtung von neu und alt. In: OT vom 23.4.1982.
- 51 G. Heußler: 25 Jahre Alten- und Pflegeheim in Wolfach. In: OT vom 7.5.1981.
- 52 Berichte im OT vom 25.8.1994, Schwabo vom 8. und 15.10.1994.
- 53 Berichte im Schwabo vom 11.10.1991 und 8.1.1994, Sonderbeilage „Neubau ‚Johannes-Brenz-Heim‘ in Wolfach“ im Schwabo vom 15.1.1994.
- 54 Josef Krausbeck: Aus der Geschichte der Wolfacher Fasnet. In: Die Ortenau 36 (1956), S. 55–62; hier S. 62.
- 55 Bitte der Narrenzunft erfüllt. In: Schwabo vom 9.5.1986. Vgl.: Das neue Feuerwehr-Gerätehaus Wolfach. Wolfach: 1988.
- 56 Schwarzwaldstadt mit Tradition, S. 191.
- 57 Die erste Film-Wochenschau vor 50 Jahren. In: ANK 5 (1953-11-28), Nr. 48.
- 58 Film-Festwoche in den Kranz-Lichtspielen. In: ANK 4 (1952-11-22), Nr. 47.
- 59 Otto Schrempp: Häuser und Menschen. In: Weichenstellung für eine neue Vorstadt. Wolfach: 1993. S. 20–25; hier S. 25.
- 60 Der „Kranz“ wird abgebrochen. In: ANK 21 (1970-10-24), Nr. 43, S. 5 f. Über die Besitzer des Gasthauses „Kranz“ s. Disch: Chronik Wolfach, S. 122 f.
- 61 Schwarzwaldstadt mit Tradition, S. 205 f.
- 62 Ebd. S. 209. Schrempp: Häuser und Menschen, S. 25.
- 63 Fotos der Floßfahrt in: Baur: Wolfach, S. 94 f.; Schwarzwaldstadt mit Tradition, S. 156. Ein zeitgenössischer Bericht über das Trachtenfest 1929 ist im Schwabo vom 23.5.1984 wiedergegeben.
- 64 OT vom 27.2., 18. und 20.3.1982, Schwabo vom 3.3.1982.
- 65 „Tiffany“ Wolfach mit einem Top-Programm. In: Schwabo vom 28.8.1986.

## Titel der laufenden Zeitschriften aus unserer Bibliothek in Kehl-Kork. Teil 2.

**In unserer letzten Zeitschrift (1996, S. 30/31) habe ich die ersten 50 Titel der laufenden Zeitschriften unserer Vereinsbibliothek veröffentlicht. Nun darf ich die restlichen Titel zur Anregung historischer Arbeit und zur Information auflisten:**

Wertheimer Jahrbuch  
Ulm und Oberschwaben  
Tuttlinger Heimatblätter  
Zeitschrift für Hohenzollerische  
Geschichte  
Österreichische Zeitschrift für Volkskunde  
Wiener Geschichtsblätter und Beihefte  
Jahrbuch des Vereins für Geschichte der  
Stadt Wien  
Historisches Jahrbuch der Stadt Graz  
Blätter für Heimatkunde. Steiermark  
Mitteilungen des Steiermärkischen  
Landesarchivs  
Zeitschrift des Historischen Vereins für  
Steiermark  
Bericht und Jahrbuch des Historischen  
Vereins Bamberg  
Sammelblatt des Historischen Vereins  
Eichstätt  
Jahrbuch des Historischen Vereins  
Dillingen  
Archiv für Hessische Geschichte und  
Altertumskunde  
Mitteilungen des Oberhessischen  
Geschichtsvereins  
Weinheimer Geschichtsblatt  
Lauterbacher Sammlungen  
Basler Zeitschrift für Geschichte und  
Altertumskunde  
Basler Bibliographie  
Alzeyer Geschichtsblätter  
Jahresbericht des Schweizerischen  
Landesmuseums in Zürich  
Tübinger Blätter  
Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-  
Holsteinische Geschichte

Mitteilungen der Gesellschaft für  
Schleswig-Holsteinische Geschichte  
Die Heimat. Zeitschrift für Natur- und  
Landeskunde von Schleswig-Holstein und  
Hamburg  
Mitteilungen der Antiquarischen  
Gesellschaft in Zürich  
Schriften des Vereins für Geschichte und  
Naturgeschichte der Baar und angrenzen-  
der Landesteile  
Mitteilungen des Vereins für Geschichte  
und Altertumskunde zu Homburg vor der  
Höhe  
Der Sülchgau  
Veröffentlichungen des Vereins für  
Kirchengeschichte in der Evangel.  
Landeskirche in Baden  
Konstanzer Geschichts- und  
Rechtsquellen  
Pfälzer Heimat  
Nassauische Annalen  
Hanauer Geschichtsblätter  
Neues Magazin für Hanauische  
Geschichte  
Revue d'Alsace  
Cahiers Alsaciens d'Archéologie, d'Art et  
d'Histoire  
Pays d'Alsace  
Bulletin de l'Institut Archéologique  
Liégeois  
Oldenburger Jahrbuch  
Führer zu vor- und frühgeschichtlichen  
Denkmälern  
Archäologische Ausgrabungen in Baden-  
Württemberg  
Archäologische Nachrichten aus Baden  
Denkmalpflege in Baden-Württemberg  
Beiträge zur Regionalen Geographie  
(Institut für Länderkunde Leipzig)  
Heimatkundliche Blätter für den Kreis  
Biberach  
Oberrheinische Studien  
Hohenstaufen. Jahrbuch des Geschichts-  
und Altertumsvereins Göppingen

Aus der Stadt Rheinau. Mitteilungen des  
 Hist. Vereins Rheinau  
 Sächsische Heimatblätter  
 Schwäbische Heimat  
 Der Schwarzwald  
 Der Lichtgang  
 Blätter für oberdeutsche Namensfor-  
 schung  
 Südwestdeutsche Blätter für Familien-  
 und Wappenkunde  
 Annuaire de la société d'histoire et  
 d'archéologie de Dambach-La-Ville, Barr  
 et Obernai  
 Führer zu archäologischen Denkmälern in  
 Deutschland  
 Jahresbericht des Freundes- und  
 Förderkreis Heimschule St. Landolin  
 Ettenheimmünster  
 Annuaire de la société d'histoire et  
 d'archéologie du Ried-Nord  
 Beiträge zur Volkskunde in Baden-  
 Württemberg  
 Beiträge zur Heimatgeschichte von  
 Friesenheim  
 Aquae. Beiträge zu der Geschichte der  
 Stadt und des Kurorts Baden-Baden  
 Almanach. Heimatjahrbuch des Schwarz-  
 wald-Baar-Kreis  
 Jülicher Geschichtsblätter  
 Allmende  
 Jahresbericht der Archäologischen  
 Bodenforschung Basel-Stadt  
 Jahrbuch für südwestdeutsche  
 Landesgeschichte

Mitteilungen des Chemnitzer  
 Geschichtsvereins  
 Osnabrücker Mitteilungen  
 Geschichte Gegenwart (Institut für  
 Länderkunde Leipzig)  
 Daten. Fakten. Literatur (Institut für  
 Länderkunde Leipzig)  
 Heimatkalender für den Kreis  
 Liebenwerda  
 Der Bomätscher. Mitteilungen des Vereins  
 für Heimatkunde von Mühlberg a. E.  
 Europa Regional (Institut für  
 Länderkunde Leipzig)

Am Ende dieser Auflistung ist es mir  
 noch ein aufrichtiges Bedürfnis, darum zu  
 bitten, Bücher über Heimat- und Ortsge-  
 schichte, die noch verfügbar sind, unserer  
 Bibliothek zu überlassen als ein Gewinn  
 und als eine Bereicherung.

In diesem Zusammenhang danke ich  
 Herrn Franz Breig aus Zell a. H., der im  
 Anschluß an die Frühjahrsversammlung  
 1997 unverzüglich nahezu die gesamte  
 verfügbare Literatur über Zell a. H. der  
 Vereinsbibliothek überließ. Ein Beispiel,  
 das Nachahmung verdienen sollte, ebenso  
 wie Herr Gerhard Finkbeiner, der uns die  
 Literatur über die Gesamtgemeinde  
 Schuttertal überbrachte.

*Dieter Kaufß*

## Buchbesprechungen und Hinweise

**Wolfram Angerbauer (Red.), Die Amtsvorsteher der Oberämter, Bezirksämter und Landratsämter in Baden-Württemberg 1810 bis 1972. Herausgegeben von der AG der Kreisarchive beim Landkreistag Baden-Württemberg. K. Theiß Verlag Stuttgart 1996, 608 Seiten. ISBN 3-8062-1213-9.**

Die Kreisarchivareinnen und Kreisarchivare wollten ihrem bisherigen Kollegen und Vorsitzenden Dr. Franz Götz eine besondere Freude zu seinem Berufsabschied machen: Ein Kompendium über die Amtsvorsteher der Oberämter, Bezirksämter und Landratsämter. Gleichzeitig wollte man damit in der Landesgeschichte eine schmerzlich empfundene Lücke schließen und andererseits mit diesem Werk eine Plattform für weitere Arbeiten erweiternder und fortführender Art bieten.

Ein Jahr hatten die Verfasser(innen) Zeit, die Kurzbiographien zusammenzutragen. Dabei blieb es ihnen „überlassen, ihre jeweiligen Beiträge unter überwiegend engen personellen Bedingungen mit den primären Dienstpflichten in einen zeitlichen Einklang zu bringen.“ (S. 12).

Für den Bereich des heutigen Ortenaukreises mit seinen 14 Vorgängerlandkreisen, Bezirks- und Oberämtern galt es etwa 85 Kurzbiographien zu erarbeiten. Diese waren keineswegs alle, da der (die) heutige Kreisarchivar(in) in der Regel nur diejenigen Personen zu bearbeiten hatte, die zuletzt Amtsvorsteher in den betreffenden Landkreisen und Ämtern waren.

Insgesamt gesehen ist dieses Werk als Pioniertat positiv zu beurteilen. Es wird ein klassisches Nachschlagewerk sein, auf dem aufzubauen ist. Es hat seine Fehler; dies bleibt unausweichlich. So wurde bei den Beschreibungen der frühen Oberamt-männer in Oberkirch die Veröffentlichung von E. Strobel, Die Vorstände des badischen Bezirksamtes Oberkirch bis zum

Ende des Ersten Weltkriegs, in: Badische Heimat 60/1980, nicht berücksichtigt. Das Geburtsdatum von Landrat und Regierungsvizepräsident Werner Ackenheil müßte richtig 12. Febr. 1922 lauten. Zu bemerken wäre auch, daß aus den Akten Formulierungen früherer Zeiten übernommen wurden, die heute anders interpretiert werden können.

Dies alles schmälert nicht den Verdienst dieses eindrucksvollen Bandes, sondern ist vielmehr geeignet, an dessen Inhalt und Aussage weiterzuarbeiten.

*Dr. Dieter Kaufß*

**Hans Beuter: Ritter, Schurken, Schloßgespenster. Wanderführer zu den schönsten Sagenstätten zwischen Murg und Eyach, Nagold und Neckar. 280 Seiten, 10 Abbildungen, 38 Karten – DM 34,-. Erschienen im Morstadt Verlag Kehl, ISBN 3-88571-240-7.**

In den Kreis der Vielzahl der zur Zeit angebotenen Wanderführer tritt ein neuer, der auf eine besondere Weise die Menschen unserer Tage auf den Wanderpfad locken möchte: Eingebettet in die abwechslungsreiche Landschaft des Nord-schwarzwaldes und der anschließenden Gäuregionen zwischen Murg und Eyach sowie Nagold und Neckar tauchen links und rechts der beschriebenen Wege Ritter, Schurken und Schloßgespenster auf. Sie nehmen in den örtlich gebundenen Sagen Gestalt an, die jeweils den 37 Wandervorschlägen vorangestellt sind.

Dabei lernt der Leser nahezu 90 Sagen an ihren Originalstätten kennen, aber auch den Autor als einen unterhaltsamen Erzähler. Damit werden nicht nur heimatliches Kulturgut, sondern die heute so vernachlässigte Phantasie, das Gemüt, aber auch Geist und Seele angeregt, die durchwanderte Landschaft mit einem geheimnisvollen, zarten Schleier umfassen. Man spürt, daß Hans Beuter selbst ein begeisterter Wanderer und sachkundiger Heimatkenner ist, der das Wandervolk sicher

führt sowie wichtige heimatgeschichtliche Fakten über Land und Leute vermittelt.

Zunächst orientiert eine Übersichtskarte über die Ausgangspunkte der weit über das Land verteilten beschriebenen Rundwege, die im allgemeinen in einem erträglichen Zeitmaß liegen. Aussagekräftig sind die jeweiligen Kartenskizzen, die das Auffinden der kurz beschriebenen Wanderstrecken – durch angebotene Varianten ergänzt – ermöglichen. Dadurch kann auf zusätzliches Kartenmaterial verzichtet werden.

Wichtige kulturhistorische Sehenswürdigkeiten, die die Wege säumen, werden aufgezeigt und führen dadurch zu einem Wandern mit offenen Augen, zum eigentlichen Kulturwandern. Diese knapp gefaßten Anmerkungen können aber auch zum ergänzenden Griff in die vertiefende Literatur anregen, die in einem Verzeichnis dem Wanderbuch angegliedert ist. Hinweise über die Park- und Einkehrmöglichkeiten werden bestimmt dankbar aufgenommen. Nicht vergessen seien die aufgeführten Adressen verschiedener Verkehrsämter für weiterführende Informationen.

Insgesamt ist die Neuerscheinung ein verläßlicher Wegweiser zu zahlreichen Wanderzielen und ein lohnendes Angebot, Natur und Heimatgeschichte am Wanderstab zu erkunden und zu erleben. Darüber hinaus kann das überlieferte Sagengut aus dem Schatz der Volksseele zusammen mit der Begegnung vor Ort von den Alltagsorgen befreien und das Gefühl des Geborgenseins in der Heimat aufkommen lassen.

*Kurt Klein*

**Blank, Bettina: Die westdeutschen Länder und die Entstehung der Bundesrepublik Deutschland. Zur Auseinandersetzung um die Frankfurter Dokumente vom Juli 1948. München 1995 (Studien zur Zeitgeschichte 44).**

In einer Zeit des Umbruchs, angesichts der noch nicht gelösten Aufgabe, zusam-

menwachsen zu lassen, „was zusammen gehört“, ist der historische Rückblick auf die Entstehung der „alten“ Bundesrepublik von beträchtlicher Aktualität. Einen solchen Rückblick bietet die hier angezeigte Arbeit, die bereits im Sommer 1990 von der Philosophischen Fakultät Köln als Dissertation angenommen worden ist. Damit liegt eine quellengesättigte Studie vor, die sich auf unveröffentlichte Archivalien des Bundesarchivs Koblenz, des Archivs für Christlich-Demokratische Politik, St. Augustin, Archiv der sozialen Demokratie, Bonn-Bad Godesberg und auf die Archive der Bundesländer stützt. Von diesen sei, um den Bezug zur Region nicht aus dem Auge zu verlieren, insbesondere das Staatsarchiv Freiburg genannt. Die Autorin konsultierte darüber hinaus die Bestände des Commissariat pour le Land Bade-Section Politique der ehemaligen Besatzungsmacht Frankreich, die in den Archives de l'Occupation Française en Allemagne et en Autriche, Colmar, einzusehen waren.

Letztgenannte Archive deuten darauf hin, daß auch die Politik der heute Baden-Württemberg konstituierenden Länder einer eingehenden Untersuchung unterzogen wurden, und, was hier hervorzuheben ist, insbesondere die des alten Landes Baden. Ausgangspunkt der Studie sind die Empfehlungen der Londoner Sechsmächte-Konferenz (23. Februar bis 6. März 1948), welche am 1. Juli 1948 in leicht abgeänderter Form als „Frankfurter Dokumente“ den deutschen Ministerpräsidenten übergeben worden waren. Es handelt sich also um den formellen Ausgangspunkt für die Entstehung des Grundgesetzes und der Bundesrepublik Deutschland. Herausgearbeitet wird der Entscheidungsprozeß zu diesen Dokumenten, die Zielvorstellungen und Motive bei den politischen Akteuren in den Ländern werden analysiert. Dem Facettenreichtum beim Entscheidungsprozeß wird Rechnung getragen; die Analyse der Ebenen, auf denen sich die politische Ausein-



andersetzung vollzog, Einfluß genommen wurde und letztlich die Entscheidungen gefallen sind, geben einen Eindruck von der durchaus ambivalenten Situation, in welche die damaligen Ministerpräsidenten als Parteipolitiker mit gesamtdeutscher Verantwortung und Vertreter spezifischer Landesinteressen gestellt waren. Waren sie in der Politik bislang von den Besatzungsbehörden abhängig gewesen, mußten nun westdeutsche Politiker in eigener Verantwortung Entscheidungen für die Zukunft des Gesamtstaates treffen.

Unter diesen Voraussetzungen ist die Untersuchung zu Baden mit dem Altphilologen und Staatspräsidenten Leo Wohleb (1888 bis 1955) nicht von ungefähr sehr ausführlich geworden. Folgt man der Logik der Autorin, so war die damals badische Politik stark von gefühlsmäßig-irrationalen Elementen bestimmt, Aversionen gegen größere Machtgebilde, insbesondere eines unter württembergischer Führung, wurden strikt abgelehnt. Allerdings wird mit dem Blick auf andere Faktoren, wie die Besatzungsmacht Frankreich, die Problematik um Stadt und Hafen Kehl, die Frage der Ländergrenzreform, ja nicht zuletzt der Konfessionsproblematik, welche manchem nicht mehr bewußt ist, deutlich, daß nicht nur „retardierende Momente“ die Ansichten im Land bestimmten. Nicht „Kantönligeist“, sondern „die Zwangslage einer ständigen Einwirkungen der Besatzungsmacht ausgesetzten Wirtschaft, die Unfähigkeit einer infolge mangelnder Kompetenzen machtlosen Regierung, der Probleme des Landes Herr zu werden, die Situation eines an der Ausübung elementarer Rechte behinderten Landtages und einer in einzelnen Bereichen bis ins Detail kontrollierten und von direkten Eingriffen betroffenen Verwaltung, setzten die Akzente in der Stellungnahme des Landes Baden zu den ‚Frankfurter Dokumenten‘“.

(S. 271)  
Daß spezifische landsmannschaftliche Eigenheiten – seien sie nun ein über lange Zeiträume gewachsenes Element oder

auch nur ein ideologisches Konstrukt zur „Identitätsstiftung“ – politisches Gewicht erhalten können, dafür ist spätestens seit der Wiedervereinigung nicht nur Baden der einzige Beleg. Wer sich mit den „Irrationalitäten“ von Bürgern in neuen Bundesländern auseinandersetzen will, dem sei nicht nur das hier besonders angezeigte Kapitel zur Lektüre empfohlen. Das gut lesbare Buch ist durchaus eine Fundgrube, dem man die Verbreitung über den wissenschaftlichen Kreis hinaus und insbesondere im gar nicht mehr so beispielhaften „Musterlände“ nur wünschen kann.

*Dr. Herbert Landolin Müller*

**Manfred Bosch, Boheme am Bodensee. Literarisches Leben am See von 1900 bis 1950**

**Libelle Verlag Lengwil, DM 128,00**

„Ich habe den Bodensee nie so zärtlich geliebt, er war nie so schön für mich“, schrieb der nervenkranke Schriftsteller Carl Sternheim aus dem schweizerischen Uttwil. Wie er verlegten viele Dichter und Schriftsteller vorübergehend oder auch auf Dauer ihren Wohnsitz an den Bodensee. Die Landschaft bot ihnen eine beschauliche Gegenwelt zur Hektik städtischer Zivilisation. Das Haus des Philosophen Fritz Mauthner war erste Anlaufstation für den dänischen Romancier Martin Andersen-Nexö, der 1923 bis 1930 sich dauerhaft am See niederließ.

Deutsch-baltische Schriftsteller wie Werner Bergengruen oder Traugott von Stackelberg fanden hier nach dem 1. Weltkrieg eine Bleibe. Für andere wie für Alfred Döblin, Friedrich Wolf oder Ludwig Renn war das schweizerische Seeufer die erste Station eines langen Exils. Nach dem 2. Weltkrieg ließ sich Theodor Plievier, Autor des berühmt gewordenen Romans „Stalingrad“, in Walhausen am See nieder. Aber nicht nur als politisches und künstlerisches Exil hatte die Region am See Bedeutung. Am Schnittpunkt von Süd

und Nord, von drei nationalen Literaturen entstand selbst ein reiches literarisches Leben. So gruppierte sich um den aus dem Elsaß zugewanderten Verleger und Autor Oskar Wöhrle der legendäre „Konstanzer Expressionismus“, dem Bosch ein liebevolles Porträt widmet. Heimatliteratur am Bodensee war immer mehr als nur Provinzliteratur. So sind die Erzählungen von Jacob Picard ein faszinierendes Panoptikum der versunkenen Welt der alemannischen Landjuden, der Hausierer, Viehhändler und Landärzte.

Diese Literaturgeschichte des Bodensees ist aufgrund der weitläufigen Verflechtungen ein wesentlicher Teil einer badischen und auch einer deutschen Literaturgeschichte. Es verwundert nicht, daß auch zwei Autoren, die zur Ortenau in Beziehung stehen, ein größerer Raum eingeräumt wird. So widmet Bosch ein Kapitel dem 1875 in Lahr geborenen Lyriker, Maler und Buchkünstler Emil Rudolf Weiß. Mit seinen zwei Lyrikbänden eröffnete der später so renommierte Eugen Diederichs-Verlag seine literarische Reihe. In Konstanz 1881 geboren wurde der Abenteuerschriftsteller und Satiriker Dr. Max Uebelhör, der 1943 bis 1963 in Oberkirch lebte. Sein Roman *Der Ruf der Tiefe* wurde von der Ufa verfilmt.

Manfred Bosch, Träger des Hebelpreises und des Bodensee-Literaturpreises, hat in mehr als zehnjähriger Arbeit in seinem über 600seitigen Werk auch ein Werk literarischer Gerechtigkeit geleistet. Er rehabilitiert vergessene und verfemte Schriftsteller. Das Netz vielfältiger persönlich-literarischer Beziehungen macht sichtbar, daß der Bodenseeraum Magnet- und Spannungsfeld von großen und kleinen Literaturen war. Das Orts- und Namensregister macht das Buch zu einem schier unerschöpflichen Nachschlagewerk, nicht nur für Literaturexperten, sondern für jeden Literaturliebhaber.

*Heinz G. Huber*

**Hermann Brommer, Offenburg. Kloster Unserer Lieben Frau, Augustiner Chorfrauen, Congregatio Beatae Mariae Virginis. Schnell-Kunstführer Nr. 2234, Erste Auflage 1997, 32 Seiten, Verlag Schnell & Steiner, Regensburg.**

1597 gründete der hl. Pierre Fourier im lothringischen Marktflecken Mattaincourt die Ordensgemeinschaft der Augustiner Chorfrauen. Sie verstand – und versteht sich auch heute noch – als Erneuerungsbewegung und wirkte der religiösen Unwissenheit, dem Glaubensabfall und den sozialen Mißständen entgegen. Das 400jährige Bestehen ihres Ordens nahmen die Offenburger Schwestern zum Anlaß einer Ausstellung im Ritterhausmuseum und der Herausgabe des vorliegenden Kunstführers.

Über 500 Jahre gehörte das Offenburger Kloster den Franziskanern, die sich schon 1280 auf Einladung des Schultheißen hier niedergelassen hatten und die Schicksale der Bewohner der Reichsstadt teilten. Nach dem verheerenden Stadtbrand von 1689, den nur die spätgotische Kreuzgangkapelle unversehrt überlebte, begann der Wiederaufbau unter den ordenseigenen Baumeistern Ulrich Beer (1655–1714) und Eusebius Moosbrugger (1672/73–1742). „Es war damals üblich, qualifizierte Bauleute und Kunsthandwerker in den Franziskanerorden aufzunehmen und alle im Provinzbereich anfallenden Aufgaben durch sie ausführen zu lassen.“ Bei der Innenausstattung war zu einem großen Teil Franz Leonhard Fivell am Werk. Hochaltar, Kanzel und Seitenaltäre können nach Brommers Erkenntnissen an ihren Stileigenheiten einwandfrei als Werke dieses Offenburger Barockbildhauers identifiziert werden. Spätere Änderungen am Hochaltar gehen auf den Offenburger Bildhauer Johann Nepomuk Speckert zurück. In das Orgelgehäuse von 1702 baute 1779 der berühmte Straßburger Orgelbaumeister J. A. Silbermann (1712–1783) ein neues Werk ein.

1814, nach Aufhebung der Klosterge-

meinschaft, wehrte sich die Stadt erfolgreich gegen die Einrichtung einer Tabakfabrik im alten Kloster. Lorenz Oken tadelte den Gewaltakt mit den Worten: „Ein großer Fehler war es, daß man die Klöster zerstörte und die Geistlichkeit herabsetzte. Solche Sünden werden früh oder spät bestraft. Wo sind denn die den Klöstern geraubten Reichtümer, wo ihre Bibliotheken, Naturaliensammlungen, physikalischen Apparate? Die Klöster waren Schatz- und Unterrichtskammern für das Land.“ Ein Glücksfall für die Stadt war die Wiederbesiedelung der Klostergebäude durch die Augustiner Chorfrauen, die 1823 von Ottersweier nach Offenburg kamen. Dorthin waren sie 1783 durch Markgräfin Maria Victoria berufen worden. „In der Tradition verankert, der Zukunft verpflichtet“, paßte sich das Kloster Unserer Lieben Frau in den oft widrigen Zeiten des 19. und 20. Jahrhunderts jeweils den aktuellen Erfordernissen an: Von 1885 bis 1923 bestand (mit Unterbrechung) ein Lehrerinnenseminar. 1911 wurde an der Lange Straße ein Mädchengymnasium errichtet, in dem während des Ersten Weltkriegs ein Lazarett untergebracht war. 1940 wurde die Schule durch das Nazi-Regime geschlossen. Nach 1945 waren marokkanische Soldaten einquartiert. Im Jubiläumsjahr besuchen 713 Schülerinnen das Mädchengymnasium, 57 Mädchen gehen in die neuerrichtete Realschule und 130 Spätaussiedlerinnen in die Realschulklassen, die für diese Gruppe besonders angeboten werden. Trotz der kleiner gewordenen Zahl der Chorfrauen sieht die Ordensgemeinschaft in der gegenwärtigen Situation des Wertezerfalls eine besondere Aktualität in ihrer Erziehungsaufgabe.

*Werner Scheurer*

**Hedwig Buß, Was die Alten einst erzählten . . . Bd. II  
Vom Ewigen Jäger, vom Moospfaff und vielen anderen Geistern, 312 Seiten, ge-**

**bunden, mit zahlreichen Abbildungen, Waldkircher Verlag o. J. (1997), DM 36,00**

Ihrem Band „Von Sympathiedoktoren, Hexen und Schräcksli“ (1994) läßt Hedwig Buß den zweiten Teil der Sagen folgen, die sie seit Ende der vierziger Jahre im Harmersbachtal und dem mittleren Schwarzwald aufgeschrieben hat. Diese Sammlung unterscheidet sich wohltuend von anderen Sagenausgaben der letzten Jahre, die versuchen, die erfreuliche Nachfrage nach Volkserzählungen zu befriedigen.

Auch wenn die Texte den Einfluß der klassischen deutschen Sagenbücher – Frau Buß weist selbst auf den „Rübezahl“ des Musäus hin, für den badischen Bereich wäre an Baader und Schnezler zu erinnern – nicht verleugnen, so sind sie doch in Darstellung und Entwicklung des merkwürdigen Erlebnisses frei von literarischen Vorlagen gestaltet, voll aus der Landschaft gewachsenen Eigentümlichkeit. In diesem Sinne kann man zustimmen, wenn die Herausgeberin für sich beansprucht, sie habe die Geschichten „authentisch aufgezeichnet“, während man üblicherweise zögert, den Begriff auf die Gattung anzuwenden.

Diese Originalität konnte der Leser am Beginn nicht erwarten, behandeln doch die „Totensagen“ altbekannte Mythen, wie den „Wilden Jäger“, den „Ewigen Juden“, die „Armen Seelen“, die „Wiedergänger“. Aber nicht Berichte längst vergessener Verfasser werden aus der Überlieferung ein weiteres Mal zitiert, sondern namentlich genannte Männer und Frauen – der Anhang führt eine Liste von 90 Personen auf – geben Erlebnisse wieder, eigene, die ihrer Verwandten und Nachbarn, und diese Ereignisse geschahen nicht in einer archaischen, vorindustriellen Zeit, sondern während des Lebensablaufes der drei, vier Generationen, denen die Erzähler angehören. Gegenstände und Einrichtungen, welche für die Handlung eine Bedeutung haben, von der Taschenlampe

bis zum Elektrizitätswerk, von der Zigarre bis zur Intensivstation, beweisen, daß auch das technische Zwanzigste Jahrhundert das Numinose nicht vertrieben hat.

Auf eine weitere Besonderheit sei verwiesen: Die Erzähler, deren Subjektivität durch die emotionale Sprachführung der freien Rede und den durchgängig verwendeten wiederum unliterarischen Dialekt unterstrichen wird, reflektieren immer wieder die eigene Einstellung zum Geschehen, wobei auch eingeräumt wird, ein anderer könne am Wahrheitsgehalt zweifeln.

Dies kommt der Herausgeberin entgegen, die ja nicht nur unterhaltsame Geschichten aufschreiben, sondern die rationalen und irrationalen Gegebenheiten erfahren wollte, unter denen sie entstanden sind. Die Ergebnisse erhält der Leser in Kapiteleinleitungen und einem Nachwort als Informationen über Umfeld, Religion und Bildung der Berichterstatter und dabei auch die Antwort auf die verblüffende Frage, ob die Erzähler ihre eigenen Geschichten selbst glauben. Der Rezensent empfiehlt das Buch von Hedwig Buß ohne Vorbehalt. Heute, da die offizielle Volkskunde die traditionellen Bereiche verlassen hat, bietet es vielversprechende Impulse und wesentliches Material zur Erforschung der modernen Sage und jenem, der die Fähigkeit dafür in sich bewahrt hat, Anstöße zum genußvollen Schaudern.

*Karl Maier*

**Wolfgang Crom und Ludger Syré (Bearbeiter), Landesbibliographie von Baden-Württemberg, Band 13, Die Literatur des Jahres 1992 mit Nachträgen ab 1986. Herausgegeben durch die Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg in Verbindung mit den Landesbibliotheken Karlsruhe und Stuttgart, W. Kohlhammer Verlag Stuttgart, 1996, DM 130,-**  
Anzuzeigen gilt es wiederum den neuen, den 13. Band der Landesbibliographie Ba-

den-Württemberg, der die während des Jahres 1992 in unserem Bundesland erschienene Literatur erfaßt. Obwohl über die Bedeutung dieses Werkes kaum noch ein Wort zu verlieren wäre, sei doch an die Menge und Vielfalt der Informationen erinnert, die es enthält, und an den ganz konkreten Nutzen, den das Buch dem Leser anbietet.

9007 Neuerscheinungen aller literarischen Gattungen lassen sich durch ein umfangreiches Inhaltsverzeichnis, einen Index der Verfasser, Urheber und Titel sowie ein Sachregister erschließen. Außerdem geben in der Abteilung Orte und Regionen viele Nummern weiterführende Hinweise auf den Inhalt. So werden z. B. die 105 Titel unter dem Stichwort „Schwarzwald“ durch Vermerke wie Landeskunde, Wanderführer, Petrographie, Limnologie, Frömmigkeit, Waldsterben u. v. a. erläutert. Diese Angaben machen klar, daß der Band nicht nur dem Historiker oder dem Liebhaber fiktionaler Literatur ein breites Arbeitsfeld vorlegt, sondern auch dem Stadtrat über Abfallwirtschaft, dem Ökologen über Wiesenpieper, dem Esoteriker über Wunderheiler neue Erkenntnisse vermittelt.

Der Verbreitungsbereich unseres Vereines ist wiederum sorgfältig berücksichtigt, auch kleinere Orte und schmale Publikationen werden verzeichnet, und man ist erstaunt darüber, wie viele Texte in unserem Raum während dieses einen Jahres veröffentlicht wurden.

Nachschlagewerke dieser Art scheinen durch die modernen Kommunikationsmittel besonders bedroht. Um das Beste aus der Situation zu machen, verband sich das Druckmedium mit der Konkurrenz und stellt sich selbst – die Zusammenarbeit zwischen der Badischen und der Württembergischen Landesbibliothek sowie dem Statistischen Landesamt macht es möglich – auch als Datenbank zum Abruf bereit, um auf diese Weise einen wie auch immer gearteten Markt optimal zu versorgen.

*Karl Maier*

**Martin Furtwängler, Die Standesherrn in Baden (1806–1848). Politische und soziale Verhaltensweisen einer bedrängten Elite. Peter Lang Verlag Frankfurt u. a. 1996, 307 Seiten, Europäische Hochschulschriften Band 693, ISBN 3-631-49276-6.**

Im Jahre 1806 wurden in Baden folgende Hochadelsfamilien mediatisiert, d. h. sie verloren ihre Herrschaftsgebiete und ihre Selbständigkeit an Baden und waren dem neuen Großherzog als ehemalige Standesgenossen untergeordnet: die Fürsten von Fürstenberg, Leiningen, Schwarzenberg, Auersperg, Löwenstein-Wertheim-Rosenberg, Löwenstein-Wertheim-Freudenberg, Salm-Reifferscheidt-Krautheim, von der Leyen sowie die Grafen zu Leiningen-Billingen und Leiningen-Neudenu. In der Ortenau waren davon die Fürsten von Fürstenberg und von der Leyen betroffen.

Der Verfasser fragt in seinem Werk nach den politischen und gesellschaftlichen Verhaltensweisen, nach dem Selbstverständnis dieser Standesherrn in Baden, nach dem Verhältnis zu ihrem neuen Landesherren, bzw. zum badischen Staat.

Am Ende der kenntnisreichen und spannenden Untersuchung steht das Ergebnis, daß die Standesherrn als Stand für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht als integrierter Teil des badischen Gemeinwesens betrachtet werden können. Auch wenn es bei einigen Familien durchaus Annäherungen an den badischen Staat gegeben hat, blieben insgesamt eine Distanz gegenüber diesem Staat und das Beharren auf einer eigenständigen Position bestehen.

Dieses Ergebnis ist insgesamt so bemerkenswert, daß es sich lohnt, dies anhand etwa der Fürsten von Fürstenberg eigens vertieft in diesem Werk nachzuvollziehen. Dazu sei ausdrücklich hiermit ermuntert.

*Dr. Dieter Kaufß*

**Wolfgang M. Gall, Heinz G. Huber, Die Ortenau. Landschaft und Alltagsleben**

**in alten Photographien. 120 Seiten, G. Braun Karlsruhe 1996, geb. DM 38,00**

Das Buch ist ein Wagnis. Der Titel verspricht, den eigentümlichen Charakter eines in sich geschlossenen Raumes an Hand alter Bilder darzustellen. Was aber ähnlichen Publikationen für einzelne Orte noch gelingen mag, dem widersetzt sich die Vielgestaltigkeit unserer mittelbadischen Landschaft. Der in diesem Metier wohlerfahrene Braun-Verlag aus Karlsruhe versicherte sich als Herausgeber zweier exzellenter Historiker, Dr. Wolfgang M. Gall aus Offenburg und Heinz G. Huber aus Nußbach, die sich beide durch viele Veröffentlichungen als große Kenner auch der ländlichen kulturellen Entwicklung ausgewiesen haben. Sie sind sich der oben genannten Problematik bewußt und berücksichtigen sie in ihrem editorischen Konzept. Sie bauen die Photos in eine Struktur geographischer Themen ein: Landschaft am Rhein, Vorbergzone, Ortenauer Schwarzwaldlandschaften. Was man hätte ergänzen können, sind die Strecken der großherzoglichen Eisenbahn bzw. der Reichsbahn als integrierende Faktoren. Es fuhr nicht nur der „Entenköpfer“, sondern auch der „Orientexpres“, die mondäne Verbindung zwischen der provinziellen Ortenau und der großen Welt.

Für jedermann verständlich geschriebene Einleitungen in die drei Kapitel vermitteln die übergreifenden historischen Linien ebenso wie viele Einzelfakten. Sie helfen dem Betrachter, verschwundene Tore und Mühlen, noch unverbautes städtisches Vorland, fast vergessene bäuerliche Arbeitsweisen, dörfliche Vergnügungen und das langsame Vordringen der Technik in den regionalen Zusammenhang einzuordnen. Allerdings hemmt gelegentlich hier ein Vorzug der Aufnahmen – sie sind meist gut „gemacht“ – mit den lokal und zeitlich begrenzten Informationen.

Da sich die Bildunterschriften mit Interpretationen erfreulich zurückhalten, bleibt es dem Leser vorbehalten, die Intentionen

der Photographen herauszufinden und sie mit den erklärenden Texten und dem eigenen Vorwissen zu vergleichen. Was z. B. bedeutet der Schweinehirt für die Ortenau? Er darf sich immerhin auf dem Buchdeckel präsentieren. Gerichtsprozesse und Tötlichkeiten um die Eichelmast waren längst aus der Mode gekommen, aber bis in die späten dreißiger Jahre hinein versorgten Schweinezüchter die ländliche Bevölkerung mit wichtigen Grundnahrungsmitteln. Daß der Hirt seine Tiere noch 1959 durch den Ort treibt, verwundert allerdings sehr, mißt man doch zur selben Zeit auf einer anderen dörflichen Hauptstraße mit das höchste Verkehrsaufkommen an Kraftfahrzeugen in der Bundesrepublik. Beides gehörte eben damals zur Ortenau.

Manchmal lassen Kleinigkeiten den ersten Eindruck fragwürdig erscheinen. Auf der Photographie „Feierabendharmonie in der Bauernstube“ (S. 118) hängt unter einem Spiegel ein Hitlerbild in Postkartengröße. Wird es durch den gemessenen Abstand vom reich ausgestalteten Herrgottswinkel „unschädlich“ gemacht oder blickt es auf den vom NS-Kulturwart um den Tisch arrangierten „Bauernadel“? Die photographische Aufnahme als historische Quelle zeigt ihre Tücken.

Die Autoren sprechen im Einleitungskapitel das Problem der Nostalgie mit ihren möglichen Fehldeutungen der Vergangenheit an und kommen zu abgewogenen, überzeugend formulierten Schlußfolgerungen. Sie hätten dabei auch auf viele in ihrem Buch abgebildeten Menschen hinweisen können, auf „Frauen im Dorf“ (S. 64) zum Beispiel, ein vortrefflich – auch die ausgetretenen Stufen und die schwarze Haustüre sind einbezogen – in Szene gesetztes Motiv: drei Frauen voll Würde und Gelassenheit, aber ohne Sentimentalität und fern jeder heilen Welt.

Unzählige Bezüge kann man herstellen, wenn man sich auf das Material des Buches einläßt, und viele Heimatfreunde werden sich über diesen Band freuen, die

Historiker natürlich und die Volkskundler, aber auch der ernsthafte Photograph kann für seine Arbeit viel lernen und wird den Herausgebern dankbar sein.

*Karl Maier*

**Koch, Dieter (Hrsg.), Gustav Greiffenhagen, Reden und Schriften 1931–1961 (Reihe Hospitium Ecclesiae Bd. 20)**

Herausgegeben von Dieter Koch erschien Ende 1995 ein in Süddeutschland kaum beachtetes, wichtiges Buch: „Gustav Greiffenhagen, Reden und Schriften 1931–1961 (Reihe: Hospitium Ecclesiae Band 20)“.

Der 1902 in Hannover geborene Theologe Gustav Greiffenhagen wurde 1931 an die Stephanie-Gemeinde in Bremen gewählt. Er amtierte dort – mit kriegsbedingten Unterbrechungen – die folgenden Jahrzehnte. In den Predigten, Reden und Aufzeichnungen dieses streitbaren Protestanten spiegeln sich in großer Farbigekeit die Endzeit der Weimarer Republik, der NS-Staat und der Kirchenkampf sowie die wiedererstehende (westdeutsche) Republik.

Als Lutheraner blieb er vielen Irrtümern fern, denen viele seiner Amtskollegen am Ende der Weimarer Republik und zu Beginn des Dritten Reiches erlagen. In dem von Diether Koch ausgezeichnet editierten und kommentierten Buch finden wir z. B. bereits 1932 die entschiedene Ablehnung der Lehre von der „arischen“ Rasse. Folgerichtig nahm Greiffenhagen auch gleich 1933 entschieden gegen die Kirchenpolitik der „Deutschen Christen“ Stellung. Orientierung gab ihm – wie vielen Opponenten des NS-Regimes in jener Zeit – der Theologe Karl Barth. Trotz dieser Orientierung bleiben seine Interpretation des Judentums sowie die Frage der Judenchristen (aus heutiger Sicht) noch erstaunlich der Zeit verhaftet – wenn sie sich auch für den Kenner des Kirchenkampfes in vielen Punkten wohltuend von anderen Strömungen abheben. Dieses Abheben gilt nicht

nur für das Lager der Deutschen Christen, sondern z. B. auch für die Badische Landeskirche zur Zeit der NS-Herrschaft, die z. B. in ihrer Denkschrift „Die evangelische Kirche und ihre Judenchristen“ zu keiner festen Haltung gegenüber dem NS-Staat fand. Es zeigt uns dies besonders deutlich, welch weiten Weg der jüdisch-christliche Dialog seitdem gegangen ist – ein Dialog, in dem sich Greiffenhagen (im Gegensatz zu vielen anderen kirchlichen Vertretern) bald nach 1945 entscheidend bewegte.

Über Greiffenhagens Verkündigung des Wortes Gottes unter dem Druck des Dritten Reiches hinaus vermittelt sich dem Leser ein lebensnahes Bild des Dritten Reiches; gerade dieses Bild macht das Buch mit seiner vorzüglichen Einleitung und sorgfältigen Erschließung über einen Index so geeignet für den interessierten Zeitgenossen.

*Dr. Hans-Joachim Fliedner*

**Michael Langer, Zwischen Vorurteil und Aggression. Zum Judenbild in der deutschsprachigen katholischen Volksbildung des 19. Jahrhunderts. Herder-Verlag Freiburg/Basel/Wien 1994, 587 Seiten, DM 78,-**

Die Münchner Habilitationsschrift des katholischen Theologen Michael Langer zeigt ein bedrückendes Bild vom Antisemitismus, welcher weite katholische Kreise im 19. Jahrhundert in Deutschland erfaßt hatte. Zahlreiche katholische Publizisten und Volksschriftsteller haben vor allem in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einen bösen Antisemitismus verbreitet, so daß Langer überzeugend nachweisen kann, daß der Antisemitismus zur katholischen Volksbildung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gehörte.

Wir greifen von den vielen katholischen Schriftstellern, die Langer behandelt, Alban Stolz heraus (S. 12–72), der als katholischer Priester, Volksschriftsteller und Kalendermann in Baden, aber besonders

in der Ortenau, großen Anklang fand. Der 1808 in Bühl/Baden geborene Alban Stolz war schon in den vierziger und fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts durch seine Schriften in ganz Deutschland, Österreich und der Schweiz bekannt geworden. Seit 1848 hatte er den Lehrstuhl für Pastoraltheologie und Pädagogik an der Universität Freiburg i. Br. inne.

Am bekanntesten wurde Alban Stolz durch seine siebzehn religiösen Volkskalender, die zwischen den Jahren 1843 und 1884 erschienen. Zeitgenössische Urteile aus dem katholischen Umfeld würdigten Stolz als „größten katholischen Volksschriftsteller deutscher Zunge“, als „badischen Kirchenvater des 19. Jahrhunderts“, als „Schriftsteller von säkularer Bedeutung“. Noch 1933 bezeichnete der Freiburger Erzbischof Conrad Gröber ihn als „den größten Missionär, der unser deutsches Vaterland im 19. Jahrhundert besaß“. Dabei wurde sein penetranter Antisemitismus vollkommen übersehen.

In seinen Tagebuchaufzeichnungen, Flugschriften und Kalendern, das weist Michael Langer anhand einer Fülle von Zitaten von Alban Stolz nach, propagierte er einen vehementen Judenhaß. Für Alban Stolz waren die Juden „Ratten“, „giftige Insekten“, „Ungeziefer“, „Würmer“, „Aas“, „Schlangen“, „Gassenhunde“, „Maden“ (S. 25, 70). Das Judentum sei eine „freimaurische Schmarotzerpflanze, die vom Teufel kommt und zum Teufel führt“ (S. 53). Neben der „Habsucht . . ., Faulheit und Schmutz“ sei es vor allem „die unangenehme Physiognomie, jenes Judengesicht“ (S. 39), das den Juden so unangenehm mache. Die Juden sind laut Stolz „die Brunnenvergifter von heute“ (S. 36). Michael Langer bezeichnet den demagogischen Sprachstil von Alban Stolz gegenüber den Juden als „Dehumanisierung der Sprache mit biologisch und rassistischer Grundlegung“ (S. 70).

Heftig polemisierte Alban Stolz, das zeigt Langer, gegen den jüdischen Volksschriftsteller und badischen Landsmann von

Stolz Berthold Auerbach. Dieser sei, so Stolz, „kein Schwarzwälder, er ist ein Jude. Ein Jude wird nämlich niemals Schwarzwälder, selbst, wenn seine Vorfahren gleich nach der Zerstörung von Jerusalem an den Feldberg oder nach Todtnau gezogen und sich niedergelassen hätten.“

Seltsamerweise übersieht Michael Langer den Antisemitismus des katholischen Priesters und Volksschriftstellers Heinrich Hansjakob, in dessen Büchern zahlreiche antisemitische Äußerungen zu finden sind.

*Manfred Hildenbrand*

**Gerhard Lötsch: Christian Roller, Ernst Fink. Die Anfänge von Illenau, 1. Auflage 1996 mit 170 Seiten, 21 Abbildungen und einem kolorierten Titelbild, Acheron Verlag, Wolfgang Winter, 77855 Achern**

Zu Beginn des Jahres 1996 wurde bei einer öffentlichen Buchpremiere in Achern Band IV der Reihe „Die Illenau“ vorgestellt. Verfasser ist Gerhard Lötsch, der ehemalige Pfarrer an der evang. Christuskirche in Achern. Waren die vorausgegangenen Veröffentlichungen zu Geschichte und Baulichkeiten der bis 1940 so bedeutenden psychiatrischen Anstalt kurz gefaßt (Broschüren), so handelt es sich hier um ein Buch von nahezu 170 Seiten, das schon durch seine äußere Aufmachung ansprechend wirkt. Im Vorwort erklärt der Autor, weshalb er die Geschichte „Illenaus“ (so die ursprüngliche Bezeichnung) von der Gründung bis zum Jahre 1878 erkundete: „Als Pfarrer der evang. Gemeinde, Mitbegründer der Initiative ‚Zukunft der Illenau‘, und als an der Historie interessierter Mensch machte ich mich daran, die verlorene Zeit jenseits der Jahre 1933 bis 1945 zu suchen. Glückliche Umstände ließen mich mehr finden, als ich zu hoffen wagte. Ersten Spuren nachforschend, begegnete ich vergessenen Namen; Menschen, die ihnen zugehörten, nahmen Gestalt an, begannen zu sprechen.

Was ich hörte, schrieb ich auf.“ In der Tat verbergen sich hinter den 8 Kapiteln der jahrbuchartig angelegten Darstellung, dem über 40 Seiten umfassenden „Personenregister“ (108 anschauliche „Biogramme“) und dem Literaturverzeichnis von fast 13 (!) Seiten jahrelange umfangreiche Recherchen. Vor allem eine Vielzahl „ungedruckter Quellen“, etwa Nachlässe in Familienarchiven, Briefsammlungen, Tagebücher und Personalakten, die Lötsch während vieler Reisen einsehen konnte, kam dem Buch zustatten. Es ist ein besonderes Verdienst, die Fülle des Stoffs so aufbereitet zu haben, daß eine fachwissenschaftlich fundierte, lebendige und leicht verständliche Chronik entstand, die bestens informiert und zugleich anregt, sich mit den historischen Vorgängen des 19. Jahrhunderts näher zu befassen. Die „Deutsche Frage“, die frühe Geschichte des Großherzogtums Baden, Industrialisierung und soziales Gefüge, das Werden der Evang. Landeskirche in Baden, die Entwicklung der Stadt Achern und der Beginn ihrer protestantischen Gemeinde sowie die Rolle der Psychiatrie im vorigen Jahrhundert bilden den Hintergrund der flüssig geschriebenen Abhandlung. Im Mittelpunkt der Dokumentation stehen die „Gründerväter“ der großherzoglichen „Irrenanstalt“, der Arzt Dr. Christian Roller und der Pfarrer Dr. h.c. Ernst Fink. Leben und Wirken dieser beiden von hohen humanen Idealen und christlichen Tugenden bestimmten Männer und die Geschicke ihrer Familien waren nämlich eng mit der 1842 eröffneten „Heil- und Pflegeanstalt“ verbunden. Das erste Kapitel schildert Herkunft und Werdegang des gebürtigen Pforzheimers Roller bis zu seinem Amtsantritt als „Direktor Illenaus“ (1842) und die Heirat mit seiner Cousine Christiane, einer wertvollen Weggefährtin und Ratgeberin. Ernst Fink wurde ebenfalls 1842 mit seiner tüchtigen Frau Friederike (geb. Eichhorn) zusammen aus dem Pfarramt Leutesheim zum evang. Hausgeistlichen in Illenau berufen. Das ihm gewidmete



2. Kapitel zeigt den aus Kandern im Markgräflerland stammenden Pfarrer als eine sehr gebildete, publizistisch versierte Persönlichkeit, als tief gläubigen Prediger und Seelsorger, der sich zeitlebens „Gedanken über die sozialen Nothstände und deren Heilung in einem größeren Zusammenhang“ machte. Zahlreiche Vorträge und Denkschriften lassen sein Bemühen erkennen, gesellschaftliche Probleme christlichen Lösungen zuzuführen. Innerkirchliche Querelen standen ihm dabei des öfteren im Wege. Maßgeblich war er am Entstehen des „Evangelischen Missionsvereins im Großherzogtum Baden“, einer Vorstufe der „Inneren Mission“, beteiligt. Außerdem begann er mit Hilfe von Regine Jolberg in Leutesheim eine „christliche Kleinkinderarbeit“, die später zu einem wichtigen Bereich diakonischer Arbeit im Land werden sollte. Der erste evang. Gottesdienst in der Illenauer Hauskirche wurde von Fink 1843 gehalten. Von da an betreute er längere Zeit die Evangelischen der Stadt und ihrer näheren und weiteren Umgebung („Diasporagenossenschaft“). In Kapitel 3 führt der Verfasser durch die ersten Jahre der Illenau bis 1847: Rollers Vision sei eine große, Kranke wie Gesunde umfassende Dienstgemeinschaft gewesen, die er selbst eine „Familie“ nannte, die andere aber mit einem „Kloster ohne Gelübde“ verglichen. „Ohne sich zu schonen, setzte er sich für die Kranken ein; von seinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern erwartete er dieselbe Hingabe“ in diesem Werk der Nächstenliebe. Arbeitstherapie, Zugang zu einer reichhaltigen Bibliothek, Feste und Musik gehörten schon damals zu den Heilmethoden in Illenau. Pfarrer Fink gewann erste Kontakte zu J.H. Wichern, dem bekannten Schöpfer der „Inneren Mission“, der Illenau mehrfach besuchte. Lötsch weist auch nach, daß von Anfang an in der konfessionell gemischten Klinik ein guter ökumenischer Geist herrschte, auch als ein katholischer Anstaltsgeistlicher eingesetzt worden war. Die auf gut

gewähltem Quellenmaterial basierende Übersicht über die Jahre 1848/49 (Kapitel 4) – sie ist im Blick auf das Jubiläumsjahr 1998 als Lektüre besonders zu empfehlen – macht deutlich, daß der mittelbadische Raum mit Achern in der Revolution keine geringe Rolle spielte. Finks in einem Brief geäußelter Wunsch: „Es ist ein stürmisches Frühjahr, mögen nur alle Stürme auch für Illenau und den Herrn, dem es gehört, erfreulich enden“ sollte sich erfüllen.“

Die Anstalt selbst blieb unbehelligt und eine „Insel der Treue zu Großherzog Leopold“. Der loyale Roller konnte im „Aufbruch“ nichts anderes erkennen als „ein Verbrechen“, doch mußte er unter die inzwischen über 400 Geisteskranken eine ganze Reihe (verwirrter) „Opfer der Schreckenstage“ aufnehmen. Die allgemeine Verelendung nach dem Scheitern der Erhebung – dazu Mißernten und Hungersnot – spornten die Leiter der Illenau erst recht an, gleichsam „in die Hütten der Armen einzutreten“ und „wegzuräumen den Schutt und Moder alter und neuer Noth und Sünde“, getreu dem von Roller gewählten Motto: „Liebe – diene!“ Kapitel 5 (1850–52) beschreibt die Auswirkungen der Restauration in Baden. Man erfährt von Überwachungsaktionen und Urteilen des Obrigkeitsstaats, und es tauchen in diesem Zusammenhang Gestalten auf wie die „Revoluzzer“ Amand Goegg und Adalbert von Bornstedt, der preußische Gesandte von Savigny und der Heidelberger Jurist Mittermaier, dessen Sohn als Arzt in Achern in „hochverräterische Verbindungen“ verstrickt war, und den man „in die Kasematten zu Rastatt gebracht“ hatte. Das Übermaß an Arbeit, unqualifizierte Anfeindungen aus Kollegenkreisen und vielleicht auch das Ende des auch von Achern aus betreuten nervenkranken Landesvaters Leopold scheinen Rollers Gemüt in jener Zeit stark belastet zu haben. Seine Ernennungen zum „Geheimen Hofrat“ und Ehrenbürger Acherns veranlaßten Fink zu einer die gemeinsame

Arbeit reflektierenden Festschrift für den „theuren Freund“.

Das folgende Kapitel (1853–59) berichtet von bemerkenswerten Vorkommnissen der Jahrhundertmitte: Das eines Anstaltsdirektors eigentlich unwürdige Ringen um angemessene Bezahlung; der Besuch des Dichters Emanuel Geibel in Achern, wo sein Bruder eine Zeitlang im „Lindenhaus“ der einflußreichen Adelsfamilie von Harder lebte; die auch in Illenau mitgefeierte Hochzeit des neuen Großherzogs Friedrich. Eine schmerzliche Zäsur im Leben Rollers war der Tod seiner geliebten Frau „Nanele“. Nicht ohne Bewegung liest man den Abschiedsbrief der Mutter von 9 Kindern, die jedermann als „Sonne des Hauses“ gegolten hatte. Noch einmal wird in Kapitel 7 (1853–63) Ernst Fink in den Vordergrund gerückt. In dem den späteren „Kulturkampf“ einläutenden Streit zwischen Karlsruher Regierung und Freiburger Ordinariat um staatliche Genehmigung kirchlicher Erlasse bezog der sonst so auf Ausgleich bedachte Illenauer Geistliche schriftlich Stellung, indem er unter anderem den „unrichtigen Begriff von Kirche“ als Ursache der Auseinandersetzung sah. „Wahrheit und Freiheit braucht ein Christ“ verkündete er wenig später als Landessynodaler. Im „innerkirchlichen Velfrontenkrieg“ (liberal gegen konservativ) mahnte er, der nun seinen Einfluß weit über die Region hinaus geltend machen konnte, eindringlich zum Frieden. Seinen Konfirmanden erklärte er angesichts aufkommender antikatholischer Tendenzen: „daß sie Christen sind mit Anderen, daß sie auch mit den Katholiken zu einer christlichen Kirche gehören“. Fink erlebte noch, wie beide Kirchen – vom Staat losgelöst – selbständige Behörden schaffen konnten (1860), wie im gleichen Jahr auf sein Betreiben hin in Achern eine evang. Schule eingerichtet wurde, und wie seine Landeskirche (gegen seinen Willen) eine in ihren Grundzügen bis heute geltende „Verfassung“ bekam (1861). Im Juni 1863 erlag

er während eines Rundgangs im Krankenhaus einem Schlaganfall. Das Schlußkapitel (1863–78) läßt den Leser die letzten Jahre Dr. Rollers miterleben. Mit Dr. Heinrich Schüle bekam er 1863 einen Amtskollegen. Dieser, ein Gelehrtentyp, „war ein anderer Mensch als Christian Roller; beider gemeinsames Wirken war nicht frei von Spannungen“, wie Lötsch feststellt. 1865 verlor Roller innerhalb weniger Wochen 2 Söhne und einen Bruder. Dennoch bekannte er: „Noch ist mir Kraft gegeben, meinem schönen Beruf zu leben.“ Zu seinen Patienten gehörte nach 1866 auch der Gegenbacher „Sozialreformer“ Ritter von Buß, den er geheilt entlassen konnte. 1871 war nach einer Operation „seine körperliche und seelische Kraft erschöpft“, so daß sein Studienfreund Dr. Karl Hergt, obwohl selbst hoch betagt, die Anstaltsleitung für weitere 12 Jahre übernahm. Christian Roller starb – im In- und Ausland anerkannt – im Jahre 1878. In einem Nachruf urteilte Wichern über den geschätzten Freund treffend: „In Dr. Roller lebte ein tiefes Mitgefühl für alle Noth Anderer und für die Nothstände des ganzen Volkes.“ – Fazit: Ein gelungenes, unterhaltsames Buch, lesenswert für jeden in der Raumschaft, dem die Illenau etwas bedeutet, und der weiß, daß ihre Zukunft auch lange nach der Räumung durch die französische Armee leider noch reichlich ungewiß ist.

*Klaus Fessler*

**Johann Michael Moscherosch, Unter Räufern: Johann Michael Moscherosch „Soldatenleben“; Berichte aus dem Dreißigjährigen Krieg, von entlaufenen Soldaten, Kriegslisten, Geheimsprachen, Festgelagen und Freudentänzen, Mord und Totschlag ... hrsg. und bearbeitet von Walter E. Schäfer. – 160 Seiten, 12 Abbildungen, 1 Karte. G. Braun Verlag Karlsruhe, 1996, geb. 29,- DM.**

Der berühmte englische Schriftsteller John le Carré läßt den Helden einer seiner

Spionageromane darüber klagen, daß man sich an der Universität Oxford zu wenig mit der deutschen Barockliteratur beschäftige. Wenn der Agentenjäger Smiley nur die barocke Epik im Blick hätte, könnte er auch den größten Teil der gebildeten Leser Deutschlands in sein Bedauern einbeziehen. Die unterschiedliche Sprache, ein veränderter literarischer Geschmack, ein gewandeltes Problembewußtsein, der Verlust eines damals verbindlichen Bildungsniveaus kann man als Entschuldigungsgründe anführen.

Der gerade auf diese Fragen spezialisierte Literaturprofessor Dr. Walter E. Schäfer versucht seit Jahren im wissenschaftlichen Bereich dem 1601 in Willstätt geborenen Johann Michael Moscherosch einen breiteren Interessentenkreis zu gewinnen. Nun ging er noch einen Schritt weiter und hat für ein Kapitel der einmal sehr populären Erzählsammlung Moscheroschs „Wunderliche und Wahrhaftige Gesichte Philanders von Sittewald“ die Hauptbarriere abgebaut, indem er das Gesicht, die Vision, „Soldatenleben“ in unsere Hochsprache übertragen hat. Vom Inhalt her eignet sich diese Episode besonders gut, da sie – ca. dreißig Jahre vor dem „Simplizissimus“ entstanden – einen höchst eigenartigen Bericht über die Verhältnisse während des großen Krieges liefert.

Philander, der fiktive Autor der „Gesichte“, fällt in die Hände einer Schar marodierender Soldaten, muß sie auf ihren Raubzügen begleiten und lernt dabei den Zustand von Mensch und Land um das Jahr 1640 kennen. Vom eigentlichen Kriegsgeschehen erhalten wir nur allgemeine und indirekt übermittelte Nachrichten, was wir am konkreten Beispiel kennen lernen, sind die Auswirkungen dieses Religionskrieges: er hat alle verdorben. Die Männer, die Philander gefangenhalten, tragen noch ihre Waffen, sind aber aus ihrem Söldnerdienst entlassen oder aus ihm davongelaufen, werden von keiner irgendwie gearteten Kriegsordnung oder militärischer Hierarchie einge-

schränkt und versuchen auch nicht, ihre Untaten durch nationale oder konfessionelle Überhöhung ideologisch zu verbrämen.

Die „Soldaten“ sind auf die tiefste Stufe menschlicher Existenz hinabgesunken und verdrängen alle moralischen Vorhaltungen mit sentenzenhaften Maximen ihrer teuflischen Weltsicht. Die realistischen Berichte über ihre Räubereien, den unmenschlichen Einfallsreichtum ihrer Folterungen werden kaum durch die künstlerische Form abgemildert. Sie wirken historisch authentisch und glaubwürdig. Moscherosch war persönlich stärker in kriegerische Auseinandersetzungen verwickelt als Grimmelshausen. Im „Viehraub vor Finstingen“ schildert er ein eigenes Erlebnis. Der „gute, schwarze Amtmann“, hinter dem er sich verbirgt, kann trotz schwerer Bewaffnung und dreier – feiger – Schildwachen nur mit Glück sein Leben retten.

Auf vielfache Weise diskutiert Moscherosch das Verhalten der Soldaten. Philander, in der Gefahr, am Lotterleben Gefallen zu finden, beginnt über seine Situation und den Charakter seiner Kameraden nachzudenken. Vertreter anderer gesellschaftlicher Gruppen halten aus ihrer Sicht den Marodeuren ihre Verfehlungen vor, obwohl sie nach zwanzig Jahren Krieg selbst gelernt haben, nur den eigenen Vorteil zu suchen; ein Abt ironisiert die „Heldentaten“ und damit die soldatischen Tugenden überhaupt. Der allwissende Autor mischt sich immer wieder direkt in das Geschehen ein und gibt – zum Teil im Druck hervorgehoben – sein Urteil kund. Schuld am Niedergang des menschlichen Wesens ist der Verlust des christlichen Glaubens.

Man muß der Bearbeitung Walter E. Schäfers besonderen Respekt zollen. Sie macht eine wichtige Quelle für die Geschichte des 17. Jahrhunderts zugänglich und bietet einen weiteren Einstieg in die Prosaliteratur des Barock. Auch die Schule wird für die Ausgabe dankbar sein,

durch die Schüler mit den Hilfen, die der Pädagoge Schäfer beigelegt hat, eine Dichtung der frühen Neuzeit selbständig erfassen können.

*Karl Maier*

**Werner Scheurer, Abteikirche St. Peter und Paul Schwarzach. Kunstverlag Josef Fink, Lindenberg 1996, 32 Seiten. ISBN 3-391820-19-X.**

Man kann darüber froh sein, daß in letzter Zeit Ortenauer Kirchen immer mehr zum Objekt neuer sog. Kirchen- und Kunstführer werden. W. Scheurer legt mit diesem Heft einen Kirchenführer von Schwarzach vor, der sowohl inhaltlich wie gestalterisch überzeugt.

Zunächst bietet der Verfasser ein großartiges und dennoch sehr eng gefaßtes Kompendium benediktinischer oberrheinischer Ordensgeschichte, in die er Schwarzach hineinbettet. Pirmin gilt als Gründer von Schwarzach, das sich um die Wende des 11. zum 12. Jahrhundert an die Hirsauer Reform anschloß. Abteibrand 1298 und Bauernkrieg sind erste Tiefpunkte der Klostersgeschichte Schwarzachs. Auf und ab gehen die Geschehnisse der Abtei zusammen mit den geschichtlichen Großereignissen. Die Barockzeit bringt im Klosterbereich große Veränderungen; doch 1803 war das Ende durch den staatlichen Eingriff gekommen. Die nachklösterliche Geschichte ist insofern wichtig, als sie gerade in neuester Zeit die mittelalterliche Geschichte durch Grabungen und Funde erhellt. Übrig blieben eine monumentale Klosterkirche und geringe Reste der Klosteranlage. Übrig blieb eine bewußte Renovierung der Bausubstanz und ihrer Ausgestaltung. Es blieben Spuren verschiedenster Zeitschnitte der Kloster- und Kunstgeschichte, die in Schwarzach im Ganzen, aber noch mehr im Detail überzeugen.

W. Scheurer hat dies eindrucksvoll und zurückhaltend zugleich dargestellt. Die Bebilderung ist hervorragend gelungen,

die Informationen kommen, wie man heute sagt, gut herüber. Dies aber ist wohl die Hauptaufgabe von Kirchen- und Kunstführern heute.

*Dr. Dieter Kauß*

**Dieter Speck, Die vorderösterreichischen Landstände. Entstehung, Entwicklung und Ausbildung bis 1595/1602. Verlag Ploetz Freiburg/ Würzburg. 1994 Band 1: Untersuchung, 671 Seiten und Band 2: Materialsammlung, S. 673–988. ISBN 3-87640-433-9, Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg i. Br. 29.**

Dieses nunmehr grundlegende Werk zur Entstehung, Entwicklung und Ausbildung der vorderösterreichischen Landstände ist auch für die Ortenau wichtig, da die Landvogtei Ortenau zusammen mit der von Hagenau zum vorderösterreichischen Gebiet gehörte. Dieses umfaßte außerdem den Bereich Vorarlbergs, das Gebiet Schwäbisch-Österreich von Burgau bis Horb und Rottenburg sowie Vorderösterreich im engeren Sinn mit dem Oberelsaß, Sundgau, Breisgau, Teile des Mittel- und Südschwarzwalds und den vier Waldstädten.

In diesem Vorderösterreich entwickelten sich seit dem 14. Jahrhundert die sog. Landstände: der Prälatenstand, der Ritterstand und die sog. Landschaft aus Städten und Ämtern. Territorial gliederten sie sich in zwei Bereiche: Elsaß und Sundgau sowie Breisgau und Schwarzwald. Land- und Ausschußtage waren das offizielle Handlungsforum dieser Landstände.

Interessant ist etwa die Auswirkung der Landstände auf die Reformation. Zunächst betraf diese nur den dritten Stand der Landschaft. Aber ab 1550 sind zunehmend protestantische Ritterstandsmitglieder nachweisbar, so daß die Innsbrucker Regierung fast den gesamten Ritterstand als protestantisch ansah.

Die Landstände Vorderösterreichs sind nicht als einheitliche politische Kraft zu

verstehen; dazu waren sie zu heterogen, sowohl von ihrem Standesbewußtsein wie von dem sozialen Umfeld her. Die drei Stände bezweifelten auch nie die Legitimität und den Vorrang des Landesfürsten. Dennoch war ihr politisches Gewicht beachtlich, da sie stark in landesfürstliche Bereiche (z. B. Steuer- und Militärwesen, Wirtschaft und Soziales sowie Konfessionelles) eingedrungen waren und sich dort behaupten konnten.

Die Materialsammlung listet etwa 1600 Land- und Ausschußtage von 1399 bis 1599 nach Datum, Ort und Inhalt auf. Die Ortenau erscheint dabei nicht.

*Dr. Dieter Kaufß*

**Hansmartin Schwarzmaier – Gabriele Wüst, Die Bestände des Generallandesarchivs Karlsruhe. Teil 2: Urkundenbestände (1–45). Verlag W. Kohlhammer Stuttgart 1996, 430 Seiten, Veröffentlichungen der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg Band 39/2.**

Was wäre Orts- und Heimatgeschichte ohne Urkunden? Sie sind die vorherrschende Art von Quellen insbesondere für das Mittelalter und die frühe Neuzeit. Auf sie muß man zurückgreifen, um in der Gegenwart Geschichte für die Zukunft zu schreiben.

Dabei ist es seit Erscheinen dieses Buches leichter geworden, die entsprechenden Urkunden im Bad. Generallandesarchiv zu finden. Ein diffizil erarbeiteter und informativer Orts- und Personenindex hilft dabei sehr. Von den 45 aufgeschlüsselten Urkundenabteilungen des Generallandesarchivs sind für das Gebiet der Ortenau die von St. Georgen (12), Lahr-Mahlberg (27), Ettenheimmünster (27 a), Hanau-Lichtenberg (28), Schuttern (29), Gengenbach–Offenburg–Zell (30), Ortenau (31), Straßburg (33), Allerheiligen (34) sowie das Lehen- und Adelsarchiv (44) besonders wichtig und ergiebig.

Die Bestandsverzeichnisse informieren jeweils über den numerischen Umfang, über

die Archiverschließung und Literatur. Der Bestand wird dann beschrieben, charakterisiert und in seinen Lagerorten geschildert. Ergänzungsbestände im Generallandesarchiv werden genannt, so daß man gezielt weiterverwiesen ist.

Die Einzelangaben nennen die Generalakten (numerisch und zeitorientiert) sowie die Spezialakten nach Orten, Nummern und Datierung. Nichtbadische Orte sind extra aufgeführt. Damit macht die Arbeit mit Urkunden wieder Spaß, auch wenn diese dem Benutzer leider aus konservatorischen Gründen nicht mehr im Original vorgelegt werden können.

*Dr. Dieter Kaufß*

**Franz X. Vollmer: Offenburg 1848/49. Ereignisse und Lebensbilder aus einem Zentrum der badischen Revolution. Karlsruhe: Braun 1997, 532 Seiten, zahlr. Abbild.**

In den Jahren 1847 bis 1849 war Offenburg in aller Munde. Auf drei Großversammlungen in der Stadt – 12. September 1847, 19. März 1848, 13. Mai 1849 – wurden vom badischen Lager der republikanischen Demokraten jene Forderungen präsentiert, für die letztendlich vergeblich auf dem Schlachtfeld gekämpft werden mußte, die jedoch heute zum demokratischen Traditionsschatz unserer politischen Kultur zählen.

Im Bewußtsein der Tradition Offenburgs als Plattform und Drehschreibe historischer demokratischer Identität hat sich das Kulturamt der Stadt früher als andere mit den Vorbereitungen zur 150. Wiederkehr des Ereignisses der Badischen Revolution befaßt. Dabei bestand von Anfang an die Zielsetzung, für die Stadt und die Region der Ortenau wohlverstandene Basisarbeit zu leisten, dazu die authentischen Quellen der Zeit zu ermitteln, zu befragen und aus ihnen die Erkenntnisse über den Ablauf der Ereignisse, die Motivation und Interessenlage der Handlungsträger, die unterschiedlichen Handlungsebenen und

ihre Eingebundenheit in den städtischen Kontext zu konkretisieren. Manche Aktivitäten in vielen anderen badischen Städten wurden durch die Offenburger Initiative angestoßen und auf den Weg gebracht. Denn dies steht als Aufgabe vor uns allen, wenn nicht die anstehenden Gedenkfeiern in Gefahr geraten wollen, zu einem beliebigen Datum zu verkommen an dem sich die historische Unterhaltungsindustrie in Form von Kalendern, Volksfesten, Umzügen etc. bereichert, ohne daß danach Auswirkungen auf die politische Kultur unserer Gesellschaft zu spüren sind. Daß zugleich jede lokale Untersuchung dazu beiträgt, die Wissenslücken über das „historiographisch vernachlässigte Revolutionszentrum“ Baden (Dieter Langewiesche) kleiner werden und das allgemeine Revolutionsgemälde in eindrucksvolleren Farben leuchten zu lassen, war sicher ein hoch willkommener Nebeneffekt.

Wenn hier nach dem Offenburger Freiheitsheft vom Herbst 1996 eine weitere Publikation zur Demokratiegeschichte der Stadt und des deutschen Südwestens besprochen werden soll, so muß man jedoch auch von einem glücklichen Umstand reden, von dem viele andere Kommunen nur träumen können. Schließlich ist der profundeste Kenner der badischen Revolutionsgeschichte ein Sohn der Stadt und mit ihr auf mannigfache Weise verbunden. Was lag also näher, als ihn zu bitten, jene „merkwürdigen“ und zugleich „aufregenden Jahre“ zwischen 1847 und 1849 aus dem städtischen Blickwinkel heraus zu untersuchen. Um es vorweg zu nehmen: Dies ist dem Autor in gewohnter und das heißt überzeugender Art und Weise auch gelungen. Leider finden die Jahrzehnte davor, die Zeit des Übergangs von der freien Reichsstadt zur großherzoglichen Metropole Mittelbadens, der Entwicklung bürgerlich-demokratischen Selbstbewußtseins in der Stadt, der gesellschaftlichen Selbstaneignung des Politischen, in der Vollmerschen Veröffentlichung keine Berücksichtigung. Sie sollen

in einer eigenständigen Untersuchung gewürdigt werden. Daß diese noch nicht zur Verfügung des Lesers steht ist bedauerlich, wird doch vor allem der Nichtfachmann mitten hinein geworfen in die Ereignisgeschichte, ohne ausreichend über deren historische Bedingtheit informiert zu werden.

Was allerdings die Ereignisgeschichte anbelangt, ist es ein „echter Vollmer“ geworden. Leicht verständlich, anschaulich, konkret und didaktisch vorbildlich wird auf breitester Quellengrundlage die lokale Politik jener Zeit vermittelt, die Interessen und Ziele ihrer Vertreter analysiert und dennoch deren Eingebundensein in die badische, deutsche und europäische Entwicklung nie aus den Augen verloren.

Hommage an die demokratischen Wurzeln seiner Heimatstadt und der ganzen Ortenau, dies bezweckte der Autor mit seiner Publikation. Deswegen konnte und wollte er sich nicht mit der wenn auch beeindruckenden Beschreibung der badischen Revolution aus dem städtischen Blickwinkel heraus bescheiden. Strukturen und Tendenzen einer historischen Epoche spiegeln sich auch weiterhin am eindrucksvollsten in den handelnden und leidenden Personen der Zeit wider. Dem darstellenden Teil schließen sich deswegen ca. 150 Kurzbiographien und Lebensbilder von Personen an, die in das revolutionäre Geschehen dieser Jahre verwickelt waren. Dabei werden die Menschen dem Vergessen entrissen, die in der Stadt schon sehr früh „Demokratie gewagt“ und sich trotz persönlicher und wirtschaftlicher Gefährdung für Recht und Freiheit eingesetzt haben. Diese je nach Quellenlage unterschiedlich ausführlichen biographischen Abrisse schaffen demokratische Identität und wirken sicher über den unmittelbaren Anlaß der 150-Jahr-Feiern hinaus. Unter methodischen Gesichtspunkten wurde von einer alphabetischen Reihung der Biographien Abstand genommen. Statt dessen wurden die Beteiligten an der Revolution nach ihrer „primären“

Gruppenzugehörigkeit strukturiert, ohne allerdings näher zu erläutern, welches Kriterium für die Zuordnung zu bestimmten Gruppen von Revolutionären und Demokraten letztendlich maßgebend war. Ein Personenregister ermöglicht jedoch den unmittelbaren Zugang zu den einzelnen Personen.

Die Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Stadt findet eher am Rande Berücksichtigung. Dennoch ist Vollmers „Offenburg 1848/49“ ein gelungenes Beispiel dafür, wie kurzweilig und vergnüglich lange verschüttete demokratische Traditionen in der Geschichte einer Stadt zum Leben erweckt werden können, ohne oberlehrerhaften Zeigefinger und ohne missionarischen Eifer, allein durch die Schilderung der Menschen, ihrer Handlungen und Beweggründe im historischen Kontext. Wenn der Offenburger Oberbürgermeister in seinem Vorwort davon spricht, daß dieses Buch „einen Stamplatz in jeder Offenburger Bibliothek verdient“ habe, so hat er in zweifacher Hinsicht untertrieben. Es hat seinen Stamplatz nicht verdient, sondern erhebt Anspruch auf einen solchen. Zum andern ist es ein Revolutionsgemälde für die gesamte Ortenau, was die Bibliotheksstandorte erheblich ausweiten dürfte. Doch es muß vor allem in den Schulen präsent sein, eingebunden in den Geschichtsunterricht als Quellen- wie Lesebuch, wenn die 48/49er Revolution zu einer lebendigen Tradition unserer Geschichte und damit für die Zukunft unserer Demokratie fruchtbar werden soll.

*Dr. Kurt Hochstuhl*

**Gottfried Wiedemer, Dreifaltigkeitskirche Offenburg. 1. Auflage 1996, ISBN 3-931820-13-0, Kunstverlag Josef Fink, Lindenberg.**

Um die Jahrhundertwende hatte das Offenburger Kunsthandwerk einen guten Ruf weit über den mittelbadischen Raum hinaus. Seine Bildhauer und Glasmaler

waren auf internationalen Ausstellungen (z. B. Pariser Weltausstellung, 1900) vertreten und brachten hohe Auszeichnungen in die Ortenaumetropole. So ist es nicht verwunderlich, daß der Erzbischöfliche Baumeister Johannes Schroth bei der Ausstattung der neuen Dreifaltigkeitskirche fast ausschließlich Offenburger Künstler berücksichtigte. Granatenbeschüsse gegen Ende des Zweiten Weltkriegs setzten dem Gotteshaus schwer zu. Zur Zeit der ersten gründlichen Erneuerung 1958/59 war überall im Lande die Ausräumwelle in Schwung, von der wir im vergangenen Jahrbuch bei der Rezension des Werks B. M. Kremer, „Kunst und Kultur am Oberrhein“ (S. 677–680) sprechen mußten. Sie machte auch vor dem Gesamtkunstwerk „Dreifaltigkeitskirche Offenburg“ nicht halt, hielt sich aber doch noch in gewissen Grenzen.

Bei der Innenrenovation von 1995/96 wurde der Kirche viel von ihrer alten Schönheit zurückgegeben. Es ist mit ein Verdienst von Gottfried Wiedemer, daß die Deckengemälde von Augustin Kolb (Die acht Seligkeiten und Darstellungen aus Leben und Legende der Stadtpatronin St. Ursula) wieder freigelegt wurden. Die Granatenschäden wurden beseitigt, nachdem zuvor die Furnierplatten von 1959 entfernt worden waren.

Im vorliegenden Kirchenführer weist sich Wiedemer als einer der fundiertesten Kenner der Dreifaltigkeitskirche und ihrer Künstler aus. Es gelang ihm mit Hilfe der Enkelin des Bildhauers Peter Valentin, jene Offenburger Bürger zu identifizieren, die vor Jahrzehnten Modelle für die zahlreichen Apostel- und Heiligenfiguren standen. Damit hat er einen wichtigen Beitrag auch zur Offenburger Stadtgeschichte geliefert. Wertvoll sind auch die kurzen Biographien der beteiligten Künstler: Gebrüder Moroder, Augustin Kolb, Fidel Henselmann, Eugen Börner, Karl Vollmer, Peter Valentin, Alfred Erhart und Edzard Seeger.

*Werner Scheurer*

**Berthold Schaaf, Die Reise ins Uhrenland: Aus dem Leben des Schwarzwälder Uhrenhändlers Andreas Löffler in Cambridge (1839– 1843) Karlsruhe: Braun, 1997**

Es ist schon ein außergewöhnlicher Glücksfall, daß auf dem Rankhof bei St. Märgen ein Bündel Briefe sorgfältigst aufbewahrt wurde, das von einem gewissen Andreas Löffler stammt, der 1839 als 23jähriger gezwungen war, vom elterlichen Hof wegzuziehen, um in England als Uhrenverkäufer sein Glück zu machen. Die Arbeit war entbehrungsreich, aber lohnend, er hatte Erfolg, aber bereits vier Jahre später starb Andreas Löffler in der Fremde an einer Infektionskrankheit.

Berthold Schaaf ist es zu verdanken, daß diese wertvollen Dokumente aus dem Leben der kleinen Leute der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurden, und mit ihrer Auswertung vermittelt er dem Leser einen wertvollen Einblick in die Wirtschaftswelt des 19. Jahrhunderts mit ihren vielfältigen Handels- und Geschäftsverbindungen. Unterhaltend und informativ zugleich ergänzt B. Schaaf mit seinem fundierten Beitrag das Bild von den bäuerlichen Lebensbedingungen im Schwarzwald, die es erforderlich machten, über zusätzliche Einnahmequellen das zu ergänzen, was der karge Heimatboden seinen Bewohnern an Reichtum verwehrt.

Die sorgfältige Auswertung der Briefe vermittelt ein unmittelbares realistisches Bild der ausgefeilten internationalen Handelsverbindungen des Schwarzwälder Uhrmachergewerbes, wobei die Transportwege der Uhren, das ausgeklügelte Bestellwesen und der Ablauf des Vertriebs in England (in erster Linie Hausierhandel) ausführlich beschrieben werden.

In den großzügig zitierten Briefstellen und dem gut ausgewählten ergänzenden Dokumentations- und Bildmaterial werden darüber hinaus so viele liebenswerte Details angesprochen, daß der Leser sich zugleich ein recht genaues Bild von den Lebensbedingungen und dem Alltag des sog. kleinen Mannes zu machen vermag. Ob Fahrtkosten, Reisebedingungen, Speditionswesen, der Umgang mit Eltern und Geschwistern oder die Modalitäten des Militärdienstes im Großherzogtum Baden – all diese Informationen ergänzen facettenreich das Bild der Zeitumstände.

B. Schaaf, Verfasser eines bekannten Standardwerkes über Schwarzwalduhren, hat dieser umfassenden Darstellung zur Geschichte und Technik der Schwarzwalduhren mit seinem neuen Buch ein liebenswert-menschliches Kapitel hinzugefügt, das Aufschluß gibt über die Organisation des weltweiten Handels mit einem Produkt, das noch heute als unverwechselbares Markenzeichen des Schwarzwalds gilt.

*Jürgen Franck*



**Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Quellen zur Verfassung von Württemberg-Baden, 1. Teil. Bearbeitet von Peter Sauer, 388 Seiten. W. Kohlhammer, Stuttgart 1995.**

Die Texte des vorliegenden Bandes vermitteln einen Einblick in die Schwierigkeiten, unter denen die Grundlagen unserer Demokratie gelegt wurden. Die Protokolle (April–Juni 1946) der Sitzungen des Verfassungsausschusses der Vorläufigen (ernannten) Volksvertretung zeigen, daß eine ganze Reihe demokratischer Grundbegriffe nicht ohne weiteres konsensfähig waren. Die Formulierungen, welche die Vertreter von CDU, SPD, DVP und KPD diskutierten, gingen nicht nur von juristischen Zielsetzungen aus. Einmal sollte die neue Verfassung das Volk bewußt zur Demokratie erziehen, zum ändern mußten die herrschenden politischen Verhältnisse berücksichtigt werden. Wie konnte man den Menschen die Grundrechte plausibel machen, wenn die Besatzungsmacht und die deutsche Verwaltung immer wieder in das Recht z. B. auf Eigentum eingriffen? Was bedeutet Freiheit? Wie viele Rechte sollte man Ausländern einräumen, wo auf absehbare Zeit keine Gleichbehandlung für Deutsche im Ausland zu erwarten war? Einflüsse von außen wirkten ein: Die Wünsche der Besatzungsmacht – sie hatte befohlen, die Verfassung zu entwerfen, und wird die Vorlage annehmen oder ablehnen –, die Mentalität des Volkes, der erhoffte Zusammenschluß mit den anderen Ländern des alten deutschen Reiches. So gehen die „Quellen“ weit über das Ringen um trockene Verfassungsartikel hinaus und bieten eine Bestandsaufnahme des politischen Bewußtseins der frühen Nachkriegszeit, dargestellt von der Elite eines Landes.

*Karl Maier*

## Periodika aus der Region

Landesverein Badische Heimat e.V. (Hg.), Schriftleitung: Heinrich Hauß, Badische Heimat, Zeitschrift für Landes- und Volkskunde, Natur-, Umwelt- und Denkmalschutz, 4 Hefte, 1996, zus. 735 Seiten, zahlreiche, z. T. mehrfarbige Abbildungen, Karlsruhe.

Ortenaukreis (Hg.), Gabriele Bohnert (Schriftleitung), Geroldsecker Land, Jahrbuch einer Landschaft 38/1996. 204 Seiten, zahlreiche, z. T. mehrfarbige Abbildungen. Lahr 1996.

Stadt Bühl, Stadtgeschichtliches Institut Bühl (Hg.), Bühler Heimatgeschichte, Nr. 10/1996, 88 Seiten, viele, z. T. mehrfarbige Abbildungen.

Heimatbund Auenheim (Hg.), Heimatgruß 1996, 78 Seiten mit Abbildungen.

Verein für Heimatpflege Goldscheuer, Marlen, Kittersburg, s'Bliwisel, Jahresrückblick und Chronik 1996, 78 Seiten mit Abbildungen.

Christel Feger, Hans Göppert, Albin Hansert (Hg.), Hohberger Notizen 1996, 112 Seiten mit Abbildungen.

Historischer Verein für Mittelbaden, Mitgliedergruppe Rheinau (Hg.), Aus der Stadt Rheinau, Heft 25/1996: Die Geschichte des Unteren Hanauerlandes, 27 Seiten.

Heft 26/1996: Sagen aus Rheinau, zusammengestellt von der Deutsch-Arbeitsgemeinschaft der Realschule Rheinau, 63 Seiten.

Förderverein Dorfgeschichte Windschlag (Hg.), D'r Windschläger Bott 1996, 48 Seiten mit Abbildungen.

## Autorenverzeichnis

Dr. Josef Bayer, Nikolaus-Schrempp-Straße 30, 77749 Hohberg 1

Dr. Bernd Boll, Reischstraße 9 A, 79102 Freiburg

Ulrich Burgert, In den Matten 7, 77652 Offenburg

Dr. Ulrich Coenen, Robert-Koch-Straße 49, 77815 Bühl

Stefan Fassbinder, Zur Schmiede 66, 33098 Paderborn

Landrat Günter Fehringer, Postfach 19 60, 77609 Offenburg

Gerhard Finkbeiner, Modoscher Straße 24, 77978 Schuttertal

Dr. Hans-Joachim Fliedner, Kulturamt Offenburg,  
Wilhelm-Bauer-Straße 16, 77652 Offenburg

Dr. Suso Gartner, Bühler Seite 4, 77815 Bühl

Ernst Gutmann, Leiberstunger Straße 3, 77836 Rheinmünster-Stollhofen

Dr. med. et phil. André-Marc Haarscher, 20 rue Erwin,  
F-67000 Strasbourg

Dr. Wolfgang M. Gall, Max-Immelmann-Straße 2, 77654 Offenburg

Rainer Hennl, Viktoriastraße 17, 76133 Karlsruhe

Ralf Bernd Herden, Am Brühl 7, 77776 Bad Rippoldsau

Manfred Hildenbrand, Georg-Neumaier-Straße 15,  
77716 Hofstetten-Haslach

Gerhard Hoffmann, Oppelner Straße 8, 76437 Rastatt

Heinz G. Huber, Erbstraße 19a, 77704 Oberkirch-Nußbach

Dr. Bernhard Klär, Friedrichstraße 42, 77654 Offenburg

Dr. Manfred Merker, Wilhelm-Hamm-Straße 16, 77654 Offenburg

Dr. Jeanne Peipers, Agrippinenstraße 3, 53115 Bonn 1

Dr. Hans-Martin Pillin, Albert-Köhler-Straße 22, 77883 Ottenhöfen

Harald Rosmanitz M.A., Keramikmuseum Westerwald, Lindenstraße,  
56203 Höhr-Grenzhausen

Dr. Martin Ruch, Museum im Ritterhaus, Ritterstraße 10, 77652 Offenburg

Dr. Eckart Rüschi, Pantaleonsplatz 15, 48161 Münster (Roxel)

Louis Schlaefli, Collège Episcopal Saint Etienne, 2 rue de la Pierre Large,  
F-67084 Strasbourg – CEDEX

Adolf Schmid, Steinalde 74, 79117 Freiburg

Frank Schrader, Klosterweg 28 E 511, 76131 Karlsruhe

Birgit Seitz, An der Wiede 7, 77652 Offenburg

Ludwig Uibel, Dannemannstraße 6, 79117 Freiburg

Karl Volk, Untertal 19, 78098 Triberg-Gremmelsbach

Prof. Dr. Franz X. Vollmer, Gottfriedstraße 18, 79102 Freiburg

Dr. Johannes Werner, Steinstraße 21, 76477 Elchesheim

Manuel Yupanqui Werner, Im Haltinger 20, 79117 Freiburg

# DER HISTORISCHE VEREIN FÜR MITTELBADEN e.V.

gibt zur Weckung und Förderung der Heimatliebe und Heimatkenntnis die  
Zeitschrift

## „Die Ortenau“

als Jahresband heraus. Ur- und Frühgeschichte, die Entwicklung zur  
Gegenwart, Siedlungs- und Ortsgeschichte, Kulturgeschichte, Familien-  
forschung und Flurnamen, Kunst und Sprache, Sage und Brauchtum, Le-  
bensgeschichten bekannter mittelbadischer Persönlichkeiten können Auf-  
nahme finden.

Anmeldungen zum Verein nehmen die Geschäftsstelle 77605 Offenburg,  
Postfach 15 69, sowie die Obleute der Mitgliedergruppen jederzeit entge-  
gen.

Nach der Wahl in der Mitgliederversammlung 1996 in Oppenau setzen  
sich der Vorstand und Beirat des Vereins zusammen aus:

Dr. Dieter Kauß, Präsident, Hildastraße 89, 77654 Offenburg,  
Tel. 07 81 / 8 05-5 34

Kurt Klein, 1. stellvertr. Präsident,  
Haselwanderstraße 11, 77756 Hausach i. K., Tel. 0 78 31 / 61 25

Manfred Hildenbrand, 2. stellvertr. Präsident,  
Georg-Neumaier-Straße 15, 77716 Hofstetten-Haslach i. K.,  
Tel. 0 78 32 / 28 67

Karl Maier, Redakteur der „Ortenau“,  
Jakobstraße 6, 77767 Appenweier, Tel. 0 78 05 / 6 95

Theo Schaufler, Kassen- und Geschäftsführung,  
Postfach 15 69, 77605 Offenburg, Tel. 07 81 / 2 41 68

Leiter der Fachgruppen:

Fachgruppe Archäologie:

Josef Naudascher, Schmiedeweg 23, 77972 Mahlberg, Tel. 0 78 25 / 74 84

Fachgruppe Denkmalpflege:

Dr. Dieter Kauß, Hildastraße 89, 77654 Offenburg, Tel. 07 81 / 8 05-5 34

Fachgruppe für neuere und Zeitgeschichte:

Dr. Wolfgang Gall, Max-Immelmann-Straße 2, 77654 Offenburg,  
Tel. 07 81 / 3 77 39

Fachgruppe Museen:

Horst Brombacher, Großsteinfeld 1, 77855 Achern, Tel. 0 78 41 / 13 47

Fachgruppe Grenzüberschreitende Zusammenarbeit:

Carl Helmut Steckner, Honsellstraße 8, 77694 Kehl, Tel. 0 78 51 / 39 94

Fachgruppe Grenzstein-Dokumentation:

Dr. Gernot Kreuz, Am Hungerberg 3, 77654 Offenburg-Zell-Weierbach,  
Tel. 07 81 / 3 03 65

Fachgruppe Flurnamen und Mundart:

Dr. Ewald Hall, Sundgauallee 26, 79110 Freiburg/Br.,  
Tel. 07 61 / 8 81-15 53

Fachgruppe Jüdische Geschichte und Kulturgeschichte in der Ortenau:

Jürgen Stude, Hauptstr. 14, 77948 Friesenheim-Oberweier,  
Tel. 0 78 21 / 6 78 20

Fachgruppe Bergwesen:

Helmut Decker, Hausäcker 12, 77883 Ottenhöfen  
Tel. 0 78 42 / 13 68

Beiräte:

Dr. Hans-Joachim Fliedner, Espenstraße 24, 77656 Offenburg

Josef Naudascher, Schmiedeweg 23, 77972 Mahlberg

Erwin Steurer, Metzgerstraße 14, 77933 Lahr

Ursula Schäfer, Sommerstraße 34, 76534 Baden-Baden-Steinbach

Rainer Fettig, Straßburger Straße 6, 77728 Oppenau

Gerhard Hoffmann, Oppelner Straße 8, 76437 Rastatt

Rudolf Zwahl, Ludwig-Trick-Straße 17, 77694 Kehl

Mitgliedergruppen:

- 77855 Achern: Horst Brombacher, Großsteinfeld 1, Tel. 0 78 41 / 13 47
- 77767 Appenweier: Karl Maier, Jakobstr. 6, Tel. 0 78 05 / 6 95
- 76530 Baden-Baden: Hannes Leis, Steinstr. 1, Tel. 0 72 21 / 2 42 93
- 77740 Bad Peterstal-Griesbach: Siegfried Spinner, Renchtalstr. 17,  
Tel. 0 78 06 / 5 33
- 77781 Biberach i. K.: Wolfgang Westermann, Sonnenhalde 7,  
Tel. 0 78 35 / 83 09
- 77815 Bühl/Baden: Egon Schempp, Meisenstr. 2, Tel. 0 72 23 / 2 13 05
- 77955 Ettenheim: Bernhard Uttenweiler, Sonnenberg 14,  
Tel. 0 78 22 / 58 00
- 77723 Gengenbach: Eugen Lang, Kastanienweg 1, Tel. 0 78 03 / 10 48
- 77716 Haslach i. K.: Manfred Hildenbrand, Hofstetten,  
Georg-Neumaier-Str. 15, Tel. 0 78 32 / 28 67
- 77756 Hausach: Kurt Klein, Haselwanderstr. 11, Tel. 0 78 31 / 61 25
- 77749 Hohberg: Helmut Dorgathen, Große Ritti 12, Tel. 0 78 08 / 5 81
- 78132 Hornberg-Triberg: Wolfgang Neuss, Hohenweg 46, Hornberg,  
Tel. 0 78 33 / 66 31
- 77694 Kehl-Hanauerland: Prof. Dr. Rolf Kruse, Korker-Wald-Str. 1,  
Kehl-Kork, Tel. 0 78 51 / 16 27
- 77933 Lahr/Friesenheim: Ekkehard Klem, Jasminstr. 28,  
77948 Friesenheim,  
Tel. 0 78 21 / 6 22 02
- 77974 Meißenheim: Karl Schmid, Friederike-Brion-Weg 7,  
Tel. 0 78 24 / 23 62
- 77743 Neuried: Frank Moser, Kirchstr. 13,  
Tel. 0 78 07 / 35 37

- 77784 Oberharmersbach: Karl-August Lehmann, Küblerweg 4,  
Tel. 0 78 37 / 2 88
- 77704 Oberkirch: Horst Schneider, Stadtgartenstr. 7, Tel. 0 78 02 / 46 29
- 77656 Offenburg: Dr. Hans-Joachim Fliedner, Espenstr. 24,  
Tel. 07 81 / 5 65 38
- 77799 Ortenberg: Hermann Litterst, Rathaus, Tel. 07 81 / 3 20 51
- 77728 Oppenau: Rainer Fettig, Straßburger Str. 6, Tel. 0 78 04 / 20 24
- 76437 Rastatt: Gerhard Hoffmann, Oppelner Str. 8, Tel. 0 72 22 / 2 29 01
- 77866 Rheinau: Walter Demuth†
- 77836 Rheinmünster: Ernst Gutmann, Leiberstunger Str. 3,  
77836 Rheinmünster-Stollhofen, Tel. 0 72 27 / 58 32
- 77871 Renchen: Erich Huber, August-Ganther-Str. 6, Tel. 0 78 43 / 77 37
- 77776 Schapbach: Johannes Furtwängler, Festhallenstr. 1,  
77776 Bad Rippoldsau 2, Tel. 0 78 39 / 3 78
- 77761 Schiltach: Theo Becker, Hansjakobstr. 28, 77773 Schenkenzell  
Tel. 0 78 36 / 24 42
- 77746 Schutterwald: Artur Hohn, Bahnhofstr. 4, Tel. 07 81 / 5 23 81
- 77960 Seelbach-Schuttertal: Gerhard Finkbeiner, Modoscher Str. 24,  
77978 Schuttertal, Tel. 0 78 23 / 6 04
- 77790 Steinach: Peter Schwörer, Im Kirchgrün 17, Tel. 0 78 32 / 86 56
- 77709 Wolfach: Ernst Bächle, Messnergasse 6, Tel. 0 78 34 / 66 26
- 76534 Yburg: Ursula Schäfer, Sommerstr. 34,  
76534 Baden-Baden-Steinbach, Tel. 0 72 23 / 5 89 82
- 77736 Zell a. H.: Franz Breig, Steinenfeld 22, Tel. 0 78 35 / 16 03
- Überregionale Mitgliedergruppe (früher Hauptverein): Theo Schaufler,  
Postfach 15 69, 77605 Offenburg, Tel. 07 81 / 2 41 68

Beiträge für unser Jahrbuch „Die Ortenau“ sind bis spätestens 1. April jeweils an die Schriftleitung zu richten. Bitte nur druckfertige Originalbeiträge! Für Inhalt und Form der Arbeiten sind die Verfasser verantwortlich. Die Zeit der Veröffentlichung der angenommenen Arbeiten muß sich die Schriftleitung vorbehalten. Der Abdruck aus der „Ortenau“ ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet, die sich alle Rechte vorbehält. Für unverlangte Manuskripte und Besprechungsstücke kann keine Haftung übernommen werden. Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt. Besprechungsstücke sind ebenfalls an die Schriftleitung zu senden.

Die Verfasser erhalten 10 Autorenexemplare ihrer Beiträge unberechnet.

Bestellungen auf noch lieferbare Jahrbücher sowie die Registerbände I (1910–1981) und II (1982–1990) nimmt die Geschäftsleitung (Postfach 15 69, 77605 Offenburg) entgegen, soweit noch Exemplare vorhanden sind.

Damit unsere Jahresbände, aber auch andere für unsere Vereinsbibliothek wertvolle Literatur aus Nachlässen verstorbener Mitglieder nicht verlorengehen, bitten wir die betreuenden Erben, sich mit unserer Geschäftsstelle in Verbindung zu setzen. Wir könnten dann auch den zahlreichen Wünschen auf Lieferung früherer Jahrbücher besser nachkommen.

Laut Beschluß der Jahresversammlung 1988 beträgt der Jahresbeitrag derzeit:

- 30,- DM für natürliche Personen und Schulen
- 50,- DM für juristische Personen und Körperschaften

Spenden sind erwünscht und werden dankbar angenommen.

Der Historische Verein für Mittelbaden e.V. ist nach dem Freistellungsbescheid des Finanzamtes Offenburg vom 5. Mai 1995 nach § 5 Abs. 1 Nr. 9 KStG von der Körperschaftssteuer befreit, weil er ausschließlich und unmittelbar steuerbegünstigten gemeinnützigen Zwecken im Sinne der §§ 51 ff. AO. dient.

Die Mitglieder der Mitgliedergruppen entrichten den Jahresbeitrag an deren Rechner, die Mitglieder der überregionalen Mitgliedergruppe (die also keiner Mitgliedergruppe angehören) überweisen auf die Konten des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V. (Volksbank Offenburg: Nr. 6 295 509, BLZ 664 900 00, Sparkasse Offenburg/Ortenau: Nr. 00-361 618, BLZ 664 500 50 oder Konto Nr. 6057-756, Postbank Karlsruhe, BLZ 660 100 75).